

LEBEN UND WERK CAROLINE FLIEDNERS GEB.  
BERTHEAU, DER ZWEITEN VORSTEHERIN DER  
DIAKONISSEN-ANSTALT KAISERSWERTH

INAUGURALDISSERTATION ZUR ERLANGUNG DES  
AKADEMISCHEN GRADES EINES DR. PHIL. DEM FACHBEREICH 1  
DER UNIVERSITÄT SIEGEN VORGELEGT

KATRIN IRLE

SIEGEN, IM NOVEMBER 2002

GUTACHTERIN: FRAU PROF. DR. U. GAUSE

FACHBEREICH 1 / EV. THEOLOGIE

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Januar 2003

Prüfer: Frau Prof. Dr. U. Gause, Universität Siegen

Herr Prof. Dr. A. Staats, Universität Siegen

**urn:nbn:de:hbz:467-257**

<b>Vorbemerkung</b>	<b>4</b>
<b>I. Einführung</b>	<b>5</b>
1. Fragestellung	5
2. Überblick über die Forschungslage	10
2.1 19. Jahrhundert: „Erbauliche“ Darstellungen	10
2.2 Darstellung der zweiten Vorsteherin von Kaiserswerth im 20. Jahrhundert	11
3. Quellen	15
<b>II. Prägungen und Entwicklung: Herkunft und erste Lebensabschnitte von Caroline Bertheau – die Jahre 1811-1843</b>	<b>16</b>
1. Die hugenottischen Wurzeln der Familie Bertheau	17
2. Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Geschichtliche, soziale und religiöse Situation	24
2.1 Die geschichtliche Situation Hamburgs im beginnenden 19. Jahrhundert	24
2.2 Die soziale Situation in Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts	27
2.3 Das religiöse Leben in Hamburg im beginnenden 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Erweckungsbewegung	32
3. Die Familie Bertheau als Angehörige des Hamburger Bürgertums: Implikationen und Einflüsse	46
3.1 Der Beruf des Vaters	47
3.2 Das Hamburger Bürgertum	50
4. Mädchenbildung	66
Exkurs: Amalie Sieveking (1794-1859)	74
5. Die berufliche Entwicklung Caroline Bertheaus (1831-1843)	89
Exkurs: Der Brief im 19. Jahrhundert	91
5.1 Erzieherin in Depenau und Lehmkuhlen (1831-1840)	94
5.2 „Trachtet nicht nach solchen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.“ Oberaufseherin für die weibliche chirurgische Station des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg, St. Georg (1840-1843)	99
6. Zusammenfassung	109
<b>III. Caroline Fliedner als Ehefrau und Mutter sowie die Entwicklung ihrer Religiosität: Die Jahre 1843-1864 in privatim</b>	<b>112</b>
Exkurs: Gründerfiguren und Gestalt der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth am Vorabend der Eheschließung von Caroline Bertheau und Th. Fliedner am 29. Mai 1843	112
1. „Ich trage in mir die Ueberzeugung, daß, indem ich Fliedners Antrag annahm ein Wille Gottes über mir in Erfüllung ging“ – Caroline an der Seite Th. Fliedners	122

1.1	Von der Elbe an den Rhein	122
1.1	Die Ambivalenz der Selbstverleugnung: Selbstverleugnung als Negation subjektiven Empfindens und Selbstverleugnung als Sicherung der Autonomie und Instrument zur Emanzipation	130
<b>2.</b>	<b>Caroline als Mutter</b>	<b>151</b>
2.1	Mutterschaft und Berufstätigkeit: Rivalität oder Kompatibilität? – die Ausgangsposition	151
2.2	„Meiner Augen Lust u. meines Herzens Freude“	153
<b>3.</b>	<b>„Der Herr fordert viel von mir; aber er weiß, was er fordert“ – Gottvertrauen als Instrument zur Lebensbewältigung</b>	<b>162</b>
3.1	Frömmigkeit als Diktat des Gatten: „Wir beide sind auf so grüne Weide geführt worden von unserm guten Hirten unser Leben lang [...], daß Du gewiß mit mir in den Entschluß einstimmen wirst: Wir wollen seine Schäflein bleiben“	163
3.2	Konfessionelle Identifikation: Zur Bedeutung des Luthertums für Caroline	182
<b>4.</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>185</b>
<b>IV.</b>	<b>Amt und Amtsausübung bei Caroline Fliedner</b>	<b>189</b>
<b>1.</b>	<b>„Die Pöbelherrschaft ist [...] arg“: Die politische Situation im Rheinland</b>	<b>189</b>
<b>2.</b>	<b>Die evangelische Kirche im Rheinland im 19. Jahrhundert</b>	<b>196</b>
<b>3.</b>	<b>Übersicht über die Entwicklung der Diakonissen-Anstalt zwischen 1843 und 1883</b>	<b>202</b>
<b>4.</b>	<b>Das Amt der Vorsteherin in Instructionen, Hausordnungen und sonstigen Publikationen zwischen 1839 und 1883 – theoretischer Hintergrund</b>	<b>207</b>
<b>5.</b>	<b>Carolines Umsetzung der Instruction</b>	<b>221</b>
5.1	Caroline im Spannungsfeld zwischen Aufrechterhaltung der Ordnungen und der Wahrung der Interessen der Schwesternschaft	221
5.2	„Die Arbeitslast ist erträglich“ - Carolines Amtswahrnehmung an der Seite ihres Gatten (1843-1864)	227
5.3	„Es liegt auf der Hand, daß ein berufsloses Leben bei unserer Neigung zur Selbstsucht viel mehr Elend uns bringt, als eine tüchtige Arbeit, die uns von dem elenden Ich abzieht“ – Carolines Amtswahrnehmung nach dem Tod Th. Fliedners (1864-1883)	242
<b>6.</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>254</b>
<b>V.</b>	<b>„Die letzte aus der ersten Generation.“ Caroline Fliedner nach dem Tod ihres Gatten: Die Jahre 1864-1892 in privatim</b>	<b>257</b>
<b>1.</b>	<b>„Ihr würdet dann die Freude haben, alle 10 Geschwister noch einmal vereinigt zu sein“: Caroline als Garantin für Kontinuität in der eigenen Familie</b>	<b>257</b>
<b>2.</b>	<b>„Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ 1. Kor 15, 55 – Frömmigkeit und Tod Carolines</b>	<b>277</b>
<b>3.</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>286</b>
<b>VI.</b>	<b>Epilog</b>	<b>288</b>

<b>VII. Quellen- und Literaturverzeichnis</b>	<b>298</b>
1. Quellen	298
2. Sekundärliteratur	302

## Vorbemerkung

Die Idee zu einer Dissertation über Caroline Fliedner geb. Bertheau entstand im Sommer 2000 in Kaiserswerth, als die Archivarin des Fliedner-Archivs, Frau Eva Schrepf, nachdrücklich darauf hinwies, dass eine wissenschaftliche Untersuchung der zweiten Vorsteherin des Diakoniewerks Kaiserswerth trotz ihres umfangreichen Nachlasses auch nach mehr als 100 Jahren nach ihrem Tod noch immer ein Desiderat der Forschung wäre.

Mein Dank gilt zuerst meiner „Doktormutter“ Frau Prof. Dr. Ute Gause, die mir einerseits weitgehende Forschungsfreiheit gewährte, andererseits stets ein offenes Ohr für die Schwierigkeiten und Probleme der Arbeit hatte und mich fachlich auf allen Stufen der Arbeit kritisch begleitet hat. Herrn Prof. Dr. Jürgen Reulecke danke ich für die Übernahme eines Gutachtens im Rahmen des Promotionsverfahrens.

Zum fachlichen Gelingen der Arbeit haben maßgeblich die Mitarbeiter der Fliedner-Archivs in Kaiserswerth beigetragen. Die Möglichkeit, das Leben Caroline Fliedners auch aus der Sicht ihrer Familie zu zeichnen, verdanke ich den hervorragenden privaten Archiven der Familien Fliedner und Bertheau, die mir großzügig und überaus entgegen kommend umfassenden Zugang gestatteten. Frau Prof. Irmela Fliedner, Hamburg, stellte mir exzellente Dokumente und Fotografien zur Verfügung. Herr Dr. Jochen Bertheau, Besigheim, gewährte mir Zugang zu einem ausgezeichneten Familienarchiv und genehmigte mir großzügig die rasche Aufnahme umfangreicher Archivalien durch Vervielfältigung. Herr Hermann Bertheau, Osnabrück, schließlich bemühte sich, in Hamburg Quellen aufzufinden, die nun auch Licht auf einen Lebensabschnitt Caroline Fliedners werfen, der aufgrund der Hauptquellen lange Zeit weitgehend im Dunkeln zu bleiben schien.

Die Fertigstellung der Arbeit wäre nicht möglich gewesen, wenn ich nach der Geburt meines Sohnes Felix im Jahr 2001 nicht durch seine flexible Betreuung einerseits durch meine Eltern Frau Edith und Herrn Heinrich Irle, andererseits durch meine Schwiegereltern Frau Helga und Herrn Peter Walger massiv entlastet worden wäre. Meinem Vater verdanke ich überdies die Übersetzung umfangreicher spanischer Dokumente ins Deutsche; meinen Schwiegereltern Rat bei manchen inhaltlichen Fragen. Mein Mann Roland schließlich befruchtete die Niederschrift durch eine objektivierende, technische Aussenperspektive. Und auch Felix hat maßgeblich zum Verständnis der Protagonistin der Arbeit beigetragen. Euch allen herzlichen Dank!

Last but not least danke ich Frau Annette Schäfer für die umfassende Unterstützung während der letzten Monate. Über die Korrektur der Endfassung hinaus verdanke ich ihr zahlreiche inhaltliche und formale Anregungen, ohne die die Arbeit jetzt eine andere wäre, und v.a. auch manche Ermutigung, die stets zum richtigen Zeitpunkt kam.

Siegen, im November 2002

## I. Einführung

„**Es ist ein köstlich Vorrecht, Diaconissinn sein, oder irgendwie dies selige Amt fördern**“<sup>1</sup> schrieb Caroline Fliedner geb. Bertheau ein gutes Jahr nach ihrer Heirat mit Th. Fliedner und ihrer Einführung in das Amt der Vorsteherin. Uneingeschränkt positiv gegenüber ihren Aufgaben stand Caroline fast 40 Jahre neben bzw. unter dem Vorsteher an der Spitze der Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt – und dennoch verschwand sie, ohne dass zu diesem Zeitpunkt bereits eine mehr als erbauliche Auseinandersetzung mit ihrer Person stattgefunden hatte, zu Beginn der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts völlig im Schatten ihrer Vorgängerin Friederike Fliedner geb. Münster, der ersten Frau Th. Fliedners und Mitbegründerin des Werkes. Während Caroline Fliedners Amtszeit wuchs die Kaiserswerther Schwesternschaft um über 1350% von 47 auf 638 Frauen. Als unmittelbare Vorgesetzte der Schwestern dürfte ihr ein nicht unwesentlicher Anteil an dieser „Erfolgsgeschichte“ zugekommen sein, was die wissenschaftliche Aufarbeitung des Lebens Caroline Fliedners als längst überfälliges Postulat erscheinen lässt.

Eine Biografie über Caroline Fliedner verspricht eine Lücke in der Diakoniegeschichtsschreibung zu schließen, da der Person und dem Amt der Vorsteherin in allen Diakonissen-Anstalten von Anfang an große Wichtigkeit beigemessen wurde und das Kaiserswerther Mutterhaus Paradigma für die Gründung zahlreicher Mutterhäuser im In- und Ausland während ihrer Amtszeit war. Der Modus ihrer Amtswahrnehmung war richtungweisend für die Besetzung und Ausübung des Amtes der Vorsteherin in den verschiedensten diakonischen Einrichtungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet wurden.

### 1. Fragestellung

Zahlreiche Untersuchungen zur Frauendiakonie sind im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert vorgenommen worden – Studien, die verschiedene Aspekte des sozialen Protestantismus’ im 19. Jahrhundert erforscht haben. Überwiegend geleitet von einem historischen Interesse, lag der Fokus meist auf der Entwicklung der zahlreichen Mutterhäuser und Anstalten, die gegründet wurden, einer Auseinandersetzung mit den verschiedenen Organisationsformen sowie ihren (überwiegend) männlichen Gründern. Nur Wenige seien an dieser Stelle genannt. Quasi initiiert wurde diese Art der Diakoniegeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert durch UHLHORN, G.. In seinem Werk „Die christliche Liebestätigkeit“ widmete er zwar einem Kapitel den Titel „Die Mitarbeit des weiblichen Geschlechts“ und führt gleich im zweiten Satz desselben aus „Für den Protestantismus ist dieses *Hervortreten der Frau* etwas Neues“, doch was folgt, nimmt die in dem Satz implizierte Aktivität der Frau zugunsten völliger Passivität zurück. Frauen erscheinen mit Ausnahme von Amalie Sieveking und Elisabeth Fry als Instrumente, derer sich Männer zum Auf- und Ausbau der christlichen Liebestätigkeit bedienen. Derselben Tradition folgen die 1905 und 1928 erschienen Darstellungen v.D. GOLTZS, E. „Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche“ und GROBMANNNS, G., „Die Mitarbeit der Frau in der evangelischen Liebestätigkeit in Deutschland von 1800 bis 1928“. Zu Dank erscheinen Frauen in diesen Darstellungen Männern dadurch implizit verpflichtet, als die Publikationen die schöpfungsmäßige Bestimmung der unverheirateten Frau im Dienst am Nächsten quasi nachweisen.

Während die Richtung der meisten diakoniegeschichtlichen Publikationen in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts keine wesentlichen Modifikationen erfuhr, traten in diesem Jahrzehnt zwei Frauen mit Veröffentlichungen hervor. 1961 veröffentlichte STICKER, A., ein Quellenbuch, das versprach gleichermaßen Aufschluss über die Mitbegründerin der

---

<sup>1</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. August 1844.

Kaiserswerther Anstalten, Friederike Fliedner, wie über die Anfänge der Frauendiakonie im allgemeinen zu geben. Geleitet von einem dezidiert feministischen Interesse suchte sie Friederike Fliedner als um die Emanzipation der Frau bemüht auszuweisen, was mehr oder minder dadurch gelingt, dass nur wenig Material zu der zweiten Frau Th. Fliedners überliefert ist und die Interpretationsspielräume dementsprechend groß sind. 1964 untersuchte PAULSEN, A., die Frauenbewegung in ihrem Buch „Aufbruch der Frauen“ in Korrelation zur Frauenbewegung. Parallel wurde die „klassische Richtung“ perpetuiert.

1960 veröffentlichte SCHAUER, H., „Frauen entdecken ihren Auftrag“. Völlige Aufopferung erscheint hier als die einer Frau angemessene Haltung, die in der weiblichen Diakonie zu ihrer Eigentlichkeit findet. Da es PHILIPPI, P., in seiner 1966 erschienenen Habilitationsschrift „Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes“ um eine motivgeschichtliche Untersuchung des Diakonissenamtes ging, kann nicht verwundern, dass die Leistungsträgerinnen der Kaiserswerther Diakonie keinerlei Würdigung erfahren. Selbstverständlich kommen Frauen als Handelnde auch in der komparativen Studie GÖTZELMANNs, A., von 1997 „Die Straßburger Diakonissenanstalt – ihre Beziehungen zu den Mutterhäusern in Kaiserswerth und Paris“ nicht in den Blick.

Ende der 80er Jahre veröffentlichte PRELINGER, C.M., den Aufsatz „Die deutsche Frauendiakonie im 19. Jahrhundert. Die Anziehungskraft des Familienmodells“, in dem sie die These vertrat, dass es Th. Fliedner mit dem am Modell der bürgerlichen Familie orientierten Mutterhausgedanken gelang, der bürgerlichen Frauenbewegung subversiv entgegenzuarbeiten. SCHMIDT, J., proklamiert in ihrer 1998 erschienenen Dissertation die Attraktivität der Kaiserswerther Anstalten als Versorgungsanstalten besonders für den unteren Mittelstand und die Unterschicht. GAUSE, U., urteilt über beide Arbeiten: „Studien wie die von Catherine Prelinger und Jutta Schmidt perpetuieren [...] das Bild von der Diakonisse, die kaum als Subjekt, als konkrete Person wahrgenommen wird [...]“.<sup>2</sup>

Ein umfassendes Bemühen, das Wirken und die Bedeutsamkeit von Frauen in ausgewogener Weise für die Kirchengeschichte nachzuzeichnen, wird demgegenüber in dem von KAISER, J.-CHR., 1985 veröffentlichten Quellenbuch „Frauen in der Kirche“ erkennbar, wenn auch der Schwerpunkt nicht auf der Diakonie liegt und der zeitliche Rahmen nicht der im Zusammenhang mit einer Beschäftigung mit Caroline Fliedner interessierende ist. Nicht in die Tradition der „klassischen“ Diakoniegeschichtsschreibung einreihen lassen sich die kürzlich erschienenen Dissertationen von RÖPER, U., über Mariane v. Rantzau, die erste Oberin des Diakonissen-Mutterhauses Bethanien in Berlin und von VON HAUFF, A., über Regine Jolberg, die Gründerin des Nonnenweierer Mutterhauses.

Es ist der Verdienst GAUSEs, U., jüngst mit Nachdruck auf die Absurdität hingewiesen zu haben, dass Frauen, die in erster Linie für die christliche Liebestätigkeit mobilisiert wurden und auf die sich diakonisches Handeln an der Basis im 19. Jahrhundert beinahe ausschließlich stützte, bisher als *Subjekte des Handelns* wenig bzw. überhaupt nicht zur Kenntnis genommen worden sind<sup>3</sup>. Dabei dürfte es bei der Verfolgung weniger Leitfragen möglich sein, ein eigenständiges Profil der Frauen zu eruieren, die sich im 19. Jahrhundert bereit erklärten, ihr Leben in den Dienst eines Mutterhauses zu stellen. Gause schlägt vor, neben den Manifestationen des Selbstverständnisses von Diakonissen und den Wandlungen, denen es unterlag, v.a. die religiösen Prägungen zu untersuchen, die Frauen vor und nach ihrem Eintritt in ein Mutterhaus erfuhren. Überdies erscheint die Untersuchung ihrer Handlungsmotivation und welche Leitbilder ihnen vermittelt wurden notwendig.

Der Umstand, dass „das Frömmigkeitsideal der Diakonisse [...] der eigenen Subjektkonstruktion und der persönlichen Frömmigkeit kaum Platz für Reflexion“<sup>4</sup> einräumt, erschwert diesen Zugang zunächst massiv. Es scheint jedoch möglich, dem Dilemma zu

---

<sup>2</sup> GAUSE, U., Auftrag 88.

<sup>3</sup> Vgl. GAUSE, U., Auftrag 75f. 88.

<sup>4</sup> Ebd. 75.

entkommen, indem man sich der Untersuchung *bedeutender* Frauen in diakonischer Verantwortung, Protestantismus und Erweckungsbewegung widmet. Geschieht dies, wird die Geschichte von Frauen scheinbar als „kontributorische“ und „kompensatorische“ Forschung geschrieben, was die Akzeptanz der Prämisse der klassischen (Kirchen-)Geschichtsschreibung einzuschließen scheint, dass „wirklich relevante Kirchengeschichte von Männern gestaltet worden ist“<sup>5</sup>. Relativiert wird dieser Umstand jedoch dadurch, dass gerade im diakonischen Bereich tätige Frauen nicht oder nur mangelhaft rezipiert worden sind. Auf Aufschluss über Selbstverständnis und Prägungen von Frauen, die sie als Subjekte des Handelns erscheinen lassen würden, ist in erster Linie nach Auseinandersetzung mit den Frauen zu hoffen, die nicht notwendigerweise die „Normalbiographie“ einer Diakonisse aufweisen.

Die Stellung der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth fordert geradezu eine exemplarische Untersuchung ihrer Inhaberinnen unter diesen Aspekten heraus. Nicht allein der Umstand, dass die Quellenlage unvergleichlich besser als bei durchschnittlichen Diakonissen ist, sondern auch ihre postulierte Vorbildfunktion für die ihr unterstellte Schwesternschaft lässt es sinnvoll erscheinen, hier anzusetzen, um Frauen als Subjekte des Handelns erkennbar zu machen und die Prägungen und Handlungsmotivationen zu ermitteln, die sich aus der Synthese früherer Erfahrungen außerhalb des Mutterhauses und theologischer Beeinflussung innerhalb dieses Rahmens ergaben.

Die Untersuchung der Person Caroline Fliedners geb. Bertheau bietet sich einerseits natürlich an, da eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der mit 40 Jahren bei weitem amtslängsten Vorsteherin auch 110 Jahre nach ihrem Tod ein Desiderat der Forschung ist, andererseits, weil sie als Frau in der Geschichte des Werks eine durchaus beachtliche Rolle einnimmt: Sie war die einzige Vorsteherin, die im 19. Jahrhundert dem Vorsteher koordiniert wurde. Es ist anzunehmen, dass dies zu einer Verstärkung der Prägestärke ihrer Person auf die Schwesternschaft geführt hat.

Eine eingehende Untersuchung von ihrem Leben und Werk schließt mithin eine Lücke in der Diakoniegeschichte, die teilweise noch nicht einmal wahrgenommen worden zu sein scheint. So bemerkt JUNG, M.H. in seinem 2000 erschienen Buch „Der Protestantismus in Deutschland von 1815 bis 1870“: „Das erste Diakonissenhaus gegründet hat 1836 Fliedner, und zwar im ehemaligen Wohnhaus eines Industriellen. Geleitet hat er es gemeinsam mit seiner Frau Friederike Fliedner geb. Münster (1800-1842).“<sup>6</sup> 1842 darf das Diakonissenhaus zwar als etabliert, längst jedoch noch nicht als konsolidiert gelten. Was nach diesem Jahr im Hinblick auf die Vorsteherin geschah, bleibt völlig im Dunkeln – was angesichts der völligen Vernachlässigung der Rolle der Frau im Protestantismus des 19. Jahrhunderts letztlich auch nicht verwundert. Vielmehr muss unter diesem Aspekt die Erwähnung Friederike Fliedners überhaupt – ebenso wie im TRE Artikel „Fliedner“<sup>7</sup>, von DEGEN, J. überraschen – in seinem TRE Artikel zur Geschichte der Diakonie erwähnt PHILIPPI, P., lediglich Th. Fliedner und lässt ihn so als alleinigen Gründer und Aufbauener des Werks erscheinen<sup>8</sup>. Quasi das Gegengewicht zur ausschließlichen Erwähnung Friederike Fliedners bildet UHLHORN, G., in seinem Werk „Die christliche Liebestätigkeit“. Während Friederike keinerlei Erwähnung findet, schreibt er über Caroline Fliedner: „In Frau Karoline, geb. Bertheau, gab ihm Gott eine Gehülfin, wie er sie bedurfte, und dem Hause eine Mutter, die, selbst von Herzen eine Diakonisse, Diakonissen zu erziehen im stande war, darin ihren Mann ergänzend, so daß man

---

<sup>5</sup> GAUSE, U., Geschlecht 173.

<sup>6</sup> JUNG, M.H., Protestantismus 124.

<sup>7</sup> DEGEN, J., Art.: „Fliedner“, in: TRE XI 214.

<sup>8</sup> PHILIPPI, P., Art.: „Diakonie I“, in: TRE XIII 638.

sagen kann, Kaiserswerth ist die gemeinsame Schöpfung beider.<sup>9</sup>“ BENRATH, G.A., erwähnt Caroline Fliedner 2000 explizit als zweite Frau Th. Fliedners. In dem Kapitel „Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815-1888. Ein Überblick“ in der von GÄBLER, U. herausgegebenen „Geschichte des Pietismus Bd. 3“, stellt er Caroline Fliedner korrekt als Frau vor, die Th. Fliedner ebenso wie seine erste Frau „lebenslang mit restloser Hingabe zur Seite<sup>10</sup>“ stand. Wenig aufschlussreich ist ihre Erwähnung bei Beyreuther, E., in seiner 1983 erschienen „Geschichte der Diakonie und Inneren Mission in der Neuzeit“. Auch er ordnet ihre Leistung neben, nicht unter der Friederike Fliedners ein. „Das Geniale war bei beiden Frauen und bei Fliedner die Weite ihrer Gesichtspunkte und bei aller nüchternen Einfachheit der Zug ins Große“, stellt er die Fähigkeiten heraus, derer die Gründerfiguren der Kaiserswerther Anstalten bedurften.

Als Vorsteherin stand Caroline Fliedner hierarchisch unter dem Vorsteher und über den Schwestern, was sie geradezu dazu prädestiniert, sie aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive zu untersuchen, d.h. besonderes Augenmerk auf ihre Beziehung zu den Geschlechtern und ihren spezifischen Umgang mit ihnen zu richten<sup>11</sup>. Darüber hinaus gilt es, die zweite Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth in Beziehung zu den zeitgenössischen historischen, sozialen und theologischen Gegebenheiten zu setzen.

Die Vita Caroline Fliedners trat bereits vor ihrer Heirat mit Th. Fliedner, die gleichzeitig den Moment ihres Eintritts in das Amt der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt markiert, dezidiert aus dem Rahmen des 19. Jahrhunderts heraus. 1811 geboren und aufgewachsen in sozial und wirtschaftlich hoch angesiedelten Hamburger Kreisen, wurde sie bei Amalie Sieveking unterrichtet, bei der sie zum ersten Mal mit der Theologie der Erweckungsbewegung konfrontiert wurde. Während sie sich zunehmend mit dieser identifizierte, erwarb sie hier Kenntnisse, die weit über das hinausgingen, was für ein Mädchen zu Beginn des 19. Jahrhunderts als adäquat und notwendig empfunden wurde. Gleichmaßen geistlich wie geistig legte Amalie Sieveking die Grundlage dafür, dass Caroline nach dem Tod ihres Vater 1831 aus dem häuslichen Rahmen heraustrat und Erzieherin wurde. Scheinbar erfreute sie sich des Bewusstseins weitgehender Unabhängigkeit, als sie neun Jahre später die Entscheidung traf, eine exponierte Position im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus anzutreten.

Wenig schien Caroline Bertheau zum Zeitpunkt der Heirat mit Th. Fliedner 1843 mit der bürgerlichen Frau im 19. Jahrhundert zu verbinden, die bereit war, sich völlig männlicher Hegemonie zu unterstellen. Besonderes Interesse soll folglich der Untersuchung gelten, wie Caroline in ihrer Ehe den gesellschaftlichen Normen gerecht wurde, die der Frau nach der Heirat nur eine untergeordnete Position in der Familie zugestanden. Einzig der Freiraum, den ihr Gatte ihr geben würde, schien darüber zu entscheiden, ob sie auch in ihrer Ehe eine gewisse Eigenständigkeit und –verantwortung erhalten können würde. Als Geschichte eines Weges von der Unabhängigkeit in die Abhängigkeit soll die Ehe Caroline Fliedners besonders auf die Interaktion der Geschlechter hin untersucht werden. Als Ehefrau und Mutter bietet Caroline Fliedner überdies die Möglichkeit zu erforschen, inwieweit Frauen im bürgerlichen Milieu des 19. Jahrhundert Beruf und Familie vereinigen wollten und konnten. Als Mutter von sieben eigenen und drei Kindern aus erster Ehe ihres Gatten war Caroline durch die Aufgaben der Vorsteherin einer Doppelbelastung ausgesetzt, die die Kompatibilität von Beruf und Familie selbst im 20. Jahrhundert in Frage gestellt haben würde.

---

<sup>9</sup> UHLHORN, G., Liebestätigkeit 734. Das Schweigen über Friederike Fliedner verrät, dass die Hochschätzung Caroline Fliedners in den Kaiserswerther Anstalten einige Zeit völlig das Andenken an die eigentliche Mitschöpferin Friederike überlagert hat.

<sup>10</sup> BENRATH, G.A., Erweckung 192.

<sup>11</sup> Ebd. 176.

Außerdem gestattet die ausgezeichnete Quellenlage eine *Rekonstruktion der Frömmigkeit* Caroline Fliedners, was bei im diakonischen Bereich tätigen Frauen im 19. Jahrhundert nur selten möglich ist, da, wie bereits erwähnt, das Frömmigkeitsideal der Diakonisse dem selbstlosen christlichen Dienst verpflichtet war und der eigenen Subjektkonstruktion nur wenig Platz für Reflexion eingeräumt wurde<sup>12</sup>. Nur wenige Selbstzeugnisse sind aus diesem Grund überliefert. Auch wenn die Frömmigkeit der Vorsteherin als verheiratete Frau nicht in allen Punkten der entsprochen haben dürfte, die für eine Diakonisse als repräsentativ gelten darf, wird Caroline Fliedner sich dem Frömmigkeitsideal der idealtypisch stets dienst- und opferbereiten Diakonisse schuldig gewusst haben, was freilich nur in gewissem Maß eine Generalisierung und Abstraktion von ihrer Person erlaubt. Um zu beurteilen, inwieweit sich bei Caroline eine geschlechterspezifische Frömmigkeit nachweisen lässt bzw. entwickelte, soll besonders die theologische Einflussnahme Th. Fliedners auf seine Frau untersucht werden. Quasi paradigmatisch dürfte so zu zeigen sein, auf welche Weise Männer Einfluss auf in diakonischer Verantwortung stehende Frauen nahmen und ob und wie diese der Beeinflussung nachgaben.

Schließlich bietet sich bei der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth eine Untersuchung des Umgangs von Frauen in exponierten Positionen mit Macht an: Vorsteherinnen hatten erhebliche Befugnisse, die in ihrer Instruction fixiert waren. Die Leitung des „Innern der Anstalt“ bedeutete für sie nicht nur die Lenkung einer großen Wirtschaftseinheit, sondern auch die Leitung von ca. 1000 Mitarbeitern, die gegen Ende des Wirkens Caroline Fliedners, zu Beginn der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts, im Dienst des Kaiserswerther Mutterhauses standen. Die Anforderungen der Instruction der Vorsteherin vereinigten ein hohes Maß an Autorität mit der Übertragung der Rolle der Frau im Bürgertum auf komplexe Institutionen. Die Prägekraft, die Caroline Fliedner nach zahlreichen Zeugnissen auf die Kaiserswerther Schwesternschaft gehabt hat, lässt vermuten, dass Caroline es verstand, Autorität auszuüben ohne Anstoß zu erregen. Von einiger Bedeutsamkeit für die Beurteilung ihres Wirkens im Hinblick auf die Förderung der Emanzipation der Frau ist ihre Selbsteinschätzung: Wusste sie selbst sich dem verpflichtet, was die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhundert als weibliche Qualitäten postulierte, oder sah sie sich aufgrund der ihr qua Instruction eingeräumten weitreichenden Befugnisse ermächtigt, autonom zu handeln, wie es grundsätzlich nur Männern zugestanden wurde? Von besonderem Interesse ist überdies die Frage nach dem Umgang mit dieser Verantwortung: Nutzten mit solch weitreichenden Befugnissen ausgestattete Frauen, nutzte Caroline Fliedner ihre Handlungsspielräume, um als Vorsteherin einer Frauengemeinschaft die Möglichkeiten autonomen Handelns von Frauen zu erhöhen oder war sie trotz ihrer Position patriarchalem Denken – das sich möglicherweise in der Theologie der Erweckungsbewegung repräsentiert fand – verhaftet und unterstützte den Mann, dem sie in vielen Bereichen neben-, in wenigen Bereichen untergeordnet war?

Die zahlreichen Probleme und Anknüpfungspunkte, die der Versuch einer Biografie über Caroline Fliedner aufwirft, machen deutlich, dass Ziel der vorliegenden Arbeit nicht eine dualistische Betrachtung des Schicksals einer Frau im 19. Jahrhundert sein kann: Eine Heroisierung – wie Geschichtsschreibung über Frauen häufig betrieben wurde<sup>13</sup> – ist als Deutungsmuster ebenso inadäquat wie die Darstellung ihrer Person als Opfer. Vielmehr soll die zweite Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth im Kontext des 19. Jahrhunderts und der Erweckungsbewegung untersucht werden.

Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass trotz meines Versuchs, die Persönlichkeit Caroline Fliedners zunächst aus allgemeinen Daten zu ihrer Person gleichsam herzuleiten, die Möglichkeiten anderer Frauen in dem Moment etwas aus dem Blick geraten, in dem die Quellenlage eine Konkretisierung zulässt und sich die Arbeit ausschließlich auf ihre Person konzentriert, wodurch individuelle Züge stärker hervorgehoben werden können.

---

<sup>12</sup> Auf diesen Umstand hat jüngst GAUSE, U., Auftrag 75, hingewiesen.

<sup>13</sup> Mit GAUSE, U., Geschlecht 179.

## 2. Überblick über die Forschungslage

Ihrem eigenen Wunsch folgend wurde nach dem Tod Caroline Fliedners nur wenig über ihr Leben und Werk publiziert, obgleich ihre Söhne bereits 1891 begonnen hatten, eine Lebensbeschreibung vorzubereiten, indem sie die Zusammenkünfte mit ihrer Mutter nutzten, um möglichst detailliert Auskunft über die Lebensabschnitte zu erhalten, die kaum dokumentiert waren<sup>14</sup>. Die wichtigsten Veröffentlichungen zur Person Caroline Fliedners geb. Bertheau seien knapp genannt.

### 2.1 19. Jahrhundert: „Erbauliche“ Darstellungen

Unmittelbar nach ihrem Tod druckte der ARMEN- UND KRANKENFREUND 44 (03/04 1892), eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche, auf etwa 25 Seiten eine erbauliche Beschreibung des Lebens von Caroline Fliedner. Die Erinnerung wurde ebenfalls vom Verlag der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth mit demselben Wortlaut separat unter dem Titel: „Mutter Fliedner. Zum Gedächtnis“ herausgebracht. Intention scheint die Darstellung Carolines als die nach dem Tod Friederikes von Gott vorherbestimmte Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt, welche des Namens „Mutter“ würdig war: „Sie [i.e. die Hochzeitsreise] ging über Berlin, wo die junge Gattin Fliedners als die neue Leiterin der Kaiserswerther Schwesternschaft die Diakonissen in ihre ernste Arbeit auf der Station der syphilitischen Weiber in der Charité einwies. Schwere Tage und Nächte hat sie dort mit ihren neu gewonnen geistlichen Töchtern verlebt. Sie war vom ersten Tage an ihre Mutter. [...] Die Stellung, welche sie innerlich zu den aufblühenden Anstalten und ihren Bewohnern einnahm, fand gar bald ihren naturgemäßen Ausdruck in dem Namen Mutter, welcher ihr von allen gegeben wurde, auch von der ersten Diakonissin, obgleich dieselbe doppelt soviel Lebensjahre zählte als die junge Vorsteherin.<sup>15</sup>“ Ihr Lebenslauf wurde bei spärlicher Schilderung ihres Feierabends in den MITTEILUNGEN NR. 121 DES KAISERSWERTHER PFENNIG-VEREINS ebenso wie im 56. Jahresbericht über die Diakonissen-Anstalt genannt<sup>16</sup>. Wenn auch kurz, galt es auch hier, Carolines Wirken als unbedingten Willen Gottes erscheinen zu lassen, für das die Fähigkeit zu Selbstverleugnung selbstverständliche Voraussetzung war: „Ihr Herr und Meister, welchem sie nun am Throne ohne Unterlaß Tag und Nacht dient, hat ihr die Gnade gegeben, in ihrer langen Pilgrims-Zeit nicht kärglich, sondern in Segen zu säen und ihre hervorragenden Gaben mit unermüdlicher Treue und sich selbst verzehrender Hingabe zu Seiner Ehre, zur Freude und Auferbauung der evangelischen Christenheit und zum Heil der Notleidenden jeder Art allezeit zu gebrauchen.<sup>17</sup>“

Bald nach ihrem Tod publizierte Carolines Sohn Friedrich Fliedner, der zur Stärkung des Protestantismus in Spanien ein evangelisches Werk aufbaute, in Madrid eine Biographie seiner Mutter in spanischer Sprache, die nur in Spanien rezipiert worden ist: „Carolina Fliedner de Kaiserswerth. Madre de las Diaconisas“. Sein Bruder Heinrich publizierte etwa zeitgleich eine Lebensbeschreibung Friederike und Caroline Fliedners unter dem Titel „Siehe, ich bin des Herrn Magd“. Wortgetreu wurde diese Darstellung zwei Jahre nach Caroline Fliedners Tod im CHRISTLICHE[N]R VOLKS-KALENDER 53 (1894) veröffentlicht. Die teilweise

---

<sup>14</sup> Vgl. FA IV c 16, Heinrich an seinen Bruder Ernst am 17. Juli 1891. Heinrich riet seinem Bruder Ernst im Hinblick auf dessen Möglichkeit eines ungestörten Beisammenseins mit Caroline: „Doch muß man, wie Du viell. Selbst schon weißt, ungemein vorsichtig sein, damit sie nicht die Absicht einer Lebensbeschreibung merkt u. verstimmt wird: denn ihrem demütigen Sinn graut vor dieser Beschreibung ihres Lebens, von der sie ja doch weiß, daß sie nicht ausbleiben wird.“

<sup>15</sup> AKD 3, Mutter Fliedner zum Gedächtnis 6. 7.

<sup>16</sup> AKD 3. Caroline Fliedner: Heimgang, Gedächtnisschriften.

<sup>17</sup> Ebd. Mitteilungen Nr. 121 für die Mitglieder des Kaiserswerther Pfennig-Vereins 162.

wörtliche Übereinstimmung der Publikationen Friedrich und Heinrich Fliedners über ihre Mutter legt nahe, dass die biographischen Darstellungen auf einer gemeinsamen Arbeit ihrer Söhne beruhen. 1897 wurde die Publikation Heinrich Fliedners über die beiden Frauen Th. Fliedners in Frankreich unter dem Titel „Frédérique et Caroline Fliedner. Fondatrices de la Maison des Diaconesses de Kaiserswerth“ verlegt. Die Darstellungen gingen insofern über die unmittelbar nach Carolines Tod veröffentlichten Publikationen Kaiserswerths hinaus, als nicht nur ihre Aufgaben in ihrer Funktion als Vorsteherin als Erfüllung des göttlichen Willens gedeutet wurden, sondern auch ihr Privatleben als Verkettung von Erweisen der Güte Gottes dargestellt wurde: „All ihr Trachten ging dahin, gemäß dem Versprechen, welches sie ihrer Schwiegermutter im ersten Briefe gegeben hatte, ,ihrem Gatten eine treue Lebensgefährtin und Gehilfin, seiner Kinder sorgsame Mutter, seiner Gemeinde Trösterin und Vorbild, seines Hauses und seiner Institution thätige Beraterin zu werden, - mit Gott!‘ Und wie ist sie das geworden!<sup>18</sup>“

Die primären Erinnerungen an Caroline Fliedner, die veröffentlicht wurden, enden mit einem Kapitel, das FLIEDNER, G. 1908 in seinem Buch „Theodor Fliedner. Durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes in der evangelischen Kirche. Sein Leben und Wirken I“, seiner (Stief-)Mutter widmete. Auch er ließ Caroline als Paradigma gleichermaßen der Diakonisse wie der Pfarrfrau und Mutter erscheinen: „In ihr war Fliedner eine Gehilfin von seltener Begabung und Tüchtigkeit beschert, wie er sie für Herz, Haus und Amt bedurfte.<sup>19</sup>“

Auf der Grundlage dieser Publikationen entstanden in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche erbauliche Beschreibungen des Lebens Caroline Fliedners, von denen an dieser Stelle einige genannt seien.

## 2.2 Darstellung der zweiten Vorsteherin von Kaiserswerth im 20. Jahrhundert

1901 widmete STÖKL, H., in ihrem Buch „Im Dienste des Herrn“ Caroline Fliedner ein Kapitel, in dem sie ihr gesamtes Leben als gnadenreiche Fügung Gottes erscheinen ließ: „Er [H.A. Bertheau, Carolines Vater] wollte seine Tochter Karoline nicht länger an diesem „neumodischen“ Unterricht [bei Amalie Sieveking] teilnehmen lassen, wie betrübt diese auch deshalb war. Er hatte sich schon mit ihr aufgemacht, um sie bei einem Pfarrer der „aufgeklärten“ Richtung anzukündigen, als ihn die Begegnung mit einem Freunde für den Augenblick an der Ausführung seines Planes hinderte, und merkwürdigerweise kam er später nicht wieder auf sein Vorhaben zurück. Lehrerin und Schülerin aber sahen eine besondere Fügung Gottes hierin und schlossen sich nur um so enger aneinander an.<sup>20</sup>“

MERZ, H., reihte Caroline Fliedner zu Beginn des 19. Jahrhunderts in sein mehrbändiges Werk „Christliche Frauenbilder“ ein. Auch in dieser Schilderung erscheint ihr Leben als eine Verkettung wundersamer Fügungen, deren Ziel das Aufzeigen göttlichen Handelns an seinem Geschöpf ist: „Im Jahr 1866 brach in Kaiserswerth ein heftiger Brand aus. Karoline bot sofort an Schwestern auf, was zusammenzubringen war, bildete mit ihnen eine Kette, welche mit Schöpfeimern vom nahen Rhein her das Wasser zur Brandstätte beförderte und trug nicht unwesentlich zur Löschung des Feuers bei.<sup>21</sup>“

Wenige Seiten widmete BECKMANN, H. Caroline Fliedner 1927 in einem „Quellenheft zum Frauenleben in der Geschichte“ zum Thema „Evangelische Frauen in bahnbrechender Liebestätigkeit“. Leben und Werk Caroline Fliedners erschienen der Autorin neben denen von Elisabeth Fry, Amalie Sieveking, Friederike Fliedner und Florence Nightingale als

---

<sup>18</sup> CHRISTLICHER VOLKS-KALENDER 53 (1894) 46.

<sup>19</sup> FLIEDNER, G., Fliedner 82.

<sup>20</sup> STÖKL, H., Dienste 39f.

<sup>21</sup> MERZ, H., Frauenbilder 240.

Paradigma, das im Geschichtsunterricht Aufschluss über „Art, Leben und Stellung der Frau in den verschiedenen Abschnitten unserer Geschichte“ sein sollte.<sup>22</sup>

Dezidiert aus dem Rahmen der üblichen Beschäftigung mit der Person Caroline Fliedners heraus trat 1929 PAULSEN, A.. In einer kurzen Auseinandersetzung mit ihrer Person wurde sie als „Inbegriff des Dienstes in Demut“<sup>23</sup> gedeutet. Caroline Fliedner erscheint bei Anna Paulsen als Paradigma der Frau, die trotz der intensiven Verbundenheit von Ehestand und Amt der Diakonissenmutter „dem Gedanken der christlichen Liebestätigkeit und der Diakonie die Wege geebnet“<sup>24</sup> hat. Nach Paulsen verkörperte Caroline als Vorsteherin die Eigenschaften, die dem Gedanken der Diakonie zu umfassendem Durchbruch verhelfen sollten. Quasi als Konsequenz kann sie aus diesem Grund, anders als Friederike Fliedner, keinen Platz in PAULSENS, A., 1964 erschienen Buch „Aufbruch der Frauen. Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Frauendiakonie und Frauenbewegung“ beanspruchen.

1935 wurde an Caroline Fliedner im KAISERSWERTHER VOLKSKALENDER 94 (1935) mit einem Beitrag der Diakonisse ZIEGLER, M. erinnert. Die erbauliche Darstellung schloss an die Veröffentlichungen an, die die Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth unmittelbar nach ihrem Tod 1892 herausgegeben hatte: Als Paradigma der dienst- und opferbereiten Diakonisse erschien sie der Prototyp des Menschen, der bereit war, eigene Wünsche und Bedürfnisse völlig dem unterzuordnen, was Gott von ihr als seinem Geschöpf zu verlangen schien. Zum letzten Mal wird Caroline in dieser Darstellung als „Mitschöpferin des großen Kaiserswerther Werkes“ dargestellt. Die folgende Darstellung bereiteten somit quasi den Schritt Stickers, A., vor, die Caroline völlig im Schatten Friederike Fliedners verschwinden ließ. Im „Diakonissenbuch“, herausgegeben vom KAISERSWERTHER VERBAND Deutscher Diakonissen-Mutterhäuser, wurden im selben Jahr in einer kurzen Darstellung des Lebens der zweiten Vorsteherin besonders ihre mütterlichen Qualitäten im Blick auf die Schwesternschaft bei gleichzeitiger Anknüpfung an die unmittelbar nach ihrem Tod von Kaiserswerth publizierten Erinnerungen hervorgehoben: „Wie die Gnade Gottes alle Umstände ihres Lebens so wunderbar geordnet, daß sie Sinn und Bedeutung für ihr späteres Lebenswerk hatten, hat schon Vater Fliedner in der Stunde seines Abscheidens in seinen letzten Segensworten ausgesprochen.“<sup>25</sup>

Ein Jahr später, 1936, erinnerte DISSELHOFF, P.D. in seinem Buch „Wegbereiter christlicher Krankenpflege“ knapp des Werks der zweiten Vorsteherin von Kaiserswerth. Obgleich der Titel einen thematischen Schwerpunkt auf Caroline Fliedners Wirken als Vorsteherin und hier als direkte Vorgesetzte der Pflegediakonissen erwarten lassen würde, tritt neben biographischen Anekdoten v.a. Carolines Fähigkeit zum passiven Erdulden der verschiedensten beruflichen und privaten Situationen in den Vordergrund: „Unter den Patienten [im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus] war ein recht ungebärdiger Kranker, der keine Nahrung annehmen wollte. Der Arzt hatte ein weiches Ei verordnet, und Fräulein Bertheau brachte es ihm. Er nahm es, warf es ihr aber ins Gesicht, daß es zerbrach. Ohne ein Wort zu sagen, tilgte sie die Spuren und nahm die Überreste mit hinaus, kam aber bald mit einem andern Ei wieder. Doch auch das warf ihr der Kranke vor die Füße; sie beseitigte wieder alles ohne ein Wort, und zum dritten Male bot sie dem Kranken mit Freundlichkeit ein neues Ei.“<sup>26</sup>

Das bei Weitem den tiefsten Einblick in Leben und Werk Caroline Fliedners gewährende Bild vermittelt GERHARDT, M., 1937 im zweiten Band seiner großen Fliedner- Biographie. Die Darstellung krankt an der Präsentation Caroline Fliedners als Frau an der Seite eines großen Mannes sowie der Stilisierung ihrer Person zur Diakonisse schlechthin: „Hier [i.e. in Caroline] fand Fliedner die Eigenschaften vereint, die er an einer rechten Diakonisse am

---

<sup>22</sup> BECKMANN, E. / STOB, I. (Hg.), Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte, Hamburg 1927.

<sup>23</sup> BIELER, A., Konstruktionen 233.

<sup>24</sup> PAULSEN, A., Karoline Fliedner 195.

<sup>25</sup> KAISERSWERTHER VERBAND, Diakonissenbuch 148.

<sup>26</sup> DISSELHOFF, P.D., Wegbereiter 16.

höchsten wertete, Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Mütterlichkeit<sup>27</sup>“, mutmaßt er über den ersten Eindruck, den Caroline Bertheau auf Th. Fliedner gemacht haben dürfte. Als „kongeniale Lebensgefährtin<sup>28</sup>“ wird ihre Persönlichkeit seiner völlig subsumiert, die Vermittlung des Eindrucks eines über allem harmonischen Zusammenlebens der Eheleute Fliedner führt zu einer oberflächlichen Behandlung der Persönlichkeit Caroline Fliedners.

1941 widmete SCHWEICKHARDT, S. in ihrer Broschüre „Mütter der Diakonie“ Caroline nach ausführlicher Betrachtung des Lebens und Werks Friederike Fliedners den zweiten Teil ihrer Ausführungen. Neben der Hervorhebung ihrer Fähigkeiten in Bezug auf die Anstalten wird in dieser Veröffentlichung erstmals Carolines Leiden an den häufigen Trennungen von ihrem Mann thematisiert – als Diakonisse verstand sie offensichtlich freilich nicht, was Caroline tatsächlich vermisste: „Die langen Zeiten der Einsamkeit, die ihrem fraulich-natürlichen Bedürfnis nach Gemeinschaft so entgegen sind, sind ihr oft eine Last gewesen. Aber sie hat die Prüfung dieser Zeiten, da sie das Schifflin der Anstalten ohne die Hilfe und ohne den Rat ihres Mannes durch das Meer oft recht unruhiger Zeiten hindurchsteuern mußte, bestanden und die Belastungsprobe durchgehalten.“<sup>29</sup>

In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts verfasste ein Neffe Caroline Fliedners, BERTHEAU, P., auf der Grundlage umfangreicher familiärer Briefwechsel eine unveröffentlichte Biographie über sie, die in erster Linie die private Seite ihres Lebens zeichnet.

1951 trat STICKER, A., zum ersten und einzigen Mal mit einer Publikation explizit zur Person Caroline Fliedners hervor. Unter dem Titel „Friederike und Karoline Fliedner. Die Diakonissenmütter“ widmete sie der Person Letzterer ca. zehn Seiten, in denen sie v.a. das Verhältnis der Eheleute thematisierte, hinter das völlig ihre Rolle als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt zurücktrat. Geschickt wurde so der Eindruck vermittelt, als sei Caroline viel zu beschäftigt mit ihrem Privatleben gewesen, um noch effektiv für die Diakonissen-Anstalt wirken zu können. Als Frau, die sich darauf konzentrierte, der Liebe zu ihrem Gatten adäquate Formen zu verleihen, ließ Sticker, A. Caroline Fliedner in ein merkwürdiges Spannungsverhältnis zu der Schwesternschaft treten: „Als ein Hugenottenabkömmling hat sie schwere Kämpfe mit ihrer westischen Leidenschaft auszukämpfen, - sie kann drei Briefe nacheinander an Fliedner anfangen und wieder vernichten.“<sup>30</sup>

Etwa zur selben Zeit mit STICKER, A. beschäftigte sich 1964 HAHN, L., in ihrer Broschüre „Dienen will ich!“ mit Caroline Fliedner, in der diese Amalie Sieveking quasi subsumiert bzw. ausschließlich als ihre Schülerin dargestellt wird. Massiv beschädigt wurde das Ansehen Caroline Fliedners durch die Auseinandersetzung STICKERS, A. mit der Person Friederike Fliedners geb. Münster 1961. Durch Caroline Fliedner glaubte sie das Bemühen Friederike Fliedners „um die Heranbildung mündiger Frauen“ zerstört zu sehen: „Ihre [Friederike Fliedners] Nachfolgerin, Karoline Fliedner geb. Bertheau, Theodor Fliedners zweite Frau, führte im Sinn der Restauration das Ordnungsgefüge von Vorgesetzten und Untertanen in aller Strenge durch. Was im Kampf um die evangelische Freiheit begonnen, wurde, dem allgemeinen Zeitgeist folgend, im Dringen auf Gehorsam gegen das Gesetz ausgebaut.“<sup>31</sup> Bis in die neuste Zeit wird diese (negative) Einschätzung des Wirkens Caroline Fliedners mehr oder minder geteilt<sup>32</sup>.

---

<sup>27</sup> GERHARDT, M., Fliedner II 164.

<sup>28</sup> Ebd. 564.

<sup>29</sup> SCHWEICKHARDT, S., Mutter 45.

<sup>30</sup> STICKER, A., Friederike und Karoline Fliedner 23.

<sup>31</sup> STICKER, A., Wer 8.

<sup>32</sup> Vgl. z.B. abschwächt FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 37; letzters stark MÜLLER, B., Spuren 36. 44. 50f: „Der Tod der großzügigen und humorvollen Frau mit den „fromm-gottlosen Augen“ wird sich auf die Entwicklung des jungen Werkes verhängnisvoll auswirken. Von jetzt ab regiert auch buchstabengetreue Gesetzlichkeit, die sich kleinkariierter Strenge verbindet. [...] Die Briefe von Frau Karoline erzählen dem häufig verreisten Fliedner, dass sie die Söhne während der Abwesenheit des Vaters gewissenhaft züchtigt und ein außerordentlich hartes, gesetzliches Regiment über die Anstalt führt. [...] Mit seinem Tod beginnt ein fast zwanzigjähriges Regiment

Die Biographie Friederike Fliedners eignete sich zweifelsohne mehr, um sie als Paradigma der dienst- und opferbereiten Diakonisse erscheinen zu lassen. „Sie starb zuerst von allen unsern heimgegangenen Diakonissen“, hatte Th. Fliedner bereits unmittelbar nach ihrem Tod ihre Vorbildfunktion bemüht und initiiert. Friederike Fliedner starb in Alter von 42, Caroline Fliedner im Alter von 81 Jahren. Friederike gebar 10 Kinder, von denen fünf tot geboren wurden oder unmittelbar nach der Geburt starben. Zwei Kinder trug sie zu Grabe, nur drei überlebten ihre Mutter und erreichten das Erwachsenenalter. Caroline gebar acht Kinder, von denen alle bis auf einen Sohn, der unmittelbar nach seiner Geburt starb, das Erwachsenenalter erreichten. Caroline Fliedners Leben an der Seite Th. Fliedners schien den Eckdaten nach zu urteilen nicht annähernd die Opferbereitschaft zu erfordern, die Friederike bewiesen hatte. Das Berufsleitbild<sup>33</sup> der Diakonisse als „Dienerinn des Herrn Jesu,“ „Dienerinn der Armen und Kranken um Jesu willen“ schien in Leben und Schicksal Friederike Fliedners in allen Konsequenzen durchdacht worden zu sein, das Heroisieren ihrer Person zur Märtyrerin lag nahe: „Im Dienste sich verzehrend, zum Kreuz willig, durch Leiden vollendet, so sehen die Nachgeborenen das Bild der ersten Diakonissmutter“, urteilte ihre Enkelin Luise Fliedner 1935 in einer Lebensbeschreibung und antizipierte die ungeheure Popularität, zu der ihr Anna Sticker in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts verhalf und Caroline Fliedner zunehmend aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängte. KÖSER, S., deutet die Rezeption Friederike Fliedners völlig als Bemühen um Schaffung und Sicherung einer kollektiven Identität der Kaiserswerther Schwesternschaft: „Das von Fliedner gezeichnete Bild weist an verschiedenen Stellen Diskrepanzen zu den autobiographischen Schriften Friederike Fliedners auf, doch dieser Aspekt verliert an Gewicht, betrachtet man den pädagogischen Charakter dieses Lebensbildes, das weniger an der Darstellung historischer Fakten interessiert ist, sondern dazu dienen will, den Diakonissen ein Leitbild voranzustellen und damit auch eine „Wir-Identität“ zu konstituieren, die den Diakonissen die gesellschaftliche Anerkennung sichern soll, sie aber dennoch als spezifische Gruppe mit eigener Geschichte und eigenen Vorbildern sehen möchte.“<sup>34</sup>

Anliegen dieser Arbeit ist nicht eine vergleichende Gegenüberstellung der Leistungen der beiden Frauen Th. Fliedners. Die gute Quellenlage lässt es jedoch als Postulat erscheinen, die zweite und amtslängste Vorsteherin der Kaiserswerther Einrichtungen biographisch ebenso zu würdigen wie Friederike Fliedner geb. Münster. Bis auf die Arbeiten bzw. die knappe Beschäftigung Paulsens und Stickers mit Caroline Fliedner stehen, sämtliche Publikationen zu ihrer Person in der Tradition der Hagiographie, was eine Relativierung durch Einordnung in den Kontext von Theologie und bürgerlichem Leben des 19. Jahrhunderts dringend notwendig macht.

Sämtlichen Beschreibungen des Lebens Caroline Fliedners fehlt eine Einbettung in den historischen und sozialen Kontext gleichermaßen des 19. Jahrhunderts allgemein wie in den der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth. Folglich fehlt bis heute eine ausgewogene Einschätzung der Leistungen Caroline Fliedners, sowohl als Privatperson als auch als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt. Bis auf Anna Sticker sind alle Autoren bemüht, mögliche Schwächen ihrer Amtswahrnehmung zu glätten und ein Bild zu entwerfen, das sie gleichermaßen als perfekte Ehefrau und Mutter wie als Typus der Vorsteherin erscheinen lässt. Bei allen Darstellungen bleibt überdies offen, ob und wenn in welcher Form Caroline Fliedner die Entwicklung des Werkes über ihren Tod hinaus beeinflusst hat.

---

von Frau Karoline. [...] Formal wird Julius Disselhoff 1865 zum Leiter der Diakonissen-Anstalt berufen, aber da herrscht Frau Karoline, die erste Dame des kleinen Staates. Es muss alles so bleiben, wie zu Fliedners Zeiten. Sie wandert zu seinem Grab und kehrt mit der nicht sonderlich wegweisenden Botschaft zurück: „Nun weiss ich besser, was Fliedner will, denn da er lebte.““

<sup>33</sup> Vgl. GrFI IV i 3<sup>2</sup>, Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung 2ff.

<sup>34</sup> KÖSER, S., Leitbild 142.

### 3. Quellen

Der Umstand, dass Caroline Fliedner nicht wie Friederike Fliedner Tagebuch führte, wird weitgehend durch die umfangreichen Briefwechsel kompensiert, die Caroline v.a. mit Th. Fliedner, ihren Kindern, hier insbes. ihrer (Stief-)Tochter Mina, Nichten, Schwiegertöchtern, einem Schwiegersohn und Brüdern führte (FA IV a). Herr Dr. H. Sieveking gestattete mir den Zugang zum Nachlass der Familie Sieveking im Staatsarchiv Hamburg, der einen 15 Briefe umfassenden Schriftwechsel zwischen Amalie Sieveking und Caroline Bertheau enthält (StAH 622-1, Familienarchiv Sieveking III). Aus dem Privatbesitz der Familie stellte mir Frau Prof. I. Fliedner, Hamburg, zahlreiche exzellente Dokumente zur Verfügung. Das Material aus dem privaten Umfeld Carolines wurde ergänzt durch zahlreiche Schriftwechsel Carolines mit ihrer Verwandtschaft aus dem Bestand des hervorragenden Familienarchivs der Familie Bertheau, Besigheim (FBB). Hinzu kamen Briefe und Dokumente aus einem Nachlass der Familie Bertheau in Osnabrück (FBO). Ergänzt wurden die Selbst- und Fremdzeugnisse durch überlieferte Papiere und persönliche Erinnerungen Caroline Fliedners (FA IV c). Das Bild Caroline Fliedners als Vorsteherin wurde primär aus verschiedenen Instructionen (FA II Fb), Haus-Ordnungen und Dienst-Anweisungen (GrFl IV i3) und Briefwechseln mit einzelnen Schwestern (FA IV b 1/2) sowie gedruckten Quellen wie Jahresberichten der Diakonissen-Anstalt und Auszügen aus dem Armen- und Krankenfreund, eruiert. Hinzu kam eine Vielzahl disparater Dokumente aus dem Archiv der Kaiserswerther Diakonie (AKD) und aus dem Fliedner-Archiv (FA).

Ogleich die Lebensbeschreibung anhand teilweise nicht kohärenter Quellen erstellt wurde, glaube ich, durch gründliche Aufbereitung des zeitgenössischen Hintergrundes die Schwächen der Quellenlage ausgeglichen und ein weitgehend zusammenhängendes Bild von der zweiten Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth ermittelt zu haben.

## II. Prägungen und Entwicklung: Herkunft und erste Lebensabschnitte von Caroline Bertheau – die Jahre 1811-1843

Caroline Bertheau wurde am 26. Januar 1811 als 9. Kind des Weinhändlers Henry August Bertheau (1773-1831) und dessen zweiter Frau, der aus Bergedorf bei Hamburg stammenden Anna Carolina Bertheau geb. Timmermann (1777-1857)<sup>1</sup>, in Hamburg geboren<sup>2</sup>. Die vermutlich für die Formalitäten der Eheschließung Carolines am 23. März 1843 ausgestellte Geburtsurkunde<sup>3</sup> nennt den 17. Februar 1811 als Datum der Taufe. Bei deren Vollzug waren in der ev.-luth. Kirche St. Nikolai zu Hamburg<sup>4</sup> als Paten Jgfr. Henriette Timmermann, eine Verwandte der Mutter, Anna Catharina Kirchenpauer<sup>5</sup>, sowie Paul Wilhelm Bertheau<sup>6</sup> zugegen<sup>7</sup>.

Da die Quellen keine Informationen über Kindheit und Jugend von Caroline Bertheau enthalten<sup>8</sup>, auch nur äußerst wenig Aufschluss über ihre beruflich aktiven Jahre vor der Heirat mit Theodor Fliedner<sup>9</sup> und ihrem Eintritt in das Amt der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt geben, sei versucht, das soziale Milieu, in dem Caroline Bertheau aufwuchs, anhand einiger

---

<sup>1</sup> Vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 29 ff. Anna Carolina Timmermann war die Schwester der ersten Frau Henry August Bertheaus, Cath. Sophie Timmermann (1775-1805), auf deren Ableben unmittelbar die erneute Eheschließung folgte. Die Timmermann-Schwester waren Töchter eines aus Schwerin stammenden wohlhabenden Getreidehändlers (vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 46).

<sup>2</sup> Vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 31 ff. Hinzuzufügen wäre ein weiteres Kind, das aus der ersten Ehe von H.A. stammte, jedoch nur wenige Stunden lebte. Caroline wuchs mit fünf Geschwistern aus der ersten Ehe ihres Vaters auf: August, geb. 10. August 1799; Hermann, geb. 9. Dezember 1800; Sophie, geb. 22. Dezember 1801; Ferdinand, geb. 22. März 1803; Catharina Sophia, geb. 19. Februar 1805. Caroline war das vierte Kind der zweiten Ehe: Carl, geb. 13. Juli 1806; Therese, geb. 23. Dezember 1807; Heinrich August, geb. 6. August 1809; Ernst, geb. 23. November 1812; Gustav Wilhelm, geb. 4. August 1814; Emilie Auguste, geb. 18. November 1816; Emma, geb. 12. Juli 1818; Cesar, geb. 4. August 1820.

<sup>3</sup> Die Taufe wurde lt. Urkunde von dem lutherischen Theologen D. H. Hornborstel (1736-1814) ausgeführt, der von 1772-1814 als Diakonus an der Hamburger Hauptkirche St. Nikolai beschäftigt war. Die Geburtsurkunde ist ausgestellt von J. Cropp (1801-1868), der von 1828-1868 ebenfalls Diakonus dort war (zu den Angaben vgl. JENSEN, W., Hamburgische Kirchen 91f).

<sup>4</sup> Vgl. JENSEN, W., Hamburgische Kirchen 71 Anm. 1. Die Reihe der Pastoren an der Hamburger Hauptkirche St. Nikolai wird verschiedentlich mit Johannes Bugenhagen begonnen.

<sup>5</sup> Zwischen der angesehene Kaufmannsfamilie des Johann Georg Kirchenpauer, seiner noch im Jahr 1811 gestorbenen Frau Anna Catharina Kirchenpauer (vgl. MARCHTALER, H.V., Senatorenhäusern 62ff) und den Bertheaus bestand offensichtlich ein freundschaftlichen Verhältnis. Somit manifestieren sich in der Patin Caroline Bertheaus freundschaftliche Verbindungen der Bertheaus mit einer der vornehmsten Hamburger Familien.

<sup>6</sup> Es muss sich an dieser Stelle um den im Stammbaum der Familie (vgl. MEYER / TESDORPF 35) als Paul Guillaume Bertheau erwähnten Bruder von H.A. Bertheau handeln, der sich als Kaufmann in Manchester niederließ.

<sup>7</sup> Vgl. FA IV c 1.

<sup>8</sup> Der CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER 53 (1894) bietet eine erbauliche Lebensbeschreibung von Caroline Bertheau verh. Fliedner, die auch Licht auf ihre Kindheit und Jugend wirft. Vermutlich handelt es sich an dieser Stelle jedoch um mündliche Überlieferung, deren Nähe zur Legende die Glaubwürdigkeit und damit die wissenschaftliche Verwertbarkeit dieser Erinnerung in Frage stellt. Aus diesem Grund sei hier nur sehr vorsichtig auf das Schriftstück verwiesen und nur an Stellen, wo die Quellen keine Rekonstruktion des Lebens Caroline Bertheaus zulassen, darauf rekurriert.

<sup>9</sup> Bereits an dieser Stelle sei auf den besonders bedauernswerten Umstand hingewiesen, dass die Brautbriefe, die Theodor Fliedner und Caroline Bertheau in den drei Monaten zwischen dem Antrag Th. Fliedners an Caroline im Februar 1843 und ihrer Heirat am 31. Mai desselben Jahres austauschten, nicht mehr vorhanden sind. Aufgrund des Aspekts des gegenseitigen Kennenlernens hätten sie vermutlich Aufschluss nicht nur über die faktische Vergangenheit Carolines, sondern auch über ihr Selbstverständnis geben können. Der einzige Hinweis auf ihre Existenz findet sich in dem am 28. Mai 1850 von Caroline an ihren Mann geschriebenen Brief (FA IV a 1 vol 3). Caroline berichtet, wie sie bei den Vorbereitungen für die Rückkehr ihres Mannes aus Breslau – wo er an den Gründungsfeierlichkeiten des neuen Mutterhauses Bethanien teilgenommen und Diakonissen eingeführt hatte – bei der Reinigung seines Arbeitszimmers die Briefe fand und an sich nahm, „da sie ziemlich vor der Hand lagen.“

Charakteristika, die sich ihrer Familie zuordnen lassen und die für ihren Werdegang prägende Wirkung gehabt haben dürften, zu rekonstruieren. Nur ein solcher Versuch berechtigt zu der Hoffnung, eine Vorstellung von Charakter und Eigenschaften der jungen Frau am Vorabend ihrer Heirat mit Th. Fliedner und ihrem Eintritt in die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth zu erhalten.

## 1. Die hugenottischen Wurzeln der Familie Bertheau

Die Wurzeln der Familie Bertheau lassen sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen<sup>10</sup>, wo der Uhrmacher Samuel Bertheau (??? – 1716) in Mer bei Blois nahe Orléans<sup>11</sup> (ursprünglich jedoch aus Châtellerault stammend) in Frankreich als Anhänger der reformierten Kirche 1685 durch die Aufhebung des Edikts von Nantes wie viele seiner Glaubensgenossen gezwungen wurde, sein Heimatland zu verlassen<sup>12</sup> und sich im *Refuge* eine neue Existenz aufzubauen<sup>13</sup>. Sein vermögender Vater hatte ihn fortgeschickt, um die Kontinuität des calvinistischen Bekenntnisses der Familie zu gewährleisten. So organisierte der Vater Samuel Bertheaus die Flucht des Sohnes 1699 vermutlich offiziell als Geschäftsreise nach Amsterdam. Von Amsterdam aus reiste Samuel Bertheau bald weiter nach Hamburg, weil er hoffte, in Altona als Untertan des dänischen Königs, der zu diesem Zeitpunkt Verbündeter Ludwigs XIV. war, finanzielle Zuwendungen aus der Heimat zu bekommen. Diese Hoffnung wurde jedoch enttäuscht. Allein harte Arbeit vermochte nun das Überleben zu sichern. Zwei Generationen dauerte es, bis an die finanzielle Situation der Familie in Frankreich angeknüpft werden konnte. Die Heirat mit der Hamburger Kaufmannstochter Elisabeth van Dahlen 1704<sup>14</sup>, mit der er sieben Kinder hatte – von denen freilich nur drei das Erwachsenenalter erreichten –, ist Beweis für seine rasche Integration in die Hamburger Gesellschaft. Samuel Bertheau gilt als Stammvater aller nichtfranzösischen Mitglieder der Familie Bertheau, die noch heute den Namen in Deutschland, der Schweiz, Norwegen, Amerika und möglicherweise in Rußland tragen<sup>15</sup>.

---

<sup>10</sup> Diese wie auch die folgenden sich auf die Familie Bertheau beziehenden Angaben sind – soweit nicht anders kenntlich gemacht – MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 31-40, entnommen. Für weitergehende genealogische Studien s. BERTHEAU, J., Die Familie Bertheau. Eine protestantische Familie in Châtellerault. Vorfahren und Verwandte von Samuel Bertheau fils, 1983. Als erster Protestant wird Pierre Bertheau der erste genannt, der 1598 an der Synode von St. Maixent teilnahm.

<sup>11</sup> Damit siedelten die Vorfahren Caroline Bertheaus nicht in dem nach den Religionskriegen (1562-1598. 1620-1629) hauptsächlich auf Südfrankreich konzentrierten protestantischen Gebiet, sondern waren Teil der nahe der Loire übrig gebliebenen Restbestände der reformierten Gemeinden (vgl. JOUTARD, PH., Ende und neue Chance 12), was nicht ohne Auswirkungen auf ihre Mentalität geblieben sein dürfte: Die einzige Lösung dürfte für diese Gruppe darin bestanden haben, den König durch Loyalitätsbeweise dazu zu bewegen, die Minderheit zu dulden, was eine Erklärung für die unangemessen anmutende Verehrung selbst Ludwigs XIV. bietet. Dem entspricht auch die Tatsache, dass nach 1685 proportional mehr Hugenotten aus dem Norden als aus dem Süden das Land verlassen haben (vgl. DUBIEF, H., Art. „Hugenotten“, in: TRE XV 625; JOUTARD, PH., Ende und neue Chance 15). Da in der Hamburger Réfugiésgemeinde die Zuzügler aus Nordfrankreich überwogen (mit 54,1%), wählten die Vorfahren Caroline Bertheaus mit Hamburg einen für eine aus dem Norden Frankreichs stammende Hugenottenfamilie typischen Wohnort (vgl. BEULEKE, W., Gliederung 27).

<sup>12</sup> BERTHEAU, J., Familie 22f, verweist an dieser Stelle darauf, dass der Durchzug durch Genf für einen Samuel Berto für den 1. 9. 1687 belegt ist.

<sup>13</sup> Auf das das Individuum prägende Moment der Angehörigkeit zur Gruppe der Hugenotten (sowohl im französischen Ursprungsland als auch nach 1685 im *Refuge*) hat BIRNSTIL, E., Gruppenidentität 107 ff, unter Aufnahme eines Zitats des Kulturhistorikers und Soziologen Norbert Elias und Hinweis auf das soziologische Gesetz von der identitätsbildenden Kraft der Gruppe überzeugend hingewiesen. Da auch Caroline Bertheaus Selbstverständnis zweifellos noch teilweise diesem Einfluss unterlag, erscheint der Exkurs zum Thema Hugenotten notwendig.

<sup>14</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 1. Samuel Bertheau hatte Elisabeth van Dahlen in der niederländischen Gemeinde in Altona kennen gelernt.

<sup>15</sup> So BERTHEAU, J., Familie 22f.

Die unter dem Einfluss Calvins in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstandene<sup>16</sup> reformierte Kirche Frankreichs<sup>17</sup> war nach acht Religionskriegen (1562-1598), die die Leidensfähigkeit der Menschen auf das äußerste erprobt hatten und so maßgeblich zur Formung eines neuen Persönlichkeitstyps<sup>18</sup> beitrugen, durch das Edikt von Nantes unter Heinrich IV. 1598 in die Position einer religiös benachteiligten, politisch privilegierten Minderheit erhoben worden, indem den Hugenotten Zutritt zu allen Staatsämtern gewährt wurde, sie militärische Garantien erhielten, ihnen jedoch nur das Recht auf private Gottesdienste zugesichert wurde. Nach neuen Religionskriegen (1620-1629) wurden schließlich bis zur französischen Revolution 1789 sämtliche politischen Bestimmungen des Edikts von Nantes aufgehoben. Aus dieser Zeit ist eine leidenschaftliche Predigt mit dem Aufruf zur Buße, zum Ablassen von den Lehren Calvins erhalten, die von Pierre Bertheau, einem direkten Vorfahren Samuel Bertheaus gehalten wurde<sup>19</sup>, die als repräsentativ für die angesichts der Repressalien vielerorts herrschende Tendenz zum Widerruf der calvinistischen Tradition gelten darf.

Nachdem die Hugenotten, denen materieller Wohlstand und beruflicher Erfolg gut calvinistisch als Beweis ihrer göttlichen Erwählung dienten und die sich dementsprechend in vielen Fällen durch wirtschaftliche Prosperität auszeichneten<sup>20</sup>, aus allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen worden waren, wandten sie sich dem Handel zu und eigneten sich mit eifriger Geschäftstätigkeit die Kenntnisse an, die sie später im *Refuge* von den Obrigkeiten so geschätzt machten. 1685 wurde das Edikt von Nantes durch das Revokationsedikt von Fontainebleau auch formal aufgehoben<sup>21</sup>, was zu einer gewaltigen Emigration von ca. 200.000 Calvinisten in die protestantischen Staaten primär Europas führte, von denen sich ca. 43.000 in den deutschen Territorialstaaten niederließen<sup>22</sup>.

Theologisch wurde die Katastrophe so verarbeitet, dass die Verfolgung in Frankreich als gerechtes Gericht Gottes begriffen wurde, was auch den verhaltenen Widerstand, das

---

<sup>16</sup> Zu den Ursprüngen der reformierten Kirche Frankreichs vgl. SCHOLL, H., Glaube 2ff. Als Geburtsstadt der Reformation in Frankreich wird Meaux betrachtet, wo der Bischof Briçonnet zwischen 1516 und 1522 Exemplare des französischen Neuen Testaments unter der Bevölkerung verteilte, um eine bessere geistliche Versorgung des ihm anvertrauten Volkes zu gewährleisten. 1533 wurden die reformatorischen Ideen mit einer von Calvin verfassten Rektoratsrede an der Pariser Universität einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

<sup>17</sup> Vgl. zu den Charakteristika des Hugenottischen Bekenntnisses, der Confessio Gallicana, JACOBS, P., Das Hugenottische Bekenntnis. Ein vierhundertjähriges Zeugnis der Hochblüte reformierter Bekenntnisbildung, EvTh 19 (1959), 203-208; SCHOLL, H., Glaube 6ff. Eine Erläuterung der theologischen Implikationen erscheint an dieser Stelle nicht notwendig, da Caroline Bertheau in einer lutherischen Kirche getauft wurde, was den Schluss zulässt, dass sich die Familie zumindest theologisch von ihren Wurzeln getrennt hatte. Auf die Mentalität dürfte das hugenottische Erbe dagegen durchaus noch gewirkt haben.

<sup>18</sup> So DUBIEF, H., Art. „Hugenotten“, in: TRE XV 620.

<sup>19</sup> BERTHEAU, P., La fièvre des Hugenots, Lyon 1628. 1617 zum Katholizismus konvertiert, suchte Pierre Bertheau mit der protestantischen Methode des Schriftbeweises den Vorzug der katholischen Konfession gegenüber der protestantischen zu beweisen. Die Nachkommen Pierre Bertheaus konvertierten überwiegend bereits in der nächsten Generation wieder zum Protestantismus (vgl. BERTHEAU, J., Familie 14ff).

<sup>20</sup> Vgl. BIRNSTIEL, E. / REINKE, A., Hugenotten 18f. Die Kirchenvorschriften sahen vor, dass Müßiggang sowohl als Sünde gegen Gott als auch als Sünde gegen die Gemeinschaft der Gläubigen zu verurteilen und zu bestrafen sei.

<sup>21</sup> Zum Text des Edikts s. KRUM, H., Adoptivkinder 30-34. Das Edikt von Fontainebleau verbot den Protestantismus offiziell. Die Eliminierungsmaßnahmen waren primär gegen Pfarrer gerichtet, die vor die Wahl zwischen Abschwören, Galeeren oder (der offiziell verbotenen) Auswanderung gestellt wurden. Die Mehrheit der Protestanten hingegen versuchte man durch „Dragonnaden“, bei denen bei widerspenstigen Soldaten mit Plünderungsrecht in die Häuser einquartiert wurden, zur Konversion zu bewegen. Als Alternative blieb so vielfach nur die Emigration, wobei die Hoffnung auf Änderung der Verhältnisse und auch mögliche Rückkehr meist wach blieb (vgl. JOUTARD, PH., Ende und neue Chance 22ff; DUCHHARDT, H., Konfessionspolitik 43).

<sup>22</sup> Vgl. die Zahlen bei KLINGEBIEL, TH., Aspekte 67; JOUTARD, PH., Ende und neue Chance 17; DUCHHARDT, H., Konfessionspolitik 42. Man schätzt, dass bei Erlass des Edikts von Fontainebleau noch ca. 900.000 Hugenotten in Frankreich lebten, die etwa 5 % der Gesamtbevölkerung Frankreichs ausmachten.

geduldige Hinnehmen selbst drakonischer Strafen erklärt<sup>23</sup>. Als direkte Folge der Verfolgungen suchten die französischen Calvinisten in der weltlichen Berufsarbeit Gewissheit hinsichtlich ihres Gnadenstandes zu erlangen, der mit der Ablehnung eines luxuriösen Lebensstils einherging<sup>24</sup>.

Bei den Exulanten handelte es sich folglich vielfach um eine wohlhabende und beruflich qualifizierte Oberschicht<sup>25</sup>, was einerseits eine Teilerklärung für die ökonomische Stagnation in Frankreich 1684-1717 bietet<sup>26</sup>, andererseits ihre Attraktivität bei europäischen Herrschern erklärt, die hofften, vom Wissen der verfolgten Protestanten profitieren und auf diese Weise den wirtschaftlichen wie technischen Vorsprung Frankreichs vor den anderen europäischen Staaten verkleinern zu können<sup>27</sup>. Die Emigration der wohlhabenden Hugenotten führte dazu, dass nach 1685 der Calvinismus in Frankreich zur Konfession des einfachen Mannes wurde<sup>28</sup>. Den verfolgten Protestanten Frankreichs wurde nicht allein aus karitativen, sondern aus ökonomischen Erwägungen Aufnahme in vielen protestantischen Ländern zugesagt<sup>29</sup>, mehr noch, ihnen wurden wirtschaftliche Privilegien zugesichert. Paradigmatisch ist das Potsdamer Edikt<sup>30</sup>, das der große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1685 unmittelbar nach dem Edikt von Fontainebleau erließ<sup>31</sup>. Es machte Brandenburg-Preußen zum zweitgrößten Zufluchtsort nach Holland und verhalf nicht wenigen Hugenotten zu materiellem Wohlstand<sup>32</sup>. Im Gegenzug

---

<sup>23</sup> Vgl. GAGG, R. P., Hugenotten 288ff; STEFFE, A.M., Hugenotten 451ff. Die äußere Erscheinung sollte durch bescheidene, dunkle Kleidung Demut und Reue vor Gott bezeugen. Ebenso wurde zu spartanischer Lebensführung aufgerufen, die sich so stark durchsetzte, dass sie in späterer Zeit zu einem Charakteristikum der Hugenotten wurde.

<sup>24</sup> Vgl. LANDGREBE, P., Minoritätengruppe 58ff, zeigt, dass die Hugenotten auf diese Weise sowohl in soziologischer als auch in ökonomischer und konfessioneller Hinsicht als Verkörperung des Max Weberschen Idealtypus‘ zu betrachten sind. Selbst SCHOLL, H., Glaube 18f, der sich dem Weberschen Zusammenhang von Calvinismus und Kapitalismus strikt verweigert, stellt fest: „Dennoch berührt es seltsam, wenn man im 19. Jahrhundert plötzlich in der geringen Zahl der Superreichen des Kapitalismus recht viele Hugenottensprösslinge findet [...]“.

<sup>25</sup> Vgl. LANDGREBE, P., Minoritätengruppe 76f. Der Ausschluss von bestimmten Berufsgruppen im 17. Jahrhundert in Frankreich führte dazu, dass sich die protestantische Minorität in Frankreich dem Handel, der Industrie und dem Geldgeschäft zuwandte.

<sup>26</sup> Vgl. PILLORGET, R., Auswirkungen 66f; SCOVILLE, W. C., Persecution 131ff. Es ist zu vermuten, dass die Kapitalflucht der französischen Wirtschaft einigen Schaden zugefügt hat. Das Hauptproblem bestand darin, dass Frankreich durch die Emigration der Protestanten und damit verbundenem Export von Wissen wichtige ausländische Absatzmärkte nach 1685 verlor und die inländische Wirtschaft so nachhaltig schwächte.

<sup>27</sup> Daneben wurden die Hugenotten auch als Vermittler der französischen Kultur und Zivilisation geschätzt (vgl. KRUM, H., Adoptivkinder 74), wofür nicht zuletzt die Tatsache spricht, dass die Erziehung der Hohenzollernherrscher zwischen 1694 und 1814 in den Händen hugenottischer „gouverneurs“ lag, während ihre Erziehung zuvor an befreundeten europäischen Höfen durchgeführt worden war (vgl. BIRNSTIEL, E. / REINKE, A., Hugenotten 134ff).

<sup>28</sup> Vgl. LANDGREBE, P., Minoritätengruppe 87.

<sup>29</sup> Vgl. JERSCH-WENZEL, S., Ersatzbürgertum 161, die die Gewinnung der Flüchtlinge sogar als Wettstreit zwischen den europäischen Ländern bezeichnet. Die Hoffnungen auf Beschleunigung des wirtschaftlichen Fortschritts durch die Aufnahme von Réfugiés erfüllten sich in vollem Maß (vgl. THADDEN, R. V., Glaubensflüchtling 192). STEFFE, A.M., Hugenotten 475ff; LANDGREBE, P., Minoritätengruppe 150ff, nennen als wichtigste Bereiche, um welche die Réfugiés ihr Aufnahmeland bereicherten, den Militärsektor, Handel und Finanzen sowie den gewerblich-technischen Bereich – wobei es sich in erster Linie nicht um in Brandenburg-Preußen gänzlich neue Berufe handelte, sondern um solche, in denen die Franzosen einen höheren Kenntnis- und Fertigungsstand besaßen.

<sup>30</sup> Als wichtigstes Land für Glaubensflüchtlinge aus Frankreich gilt Brandenburg-Preußen, sowohl im Hinblick auf die Zahl der Einwanderer, als auch auf die geschaffenen Voraussetzungen (vgl. KLINGEBIEL, TH., Aufnahmeland 96f).

<sup>31</sup> Vgl. PREETZ, M., Privilegien 78; STEFFE, A.M., Hugenotten 472f. Die verfolgten Reformierten wurden nicht nur ins Land geladen, sondern ihnen wurde die Befreiung von Zöllen bei Warenimporten garantiert, für die Errichtung von Manufakturen wurden großzügige Subventionen zugesichert. Auch für Unterkunft und finanzielle Absicherung wurde umfassend gesorgt. Die Zusicherung der Religionsfreiheit war selbstverständlich Grundlage des Potsdamer Edikts.

<sup>32</sup> Vgl. THADDEN, R. V., Glaubensflüchtling 188f.

wurde der hugenottischen Forderung nach Religionsfreiheit stattgegeben, die jedoch der Verwirklichung staatswirtschaftlicher Interessen untergeordnet war.

Die Situation der Hugenotten in Hamburg, welche primär wohlhabende Kaufleute gewesen zu sein scheinen<sup>33</sup>, unterschied sich wie in allen Hansestädten von der in den Territorialstaaten insofern, als man sich hier nur aufgrund individueller Konzessionen niederlassen konnte<sup>34</sup>, was gefördert wurde: Seit 1567 gehörten Offenheit und Aufnahmebereitschaft zu den Charakteristika Hamburgs<sup>35</sup>. Ambivalenz gewann die Einwanderung der Calvinisten dadurch, dass Hamburg wie Lübeck auf seine lutherische Identität bedacht war<sup>36</sup> und die Niederlassung reformierter Fremder so auf religiösen und infolgedessen wirtschaftlichen Widerstand der Bürgerschaften und der lutherischen Geistlichkeit stieß<sup>37</sup>. Erst 1601 konnten die Calvinisten Hamburgs den Gottesdienst der reformierten Gemeinden in Altona feiern<sup>38</sup>. Eine französisch-reformierte Gemeinde mit ausgeprägtem diakonischem Engagement<sup>39</sup> entstand in der Phase

---

<sup>33</sup> Vgl. BIRNSTIEL, E. / REINKE, A., Hugenotten 31f; SCHREIBER, H., Spuren 211ff. Bei allen Schwierigkeiten einer sozialen Qualifizierung ist die Tendenz festzuhalten, dass sich wohlhabende Kaufleute primär in den norddeutschen Handelszentren niederließen, während die Intelligenz eher nach England bzw. in die niederländischen Generalstaaten emigrierte. Mittellose Handwerker wählten die mitteldeutschen Kleinstaaten als neue Heimat. Hugenottische Kaufleute, die von französischen Seestädten in deutsche Häfen auswanderten, bildeten traditionell die Mittelschicht der Hugenotten, avancierten jedoch in den Hansestädten bald zur Oberschicht, indem sie sich in die hansischen Bereiche des Fernhandels einbrachten.

<sup>34</sup> Vgl. KLINGEBIEL, TH., Hugenotten 69f; PREETZ, M., Privilegien 80; BRANDENBURG, I. U. K., Hugenotten 151. Die Hansestädte duldeten weder die Einrichtung von selbstverwalteten Hugenottenkolonien noch die Gründung selbständiger französisch-reformierter Gemeinden, da Differenzen zwischen Calvinisten und Lutheranern vorherzusehen waren. Aufgrund der günstigen Wirtschaftsbedingungen bestand auf Seiten der Hansestädte kein Bedarf, durch die Ansiedlung handwerklich und kaufmännisch qualifizierter Hugenotten die Wirtschaftszweige zu fördern, die bedarfsdeckend und wachstumsträchtig zu sein schienen. Auch bestand hier keine Notwendigkeit, die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges auszugleichen (1/3 der deutschen Bevölkerung hatte der Krieg das Leben gekostet), wie etwa in norddeutschen Territorien (was auch als ein wesentlicher Beweggrund für die Aufnahme der Verfolgten für den großen Kurfürst gegolten haben dürfte, vgl. dazu STEFFE, A.M., Hugenotten 470f), da die Hansestädte neutral geblieben waren. Dies hatten sie sich als unentbehrliche Handelsstädte auch leisten können.

<sup>35</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Grundzüge 144. Dem Festhalten des Rates an solch toleranter und offener Fremdenpolitik war nicht zuletzt die stetige Modernisierung des Handels und des Großgewerbes zu verdanken, die grundlegend für den wirtschaftlichen Erfolg der Hansestadt war.

<sup>36</sup> Ebd. 146. Als Grund für dies scheinbar intolerante Gebaren darf nicht zuletzt der „Lange Rezeß“ von 1529 gelten, der aufgrund der gleichzeitigen Wahrnehmung politischer und kirchlicher Aufgaben durch bürgerliche Kollegien allein Lutheranern den Zugang zur städtischen Selbstverwaltung ermöglichte.

<sup>37</sup> Vgl. KLINGEBIEL, TH., Aufnahmeland 95f; SCHREIBER, H., Spuren 210ff. Gegenüber niedergelassenen Calvinisten wurde in Hamburg eine duldsame Konfessionspolitik verfolgt. Dennoch hatten sich die Calvinisten gegen diverse Vorurteile von Seiten der eingesessenen Konfessionen in Hamburg zu behaupten. Der Hauptvorwurf der von lutherischer Seite gegen die Calvinisten gerichtet wurde, war der der Schwärmerei. Ein weiterer Grund für die anfängliche Unbeliebtheit mag darin zu suchen sein, dass niederländische Calvinisten schon sehr viel früher als 1685 nach Hamburg gekommen waren, in denen die Hamburger Wirtschaftsflüchtlinge erblickten, deren Konkurrenz es entgegenzutreten galt. Vgl. WHALEY, J., Toleration 114f, der über die Zeit vor 1760 bemerkt: „Despite their cultural and economic respectability, in the eyes of many they posed a more pernicious, if less obvious, threat to the purity of Lutheranism than the Catholics.“

<sup>38</sup> Vgl. WHALEY, J., Toleration 120; BARRELET, TH., Geschichte 8f. Die Stadt Altona, die zu den Staaten von Graf Ernst v. Schauenburg gehörte, verfolgte – wohl primär um ihre wirtschaftliche Attraktivität zu steigern – eine liberale Religionspolitik, von der Hamburg profitierte, da Katholiken, Juden und Calvinisten das Recht auf freie Ausübung der Religion zugestanden wurde. Nachdem Altona 1640 durch die Erbfolge an Dänemark ging, wurden die Privilegien noch erweitert. 1603 wurde eigens für die reformierte Gemeinde eine Kirche erbaut.

<sup>39</sup> Vgl. BARRELET, TH., Liebeswesen 3ff. Das Liebeswesen der Diakonie in der französisch-reformierten Kirche zu Hamburg war von ihrem Beginn 1686 stark ausgeprägt, sofern den Armen der Gemeinde regelmäßige finanzielle Unterstützung zu Teil wurde, sie außerdem mit Nahrung und Kleidung versorgt wurden. Diakonisches Handeln war natürlicher Bestandteil des kirchlichen Lebens in hugenottischen Gemeinden: Art. 29 der „Confession de foi“: „Was die wahre Kirche betrifft, glauben wir, daß in ihr sein müssen Prediger, Aufseher und Diakonen, damit die reine Lehre ihren Lauf habe, die Laster entfernt und gebessert werden, den Armen und allen Leidenden in ihren Nöten geholfen werde.“ War sich Caroline Bertheau bei ihrem Eintritt in die Arbeit an

der hugenottischen Haupteinwanderung um 1686 in Altona<sup>40</sup>. Dieser schloss sich Samuel Bertheau ebenso wie der niederländischen Gemeinde vor Ort an<sup>41</sup>. Noch 1719 verkündete ein bedeutender Vertreter der lutherischen Orthodoxie in Hamburg – obwohl 1716 eine besondere reformierte Gemeinde unter dem Schutz des holländischen Gesandten entstanden war – noch leidenschaftlich: „Iterum censeo Carthaginem tam Papisticam, quam Calvinisticam esse delendam<sup>42</sup>“, was einmal mehr die andauernde Dominanz des Luthertums zeigt. Die Situation änderte sich grundlegend, als 1744 der preußische Resident in Hamburg mit Zustimmung des Königs ein Haus erwarb, und den Hugenotten ein Teil davon als Kapelle zur Verfügung gestellt wurde, in welche ab diesem Zeitpunkt reformierte Gottesdienste in Hamburg gehalten werden konnten<sup>43</sup>. Doch erst 1785 veröffentlichte der Hamburger Senat eine Konzession, welche Reformierten, Mennoniten, Katholiken und Juden freie Ausübung des Gottesdienstes zusicherte<sup>44</sup>. 1814, nach dem Ende der Franzosenherrschaft, verankerte der Senat die rechtliche Gleichstellung der „nichtlutherischen Religionsverwandten“ mit den Lutheranern<sup>45</sup>. Zu den Gemeindemitgliedern hatte neben zahlreichen einflussreichen Einwanderern von Anfang an die Familie Bertheau gehört<sup>46</sup>, was von großer Bedeutsamkeit für den steilen sozialen Aufstieg der Familie im 18. Jahrhundert werden sollte: 1744 wurde der einzige Sohn Samuel Bertheaus der das Erwachsenenalter erreichte, Samuel Jacques Bertheau (1705-1777), zum Küster der französisch-reformierten Gemeinde bestellt, was ihn in Kontakt zu einigen der einflussreichsten hamburgischen Kaufleute brachte. Dieser Umstand brachte es mit sich, dass seinem ältesten Sohn François Diedrich (1734-1826), dem Großvater Carolines, eine kaufmännische Ausbildung im Unternehmen der Godeffroys, einem der größten Handelshäuser Hamburgs, ermöglicht wurde. Hier arbeitete er zunächst einige Zeit als Buchhalter, bevor er sich als Kaufmann v.a. im Weinhandel selbständig machte und rasch sehr reich wurde. Infolgedessen durfte er nicht nur das hamburgische Bürgerrecht erwerben, sondern sich auch ein Wappen zulegen<sup>47</sup>. Seiner sozialen Stellung war es überdies zu verdanken, dass er zum Vorstand der französisch-reformierten Gemeinde gewählt wurde. Insgesamt wanderten im 16. und 17. Jahrhundert 549 Franzosen reformierten Bekenntnisses nach Hamburg ein. Calvinistische Gemeinschaften, die nach Hamburg einwanderten, galten als die privilegierteste Minderheit jener Zeit<sup>48</sup>. Die Hugenotten, die zunächst trotz aller Einschränkungen aufgrund der ökonomischen Prosperität Hamburg als neue Heimat wählten<sup>49</sup>, erfreuten sich bald zunehmender Beliebtheit

---

der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth gewiss nicht dieser Tradition ihrer Vorfahren bewusst, so führte sie doch unwillkürlich deren Werk weiter.

<sup>40</sup> Vgl. BARRELET, TH., Geschichte 11ff. Aufgrund von Zerwürfnissen innerhalb der Gemeinde wurde eine Verordnung erlassen, die die Trennung der deutschen und der französischen in zwei gesonderte Gruppen verfügte.

<sup>41</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 1. 1831 vereinigte sich die französisch-reformierte Gemeinde mit der deutsch-holländischen, der Samuel Bertheau ebenfalls angehört hatte, und gab die Feier in französischer Sprache auf.

<sup>42</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Grundzüge 175.

<sup>43</sup> Ebd. 16f. Auf diese Weise kam es zu einer Spaltung von der Mutterkirche, die sich in Altona finanziell negativ bemerkbar machte. Diese wurde jedoch schon 1750 wieder aufgehoben.

<sup>44</sup> Vgl. WHALEY, J., Toleration 208.

<sup>45</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 17. Erst ab dieser Zeit war es möglich, dass Menschen nicht-lutherischen Bekenntnisses bürgerliche Ämter erlangen konnten.

<sup>46</sup> S. KAYSER, R., Anfänge 112 Anm. 2.

<sup>47</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 2. Sein Vater Samuel Jacques Bertheau hatte hingegen nur das Schutzbürgerrecht gehabt.

<sup>48</sup> Vgl. WHALEY, J., Toleration 112. 115.: „The fact that a substantial section of the community was affluent, cultured and literate, the fact that they were eloquent and articulate victims of persecution, gave them a privileged place in a city where commercial success was the prime yardstick of status, and which had made freedom and tolerance into a republican ideology.“ Darüber hinaus dürfte die rasche Assimilierung der Hugenotten an ihre Umgebung dazu beigetragen haben, das anfängliche Misstrauen zu überwinden (vgl. BIRNSTIEL, E. / REINKE, A., Hugenotten 101).

bei der Bevölkerung, da sie fruchtbare Wirtschaftskontakte knüpften und selbst wirtschaftlich erfolgreich waren<sup>50</sup>. Wie die Bertheaus brachten es zahlreiche Hugenottenfamilien in den Hansestädten zu bemerkenswertem Wohlstand, der bis in das 20. Jahrhundert anhielt und sie auch in Hamburg zu den angesehensten Bürgern werden ließ<sup>51</sup>. Doch so bedeutend der Anteil war, den die Hugenotten am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben Hamburgs hatten, so blieben diejenigen, die am Calvinismus festhielten, doch bis 1814 vom öffentlichen Leben ausgeschlossen.

Das Verhältnis der Réfugiés zu ihrem Aufnahmeland war ein besonderes, da es sie durch die großmütige Aufnahme in der Vergangenheit zu Loyalität für die Zukunft verpflichtete. Patriotismus erschien als die adäquate Form, dem Land Dank für die Vergangenheit zu zollen<sup>52</sup> und kompensierte gleichzeitig die Ablehnung durch die örtliche Bevölkerung anderen Konfessionsstandes<sup>53</sup>. Die besondere Art der Identifikation mit allem Deutschen wird auch bei H.A. Bertheau deutlich, der seiner Vaterlandsliebe durch das Dichten zahlreicher Lieder Ausdruck verlieh<sup>54</sup>.

Hugenottisches Leben scheint so bis ins 19. Jh. hinein eine gewisse Sonderexistenz gewesen zu sein, das sich durch Stolz auf die eigene, einerseits dem deutschen Lebensstil überlegene Lebensweise und andererseits dem Bewusstsein der Überlegenheit über das französische Milieu von Paris und Versailles auszeichnete<sup>55</sup>. Die Hugenotten verstanden sich geschickt den jeweiligen Herrschern anzupassen und deren Gunst durch Engagement zu erlangen. Die Identifizierung von christlicher und politischer Moral und die dementsprechende Generierung eines staatspolitischen Konformismus mögen dazu beigetragen haben, dass die Hugenotten in den deutschen Territorialstaaten eine Position wie keine andere Minorität jener Zeit besaßen<sup>56</sup>.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte sich ein zunehmender Verlust des kollektiven Gedächtnisses der Hugenotten bemerkbar<sup>57</sup>. Auch die Familie Bertheau

---

<sup>49</sup> Ebd. 206; SCHREIBER, H., Spuren 216. Um 1700 galt die hamburgische Wirtschaft von allen deutschen Städten als die am meisten prosperierende.

<sup>50</sup> Ebd. 113. Dadurch unterschieden sich die Hugenotten von anderen reformierten Landsmannschaften in Hamburg, wie etwa den Niederländern, die geschäftlich nicht durchgehend so erfolgreich waren.

<sup>51</sup> KOPITZSCH, F., Grundzüge 205, stellt die Réfugiés den Diplomaten gleich, da sie zunächst weder in die politische noch in die ökonomische Führung Hamburgs integriert waren, sich jedoch gleichermaßen der französischen Sprache bedienten und sich durch ihre finanzielle Situation eines gewissen Luxus' erfreuten.

<sup>52</sup> Vgl. THADDEN, R. v., Glaubensflüchtling 188f. Noch Ende des 18. Jahrhunderts war die Förderung der Vaterlandsliebe (insbes. in Brandenburg-Preußen) Programm, das sicher auch den Geist der Generation von Hugenottennachkommen spiegelt, in dem Caroline Bertheau groß wurde. Man war redlich bemüht, die deutschen Untertanen an Loyalität zum Gemeinwesen zu überbieten. Ein solches Selbstverständnis ist besonders dokumentiert im großen Geschichtswerk von Erman und Reclam, das ab 1782 zum Gedächtnis der in der Zeit der Verfolgung ausgewanderten Hugenotten verfasst wurde.

<sup>53</sup> Auch die Privilegien, die die Hugenotten genossen, stießen vermutlich bei der örtlichen Bevölkerung nicht auf uneingeschränkte Zustimmung.

<sup>54</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 47.

<sup>55</sup> Vgl. FRANCOIS, E., Legendenbildung 181. Das hugenottische Bewusstsein ging so weit, zu glauben einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Verfeinerung des „Nationalcharakters der Deutschen“ geleistet zu haben.

<sup>56</sup> Davon zeugt die Tatsache, dass das preußische Militär sich stets auf Réfugiés stützte (vgl. KRUM, H., Adoptivkinder 146f).

<sup>57</sup> Vgl. FRANCOIS, E., Patrioten 199ff. Nicht zuletzt dürfte die Entwicklung dadurch begünstigt worden sein, dass viele französische Gemeinden sich infolge der Neuordnung des Verwaltungssystems zu Beginn des 19. Jh. ihrer Privilegien beraubt sahen (das Ende des preußischen Ancien Régimes markierte das Ende der privilegierten Sonderexistenz der Hugenotten), welche bis dahin eine nicht unwesentliche Stütze des hugenottischen Bewusstseins dargestellt haben dürften. ERBE, H., Hugenotten 165ff, weist darauf hin, dass zu Beginn des 19. Jh. Deutsch und Französisch bei den Nachfahren der Hugenotten durchaus noch nebeneinander existierten. Für die Hansestadt Lübeck ist allerdings bekannt, dass 1781 der Gebrauch des Französischen im Gottesdienst verboten wurde, was auch für Hamburg anzunehmen ist. Demnach wäre Caroline Bertheau wohl kaum mehr zweisprachig aufgewachsen und kann vermutlich auch in dieser Hinsicht als völlig assimiliert gelten. Nichtsdestotrotz lebten

vermochte sich dieser Entwicklung nicht zu entziehen: Mit den Timmermann-Schwestern heiratete H.A. Bertheau Lutheranerinnen, was mit einem unvermeidlichen Traditionsverlust<sup>58</sup> einherging: Die Trauungen erfolgten sowohl in einer lutherischen als auch in der französisch-reformierten Kirche<sup>59</sup>. Die Konfession der Kinder war lutherisch, da das erstgeborene Kind H.A. Bertheaus ein Mädchen war: Wäre es ein Junge gewesen, hätte es der Vereinbarung der Eltern entsprochen, dass sich die Konfession der Kinder nach der des Vaters richtete. Der lutherischen Sozialisation der Kinder entsprach, dass H.A. Bertheau zwar nicht konvertierte, doch mit seiner Familie ausschließlich lutherische Kirchen besuchte, was selbstverständlich die Teilnahme am Abendmahl beinhaltete. Der Vater Carolines empfand den Konfessionswechsel als unproblematisch, da für ihn der Geist des Christentums entscheidend war, hinter den Dogmen und theologische Erörterungen zurücktraten<sup>60</sup>. Diese Entwicklung ist gerade für Hamburger Hugenotten nicht erstaunlich, da es hier aufgrund der fehlenden Mitsprachemöglichkeiten bei öffentlichen Entscheidungen für Calvinisten mehr als opportun war, zum Luthertum zu konvertieren.

Dennoch wird die Bedeutung der hugenottischen Herkunft für das Selbstverständnis Caroline Bertheaus – zumindest in sozialer Hinsicht – nicht zu unterschätzen sein<sup>61</sup>: Hugenotten erfreuten sich eines hohen gesellschaftlichen Ansehens, das ein gewisses Elitenbewusstsein<sup>62</sup> gefördert haben dürfte<sup>63</sup> und qua Geburt vermittelt wurde.

---

in der 2. Hälfte des 19. Jh. die Erinnerungen wieder auf. Gefördert wurde diese Tendenz durch die Integration der hugenottischen Geschichte zum Zwecke der Verherrlichung Deutschlands.

<sup>58</sup> Unterstützt wird diese Vermutung dadurch, dass der Bruder von H.A. Bertheau offensichtlich seinen französischen Vornamen Guillaume durch einen deutschen, Wilhelm, ersetzte (vgl. Anm. 6). Auch der Vater Carolines nannte sich meist deutsch Heinrich August (s. BERTHEAU, P., Der Großvater 46). Aus den Untersuchungen von BISCHOFF, J. E., Taufnamen 179ff, zum Wandel religiöser Tradition bei Hugenotten und Hugenotten-Nachkommen geht hervor, dass ab Ende des 18. Jh. durch die Vergabe deutscher Taufnamen eine Loslösung von der Tradition einsetzte, die auch auf eine Trennung von den religiösen Grundhaltungen hinweist. Auch wenn keine Dokumente mehr vorhanden sind, die neben diesem auf den Zeitpunkt des Bruchs mit Tradition und Theologie hinweisen, liegt die Folgerung nahe, dass die Bertheaus erst in der Generation der Eltern Carolines einen Bruch mit den hugenottischen Wurzeln herbeiführten. So hatten die elf Kinder des Großvaters von Caroline noch durchgehend französische Namen, während ihr Vater, Henry August, deutlich mit dieser Tradition brach und die Namen der Kinder keine Reminiszenzen an die hugenottische Vergangenheit erkennen lassen (vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 33f). Auch die Mischehen des H.A. Bertheau mit den Geschwistern Timmermann, die nicht hugenottischer Abstammung waren, weisen auf eine Lösung von hugenottischer Tradition hin, die ab der dritten Generation charakteristisch für die Réfugiés war (vgl. BIRNSTIEL, E. / REINKE, A., Hugenotten 94ff. Was hier für Berliner Hugenotten festgehalten wird, dürfte in noch stärkerem Maß für Hugenotten gelten, die nicht innerhalb von Kolonien lebten und auf diese Art quasi zur Assimilation gezwungen waren).

<sup>59</sup> Für den Vater H.A. Bertheaus und Großvater Carolines, François Diedrich (1734-1826), einen der wohlhabendsten Bürger Hamburgs, bedeutete die Heirat der lutherischen Timmermann-Schwestern eine schmerzliche Trennung von den hugenottischen Wurzeln, denen er sich noch stark verpflichtet wusste und mit seinem Engagement in der französisch-reformierten Kirche Rechnung trug (vgl. BERTHEAU, P., Großvater 46).

<sup>60</sup> S. BERTHEAU, P., Der Großvater 46.

<sup>61</sup> Auf die Tatsache, dass die hugenottische Vergangenheit von Caroline Bertheau durchaus im Bewusstsein der Familie weiterlebte, weist die Schrift „Die Kirche der Wüste“ ihres Sohnes Heinrich (1850-1923) hin, die die Leidensgeschichte der Hugenotten in Frankreich schildert, hin. Ohne sich explizit in hugenottische Tradition zu stellen, gibt doch allein die ausführliche Beschäftigung mit dem Thema Grund zu der Annahme, dass hier direkt an die eigene Vergangenheit angeknüpft wurde und sie identitätsstiftende Wirkung hatte.

<sup>62</sup> Diese Haltung schlägt sich nicht zuletzt in dem geflügelten Wort vom „besten Deutschen“ nieder (vgl. BIRNSTIEL, E., Gruppenidentität 117; FRANCOIS, E., Patrioten 198ff).

<sup>63</sup> Vgl. JERSCH-WENZEL, ST., Hugenotten 101ff, die die Hugenotten als „positive Minderheit“ begreift, die hohes Prestige genoss.

## 2. Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Geschichtliche, soziale und religiöse Situation

### 2.1 Die geschichtliche Situation Hamburgs im beginnenden 19. Jahrhundert

War Hamburg bis zum Beginn der Neuzeit noch eine durch den Fernhandel bestimmte Hansestadt unter vielen anderen, lässt sich seit dem 16. Jahrhundert ein unaufhörlicher Aufstieg der im 9. Jahrhundert entstandenen Stadt verzeichnen, für den gleichermaßen außen- wie innenpolitische und wirtschaftliche Vorgänge relevant waren<sup>64</sup>: Hamburg konnte durch die Verschiebung der europäischen Wirtschaft im 16. Jahrhundert von Standortvorteilen profitieren, die Kaufleute so geschickt nutzten, dass Hamburg zum größten deutschen Umschlagplatz für Handelsgüter wurde. Auf diese Weise waren die meisten europäischen Staaten auf Hamburg angewiesen, was dazu führte, dass Hamburg seine wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit erhalten konnte, die seit 1618 mit der Erklärung Hamburgs zur Reichsstadt bestand.

Grundlagen der Hamburger Verfassungsordnung um 1800 waren der Rezess und die Kirchenordnung von 1529 sowie der Hauptrezess von 1712. Charakteristika sind die Einheit von Kirchenordnung und Staatsordnung sowie die gemeinschaftliche Regierung von Rat und der Erbgesessenen Bürgerschaft<sup>65</sup>.

Die Situation Hamburgs, der bedeutendsten Hansestadt<sup>66</sup>, war zu Beginn des 19. Jahrhunderts primär durch die Besetzung durch napoleonische Truppen 1806 gekennzeichnet, die eine Hochkonjunkturphase abrupt beendete<sup>67</sup>, von der auch H.A. Bertheau profitiert hatte. Bis 1806 war die Situation der Bertheaus durch stetig wachsenden Wohlstand gekennzeichnet gewesen<sup>68</sup>. Nachdem der Habsburger Franz II. Anfang August 1806 die Kaiserkrone niedergelegt hatte, hofften Lübeck, Bremen und Hamburg die auf diese Weise wiedererlangte staatliche Selbständigkeit sichern zu können. Doch die Unabhängigkeit wurde nach wenigen Monaten durch die Besetzung durch napoleonische Truppen unterbrochen. Schon seit geraumer Zeit hatte der französische Kaiser die wachsende Bedeutung Norddeutschlands für den Englandhandel verfolgt, die nicht unwesentlicher Grund für den Niedergang des französischen Kolonialwarenhandels war. Die Maßnahme diente so einzig dem Zweck, Hamburg als Haupteinfallstor des britischen Handels zu versperren und so die am 21. November von Napoleon verkündete gegen England gerichtete Kontinentalsperre zu sichern, um den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Inselreichs herbeizuführen<sup>69</sup> und das

---

<sup>64</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Grundzüge 140f; MATTI, W., Bevölkerungsvorgänge 108f. Nicht zuletzt wird die Entwicklung durch das Wachstum Bevölkerungszahlen von ca. 14.000 im Zeitalter der Reformation auf 141.000 im Jahr 1811 gespiegelt, in dem die erste Volkszählung durch die Franzosen durchgeführt wurde. Hamburg war zur größten deutschen Reichsstadt geworden.

<sup>65</sup> Vgl. BOROWSKY, P., Restauration 155ff. Der Senat bestand aus vier Bürgermeistern und 24 Senatoren. Drei der Bürgermeister mussten eine juristische Ausbildung genossen haben, der vierte sollte dem Kaufmannsstand entstammen. Der Senat repräsentierte die Stadt nach außen und übte die Gerichtsbarkeit aus. Bei der Gesetzgebung wirkten Senat und Bürgerschaft zusammen. Die hamburgische Verfassung zeichnete sich besonders durch das Mitwirkungsrecht der Bürgerschaft aus. Hamburger Bürger waren sich der Fortschrittlichkeit ihrer Verfassung gegenüber den absoluten Fürstenstaaten durchaus bewusst.

<sup>66</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 27. Nicht nur von der wirtschaftlichen Bedeutung her, sondern auch von der Einwohnerzahl übertraf Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Bremens und Lübecks. Die wirtschaftliche Position Hamburgs wird heute primär auf zwei Ereignisse zurückgeführt: auf die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Kolonien, die Hamburg die Aufnahme direkter Handelsbeziehungen ermöglichte und auf die Tatsache, dass England der wichtigste Getreideimporteur und Hamburg so zum wichtigsten Umschlagplatz für den Getreidehandel zwischen Ost und West wurde (vgl. KRAUS, A., Unterschichten 20).

<sup>67</sup> Allein die Einfuhren aus Nordamerika stiegen zwischen 1790 und 1799 um mehr als das Vierzigfache (vgl. SCHULZ, A., Bürgertum 49; MATTI, W., Bevölkerungsvorgänge 105). 1799 wurde der Aufschwung durch eine heftige Krise unterbrochen, die 60 Handelshäuser in den Bankrott trieb.

<sup>68</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 47f.

<sup>69</sup> An die Stelle des offiziellen Handels trat nun ein gut organisierter Schmuggel mit englischen Waren, von dem EILERS, G., Vergangenheit 232f, eine anschauliche Beschreibung liefert.

europäische Festland als Absatzmarkt für französische Waren zu sichern. Aus diesem Grund sollten auf ausdrücklichen Befehl Napoleons auch keine Plünderungen in den Hansestädten vorgenommen werden. Allein die Konfiszierung sämtlicher in Hamburg befindlicher englischer Waren wurde angeordnet<sup>70</sup>. Die Besetzung Hamburgs am 19./20. November vollzog sich auf disziplinierte Art und Weise. Zwischen 1806 und 1810 galten die Hansestädte nicht als erobert, sondern als befreundet und aufgrund strategischer Zwänge besetzt, wenn auch die Einwohner den größten Teil der Besatzungskosten zu tragen hatten<sup>71</sup>. Die gegen Großbritannien, erste Industrie- und Handelsmacht der damaligen Welt, gerichtete Handlung blieb dennoch auch für Hamburg nicht ohne Folgen<sup>72</sup>: Nahezu der gesamte Wirtschaftsverkehr kam zum Erliegen und das Exportgewerbe erlitt schwere Einbußen. Massenarbeitslosigkeit und enormer Kapitalverlust waren die Folgen. 1811 wurden die drei Hansestädte dem französischen Kaiserreich einverleibt, um die Wirtschaftsblockade noch wirksamer handhaben zu können<sup>73</sup>. Damit verloren sie bis auf weiteres die staatliche Selbständigkeit. Der Schmuggelhandel, der sich bis zur Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserreich halten konnte und der nach 1806 Handel und Schifffahrt bedingt hatte aufrechterhalten können, hörte völlig auf. Der Schaden, den Carolines Vater in ab diesem Zeitpunkt erlitt, war ungeheuer. Bis 1814 hatte er sein gesamtes Vermögen verloren<sup>74</sup>.

Presse- und Theaterzensur sowie überall eingesetzte Spione führten zu einem vorübergehenden Stillstand des gesellschaftlichen Lebens<sup>75</sup>.

Nach der Niederlage der napoleonischen Truppen vor Moskau 1812 konnte Hamburg wenige Monate später durch den Kosakenoberst von Tettenborn erobert werden, der den Anspruch erhob, als Befreier zu kommen<sup>76</sup>. Doch zehn Monate später okkupierten französische Truppen die Hansestadt erneut. Napoleon stufte das Tettenborn-Interim als hochverräterische Kollaboration der Hanseaten ein, was als Grund dafür gelten darf, dass das Besatzungsregime nun durch Vergeltungsmaßnahmen charakterisiert war. Hamburg wurde mit Harburg zu einer Doppelfestung ausgebaut. Öffentliche Gebäude dienten fortan militärischen Zwecken, und die Einwohner mussten Proviant für sechs Monate bereit halten, wollten sie nicht die Vertreibung aus der Stadt riskieren<sup>77</sup>. Nachdem Hamburg seit Beginn der Revolutionskriege von

---

<sup>70</sup> Diese Maßnahme wurde von der Kaufmannschaft mit großer Sorge betrachtet, da auch Waren einbezogen waren, die bereits rechtmäßig erworben worden waren. Schließlich beschloss die Stadt den Rückkauf englischer Waren, der verhinderte, dass die Kaufleute ruinöse Verluste erlitten (vgl. SCHMIDT, B., Hamburg 260ff).

<sup>71</sup> Vgl. STUBBE-DA LUZ, H., Occupants 64f. Insofern beschränkten sich die Franzosen in den Hansestädten auf eine Assoziierungspolitik, wohingegen das Vorgehen in anderen Territorien auf Assimilation der ansässigen Bevölkerung zielte.

<sup>72</sup> MATTI, W., Bevölkerungsvorgänge 105, weist darauf hin, dass sich gerade der Schiffsverkehr mit England seit 1795 vervielfacht hatte, was der französischen Besetzung Hollands und dem Niedergang des Amsterdamer Hafens durch britische Blockade zu verdanken war, dessen Handel Hamburg zufiel. Negativer Begleiteffekt war die Explosion der Mieten und der Lebensmittelpreise, die v.a. den Unterschichten stark zu schaffen machte.

<sup>73</sup> STUBBE-DA LUZ, H., Occupants 83ff, weist darauf hin, dass die Form der Annexions-Occupation den Hanseaten die Zusammenarbeit und Unterstützung wesentlich dadurch erleichterte, dass offizielle Posten zur Verfügung gestellt wurden. So wurden die Einheimischen zur Mitarbeit im Munizipalrat oder im Corps Législatif der Metropole herangezogen, was bedingte Loyalität ermöglichte.

<sup>74</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 48.

<sup>75</sup> Vgl. DIRKSEN, V., Hamburg 69.

<sup>76</sup> Als solcher wurde er in Hamburg zumindest begrüßt und gefeiert, Fakt ist jedoch, dass er sich persönlich und seine Armee in den wenigen Monaten seines Intermezzos in Hamburg nicht unwesentlich bereicherte (vgl. EILERS, G., Vergangenheit 235). In der frenetischen Begrüßung Tettenborns manifestierte sich nicht zuletzt ein neuer Patriotismus, der durch die lange Anwesenheit der Franzosen geweckt worden war und Vaterlandsliebe wieder neu ins Bewusstsein von Männern und Frauen brachte (zum Wandel der Weltwahrnehmung vgl. SCHRAMM, P.E., Generationen 285ff).

<sup>77</sup> Nicht umsonst urteilt FINDER, E., Hamburgisches Bürgertum: „Von allen deutschen Städten hat die Faust des Korsen auf Hamburg in der Zeit von 1806-1814 am drückendsten gelastet, die Fremdherrschaft führt zu den schwersten Störungen des Wirtschaftslebens und zu allgemeiner Verarmung.“ EILERS, G., Vergangenheit 245, betrachtet Hamburg im Blick auf die napoleonische Ära als „Martyrerin der deutschen Städte.“

militärischen Auseinandersetzungen verschont geblieben war, sogar bis 1812 in wirtschaftlicher Hinsicht im Vergleich zu anderen deutschen Territorien einigen Profit aus der Situation ziehen konnte, wurde es nun zum Kriegsschauplatz<sup>78</sup>.

Erst Mitte des Jahres 1814 wurde die Stadt nach Beginn der Pariser Friedensverhandlungen auf Befehl Ludwigs XVIII. übergeben, und der Senat nahm die Zügel wieder in die Hand. Auf dem Wiener Kongress 1814/15 erhielten Lübeck, Bremen und Hamburg ebenso wie Frankfurt am Main die Erlaubnis, dem Deutschen Bund als souveräne Staaten anzugehören. Es dauerte einige Zeit, bis Handel und Gewerbe die alten Geschäftsbeziehungen wieder angeknüpft hatten<sup>79</sup>. Aus England trafen Unterstützungsgelder in beträchtlicher Höhe ein<sup>80</sup>, was die Neigung der hanseatischen Kaufleute förderte, sich wirtschaftlich verstärkt England zuzuwenden. Diese Maßnahme kurbelte auch den Handel mit den Vereinigten Staaten wieder an. Neben das wirtschaftliche Desaster trat das der öffentlichen Hand: Staatliche Einrichtungen jeder Art waren völlig aufgelöst. Da alliierte Regierungen auf die Rückzahlung kriegsbedingter Verluste verzichteten, ging Hamburg als einer der höchstverschuldeten Staaten aus der Zeit der napoleonischen Besatzung hervor. Senat und Bürgerschaft oblag die Aufgabe, das Zollwesen zu reorganisieren<sup>81</sup>, die Finanzverwaltung zu verbessern, das Steuersystem zu revidieren. Auch das Justizwesen erforderte wichtige Beschlüsse<sup>82</sup>.

Dennoch erlebte Caroline in den folgenden zwei Jahrzehnten den rapiden Wiederaufstieg Hamburgs, auch wenn ihre Familie nicht unmittelbar daran partizipierte. Der Welthandel nahm eine Stellung ein, die die vor der Besetzung in den Schatten stellte<sup>83</sup>. Das Gewerbeswesen profitierte insofern kurzzeitig von der wachsenden Bedeutung des Handels, als wegen des Bedarfs auch unzüftigen Handwerkern Gewerbekonzessionen erteilt werden mussten.

H.A. Bertheau gelang es trotz größter Anstrengungen nicht, den einstigen Lebensstandard wieder zu erreichen. Mehrfach hatte er schwere Rückschläge hinzunehmen, als er gerade hoffen durfte, einen entscheidenden Schritt zur Rückgewinnung seines Wohlstands getan zu haben. Sein Weinhandel gewann nie wieder die Gestalt, die er vor der Franzosenzeit gehabt hatte. 1816/17 erreichte die wirtschaftliche Situation der Familie einen solchen Tiefpunkt, dass der Großvater Carolines seine unschätzbar wertvolle Gemaldesammlung 1817

---

<sup>78</sup> Dem entspricht, dass das „Schrecken der Franzosenzeit“ in Hamburg ausmacht, erst 1813 begann (vgl. SCHMIDT, B., Hamburg 739).

<sup>79</sup> Vgl. BAASCH, E., Geschichte 2. Insbesondere der Exporthandel erholte sich nur schleppend, Handel und Schifffahrt dagegen vergleichsweise schnell. Ersteres war nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken, dass mit Ende der französischen Herrschaft die englische Industrie Europa mit zur Zeit der Kontinentalsperre angehäuften Waren überschwemmte.

<sup>80</sup> So wird denn auch der Vorwurf verständlich, den ein BREMER BÜRGER, Verhältniß 6ff, in einer umfangreichen apologetischen Abhandlung diskutiert, die freien Städte, insbes. Hamburg, trügen die Schuld an der Verarmung Deutschlands, indem sie mit England in der Form kooperierten, dass die Industrie in Deutschland sich nicht angemessen entfalten könne. Als Reaktion auf die Zeit der französischen Besatzung lässt sich in der Tat die Entwicklung einer Vorliebe für britische Einstellungen und Gewohnheiten der Hanseaten verzeichnen (vgl. STUBBE-DA LUZ, H., Occupants 86). Freilich sollte man nicht verkennen, dass die Initiative Englands darauf gerichtet war, den eigenen Handel durch möglichst rasche Wiederherstellung der Hamburger Wirtschaft zu stützen (vgl. KRAUS, A., Unterschichten 21).

<sup>81</sup> Die napoleonische Herrschaft in Deutschland trug nicht unwesentlich zur Herausbildung eines einheitlichen Zoll- und Handelsgebietes in Deutschland bei, zu dem sich jedoch die Hansestädte als souveräne, dem Deutschen Bund zwar angehörende Staaten nicht anschlossen (vgl. BERDING, H., Reform 523ff). Für Hamburg mit seiner Tradition des Freihandels kam der Beitritt zu einer Organisation, die Handelsschranken gegenüber Drittländern errichtete, nicht in Frage. Die allmähliche Abschaffung der Zölle begünstigte den Handel und trug maßgeblich zum Wiederaufschwung der Hamburger Wirtschaft bei (vgl. STUBMANN, P., Berlin 1912).

<sup>82</sup> Zu den das öffentliche Wesen betreffenden Beschlüssen vgl. ausführlich BAASCH, E., Geschichte 4ff.

<sup>83</sup> Der Aufschwung begann mit der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen 1814/15 nach England und den Vereinigten Staaten. Eine Intensivierung erfuhr die Hausse ab 1822, als die ehemals spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika ihre Ware direkt über die Hansestädte exportieren konnten (vgl. MATTI, W. Bevölkerungsvorgänge 113ff).

versteigern mußte, um die Familie vor dem Ruin zu bewahren<sup>84</sup>. Zu unbestimmtem Zeitpunkt wurde er Bevollmächtigter der hamburgischen Versorgungstontine und des hamburgischen Leibrentenvereins, was der Familie regelmäßige feste Einnahmen sicherte. Konstante Einzahlungen verschafften der Familie Aussicht auf Leibrente nach seinem Tod. Außerdem gelang es ihm trotz aller finanziellen Knappheit, Lebensfonds für alle seine Kinder anzulegen, aus denen auch Caroline ab 1856 eine Rente bezog<sup>85</sup>.

In den ersten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde die Stadtgestalt Hamburgs durch gewaltige Baumaßnahmen verändert: die Befestigungsanlagen wurden beseitigt, zahlreiche Kirchen wurden errichtet, die öffentlichen Bauten wie das Allgemeine Krankenhaus St. Georg (1823), die Gelehrtenschule und die Stadtbibliothek (1837/40) sowie die neue Börse (1839/40) signalisierten gleichermaßen das wiedergewonnene Selbstbewusstsein wie die wachsenden Staatsaufgaben.

Im Mai 1842, genau ein Jahr bevor Caroline Bertheau den Norden Deutschlands verlassen sollte um Th. Fliedner nach Kaiserswerth zu folgen, brach im Hintergebäude von Carolines Elternhaus durch einen Ofenbrand das gewaltige Feuer aus<sup>86</sup>, das den gesamten Stadtkern Hamburgs in Schutt und Asche legte. Zahlreiche bedeutende Bauwerke wie die Hauptkirche St. Nikolai, in der Caroline getauft worden war, fielen den Flammen zum Opfer<sup>87</sup>. Während Caroline zu diesem Zeitpunkt ihren Aufgaben als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus nachging, war auch ihr Elternhaus an sich in größter Gefahr, von den Flammen vernichtet zu werden<sup>88</sup>. Aufgrund günstiger Windrichtung blieb es jedoch unbeschädigt.

## 2.2 Die soziale Situation in Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, das Augenmerk auf die sozialen Verhältnisse zu richten, die Hamburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmten, da zu vermuten ist, dass das soziale Engagement Caroline Bertheaus sich nicht zuletzt frühen Erfahrungen in ihrer Hamburger Heimat zu verdanken war.

Bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Armen und Bettler in Hamburg stark angestiegen und führte zu einem Problem, das durch die Errichtung der säkularisierten, auf Privatinitiative hin entstandenen Armenanstalt 1788, dem Verbot der Bettelei und einer konsequenten Fremdenpolitik<sup>89</sup> sowie den ca. 900 privaten Stiftungen bedingt gelöst werden konnte<sup>90</sup>. Die dem Geist der Aufklärung entsprechende Errichtung der Allgemeinen

---

<sup>84</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 2f. Der Großvater Carolines, François Diedrich Bertheau, war einer der bedeutendsten Kunstsammler Hamburgs. Seine Sammlung zählte bei der Schlussversteigerung 505 Werke. Dazu gehörten Originale von Künstlern wie Cranach, Ostade, Veronese, Carracci, Perugino, del Piombo, van Dyck, Potter, Rembrandt und Rubens.

<sup>85</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 48.

<sup>86</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 5.

<sup>87</sup> Vgl. BAASCH, E., Geschichte 25. Im Nachhinein entbehrt der große Brand nicht gewisser Ambivalenz: Einerseits zerstörte er unschätzbare Werte, andererseits ebnete er den Weg für Veränderungen und Neuerungen, für die sonst keine Notwendigkeit bestanden hätte.

<sup>88</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 6.

<sup>89</sup> So hoffte man, durch Verschärfung der Heiratspolitik, Erschwerung des Erwerbs des Schutzbürgertums sowie Erhöhung der Bestrafung für Bettelei unbemittelte Fremde aus der Stadt heraushalten zu können.

<sup>90</sup> Vgl. KRAUS, A., Unterschichten 46ff; EVANS, R.J., Tod 108ff; LINDEMANN, M., Sozialpolitik 61ff; JOACHIM, H., Historische Arbeiten aus seinem Nachlaß, Hamburg 1936; ausführlich MELLE, W.V., Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg, Hamburg 1883, 94ff. Die Beseitigung der Armut sollte erreicht werden, indem die verschiedenen Gruppen von Armen jeweils eine Sonderbehandlung erfuhren: Erwerbsunfähige Arme empfangen eine wöchentliche Unterstützung, arbeitsfähigen Armen wurde Arbeit zugewiesen, arbeitsunwillige Arme wurden zur Zwangsarbeit genötigt, die Kinder der Armen erhielten Unterricht, mittels dessen sie Fähigkeiten erwarben, um rasch ins Berufsleben eingegliedert zu werden. Insofern nahm die Armenanstalt einerseits eine Fürsorgefunktion wahr, andererseits die Aufgabe der Armutsprävention, da bei wirtschaftlichen Ursachen der Armut angesetzt wurde und gesellschaftliche Reintegration das Ziel war. Schließlich wurde das Verbot der Bettelei verschärft. Kriminalisiert wurde nicht nur das Betteln an sich, auch das Almosengeben auf

Armenanstalt wird heute vielfach als Zäsur nicht nur in der hamburgischen, sondern auch in der deutschen Sozialgeschichte betrachtet: Hamburg wurde zum Modell eines neuen Typs sozialer Fürsorge, dessen Impetus Philantropie war und das am Anfang des Prinzips öffentlicher Fürsorge stand<sup>91</sup>. Die von der Armenanstalt angestrebte Verpflichtung zur Arbeit verdankte sich einerseits mit ihrer im religiösen Rationalismus verankerten moralisierenden Tendenz der Einstellung weiter Teile des Hamburger Großbürgertums sowie des erweckten Großbürgertums<sup>92</sup>, Armut sei meist auf moralische Schwäche jeder Art zurückzuführen<sup>93</sup>, andererseits der Erkenntnis des Zusammenhangs von Armut und Arbeitslosigkeit<sup>94</sup>. M.E. ist jedoch gerade für Hamburg eine generell negative Beurteilung des Anspruchs, den die Oberschicht an die Hamburger Unterschichten stellte, nicht gerechtfertigt<sup>95</sup>: Die sozialen Schichten waren durchlässig. Besondere Leistungen wurden unmittelbar belohnt. Gerade die Familie Bertheau ist Paradigma für diese alles andere als konservativen hamburgischen Verhältnisse: Innerhalb einer Generation, binnen weniger Jahre vollzog sich der Aufstieg aus Armut und Bedeutungslosigkeit in die führenden Hamburger Kreise. Mit der Bestimmung eines Existenzminimums ging Hamburg jedoch in der Lösung der sozialen Frage vielen Städten Europas voran<sup>96</sup>, wurde gar als „Muster der Vollkommenheit“ betrachtet. Die Resultate der Armenanstalt waren erstaunlich: Die Arbeitslosigkeit nahm ab und die Löhne stiegen. Auch die Manufakturen expandierten für einige Zeit und entlasteten so den Arbeitsmarkt.

Dennoch bestand am Ende des 18. Jahrhunderts eine starke Tendenz zur Polarisierung zwischen den unbemittelten Unterschichten Hamburgs, die sich neben Almosen- und Unterstützungsempfängern primär aus Gesellen und Gehilfen des zünftigen Handwerks rekrutierten und den überwiegend gutsituierten Kaufleuten und Gewerbetreibenden in den Hansestädten<sup>97</sup>, zu denen die Familie Bertheau zählte<sup>98</sup>: Der enorme Handelsaufschwung

---

offener Straße wurde mit einer Geldstrafe belegt. Der Unterschied zu kirchlichen wohltätigen Einrichtungen bestand darin, dass alle Armen der Stadt erfasst werden sollten. Hamburger Bürger wurden als ehrenamtliche Armenpfleger und –vorsteher herangezogen, wobei Frauen allerdings die Möglichkeit zur Mitarbeit versagt blieb. SCHRAMM, P.E., weist darauf hin, dass bereits 1795, als eine starke Verelendung der unteren Schichten festgestellt wurde, Armenpflege und die Sammlung privater Mittel so weit ausgebaut waren, dass die Verwaltung die These vertreten konnte, es gebe in Hamburg keine Fälle von unverschuldeter Not mehr, denen nicht geholfen würde. Vielleicht ist hier bereits ein Impetus für Carolines Engagement nicht nur in den Kaiserswerther Anstalten, sondern auch im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus zu suchen.

<sup>91</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Einführung 30; OTTE, H., Armenpflege 132ff. Die Verbindung zwischen Kirche und Armenanstalt war grundsätzlich abgerissen, weil kein Pfarrer einen Sitz in einem der beiden Armenkollegien innehatte.

<sup>92</sup> Zu der in Hamburg häufig engen Verbindung zwischen aufklärerischen Ideen und erwecklicher Frömmigkeit s. unter 2.5 „Das religiöse Leben in Hamburg“.

<sup>93</sup> Vgl. zu diesem Thema PIELHOFF, ST., Paternalismus 52ff. Arme wurden dichotomisiert in würdige und unwürdige Arme und nach diesem Kriterium in vier Klassen eingeteilt. Der größte Teil der Armut wurde als selbstverschuldet betrachtet, und so wurde die hamburgische Armenfürsorge unter der Fragestellung reorganisiert, wie demoralisierende Wirkungen der Armenunterstützung am sichersten vermieden werden könnten.

<sup>94</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Einführung 32. Repräsentativ für diese Feststellung ist der Hamburger Aufklärer und Mitbegründer der Armenanstalt Johann Georg Büsch, der sich mit aufklärerischen Ideen unermüdlich für das Allgemeinwesen engagierte. Er wandte sich dezidiert gegen jene, die in Armut das Ergebnis von Faulheit zu erblicken glaubten.

<sup>95</sup> Vielfach findet sich in der Sekundärliteratur die Kritik, dass die durch Verpflichtung auf Arbeit angestrebte Sittenreform sich de facto in einem universalen Verbürgerlichungsanspruch ausdrückte: Die Armen sollten moralisch wie Bürger handeln, obwohl sie diesen materiell keineswegs gleichgestellt waren.

<sup>96</sup> Vgl. KRAUS, A., Unterschichten 50. Nach dem Hamburger Vorbild wurde in deutschen und europäischen Städten die Armenpflege reorganisiert.

<sup>97</sup> Vgl. KOPITZSCH, F., Grundzüge 206f. Nicht selten wird von der neueren Forschung die These vertreten, dass es um 1800 kaum eine andere Stadt in Europa gegeben habe, in der ähnlich schroffe Gegensätze herrschten wie in Hamburg.

<sup>98</sup> Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dürfte die Oberschicht Hamburgs, zu der die Bertheaus zählten, 5 % der Einwohner ausgemacht haben, die obere Mittelschicht zwischen 5 und 10 %, die untere Mittelschicht ca.

fürte dazu, dass keine direkte Notwendigkeit mehr bestand, vorhandene Produktionsstätten zu stützen, und man sich zu lasten der einheimischen Produktion dem Warenimport zuwandte: Das Gewerbe beschränkte sich zunehmend auf den innerstädtischen Markt, weil Hamburg sich immer stärker auf den Handel ausrichtete. Da jedoch die vom Gewerbe lebende Bevölkerung die vom Handel lebende überwog<sup>99</sup>, führte diese Tendenz zu immer größeren Problemen: Der Mittelstand verlor kontinuierlich an Bedeutung, bis schließlich Handwerk und Kleinhandel dem Einzelnen keinen stabilen Lebensunterhalt mehr sichern konnten<sup>100</sup>.

Kaum schien die soziale Frage also durch die Errichtung der Armenanstalt in befriedigender Weise beantwortet zu sein, kamen mit Beginn des 19. Jahrhunderts Probleme auf, die einerseits in einer anhaltenden Teuerung bestanden, die erst in den zwanziger Jahren nachließ, andererseits in einer von der Kontinentalsperre verursachten Stagnation des Gewerbes, zusätzlicher Arbeitslosigkeit und damit verbundenen Armut<sup>101</sup>. Die zuerst durch die Handelskrise von 1799, dann die Elbblockade und schließlich die Besetzung Hamburgs verursachte Arbeitslosigkeit verschärfte einerseits die Not der arbeitenden Klasse und verringerte andererseits den Wohlstand der Oberschichten, so dass die Armenanstalt finanziell nicht mehr in der Lage war, ihren Aufgaben wie früher nachzukommen<sup>102</sup>. Gleichzeitig wurde jedoch durch die Not das soziale Gewissen vieler Hamburger sensibilisiert und die Bereitschaft geweckt, durch individuelles Eintreten für Bedürftige Notstände zu beseitigen. Die dennoch zunehmende Verarmung veranlasste Ende 1813 die Franzosen dazu, alle Einwohner, die nicht in der Lage waren, sich für sechs Monate zu proviantieren, aus der Stadt zu jagen<sup>103</sup>. Die enorme Staatsverschuldung, mit der Hamburg seit der Franzosenzeit zu kämpfen hatte, erschwerte Sozialausgaben, die umso wichtiger geworden waren, als seit der Jahrhundertwende die hauptsächliche Finanzierung der Armenanstalt aus privaten Spenden nicht mehr möglich war. So verwundert es nicht, dass zwischen 1792 und 1812 die Bevölkerungszahl rückläufig war, erst nach Ende der Franzosenzeit wieder Geburtenüberschüsse zu verzeichnen waren<sup>104</sup>.

Zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und 1835 stieg die Einwohnerzahl Hamburgs trotzdem insgesamt von ca. 130.000 auf ca. 190.000<sup>105</sup>. Das Bevölkerungswachstum stellte die Stadt besonders nach Ende der Franzosenzeit vor ungeheure Probleme, da für die Zuwanderer<sup>106</sup>, zunächst durch die günstige wirtschaftliche Entwicklung der Stadt angezogen,

---

33 % und die Unterschicht ca. 50 % (vgl. KOPITZSCH, F., Grundzüge 195). Der Mittelstand bestand primär aus Handwerkern.

<sup>99</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 395.

<sup>100</sup> Das Hauptproblem bestand darin, dass Hamburgs Industrielle weder durch Schutzzölle gegen Konkurrenten aus dem Ausland gesichert waren noch durch Aufträge von Mitbürgern oder Investitionen gefördert wurden (vgl. STIEVE, T., Kampf 61).

<sup>101</sup> Betroffen war nun eine soziale Gruppe, die zunächst nicht unmittelbar der Zuwendungen der Armenanstalt bedurft hatte.

<sup>102</sup> Bereits 1805 musste die Armenanstalt ein Defizit verzeichnen, das sie dazu zwang, die Ausgaben zu verringern. Trotz wachsender staatlicher Zuschüsse musste die Anstalt Hauptbestandteile ihrer Arbeit einstellen, was aus ihr schließlich eine Almosen-Anstalt werden ließ (vgl. LINDEMANN M., Sozialpolitik 63; MELLE, W.V., Entwicklung 111ff).

<sup>103</sup> Vgl. KRAUS, A., Unterschichten 59. Auf diese Art sollen ca. 20.000 Menschen Hamburg verlassen haben.

<sup>104</sup> Vgl. REINCKE, H., Forschungen 185.

<sup>105</sup> Durch die Französische Revolution flohen Tausende Emigrés nach Hamburg, wodurch die städtische Bevölkerung stark zunahm. Während der napoleonischen Besatzungszeit ging dieser Zuwachs jedoch verloren.

<sup>106</sup> Bei der Bevölkerungszunahme handelte sich es um solche durch Zuwanderung. Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, mit denen sich die Mehrheit der Einwohner Hamburgs konfrontiert sah, kamen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durchschnittlich nur 2,38 Kinder auf jede Ehe (KRAUS, A., Unterschichten 35). Auch die hohe Kindersterblichkeit trug wesentlich zu diesem Zahlenverhältnis bei: zwischen 1800 und 1810 waren über die Hälfte der Gestorbenen zum Todeszeitpunkt weniger als zwölf Jahre alt, und nur 60 % der Geborenen erlebten infolge der prekären hygienischen Bedingungen den ersten Geburtstag (vgl. STIEVE, T., Kampf 21. 63). Die große Zahl von 14 Kindern aus zwei Ehen weist H.A. Bertheau als Angehörigen

nicht genügend Arbeitsplätze zur Verfügung standen, auch der Wohnungsmarkt einem solchen Ansturm nicht gewachsen war<sup>107</sup> und die wirtschaftliche Blüte der 1790er Jahre sich nur in begrenztem Maß nachhaltig positiv auf die Situation der Unterschichten auswirkte. Die Folge war die erneute massenhafte Verelendung breiter Bevölkerungsschichten<sup>108</sup>. Die Situation der Unterschichten verbesserte sich schließlich weniger durch die öffentliche Armenpflege<sup>109</sup> als durch den wirtschaftlichen Aufschwung der zwanziger Jahre<sup>110</sup>.

Als bemerkenswerte Manifestation des Elends der Unterschichten gelten die gegen Juden gerichteten Tumulte von 1819 und 1830: Die Nachkriegsdepression hatte Unter- und Mittelschicht dermaßen in Mitleidenschaft gezogen, dass man in jüdischen Hausierern<sup>111</sup> des Elends Ursache zu erblicken glaubte. 1819 wurden Antijüdische Ressentiments unverhohlen vorgetragen, was den Plan des Senats zur Erweiterung der Rechte von Juden im Keim erstickte. Im Sommer 1830 führte die Angst vor steigenden Lebensmittel- und Getreidepreisen zu antijüdischen Aktionen, die später in allgemeinen sozialen Protest umschlugen. Signifikant für die Ausschreitungen gegen Juden ebenso wie gegen die Erweckungsbewegung ist ihr Ausgang von der Oberschicht und dürfte somit auch Caroline Bertheau betroffen haben.

Den Unterschichten standen spannungsreich die Hamburger Bürger gegenüber, deren soziale und kulturelle Einrichtungen, der bürgerliche Lebensstil, die Kleidung und Konsumverhalten vom Geld, dem Erfahrungsreichtum und den Interessen der handelsbürgerlichen Oberschicht bestimmt wurden<sup>112</sup>. Während die Unterschichten durch die Baisse in der Besatzungszeit noch mehr als zuvor in ein wirtschaftliches und soziales Abseits geraten waren, das noch lange Zeit über 1814 hinaus anhielt, gelang es breiten Kreisen der bürgerlichen Schichten relativ schnell, an ihre wirtschaftliche Situation von vor 1806 anzuknüpfen, die seit 1789 infolge der Begünstigung Hamburgs durch die Revolutionskriege von außerordentlichem Wohlstand gekennzeichnet war. Dennoch ging die Franzosenzeit auch an den Oberschichten nicht spurlos vorbei und machte durch die Zerstörung des Handels vorübergehend viele Vermögende zu Bettlern<sup>113</sup>. Insofern entbehrt auch die Information des Christlichen Volkskalenders nicht einer gewissen Grundlage, dass auch die Familie Bertheau infolge der

---

der Hamburger Oberschicht aus, der sich solchen „Luxus“ leisten konnte und in dessen Familie die Kindersterblichkeit mit weniger als 10 % sehr gering war (vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 335. 337).

<sup>107</sup> KRAUS, A., Unterschichten 40f. 78, weist darauf hin, dass eine Beschränkung der Zuwanderung darum nur von begrenztem Interesse war, weil damit ein Arbeitskräftemangel riskiert wurde, der dauerhaft zum Nachteil der Kaufleute und Gewerbetreibenden einen Lohnanstieg nach sich gezogen hätte. Andererseits war jedoch schon 1805 versucht worden, durch eine Verordnung die Bevölkerungszunahme einzudämmen, die die Bestimmungen über die Bürgerrechtsgewinnung verschärfte und den Bewohnern der Stadt verbot, Fremde unentgeltlich oder gegen Miete aufzunehmen.

<sup>108</sup> Vgl. AHRENS, G., Neuansatz 188. Analysen des überlieferten Zahlenmaterials kommen zu dem Ergebnis, dass zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur ein Fünftel der hamburgischen Bevölkerung in gesicherten Verhältnissen lebte.

<sup>109</sup> Die Armenpflege, deren Effektivität früher darin bestanden hatte, Missstände nachhaltig durch die Verschaffung von Arbeit und Überwachung der Armen zu beseitigen, war aufgeweicht worden durch die Substituierung derselben durch Almosen (vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 123).

<sup>110</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 395.

<sup>111</sup> Juden waren in Hamburg von allen Korporationen wie den Zünften u.a. ausgeschlossen, verdienten ihren Lebensunterhalt somit häufig durch Hausieren. Viele Hamburger Juden hatten es auch zu bemerkenswertem Wohlstand gebracht, der sie als Kaufleute und Bankiers eine führende Rolle spielen ließ (vgl. z.B. STIEVE, T., Kampf 46ff).

<sup>112</sup> Vgl. SCHULZ, A., Weltbürger 641. Immer stärker isolierte sich ein wohlhabendes Bürgertum von der auf bescheidenem Niveau verharrenden Masse.

<sup>113</sup> S. SCHRAMM, P.E., Hamburg 31. 395. Durch die wirtschaftliche Not hatte auch die Familie des reichen Kaufmanns und Senators Heinrich Christian Sieveking, Vater der Amalie Sieveking, das gesamte Vermögen verloren, so dass 1809 sogar das Haus samt Inventar verkauft werden musste (vgl. SIEVEKING, H., Verein 8).

erneuten Besetzung durch die Franzosen 1813/14 verarmt war<sup>114</sup>. Nach dem Teilkonkurs seiner Firma musste H.A. Bertheau 1817 sein vornehmes Haus aufgeben. 1821 ging es wieder in Familienbesitz über<sup>115</sup>.

Als Hauptangelegenheiten des Lebens des Großbürgertums galten Fleiß und Sparsamkeit. Wie stark diese Einstellung gerade in Hamburg ausgeprägt war, zeigt einerseits die Verurteilung der Unterschichten durch das Großbürgertum nach diesem Kriterium<sup>116</sup>, andererseits die geringere Zahl an kulturellen Einrichtungen der Stadt gegenüber anderen Großstädten<sup>117</sup>. Das elitäre Bewusstsein großbürgerlicher Kreise ließ nach den Gründen des eigenen Wohlstands suchen und sie in den genannten Eigenschaften sowie häufig in ihrer religiösen Einstellung<sup>118</sup> finden<sup>119</sup>. Die eigene wirtschaftliche Situation schien nur dann auf weite Kreise der Bevölkerung auszudehnen zu sein, wenn der eigene Lebensstil den anderen Schichten aufoktroziert würde.

Im Lauf der Zeit traten zahlreiche Privatinitiativen, u.a. Johann Hinrich Wichern und Amalie Sieveking, auf den Plan, um Notleidende zu unterstützen<sup>120</sup>, was schließlich die erweckten Christen zur neuen Kraft in der Hamburger Sozialpolitik werden ließ. Neben der geistlichen Betreuung sah Amalie Sievekings *Weibliche[r] Verein für Armen- und Krankenpflege* seine Aufgabe darin, den Armen Arbeit zu verschaffen und übernahm damit weitgehend die Funktion der Armenanstalt, deren Finanzierung aus privater Hand immer problematischer wurde, da ihre Finanzierung einerseits immer mehr als Steuer betrachtet wurde, sie andererseits in den Ruf geriet, sich hauptsächlich um „unwürdige Arme“ zu kümmern<sup>121</sup>. Individuelles Eintreten vieler Bürger und v.a. Bürgerinnen der Oberschicht gelten heute als typisch für die frühbürgerliche Gesellschaft der Hansestädte<sup>122</sup>. Caroline Bertheaus soziales Engagement dürfte folglich ihrer sozialen und geographischen Herkunft ebenso wie ihrer theologischen Verwurzelung zu verdanken sein: Armenfürsorge als geübte Solidarität galt als hanseatischem Selbstverständnis immanent<sup>123</sup>. Hamburg war charakterisiert durch soziales Verantwortungsgefühl und Gemeinsinn, Eigenschaften, die auch bei einer stetigen

---

<sup>114</sup> S. CHRISTLICHER VOLKS-KALENDER 53 (1894) 28. So scheint auch die Familie Bertheau nur knapp dem Schicksal entgangen zu sein, 1813 aufgrund der Unmöglichkeit Proviant nachzuweisen für sechs Monate der Stadt verwiesen zu werden.

<sup>115</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 5.

<sup>116</sup> Vgl. BEUYS, B., Familienleben 362. Die sozialen Gegensätze im beginnenden 19. Jahrhundert verringerten sich gegenüber den vergangenen Jahrzehnten nicht; vielmehr herrschte in der biedermeierlichen Idylle allgemein die Tendenz, in den prekären Zuständen den Untergang von Sitte und Moral zu erblicken.

<sup>117</sup> S. EVANS, R.J., Tod 63f. Die starke Geschäftsorientierung des Großbürgertums führte dazu, dass Hamburg weniger Promenaden, kaum Parks oder Vergnügungsorte besaß und kulturelle Einrichtungen derart hinter die Arbeitsamkeit der Hamburger zurücktraten, dass der Mangel an Sehenswürdigkeiten öffentlich beklagt wurde, der nicht zuletzt durch den Abriss eines gotischen Doms und mehrerer mittelalterlicher Kirchen verursacht worden war.

<sup>118</sup> Vgl. STIEVE, T., Reform 305. So wurde offiziell ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Prosperität und religiösem Engagement einerseits und Armut und Irreligiosität andererseits festgestellt.

<sup>119</sup> PIELHOFF, ST., Paternalismus 137, weist darauf hin, dass derartige religiös motivierte sittenreformerische Tendenzen häufig auch auf Angehörige der eigenen Klasse angewendet wurden. Hier manifestierte sich die Kritik im Aufbegehren gegen luxuriösen Lebensstil.

<sup>120</sup> Auch für Amalie Sieveking gilt, dass sie Arme in würdige und unwürdige Arme dichotomisierte: „Überlegt, daß wir den Würdigeren soviel als möglich immer zuerst unterstützen und daß unsere Hilfe wirklich Hilfe, nicht bloß Almosen oder gar Beförderung der Faulheit und des Lasters sei.“ (zit. nach SIEVEKING, H., Verein 13). Erklärtes Ziel der Amalie Sieveking war, die Hilfe der besseren, rechtlichen Klasse der Armen zukommen zu lassen und jeder Form von Missbrauch vorzubeugen. Dennoch stand sie mit ihrer Überzeugung, dass Gott allen helfen wolle, der calvinistischen Lehre von der Gnadenwahl diametral gegenüber.

<sup>121</sup> Vgl. EVANS, R.J., Tod 110. Stammten zu Beginn der Armenanstalt mehr als 80 % der Einnahmen von Privatleuten, ging dieser Anteil zugunsten privater milder Stiftungen zu Beginn der dreißiger Jahre auf 20 % zurück.

<sup>122</sup> Vgl. SCHULZ, A., Weltbürger 655.

<sup>123</sup> Vgl. AHRENS, G., Neuansatz 186.

Vergrößerung der sozialen Abstände<sup>124</sup> ein festes Band zwischen Reich und Arm bildeten<sup>125</sup>. Ehrenamtlich organisierte bürgerliche Armenpflege diente darüber hinaus dem Zweck, Solidarität mit dem Gemeinwesen zu beweisen und wurde aus diesem Grund von Obrigkeit und Stadtbürgertum gleichermaßen zu fördern gesucht.

### 2.3 Das religiöse Leben in Hamburg im beginnenden 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Erweckungsbewegung

Bis ins 18. Jahrhundert hinein war es der Staatskirche in Hamburg<sup>126</sup> gelungen, die lutherische Orthodoxie nahezu exklusiv zu behaupten. Dies schloss die völlige Unterdrückung pietistischer und separatistischer Strömungen ein – erst 1785 wurde Katholiken, Reformierten und Mennoniten die freie Ausübung der Religion zugestanden<sup>127</sup>. Wie in allen Kirchen Norddeutschlands hatte auch in der hamburgischen Landeskirche früh ein Prozess der Entkirchlichung eingesetzt<sup>128</sup>, der sich zunächst in den Städten selbst, im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend auch auf dem Land bemerkbar machte<sup>129</sup>.

Aufklärerische Ideen hatten vergleichsweise raschen Eingang bei den gebildeten Protestanten finden können, was dazu führte, dass bereits um die Jahrhundertwende die Hamburger

---

<sup>124</sup> Für das Hamburger Wirtschaftsbürgertum des beginnenden 19. Jahrhunderts gilt, dass man im Gegensatz zum Bildungsbürgertum gerade nicht auf Abgrenzung und Distanz zu den unteren Schichten bedacht war, man sich vielmehr der Verantwortung für sie bewusst war. Dies schließt nicht aus, dass bürgerliche Familien sich bereits im 18. Jahrhundert von den Unterschichten in der Form distanzieren, dass das gemeinsame Aufwachsen der Kinder mit denen aus den Unterschichten vermieden wurde, da man die Sozialisationsleistung eines solchen Umgangs negativ einschätzte (vgl. ARIÈS, PH., *Kindheit* 563; RUPPERT, W., *Kaufmann* 290). Erst im Verlauf des Jahrhunderts begann die Betonung der Abstände infolge des wachsenden Einkommensgefälles (vgl. GALL, L., *Bürgertum* 159f).

<sup>125</sup> SCHRAMM, P.E., *Hamburg* 28f, weist darauf hin, dass es dieser Tatsache zu verdanken ist, dass in Hamburg nicht wie in anderen europäischen Großstädten ein verelendetes Proletariat heranwuchs.

<sup>126</sup> Vgl. LAHRSEN, I., *Erweckung* 12ff; BERGEMANN, H.G., *Staat* 13ff. Seit der Reformation war die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg Landeskirche. Der Staat, also Senat und Bürgerschaft, waren Inhaber des Kirchenregiments. Da die Bürgerschaft dem Senat Vollmacht in Kirchensachen gegeben hatte, lag das Kirchenregiment nahezu exklusiv bei ihm. Auch die Verwaltung der Kirchen lag exklusiv bei den Mitgliedern des Senats und der bürgerlichen Kollegien. Geistliche hatten keinerlei Anteil an der Kirchenverwaltung, nicht einmal Sitz oder Stimme im Kirchenvorstand. Auch ein Konsistorium, wie es in den meisten deutschen Staaten bestand, gab es nicht, lediglich ein Ministerium, das jedoch keinesfalls einen Ersatz darstellte, da es nicht am Kirchenregiment beteiligt war und sein Rat nicht maßgebend war. Hamburg unterschied sich von anderen deutschen Staaten darin, dass die Obrigkeit das geistliche und das weltliche Regiment gleichermaßen ausübte: Die Funktionen wurden nicht wie anderorts üblich delegiert und durch besondere Organe verwaltet. Das Staatskirchentum führte aus der Überzeugung der grundsätzlichen Verschiedenheit von Staat und Kirche im lutherischen Hamburg zu heftiger Kritik (vgl. LEHMANN, H., *Rautenberg* 107).

<sup>127</sup> Insofern war der Einbruch der Erweckungsbewegung in Hamburg ein grundsätzlich neues Phänomen, das nicht an ältere pietistische Einflüsse anknüpfen konnte, wie es in Württemberg der Fall war, wo beide Bewegungen massiv vertreten waren: Erweckliches Gedankengut in Hamburg, wie es zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einigen Kreisen Boden gewann, war grundsätzlich neu. Aus diesem Grund ist eine Darstellung pietistischer Anschauungen an dieser Stelle nicht erforderlich.

<sup>128</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., *Religiosität* 200; HÖLSCHER, L., *Secularization* 264f. 271f. Protestantische Geistliche hatten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit einem wahren Massenexodus auseinander zu setzen, den sie im Zusammenhang von moderner Bildung und Kirchen- und Religionsverachtung zu erblicken glaubten: Insofern wäre gerade der aufgeklärte Rationalismus in Hamburg als Verstärker der Entkirchlichung anzunehmen, da es ihm nicht länger um Festhalten an traditionellen Formen des Gottesdienstes ging, sondern um praktisches Handeln in zahlreichen karitativen Vereinigungen, welches von kirchlicher Seite mit der Anpassung an die religiösen Erfordernisse der Zeit begründet wurde. Außerdem gelang rationalistischen Pfarrern häufig eine positive Umwertung der Entwicklung, indem im schwindenden kirchlichen Leben ein Rückgang des Aberglaubens erblickt und dies begrüßt wurde.

<sup>129</sup> Vgl. KLESSMANN, E., *Geschichte* 367ff. Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass so sehr das Konzertleben Hamburgs blühte, das Interesse an Kirchenmusik so gering war, dass sie Ende des 18. Jahrhunderts eingestellt wurde.

Geistlichkeit überwiegend rationalistisch geprägt war<sup>130</sup> und sich – in dem Versuch, Vernunft und Offenbarung zu versöhnen<sup>131</sup> – mit Tugendbetrachtung, der Erörterung sittlicher Fragen und des praktischen religiösen Lebens bei gleichzeitiger scharfer Bibelkritik an die Gottesdienstbesucher wandte<sup>132</sup>. Die historische Offenbarung der Bibel wurde radikal abgelehnt<sup>133</sup>, den Bekenntnisschriften als zeitbedingten Manifestationen des Glaubens nur bedingte Gültigkeit für die Gegenwart zugesprochen. Damit wurde auch die Gottheit Jesu, an deren Stelle der edle Mensch Jesus und erhabene Lehrer der Menschheit trat, abgelehnt<sup>134</sup>. Überzeugt von der Gutheit der menschlichen Natur wurde versucht<sup>135</sup>, die reine Moral Jesu aus den Evangelien zu extrahieren und zu vermitteln<sup>136</sup>. Rationalistische Pfarrer glaubten ihr Auditorium durch die Anleitung zu kritischem Vernunftgebrauch und die Aufgabe von naivem Traditionalismus zu immer größerer moralischer Perfektion erziehen zu können, deren letztes Ziel die Verbesserung der diesseitigen menschlichen Lebensverhältnisse war<sup>137</sup>. Als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks wurden Tugend, Leistung und Pflichterfüllung propagiert, hinter die das bis dahin zentrale Moment der Predigt, die Lehre der Erlösung von Schuld, völlig zurücktrat. Auch die Lieder und Verse, die der Vater Carolines zu besonderen Anlässen dichtete, verströmte diesen Geist der Zeit: Ermahnung zur Tugend, zu Leistung und zur Übernahme von Verantwortung<sup>138</sup>. Das in diesem Sinn postulierte Bauen auf die eigene Kraft steht in völligem Gegensatz zu dem, woraus Caroline ihre Stärke zur Bewältigung ihres Lebens zog<sup>139</sup>. Auch der Großvater Carolines, der reiche Weinhändler François Diedrich

<sup>130</sup> Vgl. HARMS, H., Hamburg 14; BENRATH, G.A., Erweckung 252; LAHRSEN, I., Erweckung 16f. Die wenigen Vertreter biblischen Offenbarungsglaubens waren in der Defensive, nachdem der Pietismus in Hamburg anders als in Württemberg oder am Niederrhein hatte Fuß fassen können. Nahezu die gesamte Geistlichkeit unterstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts dem Einfluss des Rationalisten J.G. Gurlitt (1754-1827) aus Leipzig, der seit 1802 als Professor und Direktor des Johanneums die Möglichkeit hatte, die seiner Institution übergebenen Knaben des Hamburger Bürgertums schon früh in seinem Sinn zu beeinflussen. Er stand in der Tradition des radikalen Rationalisten H.S. Reimarus (1694-1768), der von 1728 bis zu seinem Lebensende an derselben Institution gewirkt und engen Kontakt zu G.E. Lessing gepflegt hatte. Der Möglichkeit der direkten Einflussnahme des Senats auf kirchliche Entscheidungen (s.o.) entspricht, dass sich in der geistigen Ausrichtung der evangelischen Pfarrer die Geisteshaltung der Hamburger Oberschicht manifestierte.

<sup>131</sup> Vgl. NIPPERDEY, TH., Geschichte 423. Hinter diesem Anliegen stand das lutherische Motiv, dass Wahrheit innerlich überzeugen müsse. Dies bedeutete in letzter Konsequenz, dass ggf. die Wahrheit gegen Tradition und Autorität der Bibel zur Geltung gebracht werden sollte.

<sup>132</sup> Dem entspricht, dass man sich von den Kanzeln Hamburgs primär den gebildeten und höheren Ständen zuwandte, war doch gerade diese gesellschaftliche Gruppe Adressat der vom Rationalismus geprägten moralisierenden Frömmigkeitskultur (vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 196).

<sup>133</sup> Die Trinität wurde im Rationalismus durch die Dreifaltigkeit „Gott – Tugend – Unsterblichkeit“ substituiert.

<sup>134</sup> Insofern lief der Rationalismus Gefahr, als Kritik am Christentum überhaupt verkannt zu werden.

<sup>135</sup> Die Überzeugung von der Gutheit der menschlichen Natur führte dazu, dass die Vorstellung des Teufels immer weiter in den Hintergrund gedrängt wurde und das Liedgut nach diesem Kriterium untersucht und Material, dass diese Vorstellung vermittelte, aus den Gesangbüchern ausgeschieden wurde (vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 45).

<sup>136</sup> Auf diese Weise traten religiöse und sittliche Lebensziele in einen denkbar engen Zusammenhang (vgl. KAYSER, R., Perthes 91).

<sup>137</sup> Mit der Intention der Verbesserung der diesseitigen Lebensumstände wurden auch Maßnahmen gegen die hohe Kindersterblichkeit entwickelt, die letzten Hexenverbrennungen bekämpft. Den Erweckten konnte dies nicht gefallen, musste doch die Betonung der Wichtigkeit des diesseitigen Lebens, die Aufhebung des ausgeprägten apokalyptischen Dualismus‘ zwischen dieser (schlechten) und jener (guten) Welt einen Wertverlust von Religion und Kirche nach sich ziehen.

<sup>138</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 46ff. Das Leben H.A. Bertheaus war geprägt von tiefer Religiosität, von dem zahlreiche Lieder und Verse beredtes Zeugnis ablegen. Lassen ihre Inhalte zwar mehr inhaltliche Übereinstimmung mit rationalistischem als mit erwecktem Denken erkennen, ist davon auszugehen, dass die Grenze zwischen Erweckung und Rationalismus auch fließend sein konnte, wenn dies auch von vielen Erweckten radikal abgelehnt wurde.

<sup>139</sup> Während der Vater Carolines stets mahnte, „den Glauben an die Zukunft nicht zu verlieren und auf die eigene Kraft zu bauen, wie er [ich] es auch tue“ (zit. nach BERTHEAU, P., Großvater 47), war Caroline solches Denken fremd: In ihrem Vorstellungsbrief an ihre Schwiegermutter nach Wiesbaden stellte sie am 2. März 1843 im Blick

Bertheau, der noch fest in seiner hugenottischen Tradition verwurzelt war, indem er im Vorstand der französisch-reformierten Gemeinde war, scheint in dieser Beziehung vom Zeitgeist erfasst worden zu sein: Ebenso wie der zeitgenössische Dichter G.E. Lessing schloss er sich der Freimaurerloge in Hamburg an<sup>140</sup>.

Den praktischen Niederschlag fand das der Aufklärungstheologie eigene soziale Verantwortungsbewusstsein nicht zuletzt in der Gründung der Allgemeinen Armenanstalt 1788 sowie in der praktischen Umsetzung von Toleranz gegenüber anderen Religionen<sup>141</sup>. Wegen ihres Engagements für die Repräsentation des Bürgers in Staatsregierung und Verwaltung erfreuten sich die Rationalisten großer Popularität im Bürgertum<sup>142</sup>. Mit dem Einzug des Rationalismus in Hamburger Kirchen war die orthodoxe Predigt mit ihrer theoretischen Gelehrsamkeit, ihrer praxisfernen Methode der Bibelauslegung und ihren Lehrstreitigkeiten völlig aus den Hamburger Kirchen verdrängt worden<sup>143</sup>, auch wenn die Orthodoxie mit ihrer Verwissenschaftlichung der Theologie als Wegbereiter einen entscheidenden Beitrag zum Rationalismus geleistet hatte. Die Wendung zu irdischen Aufgaben, die immer mehr Distanz zum Weltbild der Bibel aufkommen ließ<sup>144</sup>, entsprach der allgemeinen Tendenz zu einer lässigeren Haltung gegenüber der Kirche gegen Ende des 18. Jahrhunderts<sup>145</sup> und war zugleich Ausgangspunkt der sich dezidiert gegen den Zeitgeist, i.e. die Relativierung biblischer Wahrheiten und der Bekenntnisschriften, richtenden Erweckungsbewegung<sup>146</sup>.

Frommen Christen mussten die seit 1789 offiziell vertretenen Postulate der Aufklärung als Auflehnung gegen Ordnungen Gottes und menschliche Hybris erscheinen, die zwangsläufig zum Ungehorsam gegenüber Gott führten. Nahezu zeitgleich mit der Aufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert trat eine Reihe christlicher Gruppierungen hervor, die unter dem Begriff Erweckungsbewegung in die Kirchengeschichte eingehen sollten und sich dezidiert als Antirationalisten und gegen die Aufklärung arbeitend verstanden<sup>147</sup>. Gott erschien im Rationalismus völlig durch das Postulat der Vernunft verdrängt; was dazu zwang, dem

---

auf die vor ihr liegenden Aufgaben fest: „Ich wills – mit Gott! – Ohne diese Beifügung würde ich nicht den Muth haben zu wollen, mit ihr habe ich Kraft zum Vollbringen“ (vgl. FA IV c 2).

<sup>140</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 2.

<sup>141</sup> 1785 wurde nichtlutherischen Konfessionen die freie Religionsausübung zugestanden, 1814 erhielten sie das Recht, Bürgerversammlungen zu besuchen, 1819 wurde ihnen die Ratswahlfähigkeit zugestanden. Die Zulassung zu bürgerlichen Kollegien wurde allerdings verweigert, solange die alte Verfassung bestand.

<sup>142</sup> Vgl. NOWAK, K., Geschichte 96.

<sup>143</sup> Vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 16. Als letzter Vertreter der Orthodoxie gilt der 1786 gestorbene J.M. Goeze. Caroline Bertheau lernte in ihrer Jugend das kirchliche Leben als offiziell durch Rationalismus, inoffiziell teilweise auch durch die Erweckungsbewegung geprägt kennen.

<sup>144</sup> Vgl. KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte 93.

<sup>145</sup> DAUR, G., Predigern 169, führt die Entkirchlichung weiter Kreise der Hamburger Bevölkerung wie die des gesamten norddeutschen Raums (vgl. HÖLSCHER, L., Religion 607) auf den Rationalismus zurück. Anders dagegen KAYSER, R., Anfänge 116, der für Hamburg den Rationalismus mit seiner hingebenden Frömmigkeit als idealen Ausgangspunkt für die spätere Spiritualisierung betrachtet. Wahrscheinlich ist weder die eine noch die andere Vermutung zutreffend: Aus der zunehmenden Säkularisierung resultierte vielmehr ein vermehrtes Freizeitangebot, von dem gerade gehobene Schichten profitierten.

<sup>146</sup> Knüpften Erweckte inhaltlich diametral an aufklärerisches Gedankengut an, lehnten sie sich bei der Propagierung ihrer Ideen eng an die Mittel an, die die Aufklärer sich im ausgehenden 18. Jahrhundert dienstbar gemacht hatten: So stammte sowohl die Überzeugung, dass die eigene Sache durch Gründung von Vereinen und Assoziationen gestützt werden könne als auch die, dass die Gründung von Verlagen und der Vertrieb der Publikationen in besonderen Buchläden die eigene Sache am besten fördern könne, von den Aufklärern (vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 47). Auch nutzte man die durch technische Errungenschaften möglich gewordenen Reisemöglichkeiten, die als Vernichtung von Raum und Zeit empfunden wurden (vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 329).

<sup>147</sup> KAYSER, R., Perthes 90, stellt so mit einigem Recht fest, dass die Erweckung jedoch nicht eine völlige Erneuerung war: Vielmehr lebten hier religiöse Gedanken, das Verlangen nach Erlösung und dem Mystischen, in der Religion fort, die vom Rationalismus vernachlässigt worden waren: Altkirchliches Denken und altkirchliche Sitte waren nicht innerhalb weniger Jahre aus dem Bewusstsein der Menschen zu verdrängen.

Vernunftdenken den christlichen Gott der Offenbarung gegenüberzustellen<sup>148</sup>. Die Erweckten zeichneten sich durch Ablehnung wissenschaftlicher Bibelkritik aus, die häufig in Wissenschaftsfeindlichkeit gipfelte<sup>149</sup>. Aufklärerischen, als objektive Wahrheiten gefeierten Idealen, begegneten die Erweckten mit dem Beharren auf subjektiven Glaubensinhalten wie dem des Jüngsten Gerichts und der Auferstehung des Fleisches<sup>150</sup>: Das, was im Rationalismus getrennt wurde, die Offenbarung Gottes und das Bibelwort, wurde von den Erweckten bewusst identifiziert, indem man von der Verbalinspiration ausging. In der Auseinandersetzung mit dem Rationalismus suchten die Erweckten konsequent nicht theoretisch in Schriften, sondern durch christlichen Lebenswandel emotional zu überzeugen<sup>151</sup>, ging ihnen doch das mystische religiöse Erlebnis überzeugender Beweisführung voraus. Sicher wird auch in den leidvollen Erfahrungen, die Hamburg während der napoleonischen Besatzung machen musste, der Grund für ein gewachsenes religiöses Bedürfnis zu suchen sein<sup>152</sup> – wurde doch bei rationalistischen Theologen das Bedürfnis nach apokalyptischer Deutung der Welt nicht befriedigt. Vielmehr bemühten sich Letztere, die Ereignisse der französischen Revolution durch politische Grundsatzüberlegungen zu legitimieren<sup>153</sup>.

Als Erweckungsbewegung wurden verschiedene Frömmigkeitsbewegungen bezeichnet<sup>154</sup>, die im 18. Jahrhundert Länder und Grenzen sprengend<sup>155</sup> im Geist des Pietismus<sup>156</sup> und der Mystik<sup>157</sup> entstanden und zugleich Missionsbewegungen waren<sup>158</sup>. Das Einheitsgefühl der

---

<sup>148</sup> Vgl. KANTZENBACH, F.W., Erweckungsbewegung 16f. Dies Anliegen war schwer realisierbar, da hier nicht – wie noch im Pietismus – der Aufruf zu Vertiefung genügte, konnte man doch lediglich zu Glauben aufrufen, was dem Vernunftpostulat diametral entgegenstand.

<sup>149</sup> Vgl. NIPPERDEY, TH., Geschichte 424f. Insofern grenzten sich die Frommen gegen die Moderne mit ihrer Kultur und ihren geistesgeschichtlichen Errungenschaften ab.

<sup>150</sup> Den Erweckten galt der Rationalismus als Ausdruck einer tiefen Glaubenskrise, der nicht selten apokalyptisch als Ursache aller Krisenphänomene gedeutet wurde (vgl. GRAF, F.W., Erweckung 1489).

<sup>151</sup> Vgl. GROOT, K., Erweckungsbewegung 80.

<sup>152</sup> Mit der Umfunktionierung der fünf Hamburger Hauptkirchen in Pferdeställe bzw. Magazine während der französischen Besatzung war auch das kirchliche Leben für einige Zeit nahezu völlig zum Erliegen gekommen (vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 2). Die Ursache dieser Katastrophe wurde nicht selten in der Aufklärung gesucht und beide Phänomene gleichzeitig bekämpft: So stellte E.M. Arndt – durchaus repräsentativ für die Erweckten – den frommen und guten Deutschen dem vom wahren Christentum abgefallenen Rationalisten oder dem in Sünde lebenden Franzosen gegenüber (vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 45). Die napoleonische Ära überhaupt hatte die Frommen, die sich ja in der ständischen Gesellschaft entwickelt hatten, zutiefst verunsichert, wurde doch die nach ihrer Überzeugung von Gott eingesetzte weltliche Obrigkeit durch die napoleonische Herrschaft gestürzt. Dies konnte nur als Zeichen der Endzeit gedeutet werden (vgl. LEHMANN, H., Lage 11).

<sup>153</sup> Vgl. NOWAK, K., Geschichte 40.

<sup>154</sup> Die Frömmigkeitsbewegungen hatten ihre Wurzeln in der reformierten, in der lutherischen und in der katholischen Kirche. In Auseinandersetzung mit der Aufklärung waren Gläubige beider Konfessionen zusammengewachsen. Der Biblizismus als Grundlage der Erweckung entsprach katholischem Bibelverständnis. Assoziiert man mit der Erweckungsbewegung auch primär protestantische Kirchen, so bleibt der Begriff schwammig, da sämtliche Erneuerungsbewegungen der protestantischen Welt des 18. und 19. Jahrhunderts diesem Begriff subsumiert werden (vgl. EISENBLÄTTER, W., Steinkopf 124; KANTZENBACH, F.W., Geschichte 113).

<sup>155</sup> Vgl. BENRATH, G.A., Erweckung 155.

<sup>156</sup> Der Begriff Erweckungsbewegung wurde von Halleschen Pietisten in der Mitte des 18. Jahrhunderts geprägt. Die Erweckungsbewegung darf insofern als dem Pietismus ähnlich betrachtet werden, als der Pietismus sich als Reaktion auf die erstarrte Orthodoxie innerhalb der Kirche formiert hatte, der auf Dogmenentfaltung verzichtete, die Erweckung als Reaktion auf selbstsichere aufklärerische Ansichten auftrat (vgl. BENRATH, G. A., Erweckungsbewegung 206; GROOT, K., Erweckungsbewegung 83; KANTZENBACH, F.W., Erweckungsbewegung 15). Dennoch liegt ein fundamentaler Unterschied vor, wenn man bedenkt, dass der Pietismus einem zur Dogmatik erstarrten, seelenlosen Christentum ein inniges Herzenschristentum gegenüberstellte, die Erweckungsbewegung sich jedoch mit Unglauben schlechthin konfrontiert sah, indem der Rationalismus sich von biblischen Voraussetzungen freigemacht hatte. Mit dem Pietismus verband die neue Bewegung jedoch ein stark ausgeprägter Biblizismus, der mit der praxis pietatis verbunden war (vgl. KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte 127).

<sup>157</sup> Vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 326. Hinzu kamen Einflüsse aus Idealismus und Romantik.

protestantischen Angehörigen der Erweckungsbewegung wurde meist durch einen entschiedenen Antikatholizismus verstärkt, der sich v.a. gegen die (äußeren) Strukturen der römisch-katholischen Kirche richtete und die eigenen Lehrunterschiede in den Hintergrund treten ließ<sup>159</sup>. Die Erweckten fühlten sich in die Anfänge der christlichen Kirche zurückversetzt und betrachteten die Erweckungsbewegung als wichtigstes Ereignis nach der Reformation<sup>160</sup>. Als Erweckung wurde das immer neue Aufwachen aus dem Sündenschlaf zu geheiligtem Leben, i.e. streng christozentrischer und geistlicher Lebensführung verstanden. Dem streng dualistischen Weltbild entsprach, dass im Mittelpunkt der Theologie die Sündhaftigkeit des Menschen und seine Angewiesenheit auf Rechtfertigung, die unverdiente Gnade Gottes stand<sup>161</sup>. Damit trat die Kategorie des Einzelnen ins Zentrum von Seelsorge, Erziehung und moralisch-sittlicher Besserung. Predigtinhalte waren dementsprechend missionarisch und riefen vornehmlich zu Buße, Umkehr und Reue sowie zu einem neuen heiligen Lebenswandel, zu den reformatorischen Grundanliegen auf. Dringlichkeit für Weltmission schien umso mehr gegeben, als die Erweckten sich durch große eschatologische Ungeduld auszeichneten und das Ende des Äons nahe wähten. Indem die Predigten nahezu exklusiv auf die Rettung von Menschenseelen ausgerichtet waren, wurde dem Individuum ein neuer Wert beigemessen, dessen Rettung sämtliche Maßnahmen unterworfen waren. Zunächst galt es, Sünde existentiell erfahrbar zu machen, die dann durch die Wiedergeburt hinweggenommen wurde, was Anlass zu psychologisierender Ausgestaltung der Erfahrungen gab: Die als subjektives Erlebnis erfahrene Wiedergeburt verlangte nach steter Gewissensforschung, Heiligung, Deutung jedes Schicksalsdetails als besonderer göttlicher Führung. Die Erfahrung von Sünde, Buße und Läuterung generierte ein spezifisches Einheits- und Identitätsgefühl. Insofern appellierte die Erweckungsbewegung sehr stark an das Gefühl, das als wahrer Ort der Selbstwahrnehmung und der Gottesbeziehung des Individuums betrachtet wurde<sup>162</sup>. Aufgrund des dezidiert subjektiven Charakters der erwecklichen Frömmigkeit suchte man die Komponenten zu objektivieren um sich seines Heils, seiner Erlösung sicher sein zu können, i.e. Heilsgewissheit in Anspruch nehmen zu können. Mystische Innerlichkeit wurde so zum Charakteristikum dieser Frömmigkeit<sup>163</sup>.

---

<sup>158</sup> Die Erweckungsbewegung trat mit dem Anspruch auf, das Wort Gottes allen Heiden verkünden zu wollen, was durch die neuen verkehrstechnischen Möglichkeiten kein unüberwindbares Problem mehr darstellte und was die Einbeziehung aller sozialen Schichten ermöglichte (vgl. LEHMANN, H., Lage 9). Den gewachsenen Möglichkeiten entsprach auch, dass die Erweckungsbewegung ein intereuropäisches und transkontinentales Phänomen war.

<sup>159</sup> Vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 327. Die Abgrenzung richtete sich gegen die katholische Kirche an sich, nicht jedoch gegen die individuelle Frömmigkeit der Katholiken, der man sich generell verbundener fühlte als dem in der evangelischen Kirche herrschenden Rationalismus.

<sup>160</sup> Vgl. KANTZENBACH, F.W., Erweckungsbewegung 9ff. Man glaubte insofern an die Theologie der Urgemeinde und der Reformation anknüpfen zu können, als nicht unterschieden wurde zwischen Erfahrungstheologie und der Theologie der Glaubenstatsachen, wie dies in der rationalistischen Theologie mit ihrem Unwillen alles den Verstand transzendierende zu akzeptieren der Fall war.

<sup>161</sup> Vgl. BENRATH, G.A., Erweckungsbewegung 206. Die reformatorischen Elemente der Verkündigung waren freilich stark vereinfacht, was eine gesteigerte Durchschlagskraft bewirkte.

<sup>162</sup> Das individuelle Moment erwecklicher Frömmigkeit zeigte sich durchaus repräsentativ bei dem Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes, der aufgrund rationalistischer Predigten nicht am kirchlichen Leben partizipierte: Erweckte integrierten sich nur solange in das zeitgenössische kirchliche Leben in Hamburg, wie die Prediger ihres Bezirks ebenfalls von der Erweckungsbewegung erfasst waren (vgl. KAYSER, R., Perthes 94).

<sup>163</sup> Diese Innerlichkeit war es, die die Erweckten unweigerlich in die Nähe des deutschen Katholizismus rückte, der dem Einfluss der Aufklärung ebenfalls mit einer innerlichen Auffassung des Christentums entgegentrat. Der Katholizismus rückte ebenfalls das Opfer und die Vergebung Christi in den Mittelpunkt und versprach durch die Autorität der Sakramente und den Glauben an die Kirche Erlösung. Für einigen Erweckte wie F. Perthes war das einzige Hindernis zum Konvertieren die Veräußerlichung und Mechanisierung sowie die Notwendigkeit eines vermittelnden Priestertums für die Erlösung; für intensive Kontaktpflege und geistlichen Austausch mit Katholiken stellte es indes kein Hindernis dar (vgl. KAYSER, R., Perthes 104f).

Nach außen manifestierte sich das Christsein in der praxis pietatis, deren wohltätige Weltverantwortung und Weltgestaltung unabdingbare Früchte der Gnadenerfahrung waren<sup>164</sup>. Die praxis pietatis gestattete auch Frauen Mitarbeit und ermöglichte so die Realisierung der Forderung Luthers nach dem Priestertum aller Gläubigen, deren Tätigkeitsfelder durch die im beginnenden Industriezeitalter und der aufkommenden Massengesellschaft virulent gewordene soziale Fragen deutlicher als früher auf der Hand lagen<sup>165</sup>.

Gesellschaftliche Missstände waren den Erweckten Ausdruck der Verderbtheit der gottfernen Masse, die es durch soziales Engagement zu lindern galt. Durch besondere Veranstaltungen wie Missionsfeste, Massenzusammenkünfte unter freiem Himmel, Gebetsgemeinschaften und Hauskreise suchte man alle Schichten der Bevölkerung<sup>166</sup> zu erreichen. Dem entspricht, dass man bewusst über etablierte Ordnungen der Staats- und Landeskirchen hinausging<sup>167</sup>. Primär wurde dabei auf äußere Mission abgestellt<sup>168</sup>. Den Erfolgen der massiven Missionierung entsprach, dass die Erweckungsbewegung eine frühe Massenbewegung war<sup>169</sup>. Durch eine ungeheure Menge von evangelisierenden Publikationen wurde die Erweckungsbewegung – wenn auch nur selten institutionell – zusammengehalten<sup>170</sup>. Der Betonung des sozialen Engagements entsprach, dass die Zugehörigkeit zur Erweckungsbewegung sich in der Ausübung und nicht nur in der Initiierung derselben manifestierte. In Deutschland war die Erweckungsbewegung durch ausgeprägten gesellschaftlichen und politischen Konservatismus geprägt und übte dementsprechend primär Anziehungskraft auf Adel und Kleinbürgertum aus<sup>171</sup>.

Bemerkenswert ist schließlich noch die durchaus weltbejahende Haltung der Erweckten: Kulturelle Veranstaltungen waren ihnen nicht Sünde, konnten nur leicht zu Sünde führen<sup>172</sup>. Diese Einstellung trug dazu bei, dass Angehörige der Oberschicht wie Caroline Bertheau und Amalie Sieveking<sup>173</sup> trotz ihrer Zugehörigkeit zur Erweckungsbewegung nicht gezwungen

---

<sup>164</sup> Vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 327.

<sup>165</sup> Vgl. KOLOKYTHA, CHR., Erweckungsbewegung 15.

<sup>166</sup> Auch die Mission der Juden war der Erweckungsbewegung ein wichtiges Anliegen, das ihrem chiliastisch-universalistischen Anspruch zu verdanken war (vgl. GRAF, F.W., Erweckung 1491).

<sup>167</sup> Insofern ist es gerechtfertigt, für die Erweckungsbewegung ökumenische Relevanz in Anspruch zu nehmen, da sie gleichermaßen auf Mission wie auf Einheit gründete (vgl. DETZLER, W.A., Seeds 232).

<sup>168</sup> Dies änderte sich erst durch den Schock der Revolution 1848, auf den die konservativ gesonnenen Erweckten entsetzt feststellen mussten, dass die innere Mission massiv vernachlässigt worden und so möglicherweise Grund für die umstürzenden Entwicklungen geworden war (vgl. LEHMANN, H., Lage 9).

<sup>169</sup> Hierin liegt der entscheidende Unterschied zum älteren Pietismus, für den die wahre Kirche sich noch aus den einzelnen Wiedergeborenen konstituierte (vgl. KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte 128).

<sup>170</sup> Der wohl bedeutendste Zusammenschluss der Erweckten war die bereits 1780 in Basel gegründete Deutsche Christentumsgesellschaft, die zunächst als ein apologetisches Instrument in Frontstellung gegen die reine Aufklärung entstanden war. Sie entwickelte sich jedoch zu einer primär den Glauben stärkenden Organisation, die v.a. auch karitativ und missionarisch hervortrat. Aus der Christentumsgesellschaft entwickelten sich eine Fülle von Partikulargesellschaften, die untereinander eng vernetzt waren (vgl. WEIGELT, H., Diasporaarbeit 126ff).

<sup>171</sup> Damit unterschied sie sich signifikant von der Erweckungsbewegung in England, wo es gelang, eine große Anhängerschaft im Proletariat zu gewinnen (vgl. GRAF, F.W., Erweckung 1491). Eine große Zahl der zum einfachen Bauerntum und kleinen Handwerkern zählenden Angehörigen der Erweckungsbewegung entschloss sich zur Auswanderung nach Südrussland und nach Amerika (vgl. LEHMANN, H., Lage 6). Tendenziell gilt, dass sich im Nordosten Deutschlands mehr Adelige der Erweckungsbewegung anschlossen, während die Anhängerschaft im Südwesten primär aus ländlichen und kleinbürgerlichen Gruppen bestand (vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 196).

<sup>172</sup> Vgl. GROOT, K., Erweckungsbewegung 85. In diesem Punkt unterschied sich die Erweckungsbewegung signifikant vom Pietismus, der die Welt und ihre Freuden radikal verneint hatte. Die „Stillen im Lande“ waren Menschen, die nicht von dieser Welt sein wollten und Tanz und Theater als sündige Manifestationen der Welt radikal ablehnten.

<sup>173</sup> Vgl. SIEVEKING, H., Verein 18. Die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben der Hamburger Oberschicht gehörte für Amalie Sieveking selbstverständlich auch nach ihrer Hinwendung zur Erweckungsbewegung dazu.

waren, sich vom gesellschaftlichen Leben völlig auszugrenzen, was gerade für Hamburg von einiger Wichtigkeit gewesen sein dürfte.

Noch vor Ausbruch der Freiheitskriege war es in Hamburg zu einem religiösen und politischen Aufbruch gekommen, an dessen Anfang Matthias Claudius mit aufgeklärter Toleranz gegenüber Andersdenkenden einerseits und mystisch gefärbter, naiver Frömmigkeit andererseits stand. Ihm gelang es, Kontakte zu einem Kreis von Männern zu knüpfen, die für den Anfang der Erweckungszeit in Hamburg bedeutsam werden sollten<sup>174</sup>. Auch die Familie Timmermann, der Mutter Carolines, stand in Kontakt zu Matthias Claudius, was die Kontakte Carolines zu Pfarrer Franz Claudius erklärt<sup>175</sup>. Der Erweckungsbewegung in Hamburg schlossen sich Menschen aus allen Bevölkerungsschichten an, primär jedoch die jüngere Generation, prozentual am wenigsten das reiche Bürgertum, das mehrheitlich dem Rationalismus treu blieb<sup>176</sup>.

Die Erweckungsbewegung in Hamburg, die am Beginn einer starken religiösen Ausdifferenzierung stand<sup>177</sup> – und nicht zuletzt der regionalen Nähe zum religiös bewegten England zu verdanken war<sup>178</sup> – stand unter starkem Einfluss des der Erweckungsbewegung zuzurechnenden Professors A. Neander (1789-1850), der an der Universität Berlin den Lehrstuhl für Kirchengeschichte innehatte<sup>179</sup>, bei dem sowohl H. Merle d’Aubigné als auch J.W. Rautenberg, die führenden Köpfe der Hamburger Erweckten, studiert und zum persönlichen Glauben gefunden hatten<sup>180</sup>. A. Neander betonte die unpragmatische Offenbarung Gottes in Christus sowie die innere Lebensgemeinschaft mit Christus<sup>181</sup>. Gehörte H. Merle d’Aubigné auch der reformierten Kirche an, so ändert das nichts an der Tatsache, dass für die Hamburger Erweckungsbewegung ein enger Zusammenhang mit dem Luthertum charakteristisch werden sollte<sup>182</sup>, der auch Caroline Bertheaus vehementes Engagement gegen

---

<sup>174</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 28; HARMS, H., Hamburg 24. Für eine Wiederbelebung der Religion im Zeichen der Erweckungsbewegung setzten sich in den führenden Kreisen primär F. Perthes, F. Beneke, M.H. Hudtwalcker und K. Sieveking (ein Urenkel des radikalen Rationalisten H.S. Reimarus) ein, von denen drei als Angehörige des Hanseatischen Direktoriums die Hansestädte nach außen vertraten. Es ist von einiger Bedeutsamkeit, dass keiner der diesem Kreis angehörenden Herren aus Hamburg stammte. Alle kamen aus einer lebendigen, orthodox-lutherischen Tradition, an welche sie in kirchlichen Kreisen Hamburgs nicht anknüpfen konnten. Die Tatsache, dass nach 1815 zwei Hamburger, K. Sieveking und M.H. Hudtwalcker, zu den führenden Erweckten stießen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Erweckungsbewegung nicht auf hamburgische Wurzeln zurückblicken kann.

<sup>175</sup> Vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 5.

<sup>176</sup> Vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 53. 55: „In Hamburg behielt die Aufklärung ihre führende Stellung, vor allem in den materialistischen, am Handel interessierten Kreisen des wohlhabenden Bürgertums, aus dem die Männer hervorgingen, die im Senat und in den bürgerlichen Kollegien am politischen und kirchlichen Regiment der Stadt beteiligt waren.“

<sup>177</sup> Vgl. SCHIEDER, W., Sozialgeschichte 21; HÖLSCHER, L., Religiosität 195. Die Erweckungsbewegung stand quasi am Beginn der Entstehung einer großen Anzahl von protestantischen Religionsgemeinschaften, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts konstituierten.

<sup>178</sup> Vgl. EISENBLÄTTER, W., Steinkopf 124. Wie in Nordamerika hatte die Erweckungsbewegung in England bereits in den Jahren 1730-1740 voll eingesetzt und damit entschieden früher als auf deutschem Gebiet eingesetzt.

<sup>179</sup> A. Neander veranschaulichte seine gefühlsbetonte Pektoraltheologie an dem gottesfürchtigen Wandel christlicher Persönlichkeiten aller Jahrhunderte. Die Geschichte wurde als Prozess der allmählichen Durchdringung der Welt mit dem guten Gottesgeist begriffen. A. Neanders Theologie zeichnete sich weiter durch absolute Präferenz überkonfessioneller Erweckung gegenüber dem verengenden Konfessionalismus aus (vgl. BENRATH, G.A., Erweckungsbewegung 212).

<sup>180</sup> Vgl. BENRATH, G.A., Erweckung 253; KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte 139. A. Neander gilt als ursächlich für die Bekehrung seines Schulfreundes K. Sieveking.

<sup>181</sup> Vgl. KAYSER, R., Anfänge 111.

<sup>182</sup> Zu Beginn der Erweckung wurden konfessionelle Unterschiede durch das gemeinsame Erlebnis der Wiedergeburt ausgeglichen und relativiert, schließlich führte die Erweckung jedoch zu einer Neubelebung des konfessionellen Bewusstseins (vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 5).

die unierten Kirchen in den 1840er Jahren verständlich macht<sup>183</sup>, aus denen noch der Geist ihres Lehrers J.W. Rautenberg spricht, für den man ökumenische Weite in konfessioneller Enge in Anspruch nehmen kann<sup>184</sup>.

Symbolfigur der Hamburger Erweckungsbewegung wurde der 1791 in Moorfleth geborene J.H. Rautenberg, der zum theologischen Lehrer Amalie Sievekings und Carolines wurde, Letztere am 31. März 1828 konfirmierte und Th. Fliedner und Caroline am 19. Mai 1843 in seiner Kirche in St. Georg traute. Rautenberg war gleichermaßen für Amalie Sieveking und Caroline der Beweis dafür, dass die evangelische Kirche von Aufklärung und Rationalismus noch nicht völlig korrumpiert war: Aus diesem Grund gingen sie auch nicht auf Distanz zur Landeskirche wie viele Erweckte, die aufklärerischen und rationalistischen Ideen machtlos gegenüberstanden und sich außerhalb der Kirche missionarischem Engagement hingaben<sup>185</sup>.

Aus dürftigen Verhältnissen stammend war Rautenberg erst 1810 in die Quarta des Hamburger Johanneums eingetreten, um 1813 sein Theologiestudium in Kiel bei dem Schüler D.F. Schleiermachers, dem Antirationalisten A. Twesten, aufzunehmen<sup>186</sup>, wo er sich bald der erwecklichen Frömmigkeit zuwendete und sich von seinem rationalistisch eingestellten Lehrer J. Gurlitt geistig verabschiedete. 1816 wechselte er an die Universität Berlin, wo er Schüler D.F. Schleiermachers und A. Neanders wurde. 1818 bestand er die theologische Prüfung des Geistlichen Ministeriums zu Hamburg und verstand es nach seiner Berufung an die Dreieinigkeitskirche in St. Georg 1820 rasch, durch seine volkstümliche Art die Aufmerksamkeit der religiös bewegten Kreise der Stadt zu wecken<sup>187</sup>. Durch sein persönliches Charisma gelang es ihm, andere Prediger zu engagiertem Auftreten gegenüber dem rationalistischen Erzfeind zu animieren.

Theologisch war J.W. Rautenberg die Bibel die einzige Offenbarungsquelle und deren Mittelpunkt Jesus Christus. Im Mittelpunkt seiner Theologie stand die Lehre vom rechtfertigenden Glauben an Christus. Damit ging er von der Depravation des Menschen einerseits und der Göttlichkeit Jesu andererseits aus, zwei Vorstellungen, die rationalistischer Theologie und somit dem Zeitgeist diametral entgegenstanden<sup>188</sup>. Er stellte seine volkstümlichen und allgemeinverständlichen, jedoch auch eine gebildete Zuhörerschaft nicht direkt abschreckenden Bußpredigten bewusst unter das Gericht der Ewigkeit, neben das er die

---

<sup>183</sup> Verständlich insofern, als man aufgrund ihrer hugenottischen Wurzeln durchaus erwarten würde, dass Caroline Bertheau – obwohl ihre Familie zum Luthertum konvertiert war – das gemeinsame, die Konfessionen verbindende Moment sah.

<sup>184</sup> Vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 103. 105. Unionistischen Bestrebungen war Rautenberg abgeneigt, da er feststellte, dass die Kirche ihre Gegensätze nicht überwunden, sondern sie nur ignoriert hatte. In offiziellen interkonfessionellen Verbindungen manifestierte sich nach seiner Überzeugung nicht selten die Unkenntnis, schlimmstenfalls gar Atheismus der Beteiligten, wenn auch nach seiner Auffassung die getrennten Kirchen „Gliedermaßen in dem Leibe der einen allgemeinen Kirche“ waren. Der Sorge um das schwindende Bewusstsein des Bekenntnisses entsprach die Angst vor der Verweltlichung der Kirche, wie sie sich im Rationalismus manifestierte (ebd. 32). Insofern ist für den Vater Carolines festzustellen, dass er nicht mit dieser Vorstellung der Erweckten konform ging, Lehrunterschiede für ihn vielmehr hinter den „Geist des Christentums“ zurücktraten (vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 46). Eine solche Einstellung hätte sich in den Hamburger erweckten Kreisen nicht behaupten lassen.

<sup>185</sup> Vgl. LEHMANN, H., Lage 22. Freilich kam es nach 1815 zu einer Annäherung zwischen Kirche und Pietisten, die umso größer wurde, je mehr sich die Kirche von der Aufklärung ab- und der erneuerten Orthodoxie zuwandte. In Hamburg war dies jedoch nicht der Fall und die Gefahr entsprechend groß, dass die Kirche die Erweckten völlig verlor. Insofern ist es von enormer Wichtigkeit, dass Caroline Bertheaus Religiosität sich aufgrund der Existenz von erweckten Pfarrern in der hamburgischen Landeskirche innerhalb der evangelischen Kirche und nicht in Konventikeln entwickelte.

<sup>186</sup> A. Twesten (1789-1876) war seit 1814 Professor in Kiel und übernahm 1835 die Nachfolge Schleiermachers in Berlin. Er lehrte, dass Jesus ein Erlöser sei und zeichnete ihn nicht wie der Rationalismus als Tugendlehrer.

<sup>187</sup> Um diese Zeit begann die Erweckung auch auf Hamburgs Kanzeln Fuß zu fassen: zwischen 1819 und 1827 wurden neben J.W. Rautenberg drei weitere sich der Erweckungsbewegung verbunden fühlende Pfarrer ordiniert (vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 53).

<sup>188</sup> Vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 26ff.

göttliche Möglichkeit der Gnade, der Erlösung stellte<sup>189</sup>. Insofern waren seine Predigten auch nicht mit Gesetzmäßigkeit behaftet, sondern er formulierte sie einladend, als Ruf zur Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Den Heilsweg zeichnete Rautenberg in verschiedenen Schritten: Erweckung, Wiedergeburt, Bekehrung und Heiligung führten schließlich zur Gemeinschaft mit Christus. Doch das Zentrum seiner Predigten blieb mit der typisch lutherischen Lehre von Sünde und Gnade schließlich Jesus Christus, der den sündigen Menschen mit Gott versöhnte. Dieses theologische Zentrum entsprach seiner Überzeugung der Geltung der Heiligen Schrift und der Bekenntnisschriften. Entscheidend für das rechte Verständnis der Bibel war für ihn der Glaube an Christus, als das einzige Fundament der Kirche. Rautenberg suchte die Hamburger Geistlichen durch Namensunterschrift auf die lutherischen Bekenntnisschriften zu verpflichten<sup>190</sup>. Damit suchte er säkularisierenden Tendenzen vorzubeugen, die er im Rationalismus zu erblicken glaubte. In der Konfessionsfrage ging Rautenberg zunächst vom Gemeinsamen aus, indem er den biblischen Einheitsgedanken in den Vordergrund stellte. Während er bei den Konfessionskirchen die Unterschiede im Bekenntnis gewahrt wissen wollte<sup>191</sup>, sah er in der Mission und mit ihr in der Erweckungsbewegung die Einheit der Kirche gegenüber dem Unglauben, zielte doch Mission auf Gewinnung für Christus und nicht für Konfessionen. Mit dieser Antithetik wird das Wesen der Erweckungstheologie deutlich, deren Charakteristikum die eine heilige Kirche, die Gemeinde Jesu war, in der die Erweckten sich über Konfessionsgrenzen hinweg aufgenommen wussten und die wieder zur Realität und zum religiösen Erlebnis geworden war. Damit bestand jedoch die Gefahr, dass die Frage nach der Wahrheit, wie sie sich in der konfessionellen Spaltung präsentierte, in den Hintergrund trat<sup>192</sup>.

In seiner Vorstadtgemeinde, die zur Hälfte aus Angehörigen der Unterschicht bestand und deren Entsittlichung als Folge der Entchristlichung betrachtet wurde, lernte Rautenberg viel Elend kennen. Aufgrund des ausbleibenden Erfolgs der Unterschichtenmissionierung bei den Erwachsenen setzte Rautenberg größte Hoffnung auf die religiöse Erziehung armer Kinder, die er zunächst gegen staatlichen Widerstand schließlich nach der Gründung des Schulvereins 1824<sup>193</sup> mit Einwilligung des Senats durch die Gründung der durch Spenden getragenen St. Georger Sonntagsschule<sup>194</sup> 1825 zu erreichen suchte<sup>195</sup>, deren Leiter und Oberlehrer J.H.

---

<sup>189</sup> Damit entsprach Rautenberg der Lehre der Erweckungsbewegung, da jedoch daneben die lutherische Lehre von Buße und Gnade trat, betonte er auch die besondere Bedeutung der Sakramente (vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 43).

<sup>190</sup> Vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 46. 102. Auch der Staatsobrigkeit suchte er das Wort Gottes als Spiegel vorzuhalten, wenn er auch eine durchaus positive Einstellung zur weltlichen Obrigkeit hatte. Wie noch zu zeigen sein wird, hat ihn diese Einstellung mit den Fließern verbunden.

<sup>191</sup> Dies war charakteristisch für die Erweckten: Als die preußische Regierung in den 1820er und 1830er Jahren die Unionspolitik durchsetzen wollte, waren viele, die sich nicht unter den obrigkeitlichen Zwang mit den Reformierten zwingen lassen wollten, Erweckte (vgl. LEHMANN, H., Lage 11): In den unionistischen Bestrebungen, primär der Vereinheitlichung des reformierten und lutherischen Gottesdienstes (Unionsagende 1830), manifestierte sich ja eine Gleichgültigkeit gegenüber der orthodoxen Kirchenlehre, die die Nivellierung von Lehrunterschieden geradezu rechtfertigte. Insofern wurde die konfessionelle Abgrenzung zu einem Charakteristikum der erweckten Frömmigkeit, die der hohen religiösen Motivation einerseits und der Sorge um die religiöse Identität andererseits zu verdanken war und schließlich zu einer Rekonfessionalisierung führte, die stereotype konfessionelle Vorurteile konservierte (vgl. SCHIEDER, W., Sozialgeschichte 26), wie es sich auch in der Behandlung Angehöriger anderer Konfessionen Caroline Bertheaus zeigen wird.

<sup>192</sup> Vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 107ff.

<sup>193</sup> Zu den Statuten des Vereins vgl. BOHL, R., Sonntagsschule 138.

<sup>194</sup> Vgl. BERTHEAU, F.R., Chronologie 165f; BOHL, R., Sonntagsschule 135. Bereits 1790 war im Zuge der Erziehungsanstalten der Allgemeinen Armenanstalt eine Sonntagsschule eingerichtet worden, die jedoch den Einsparmaßnahmen während der Franzosenzeit zum Opfer fiel und nach ihrer Wiedereröffnung 1816 aufgrund unregelmäßigen Besuchs geschlossen werden musste. Der Sonntagsschule in St. Georg folgte die Gründung von Filialschulen in Barmbeck 1826 und Eilbeck. Im landeskirchlich geprägten Deutschland waren Sonntagsschulen ein bekanntes Phänomen, weil sie vielerorts gesetzlich verordnet der katechetischen Unterweisung des jugendlichen Kirchenvolks dienen sollten (vgl. HÖRNIG, J.Th., Mission 11).

Wichern (1808-1882) wurde. Mit dem sonntäglichen Unterricht suchte Rautenberg neben der religiösen Belehrung den Analphabetismus, der ein großes Hindernis für sozialen Aufstieg bei den Unterschichten darstellte, zurückzudrängen<sup>196</sup>. Gleichzeitig war er Teil allgemeiner Moralerziehung, der der Verinnerlichung einer gottgegebenen Ständelehre diente<sup>197</sup>. Aufklärerischer Unterrichtsmethodik mit ihrem Anspruch, dass Erkenntnis und Einsicht Übungen in Gedächtnisübungen vorangehen müssen, stand Rautenberg mehr als skeptisch gegenüber und bot seinen Gegnern so breite Angriffsfläche. Die Effizienz der Sonntagsschule lag nicht zuletzt in der Tatsache, dass von einem Lehrer nie mehr als 15 Schüler gleichzeitig unterrichtet wurden und körperliche Züchtigungen gänzlich vermieden wurden. Für viele der 800 Schüler stellte die Sonntagsschule die einzige Möglichkeit dar, überhaupt zu etwas Bildung zu gelangen. Die Lehrer der Sonntagsschule suchten auch durch Besuche bei den Eltern auf die Schüler einzuwirken.

Die Bewegung stieß auf erbitterten Widerstand rationalistisch eingestellter Theologen, die aufgrund der Predigten Rautenbergs, die die kreatürliche Sündhaftigkeit des Menschen in den Vordergrund stellten, eine Demoralisierung der Unterschichten befürchteten<sup>198</sup> – so zumindest der offizielle Grund: Vermutlich waren die bald einsetzenden Initiativen gegen das Engagement des erweckten Predigers auch durch den Wunsch nach Ausschaltung unliebsamer Konkurrenz motiviert. Schon 1825 ging eine Beschwerde über die Sonntagsschule beim Senior des Ministeriums ein, die sich auf die Lehrart Rautenbergs bezog. Da sie jedoch mit der bestehenden Staatsreligion übereinstimmte, war für den Senior

---

<sup>195</sup> Auch die Idee der Gründung einer Sonntagsschule war durch die englische Entwicklung beeinflusst, wo bereits seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert „sunday schools“ wichtiger Bestandteil der Missionierungskonzepte waren (vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 152), im angelsächsischen Raum jedoch primär der Entheiligung des Sonntags, der Sünde schlechthin, entgegenwirken sollten (vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 10). Vgl. BOHL, R., Sonntagsschule 136. Den Impetus zur Gründung der Sonntagsschule hatte Rautenberg von J.G. Oncken (1800-1884) erhalten, der sich nach fünfjährigem Aufenthalt in Schottland und England der englischen kongregationalistischen Gemeinde in Hamburg angeschlossen hatte, in den Dienst der *Continental Society for the Diffusion of Religious Knowledge over the Continent of Europe* getreten war und als Fremder keine Schule eröffnen durfte (vgl. BENRATH, G.A., Erweckung 252). Die Sonntagsschule war Vorbild für die Gründung ähnlicher Schulen in Bremen und Wuppertal.

<sup>196</sup> Vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 70. Damit beschränkte sich der rudimentäre Unterricht auf Lesen und biblische Unterweisung. Beim Religionsunterricht, der das einzige Unterrichtsfach war, wurden die Bibel, der kleine Katechismus und das Gesangbuch benutzt. Mit diesem bescheidenen Fächerkanon entsprach Rautenberg völlig der Geringschätzung höherer Bildung zugunsten der Unterstützung der Heidenmission: Gehörten verhältnismäßig viele Volksschullehrer der pietistischen Bewegung an, ging der pietistische Einfluss im höheren Bildungswesen signifikant zurück, da die Pietisten vielfach keinen Bezug zu den Inhalten höherer Bildung hatten (vgl. LEHMANN, H., Lage 17). Ist solche Verortung sicher berechtigt, darf man doch nicht die soziale Situation in Hamburg aus den Augen verlieren: So war das Leben der Unterschichten dadurch bestimmte, dass Kinder ab dem 6. Lebensjahr für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen mussten und an geistig-moralische Bildung unter diesen Voraussetzung nicht zu denken war (vgl. MAYER, CHR., Anfänge 389): Der Lebensunterhalt wurde von Kindern durch Verkauf von Zündhölzern, Kartoffelschalen, durch Betteln oder durch Arbeit in Fabriken bestritten. Hinzu kam, dass mit den finanziellen Mitteln der Allgemeinen Armenanstalt maximal 2.600 Kindern ein Schulbesuch ermöglicht werden konnte, von dem in der Vorstadt St. Georg, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts einen unerhörten sozialen Abstieg erlebt hatte, lediglich 228 Kinder profitierten (vgl. BOHL, R., Sonntagsschule 134). Insofern entbehrte Rautenbergs Konzept nicht einer gewissen Genialität, da er fundamentale Bildung mit geringem zeitlichen Aufwand vermittelte, welche die Unterschichten nicht in Verlegenheit um ihren Lebensunterhalt brachte und gleichzeitig Kindern eine wenn auch bescheidene, so doch ausbaufähige Basis lieferte.

<sup>197</sup> Vgl. HÖRNIG, J.TH., Mission 12. Sozialer Gehorsam – den paulinischen Haustafeln entsprechend – sollte durch Lieder, Gebete und Geschichten verinnerlicht werden. Die Bibel wurde zum Reservoir für Werte und Tugenden, zur Gewissensbildung und –observanz. Folglich wurden gerade Sonntagsschulen zu ultra-konservativen Einrichtungen, in denen die bestehende soziale Ordnung konsolidiert wurde.

<sup>198</sup> Hinzu kam die Befürchtung, dass das sonntägliche Unterrichtsangebot die ärmeren Bevölkerungsschichten dazu verführen werde, die Kinder nicht mehr in die wochentags geöffneten Armenschulen zu schicken, sondern sie für den Subsistenzerhalt der Familie mitarbeiten zu lassen (vgl. DAUR, G., Predigern 196; BOHL, R., Sonntagsschule 142).

keine Möglichkeit des Einschreitens gegeben. Die Initiativen gegen die Sonntagsschule waren vermutlich in erster Linie der Tatsache zu verdanken, dass die Väter der im Geist der Aufklärung entstandenen Allgemeinen Armenanstalt in ihr eine ernste Konkurrenz erblickten. Auch eine polizeiliche Untersuchung der Schule 1826 auf Initiative des Senators Abendroth hin verlief ergebnislos, da die Resultate nicht den Befürchtungen entsprachen<sup>199</sup>.

1832 gründete Rautenberg den Männlichen Besuchsverein, dessen männliche Mitglieder durch ständige Besuche in den Armenvierteln ein Bild der Elendsverhältnisse erstellen und durch Ratschläge helfen sollten.

Zu den bedeutendsten Früchten der Erweckungsbewegung in Hamburg zählt auf Initiative F. Perthes die Gründung des aufgrund hoher Mitgliedsbeiträge einem exklusiven Publikum vorbehaltenen ersten christlichen Vereins, der *Hamburgisch-Altonaische[n] Bibelgesellschaft* 1814<sup>200</sup>. Sie ermöglichte der Erweckungsbewegung, nahe stehenden und rationalistisch eingestellten Pastoren und Gemeinden entsprechend ihrer Konfessionsgrenzen überwindenden Intention, Bibeln zu einem äußerst niedrigen Preis oder umsonst zu verteilen<sup>201</sup> und war bei Behörden und Geistlichkeit gleichermaßen anerkannt. Die Gründung von Bibelanstalten und –gesellschaften gilt als direkte Reaktion auf die französische Revolution, die vielerorts die durch die Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution beschleunigte Säkularisierung bremsen sollte<sup>202</sup>.

1820 wurde unter dem Einfluss H. Merle d'Aubignés<sup>203</sup> und dem Zusammenschluss der englisch-reformierten Gemeinde mit der französisch-reformierten die interkonfessionell

---

<sup>199</sup> Vgl. ausführlich zu den Maßnahmen gegen die Sonntagsschule BOHL, R., Sonntagsschule 141ff.

<sup>200</sup> Die Hamburgisch-Altonaische Bibelgesellschaft stand als Tochter der British and Foreign Bible Society von 1804 stark in der sittenreformerischen Tradition des englischen Evangelicalism. Der Einfluss der endgültigen Aufhebung der Kontinentalsperre ist für die Gründung des Vereins von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen (vgl. KAYSER, R., Anfänge 129).

<sup>201</sup> Eine Zusammenarbeit auf dieser Ebene war nur möglich, da der Grundsatz galt, dass Bibeln ohne Zusätze und Kommentare verbreitet wurden. Einerseits wurde so Spendenbereitschaft und Respektabilität beim wohlthätigen Publikum gesichert, andererseits machte diese ideologische Selbstbeschränkung die Bibelgesellschaft bei missionarisch engagierten Laien vergleichsweise uninteressant (vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 149). Erst die Gründung von Missionsgesellschaften wurde exklusiv zur Sache der Erweckungsbewegung (vgl. BENRATH, G.A., Erweckung 156).

<sup>202</sup> Vgl. LEHMANN, H., Lage 19.

<sup>203</sup> Vgl. KAYSER, R., Anfänge 106ff; LAHRSEN, I., Erweckung 51ff. 1794 in Genf von Hugenotten abstammend geboren, machte Merle schon in seiner Jugend Bekanntschaft mit einer Sozietät der Brüdergemeine, die seit 1741 bestand und ausschließlich aus Mitgliedern der vornehmsten Genfer Familien bestehend im privaten Raum Menschen zu bekehren suchte. 1817 wechselte Merle von Genf nach Berlin, um hier sein Theologiestudium bei D.F. Schleiermacher und A. Neander fortzusetzen. Unter dem Einfluss A. Neanders erlebte Merle seine individuelle Wiedergeburt und vertiefte so seine Genfer Erfahrungen, nachdem er die Grundwahrheiten des Christentums in den Heilstatsachen der Erlösung und der Versöhnung gefunden hatte. Von starrem Biblizismus grenzte er sich indes durch seine wissenschaftliche Bildung und den Verzicht auf die omnipräsente Inspiration der Heiligen Schrift ab. Im Anschluss an sein Studium erhielt er den Ruf als Prediger an die französisch-reformierte Gemeinde in Hamburg, deren Mitgliedschaft sich noch aus vertriebenen Hugenotten rekrutierte und die bis ins 19. Jahrhundert auch geistliche Heimat der Familie Bertheau war, und nun seit dreißig Jahren dem Einfluss eines gemäßigt rationalistisch eingestellten Pfarrers ausgesetzt waren. Nach dem Tod desselben wurde dem Kirchenrat Merle aus Genf empfohlen, der 1818 in Hamburg ankam. Seine in französischer Sprache gehaltenen Predigten verbürgten eine gewisse Exklusivität der Gottesdienstbesucher, die bald auch aus lutherischen Kreisen kamen. Auf Empfehlung seines Berliner Lehrers A. Neander gelang es ihm, Kontakte zu K. Sieveking und einem Kreis religiös interessierter Männer zu knüpfen, wo er den fruchtbarsten Boden für erweckliches Gedankengut fand. Bereits 1820 stieß er jedoch auf herbe Kritik des Kirchenrats, der ihm mitteilte, die Voraussetzungen seiner Predigten, Wunder und Mysterien, würden die Gefahr bergen, bei unentwickelten Menschen zu Lauheit und Sittenlosigkeit zu führen, so dass er 1823 Hamburg verlassen musste, um ein neues Aufgabenfeld in der evangelischen Gemeinde zu Brüssel anzutreten. Wenn sein Wirken in Hamburg auch nur kurz war, so ist der ermutigende Einfluss auf den 1820 ordinierten J.W. Rautenberg nicht zu unterschätzen.

arbeitende<sup>204</sup> wenig erfolgreiche *Niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften* gegründet<sup>205</sup>, die die Verteilung von Bibeln durch die Hamburg-Altonaische Bibelgesellschaft durch die Verbreitung von für die Unterschichtenmission geeignete simplifizierende Literatur unterstützen sollte<sup>206</sup>. Das größte Gewicht bei ihren Veröffentlichungen legte die Gesellschaft auf den Erlösungsgedanken allein durch Christus. 1821 erschien der *Friedensbote* als erste Zeitschrift in Hamburg, die erweckliches Gedankengut im gebildeten Mittelstand verbreiten wollte und deren Herausgeber sich primär aus Kaufleuten und Akademikern rekrutierten<sup>207</sup>.

1822 folgte ebenfalls auf die Initiative H. Merle d'Aubignés die Gründung des objektiv jeglicher Ausstrahlung entbehrenden *Evangelische[n] Missionsverein[s] in Hamburg*, der durch regelmäßige Missionsstunden und Missionsschriften zum geistigen Mittelpunkt der Erweckten wurde. Seine Gründung vollzog sich im Unterschied zu oben genannten Vereinen abseits der offiziellen Kirche<sup>208</sup>. Die Motive der Vereinsgründung waren verschieden: Die wenigen rationalistisch eingestellten Mitglieder versprachen sich durch die Verbreitung von Glauben die Beförderung der christlich-europäischen Zivilisation und die Schaffung von äußerem Frieden<sup>209</sup>. Den Erweckten hingegen war der biblische Auftrag Grund ihres missionarischen Engagements. Die fehlende Homogenität des Vereins, die sich in unterschiedlichen theologischen Anschauungen hinsichtlich der Verbindlichkeit des reformatorischen Bekenntnisses sowie in der nicht gelungenen Etablierung des Vereins in Kirchengemeinden äußerte, führte dazu, dass er bereits 1836 seinen Höhepunkt überschritten hatte. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die religiöse Vergesellschaftung in Hamburg letztlich scheiterte.

Berührungspunkte von Rationalismus und Erweckungsbewegung in Hamburg ergaben sich bei den sozialen, sittenreformerischen Bestrebungen von erweckten Angehörigen des Großbürgertums<sup>210</sup>, die, ja ähnlich wie der Rationalismus, das augenscheinlich rationalistische Ideal von Humanität und edler Menschlichkeit auslebten. Beide Bewegungen suchten durch Schulunterricht, häusliche Belehrung und persönliches Beispiel den Menschen zu Mäßigkeit und Sparsinn zu erziehen. Die Motivationen waren jedoch grundsätzlich anders gelagert: Dem Rationalismus war das Engagement Sache des Mitleids und der Humanität, das Engagement des erweckten Großbürgertums war getragen von der Auffassung, dass der Verfall der

---

<sup>204</sup> War solch interkonfessionelle Zusammenarbeit durchaus repräsentativ für Manifestationen erwecklichen Glaubens, wurde diese Haltung von J.W. Rautenberg aufs Schärfste angegriffen (vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 104).

<sup>205</sup> Vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 150. Als Gründe für die Erfolgslosigkeit der Gesellschaft gelten der Analphabetismus der Unterschichten sowie die Tatsache, dass den exponierten Vertretern der Erweckungsbewegung beim Großbürgertum die Grenzen der Respektabilität überschritten schienen.

<sup>206</sup> MÖLLER, K.D., Beitrag 46. Auch diese Gesellschaft war stark durch Einflüsse aus der Religious Tract Society von 1799 geprägt und hatte sich zur Aufgabe gemacht, in volkstümlichem Ton gehaltene, erbauliche Schriften biblischen Inhalts zwecks Wiederbelebung des in Deutschland scheinbar erstorbenen religiösen Geistes unter das Volk zu bringen.

<sup>207</sup> Maßgeblich an der Initiative war auch hier H. Merle d'Aubigné beteiligt, die allerdings 1825 mangels Beiträgen wieder eingestellt werden musste.

<sup>208</sup> Dennoch traten dem Verein 15 der 21 Hamburger Geistlichen bei: Eine nicht unbeträchtliche Zahl von gemäßigt rationalistischen Pfarrern gehörte dem Verein als Mitglieder an (vgl. HARMS, H., Hamburg 145).

<sup>209</sup> In der Mitte der 20er Jahre kam es zu einer klaren Abgrenzung der Erweckungsbewegung von kirchlichen Kreisen in Hamburg, seitdem sie ihre Missionsversuche der Unterschichten immer stärker über privatwohltätige Vereine und Anstalten zu verwirklichen suchte (vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 148).

<sup>210</sup> Pietismus und Erweckung konnten gleichermaßen auf eine lange wohltätige Tradition zurückblicken, angefangen beim Elsässer Landpfarrer, Pädagogen und Philanthropen J.F. Oberlin (1740-1826), über die sozialen Aktivitäten des Baron H.E. Freiherrn von Kottwitz (1757-1843), der auf seinen Gütern in Schlesien Hilfsprogramme für verelendete Weber organisierte, das Engagement J.D. Falks (1768-1826) für infolge der Befreiungskriege verelendete Waisen sowie für Kinder und Jugendliche bis hin zur älteren Rettungshausbewegung, deren Vorkämpfer Chr.F. Spittler, C. Mez, Chr.H. Zeller, schließlich Graf A. v.d. Recke-Volmerstein waren.

Unterschichten auf Entkirchlichung und –christlichung zurückzuführen war, dem es scharf entgegenzutreten galt. War soziales Engagement der Rationalisten einem optimistischen Menschenbild zu verdanken, manifestierte sich im Aufruf zu Buße und Bekehrung der Erweckten ein pessimistisches Menschenbild, sollten doch die Menschen nicht erzieherisch gebessert werden, sondern schien eine Besserung der herrschenden Zustände nur durch ein Eingreifen des transzendenten Gottes möglich<sup>211</sup>. Während die Rationalisten Reformen, die auf politische Partizipation und Gleichberechtigung zielten, nicht abgeneigt gegenüberstanden, lehnten Vertreter der Erweckten alle Formen politischer Partizipation sowie soziale und medizinische Reformen radikal ab, setzten sich lediglich für die Linderung der herrschenden Zustände ein<sup>212</sup>. Sicher wird auch der Gedanke der Gemeinschaft aller Menschen in Christus eine Rolle gespielt haben. Aufgrund der gegensätzlichen Auffassungen besonders hinsichtlich der Christologie konnten Konflikte zwischen den beiden Parteien jedoch letztlich nicht ausbleiben: Diesen war Jesus der gekreuzigte und auferstandene Erlöser, Trost im Leben und Tod, jenen der Tugendlehrer, das moralische Vorbild, der Menschenfreund. Hauptkritik der etablierten kirchlichen Parteien an der Erweckungsbewegung war das Fehlen der Predigt der göttlichen Moral in erwecklichen Kreisen sowie die Leugnung der natürlichen Anlage des Menschen zum Guten: Zu leicht komme so der Eindruck auf, dass allein der Glaube genügend sei, gute Werke ohne Glauben nutzlos seien und solche Predigt nicht selten zu Sittenlosigkeit und Lauheit führe<sup>213</sup>.

Der das öffentliche Leben beherrschende Rationalismus glaubte das, was sich als unduldsam, fanatisch und schwärmerisch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Erweckungsbewegung als Konventikel manifestierte, längst überwunden zu haben und reagierte entsprechend aggressiv<sup>214</sup>. Hinzu kam, dass man durch die Lehre von Wiedergeburt und Gnade die Ausbildung der natürlichen „Tugendanlage“ des Menschen in Gefahr sah<sup>215</sup>. Das einzige Band, was den Protestantismus in Hamburg noch wirklich zusammenhielt – mehr als das soziale Engagement – war die negative Abgrenzung gegen die Strukturen der katholischen Kirche.

Zu einem Eklat kam es 1822<sup>216</sup>, als der Direktor des Johanneums J.G. Gurlitt sich getrieben von der Furcht, die neue Gefühlsreligion mache alle Denkenden der Kirche abgeneigt, mit einer „Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs beim Studium der Theologie“ an seine Abiturienten wandte<sup>217</sup>, auf die sein ehemaliger Schüler L.Ch.G. Strauch im Sinne der Erweckten reagierte. Aus der Auseinandersetzung wurde schließlich deutlich, dass die Erweckten eine kleine Minderheit waren, der es kaum gelingen würde, sich gegen den

---

<sup>211</sup> Vgl. MOOSER, J., Erweckungsbewegung 11.

<sup>212</sup> Vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 46.

<sup>213</sup> Vgl. KAYSER, R., Anfänge 131.

<sup>214</sup> Vgl. SCHRAMM, E.P., Hamburg 389.

<sup>215</sup> Vgl. KANTZENBACH, F.W., Erweckungsbewegung 18.

<sup>216</sup> Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der vom Toleranzgedanken beherrschte Senat weitgehende Zurückhaltung in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten gezeigt (vgl. SCHRAMM, E.P., Hamburg 389).

<sup>217</sup> Hinzu kam freilich für ihn, der sein höchstes Ziel in der Bewahrung der freien Erforschung der Wahrheit und Achtung für Vernunft und den vernünftigen Glauben gesehen hatte, die leidvolle Erfahrung, dass einige seiner ehemaligen Schüler sich während ihres Theologiestudiums wie J.W. Rautenberg und L.Ch.G. Strauch der Erweckungsbewegung zugewandt hatten (vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 57). In seiner Rede stellte Gurlitt zunächst Wahrheiten fest, über die sich alle Christen einig seien und unterschied diese dann von Lehrmeinungen, zu denen er die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Art der Gemeinschaft mit Jesus beim Abendmahl und von der Vergeltung nach dem Tod rechnete. Gurlitt stellte fest, dass „Mystiker“ leicht zur Vernachlässigung gelehrter Schriften kämen, sie den unbefangenen Wahrheitssinn verlören und schließlich Gefahr liefen, zur Einseitigkeit im Urteil und zur Streitsucht zu neigen. Strauch, der dies als persönlichen Angriff empfand, wollte daraufhin um Entlassung vom seinem Amt ersuchen, was jedoch abgelehnt wurde, da man vermeiden wollte, die kirchliche Spaltung offen hervortreten zu lassen.

herrschenden Rationalismus durchzusetzen<sup>218</sup>. Als Grund für diese Entwicklung in Hamburg ist nicht zuletzt anzunehmen, dass das Problem der Erweckten in der fehlenden Möglichkeit eines Zusammenschlusses mit der Orthodoxie bestand, gab es doch schon in den zwanziger Jahren keinen orthodoxen Pfarrer mehr auf einer Hamburger Kanzel<sup>219</sup>. Insofern unterschied sich die hamburgische Landeskirche von den meisten anderen, die sich zumeist schon in den dreißiger Jahren vom aufgeklärten Rationalismus abwandten<sup>220</sup>. Der Widerstand gegen die als Mystizismus gebrandmarkte Erweckungsbewegung breitete sich auf weite Schichten der Bevölkerung aus, was besonders bei den von der Oberschicht ausgehenden und von der Unterschicht getragenen Unruhen 1830 (s.o.) deutlich wurde: Sprechchöre wandten sich nicht nur gegen Juden und als gesellschaftliche Missstände empfundene Dinge, sondern auch gegen die Erweckungsbewegung und besonders gegen Rautenberg<sup>221</sup>. Die Emotionen auf Seiten der Rationalisten kochten schließlich aus Angst, vom „Supernaturalismus“ besiegt zu werden, so hoch, dass begonnen wurde, in ihm die Ursache psychischer und physischer Krankheiten zu suchen<sup>222</sup>. Interessanterweise war es gerade das Allgemeine Krankenhaus, in dem Caroline Bertheau von 1840 bis 1843 wirken sollte, das den Beweis für die Zunahme der Geisteskrankheiten und der dadurch verursachten Selbstmorde in religiöser Schwärmerei zu liefern suchte<sup>223</sup>. Aufgrund ihrer Verbundenheit mit J.W. Rautenberg wird auch Caroline sich nicht mehr völliger gesellschaftlicher Integration erfreut, vielmehr als sich mit einer Minderheit identifizierend in der Defensive befunden haben.

Die Verbreitung der Erweckungsbewegung und ihrer Ideen vollzog sich daraufhin primär bei informellen Veranstaltungen abseits des offiziellen kirchlichen Lebens<sup>224</sup>. Die Zunahme des religiösen Engagements manifestierte sich ab 1814, verstärkt seit Anfang der zwanziger Jahre, in der Gründung kirchlich-missionarisch orientierter Bibel- und Traktatgesellschaften, in denen Geistliche überkonfessionell zusammenarbeiteten. Die neuen freikirchlichen Gruppen wurden allerdings vom Staat nicht konzessioniert, wenn auch einige Konventikel faktisch geduldet wurden. Das Jahr 1827 war insofern von einiger Bedeutsamkeit für die Erweckten, als man in diesem Jahr mit der in Berlin erscheinenden „Evangelischen Kirchenzeitung“ ein Organ bekam, in dem man ohne der Hamburger Zensur zu unterliegen die eigenen religiösen Anschauungen verbreiten konnte.

Festzuhalten ist, dass die Erweckten in Hamburg eine Minorität blieben, der nicht selten mit Unverständnis und Spott begegnet wurde, mehr noch, in der man die Wurzel für allerlei Übel zu finden glaubte. Diese Situation dürfte in erwecklichen Kreisen das Bedürfnis

---

<sup>218</sup> Auf diese Auseinandersetzung ist eine verstärkte Aufsicht der Hamburger Zensur über die „Mystiker“ zurückzuführen, die jedoch weniger die Inhalte der Erweckungsbewegung überwachte als auf die Wahrung des inneren Friedens in der Stadt bedacht war (vgl. STIEVE, T., Reform 208f).

<sup>219</sup> NIPPERDEY, TH., Geschichte 425, KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte 82, weisen z.B. darauf hin, dass die Chance der neuen Frömmigkeitsbewegung primär im Zusammenschluss mit den Orthodoxen bestand: Diese sich vielerorts konstituierende Verbindung wurde als „positive Religion“ (D.F. Schleiermacher) bezeichnet. Die neu-orthodoxe Theologie systematisierte die Erfahrungen von Sünde, Wiedergeburt und Heiligung, den reformatorischen Bekenntnissen wurde nahezu Offenbarungscharakter zuerkannt. Die orthodoxe Eschatologie mit ihrer endzeitlichen Naherwartung stand den erwecklich-pietistischen Hoffnungen auf eine grundlegende Erneuerung der Christenheit grundsätzlich nicht fern und ermöglichte die Schaffung einer gemeinsamen Basis.

<sup>220</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 197.

<sup>221</sup> Vgl. STIEVE, T., Reform 250f. 257ff.

<sup>222</sup> Vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 71ff. Konnten auch behördliche Untersuchungen keine Beweise für derlei Anschuldigen erbringen, suchte der einflussreiche, dem Rationalismus überaus verbundene Senator A. Abendroth in zahlreichen Veröffentlichungen immer neue Beweise zu liefern, dass in der Erweckungsbewegung der Grund für die besorgniserregende Zunahme von Geisteskrankheiten lag.

<sup>223</sup> Vgl. STIEVE, T. Reform 182 Anm. 21. Die Erweckten reagierten darauf, indem sie die Ursachen für diese Tatsachen im Schwinden an den Glauben an die positive Religion suchten.

<sup>224</sup> Vgl. LEHMANN, H., Rautenberg 11. Kennzeichnend für die Erweckungsbewegung wurden die Konventikel, Zusammenkünfte der Erweckten in kleineren Kreisen, in denen man sich um die Heilige Schrift sammelte und als „Brüder“ und „Schwestern“ Gemeinschaft hatte.

hervorgerufen haben, durch vorbildlichen Lebenswandel die Integrität der Bewegung unter Beweis zu stellen, um der Bewegung auf diese Weise zur Ausdehnung zu verhelfen.

### 3. Die Familie Bertheau als Angehörige des Hamburger Bürgertums: Implikationen und Einflüsse

Aufgrund der hugenottischen Herkunft der Familie Bertheau<sup>225</sup> sowie des Weinhandels des H.A. Bertheau<sup>226</sup> ist die Familie dem Bürgertum<sup>227</sup>, sogar der Hamburger Oberschicht<sup>228</sup> zuzuordnen<sup>229</sup>. Damit gehörte H.A. Bertheau zu den ca. 3 % stimmberechtigten Vollbürgern der Hamburger Bevölkerung<sup>230</sup>. Die Brüder Carolines schlugen eine den Söhnen des Wirtschaftsbürgertums entsprechende Laufbahn ein<sup>231</sup>.

Die hamburgische Gesellschaft verstand sich gleich der sämtlicher Hansestädte dezidiert als bürgerliche<sup>232</sup> und darf so als vergleichsweise homogen gelten<sup>233</sup>. Caroline wuchs mit

---

<sup>225</sup>Vgl. Anm. 48: Nahezu alle in Hamburg lebenden Nachfahren hugenottischer Immigranten hatten es zu beachtlichem Wohlstand gebracht.

<sup>226</sup> Vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen 32; FA IV C 2; FA IV c 16. Der CHRISTLICHE[R] VOLKSKALENDER, 1894, 27, charakterisiert H.A. Bertheau als „wohlhabenden Weinhändler“ und stimmt darin mit der kurzen biographischen Darstellung von BERTHEAU, P., Der Großvater, überein.

<sup>227</sup> Als ordentlicher Weinhändler hatte H.A. Bertheau das Großbürgerrecht der Stadt Hamburg, das sowohl Voraussetzung für gewerbliche Tätigkeit, den Erwerb von Grundbesitz und die Eheschließung in Hamburg, als auch ein politisches Recht war. (Vgl. KRAUS, A., Unterschichten 38ff). Das Bürgerrecht in Hamburg war unterteilt in Groß- und Kleinbürgerrecht. Ersteres wurde von denen benötigt, die „einen ansehnlichen Handel, es sey mit Tuch (Laken), Kramwaaren (Krämerei), Butter und Käse Handlung, oder womit sonst treiben und führen wollen, oder die offene Keller, Boden und Fenster halten [...]“ (REZEB von 1603, Art. 57). Aufgrund der beträchtlichen Kosten, die mit dem Erwerb des Bürgerrechts verbunden waren, erfreute sich ein nur geringer Prozentsatz desselben. Als Inhaber des Großbürgerrechts stand H.A. Bertheau an der Spitze der sozialen Hierarchie: Die ansässige Bevölkerung Hamburgs gliederte sich in ihrer Rechtsstellung in Bürger, Schutzverwandte, Juden und Einwohner. Letztere dürften den weitaus größten Teil der Bewohner ausgemacht haben, sofern allein dieses Nexusverhältnis mit keinerlei Kosten verbunden war, es andererseits jedoch keinerlei persönliche Rechtsstellung in der Stadt garantierte.

<sup>228</sup> Die Zugehörigkeit der Familie zur Hamburger Führungsschicht ist aufgrund des heute noch als Fotografie erhaltenen Patrizierhauses, das das Elternhaus Carolines war, nicht unwahrscheinlich. Damit stand die Familie an der Spitze der herrschenden Klassen.

<sup>229</sup> KOCKA, J., Bürgertum im 19. Jahrhundert 11f, rechnet zu den sozialen Kategorien, die zu der Formation des Bürgertums zu rechnen sind, Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers, Kapitalbesitzer, Unternehmer und Direktoren. Des Weiteren werden Personen mit akademischer Bildung unter den Begriff Bürgertum subsumiert. Damit war das Bürgertum eine äußerst heterogene Gruppe. Gemeinsamer Nenner des Bürgertums waren kollektive und gleichzeitig spezifische Deutungsmuster und Wertungen, Mentalität und Kultur sowie die negative Abgrenzung von Adel, Klerus, Bauern und Arbeitern. H.A. Bertheau ist, als zur Masse der Selbständigen im Handel gehörend, dem Wirtschaftsbürgertum zuzuordnen.

<sup>230</sup> Die Zahl ergibt sich, wenn man das Zahlenverhältnis aus dem Vormärz zugrunde legt. Zu diesem Zeitpunkt kamen auf 132.000 Einwohner ca. 3.000-4.000 Vollbürger (vgl. SCHULZ, A., Weltbürger 645). Als Vollbürger hatte H.A. Bertheau einen Sitz in der durch Handelsbourgeoisie und Grundeigentum beherrschten Bürgerschaft, bei der neben dem Senat die oberste Gewalt über die politische und rechtliche Ordnung der Stadt lag.

<sup>231</sup> Vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen 33f. Carl und Ernst Bertheau schlugen eine akademische Laufbahn ein, August Bertheau wurde Unternehmer, Ferdinand Bertheau ging ins Bankgeschäft, Hermann Bertheau wanderte nach Norwegen aus und wurde Gutsbesitzer, Gustav Wilhelm und Caesar Bertheau wurden Kaufmänner.

<sup>232</sup> Vgl. SCHRAMM, E.P., Deutschland 27; KOPITZSCH, F., Grundzüge 205. Indem peinlich darauf geachtet wurde, Adelige nicht zum Bürgerrecht oder zu Ehrenämtern zuzulassen, ihnen nicht einmal den Erwerb von Grundbesitz zu gestatten, wurden Adelige zum Verzicht auf ihre Titel gezwungen. Das Annehmen eines Adelstitels war Grund, aus dem Bürgerverband ausgeschieden zu werden, wenn es nicht mit dem Verzicht auf das Tragen des Titels einherging. Die von Schramm unter Aufgreifen der für Hamburg in Anspruch genommenen klassischen Formel des Publizisten Johann Karl Daniel Curio aufgestellte These vom Bürgerstand aller Hamburger gilt es jedoch dahingehend zu modifizieren, dass die Verfassungen der Hansestädte den konstitutionellen und partizipatorischen Forderungen der bürgerlich-liberalen Bewegung in Deutschland widersprachen, weil breiten Bevölkerungsschichten der Hansestädte die Teilnahme am Stadregiment versagt blieb (vgl. SCHULZ, A., Weltbürger 645). Außerdem waren gerade die wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede in fortschrittlichen Städten wie Hamburg unübersehbar. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Senat oligarchisch von den

Hamburg in einer Großstadt auf, in der sich bürgerliches Leben voll zu entfalten vermochte, da mit der Größe der Stadt alle Voraussetzungen für die Einrichtung bürgerlicher Öffentlichkeitsformen gegeben waren. Folglich ist eine völlige Prägung durch bürgerliche Kultur anzunehmen.

Nach Betrachtung der geschichtlichen, sozialen und religiösen Situation Hamburgs sei im Folgenden versucht, anhand des väterlichen Berufs und der Zuordnung der Familie zum Großbürgertum der nach Berlin zweitgrößten Stadt im Deutschen Reich ein Bild zu zeichnen, das Aufschluss über die Einflüsse gibt, unter denen sich die frühe Entwicklung Caroline Bertheaus vollzog und die von prägendem Einfluss auf ihre spätere Tätigkeit als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt gewesen sein dürften.

### 3.1 Der Beruf des Vaters

Der Vater Carolines war in der zweiten Generation als Kaufmann<sup>234</sup> in Hamburg tätig und übernahm das prosperierende väterliche Geschäft. Als „wohlhabender Weinhändler“ profitierte er gleichermaßen vom guten Ruf, den sein Vater hier erworben hatte wie von seiner eigenen Tüchtigkeit<sup>235</sup>, die es ihn bereits in jungen Jahren zu beachtlichem Wohlstand bringen ließ<sup>236</sup>. Aus calvinistischer Tradition stammend war sein berufliches Engagement aufgrund der Verknüpfung von Verdienst und Gottessegnen noch gesteigert, was Caroline indirekt auf das starke berufliche Engagement ihres Gatten vorbereitet haben dürfte. Seinem Lebensmotto entsprechend „Hilf dir selber, dann hilft dir Gott“, kämpfte er hart um Erfolg und begehrte nicht auf, wenn ihm derselbe versagt blieb<sup>237</sup>.

Zu den Grundvoraussetzungen eines Hamburger Kaufmanns alten Stils gehörten Handschrift, Stil sowie die Beherrschung fremder Sprachen<sup>238</sup>. Des Weiteren war geschickter Umgang

---

reichsten und gesellschaftlich angesehensten Kaufmannsfamilien beherrscht. Insofern entbehrt die Rede von „dem Reichthum, dem einzigen Adelspatent des Hamburgers“ (STIEVE, T., Kampf 31) nicht einer gewissen Berechtigung. Doch dürfte die Rede vom Bürgerstand aller Hamburger treffend das Selbstverständnis des Hamburger Bürgertums widerspiegeln. Fortschrittlich waren die Hansestädte insofern, als jedem die Möglichkeit offen stand, Reichtum zu erwerben und es so zu gesellschaftlichem Ansehen zu bringen.

<sup>233</sup> Vgl. GALL, L., Städtisches Bürgertum 29f. Allerdings nur insofern, als sich das Bürgertum in den Hansestädten nicht aus der Frontstellung zum Adel und kritischer Absetzung von alten Mächten, der kirchlichen Orthodoxie einerseits und den nicht-bürgerlichen Unterschichten andererseits konstituierte. I.A. wird eine dreigliedrige Grundstruktur der Gesellschaft auf der Grundlage von Beruf und ökonomischer Situation angenommen, an deren obersten Stelle der Kaufmannsstand für die Oberschicht stand. Ein Patriziat, wie es sich in anderen Handelsmetropolen wie Frankfurt schon im Mittelalter abgesondert und in seiner Lebensweise dem landbesitzenden Adel angenähert hatte, über Grund- und Rentenbesitz verfügte und sich mit Rechten wie Landstandschaft oder Gerichtsherrschaft als städtische Geschlechterherrschaft verstand (vgl. näher ROTH, R., Stadt 56ff; FLÜGEL, A., Wirtschaftsbürger 109), existierte in Hamburg nicht, was auf den ständigen Aufstieg und Niedergang großer Handelshäuser im 18. Jahrhundert zurückzuführen ist (EVANS, R.J., Tod 37).

<sup>234</sup> Der typische Hamburger Kaufmann war nicht auf ein bestimmtes Geschäft spezialisiert; er betrieb Handel auf eigene Rechnung und auf Kommission für auswärtige Firmen und konnte gleichzeitig als Spediteur, Reeder oder Versicherungsunternehmer tätig werden (vgl. STIEVE, T., Kampf 47).

<sup>235</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Generationen 45. Durch gewisse Labilität unterschieden sich die Verhältnisse in Hamburg von denen in Preußen: Über Generationen führende Firmen konnten binnen kürzester Zeit in die Bedeutungslosigkeit absinken, individueller Erfolg konnte andererseits innerhalb kürzester Zeit mit dem Eingang in die Kreise der führenden Hamburger Firmen belohnt werden. Von Letzterem profitierte besonders der Großvater Carolines, dem – aus ärmlichen Verhältnissen stammend – aufgrund der Kontakte seiner Eltern eine solide kaufmännische Ausbildung bei einem der führenden Handelshäuser Hamburgs ermöglicht wurde und der sich auf dieser Grundlage selbständig machte und es durch sein bemerkenswertes Geschick zu außergewöhnlichem Wohlstand brachte. Die Anerkennung durch und Aufnahme in die vornehmen Hamburger Kreise war ihm gewiss.

<sup>236</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 47.

<sup>237</sup> Ebd. 46.

<sup>238</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 439. In Kaufmannshäusern gehörte die Vermittlung solcher Kenntnisse und Fertigkeiten schon früh zur Erziehung der Kinder.

Grundvoraussetzung für kaufmännischen Erfolg: Es galt, die individuellen Voraussetzungen der Käufer zu erkennen und sich ihnen geschickt anzupassen. Es muss offen bleiben, ob H.A. Bertheau eine Ausbildung an der von dem Hamburger Aufklärer Georg Büsch 1778/79 gegründeten Handels-Akademie genossen hatte<sup>239</sup>. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er, wie in Hamburger Kaufmannskreisen durchaus üblich, einen Teil seiner Ausbildung in einer der zahlreichen Auslandsvertretungen Hamburger Firmen absolvierte<sup>240</sup>. Die Kaufmannschaft zeichnete sich folglich durch den Bezug zur überregionalen Lebenswelt aus, die durch Reisen und auswärtige Aufenthalte erschlossen worden war. Damit einher ging eine positive Einstellung zu allem Neuen und Unbekannten, was den eigenen Horizont erweitern konnte<sup>241</sup>. Die Notwendigkeit ausgeprägter Mobilität muss zu den grundlegenden Erfahrungen Carolines mit der Berufswelt gehört haben: Die Brüder, die den Kaufmannsberuf wählten, mussten ausgedehnte Reisen ins Ausland unternehmen<sup>242</sup>. Die Hervorhebung dessen mag an dieser Stelle merkwürdig anmuten, ist jedoch unerlässlich, da es gerade die Dienstreisen waren, die Caroline in ihrer Ehe mit Th. Fliedner als ungeheure Belastung empfand und an der die Ehe 1848 sogar zu zerbrechen drohte. Bedenkt man ihre Herkunft, teilte sie mit den Dienstreisen ihres Mannes de facto das Schicksal ihrer Schwägerinnen.

H.A. Bertheau war als Weinhändler zweifellos in einem um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert expandierenden Handelszweig tätig<sup>243</sup>: So ist für diese Zeit überliefert, dass die Bierherstellung zugunsten des Weinimports stark zurückging<sup>244</sup>. Die eklatante Begünstigung der Einfuhr französischer Waren während der Kontinentalsperre führte dazu, dass der Weinhandel zunächst überproportional an Bedeutung gewann<sup>245</sup> und vermutlich erst durch die finanziellen Engpässe des Kundenkreises infolge der wirtschaftlichen Stagnation zusammenbrach. Der allgemeinen Angabe, H.A. Bertheau sei Weinhändler gewesen<sup>246</sup>, ist leider bis auf die Möglichkeit einer sozialen Einordnung äußerst wenig brauchbare Information zu entnehmen, da nicht differenziert wird zwischen Inlandsweinhandel und Importweinhandel<sup>247</sup>. Als Weinimporteur hätte der Vater Carolines fertige Weine von Weinhandlungen und Weinkommissionären des Produktionslandes gekauft, was vermutlich mit häufiger berufsbedingter Abwesenheit von Hamburg einhergegangen wäre<sup>248</sup>. Möglich ist

---

<sup>239</sup> Vgl. GESSINGER, J., Sprache 71. Die Handelsschule ging bereits 1800 ein. Das Curriculum umfaßte neben Sprachunterricht Rechnen, Geschichte, Geographie, Mathematik für Kaufleute, Buchhaltung und Kalkulation, Handelsgeographie und kaufmännische Korrespondenz. Der praxisorientierten Ausbildung entsprach der Wegfall klassischer humanistischer Bildungsinhalte: Latein und Griechisch wurden nicht unterrichtet, der Religionsunterricht auf ein Minimum reduziert.

<sup>240</sup> Vgl. EVANS, R.J., Tod 26. Mit dieser Maßnahme suchten Kaufmannsfamilien die Unternehmermoral ihrer Erben nachhaltig zu stärken.

<sup>241</sup> Vgl. RUPPERT, W., Kaufmann 290.

<sup>242</sup> Vgl. z.B. BERTHEAU, P., Hermann Bertheau 2.

<sup>243</sup> In Frankfurt machte der Weinhandel 1771 mit einem Anteil von 14,7 % den größten Teil des Handels überhaupt aus. Ähnliches wird man für Hamburg annehmen dürfen (vgl. ROTH, R., Stadt 54).

<sup>244</sup> Vgl. DUDA, D., Armenfürsorge 40; EILERS, G., Vergangenheit 222. In den Unterschichten trat der Branntwein an die Stelle des infolge der Erhöhung der Hopfen- und Kornpreise immer teurer werdenden Bieres.

<sup>245</sup> Vgl. GALL, L., Bürgertum 153f.

<sup>246</sup> Der Weinhandel scheint ein von Hugenotten (ebenso wie von Juden, vgl. ENGELMANN, W., Weinhandel 83ff) besonders geschätztes Berufsfeld gewesen zu sein: So war der größte Berliner Weinhändler z.Z. des Soldatenkönigs, der seinen Beruf mit großer Professionalität erfüllte, Hugenotte (vgl. WANDT, H., Weinhandel 32ff).

<sup>247</sup> Vgl. MAYER, P., Kommissionsgeschäft 7ff. Ebenso ist es dem Bereich der Spekulation überlassen, ob H.A. Bertheau im produktionsorientierten Großhandel oder im konsumorientierten Zwischenhandel tätig war. Anzunehmen ist Letzterer, da diese Form des Weinhandels typischerweise ihren Sitz in Geschäftszentren der Konsumptionsgebiete hatte.

<sup>248</sup> So werden Caroline aus ihrem Elternhaus Geschäftsreisen, unter denen sie bei ihrem Mann so sehr leiden sollte, durchaus bekannt gewesen sein. Damit entsprach die Familie ganz den bürgerlichen Kreisen, die die Reisemöglichkeiten des 19. Jahrhundert geschäftlich und vermutlich auch privat nutzten. Der Gebrauch moderner Verkehrsmittel dürfte ebenso wie die Auseinandersetzung mit Errungenschaften anderer Kulturen Öffnung für ein neues Zeitalter erzielt haben (vgl. KASCHUBA, W., Bürgerlichkeit 122ff).

auch, dass er im Inlandsweinhandel tätig war und den Wein auf Weinmärkten bzw. Weinversteigerungen erwarb<sup>249</sup>. Als Hamburger Kaufmann ist anzunehmen, dass H.A. Bertheau Wein importierte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden sämtliche damals bekannten Weine in erster Linie über Holland nach Hamburg importiert, später ging man dazu über, direkt aus den Ursprungsländern zu importieren<sup>250</sup>. Primär dürfte er mit französischen Weinen gehandelt haben<sup>251</sup>.

Charakteristisch für die Weinhändler des 18. und 19. Jahrhunderts scheint ein gewisser Materialismus gewesen zu sein, der sie zu Vorläufern der Feinkosthändler des 20. Jh. werden lassen sollte<sup>252</sup>. Im Gegensatz zu den deutschen Territorialstaaten, die nach den Verlusten des Dreißigjährigen Krieges bis ins 19. Jahrhundert hinein Schwierigkeiten hatten, den Weinhandel wieder zu seiner einstigen Blüte zu bringen<sup>253</sup>, hatten die wohlhabenden Hansestädte mit derlei Problemen nie zu kämpfen. Gerade hier konzentrierte sich der Regional- und Binnenhandel seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend auf den Getreide- und v.a. Weinhandel, die zu den einträglichsten Geschäften gehörten<sup>254</sup>. Der Kundenkreis der Weinhändler beschränkte sich auf eine zahlungsfähige Käuferschicht, was einige Rückschlüsse auf die Kreise zulassen dürfte, in denen sich die Bertheaus bewegten<sup>255</sup>.

Das Gewerbe der Bertheaus litt besonders unter der Franzosenzeit. So beschreibt ein Zeitzeuge: „Die Betreibung dieser (i.e. französischen Steuern) heischte die Anstellung einer Menge von Auflauern und Heimsuchern; diese durften u.a. Weinhändlern und Schenkwirten zu jeder Zeit in die Häuser fallen, Keller und Räume durchsuchen, um zu erfahren, ob das angegebene, zu versteuernde Getränke oder mehr ausgeschenkt sei [...]“<sup>256</sup>. Als die Franzosen 1813 nach dem Tettenborn-Interim (s.o.) die Stadt erneut besetzten und bis 1814 ihre Gwaltherrschaft ausübten, wurde das gesamte Weinlager H.A. Bertheaus beschlagnahmt, so dass die Familie nach Abzug der Franzosen völlig von vorn anfangen musste<sup>257</sup>. Doch die alte Blütezeit konnte nie wieder erreicht werden: Zwar gelang es H.A. Bertheau, allen Söhnen eine gute Ausbildung zu ermöglichen, doch waren die Jahre zwischen 1814 und seinem Ableben 1831 durch ein stetes Auf und Ab gekennzeichnet. Aus diesem Grund kam es der Familie besonders zugute, dass H.A. Bertheau seit unbekanntem Zeitpunkt Bevollmächtigter der hamburgischen Versorgungstontine und des hamburgischen Leibrentenvereins war, so dass ein festes regelmäßiges Einkommen gesichert war. Dennoch gehörten finanzielle Sorgen und materielle Einschränkungen zu den Erfahrungen, die die Kinder der Bertheaus bereits in

---

<sup>249</sup> Vgl. BÖHNING, K., Weinhandel 29f.

<sup>250</sup> Vgl. RÖHLIK, F., Schiffahrt und Handel zwischen Hamburg und den Niederlanden in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Bd. 1, Wiesbaden 1973

<sup>251</sup> Vgl. ENGLERTH, S., Weinbau 45. Französische Weine wurden in den norddeutschen Ländern, die nicht dem Zollverein beigetreten waren, gegenüber deutschen bevorzugt.

<sup>252</sup> Vgl. WANDT, H., Weinhandel 37. In aller Regel beschränkte sich der Weinhandel nicht auf das bloße Handeln mit Wein, sondern es gehörte ebenso der Handel mit Butter, Kaffee, Tabak und anderen Delikatessen sowie asiatischem Porzellan dazu.

<sup>253</sup> Vgl. BAUMANN, R., Weinbau 10f.

<sup>254</sup> Vgl. SCHULZ, A., Bürgertum 47. So weist die Auswertung der bremer Patentsteuerliste von 1812 einen hohen Anteil von Weinhändlern unter den Höchstbesteuerten aus, was auch für Hamburger Weinhändler zutreffend gewesen sein dürfte.

<sup>255</sup> Vgl. SAUERMILCH, H., Weinbau 35. UEBERLE, H., Weinhandel 71ff, macht auf die große Wichtigkeit der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben für Weinhändler aufmerksam, was für die Erlangung und Erhaltung einer kaufkräftigen Kundschaft unabdingbar war: „Der Verkauf von Wein ist in starkem Maße von der persönlichen Beeinflussung der in Frage kommenden Käuferschichten abhängig.“ Neben lukrativen Privatkunden dürfte noch mit anderen Kategorien von Weinkäufern wie Wirten, Küfern, Spezereigeschäften, Kolonialwarenhändlern, etc. zu rechnen gewesen sein (vgl. ENGELMANN, W., Weinhandel 77).

<sup>256</sup> S. DIRKSEN, V., Hamburg 69. Solches Gebaren dürfte die betroffenen Gruppen wegen der herrschenden Willkür stets in Angst und Schrecken gehalten haben, da bei der geringsten irrégularité ein procès verbal aufgenommen wurde und für schuldig Befundene mit hohen Geldstrafen belegt wurden.

<sup>257</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 48.

ihrer Kindheit machen mussten und die prägenden Einfluss auf ihr Verhältnis zu Luxus gehabt haben dürften.

Zu den unmittelbaren Auswirkungen des Weinhandels auf das Familienleben sei schließlich noch gesagt, dass die Geschäftsräume der Weinhandlung sich vermutlich im Wohnhaus der Bertheaus befanden. Die Kinder der Familie dürften so bereits früh mit dem Geschäftsleben, das Unruhe und Betriebsamkeit auch im Privathaus mit sich brachte, vertraut gewesen sein<sup>258</sup>. Der Großhaushalt, dem Caroline sich in Kaiserswerth gegenübergestellt sehen würde, entsprach so dem ihr Vertrauten: Das Familienleben in der Diakonissen-Anstalt am Rhein, das Friederike, die erste Frau Th. Fliedners, als hektisch und geschäftsmäßig empfunden hatte, unterschied sich kaum, allenfalls durch engere finanzielle Verhältnisse und die theologische Ausrichtung, von dem durch Betriebsamkeit geprägten Milieu, in das Caroline hineinsozialisiert worden war. Folglich ist zu vermuten, dass Carolines Erwartungen an das Familienleben in Kaiserswerth aufgrund ihrer Herkunft keine starken Abweichungen von der Realität aufwiesen und keine Quelle für Differenzen zwischen den Eheleuten darstellten.

### 3.2 Das Hamburger Bürgertum

Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Gesellschaft in den deutschen Territorien ständisch gegliedert, auch wenn es bereits seit der Reformation Anzeichen gab, dass solche Ordnung sich nicht dauerhaft würde halten lassen: Durch den Protestantismus und die Wirtschaft im Zeitalter des Merkantilismus waren neue Berufe entstanden, die nicht mehr in die Ordnung nach Geburtsständen passten: Es entstanden die sog. Berufsstände, Pastoren, Professoren, Advokaten, Ärzte, Kaufleute etc., die zunächst neben die Geburtsstände traten und sich sozial nicht nach ihrem Abstand zum Adel einordneten. Im 17. und 18. Jahrhundert bargen die Berufsstände die Chance, sich durch sozialen Aufstieg um den Adel bemühen zu können. Neben die missverständliche Bezeichnung der Berufsstände trat bald die des Bürgerlichen, obwohl der Lebensstil der neuen Berufe wirklichen Bürgern nur insofern entsprach, als sie nicht adelig waren und sich vom Bauerntum und den unteren Schichten der Stadt abgrenzten. Erst im 19. Jahrhundert wurde den Bürgerlichen, dem Bürgertum durch die Steinsche Reform der Bürgergeist zurückgegeben<sup>259</sup>: Indem dem Menschen Freiheits- und Bürgerrechte verliehen wurden, gewann er Autonomie gegenüber der Staatsgewalt, die dem Einzelnen Freiheit und Selbstbestimmung zusicherte<sup>260</sup>.

Anders verhielt es sich jedoch in den Hansestädten, wo eine Identifizierung der politisch-rechtlichen (citoyen) mit der sozialen (bourgeois) Formation des Bürgertums möglich war, da die Städte keinerlei Einfluss von Adel und Klerus unterlagen und durch den Ausschluss Adelliger vom Bürgerrecht vermieden wurde, dass das Geschick der Städte je anders als durch seine Bürger bestimmt wurde<sup>261</sup>. So verwundert es nicht, dass Historiker in den Bürgern der

---

<sup>258</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 184. In Hamburg war die Einheit von Wohnen und Arbeiten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein nicht ungewöhnlich. Gerade für die Hamburger Kaufleute gilt, dass man noch lange an traditionellen Lebensformen festhielt. SCHRAMM, P.E., Generationen 236f, liefert eine anschauliche Beschreibung vom traditionellen Kaufmannshaus, für das die Einheit von Arbeiten und Wohnen charakteristisch war: So bestand ein solcher Haushalt häufig aus Wohn- und Geschäftsräumen für die Familie, Zimmern für Verwandtschaft der Familie sowie für das Gesinde. Nicht selten konnte die Hausgemeinschaft eines Kaufmanns mit den Angestellten auf diese Weise zwischen 20 und 30 Personen umfassen. Die Vorstellung der ungefähren Beschaffenheit des Haushalts von Hamburger Kaufleuten ist insofern von äußerster Wichtigkeit, als von hier begreiflich wird, dass Caroline Bertheau aus einem Großhaushalt kam, mit dem sie sich in Kaiserswerth als Ehefrau Fliedners wieder konfrontiert sehen würde.

<sup>259</sup> Vgl. SCHRAMM, P.E., Hamburg 38.

<sup>260</sup> Vgl. MÜLLER, W., Bürgertum 36f. Insofern geriet die Idee der politischen Freiheit partiell in Konflikt mit der eines politischen Gemeinwesens, da individuelle Autonomie individuellen Beschlüssen im Wege stand.

<sup>261</sup> Eine Unterscheidung zwischen „Stadtbürgertum“ und „Bürgerlichen“ ist für Hamburg nur von sehr beschränktem Wert, da zwischen Bourgeoisie einerseits und der akademischen Elite andererseits keine rechtlichen oder sozialen Grenzen erkennbar werden.

Hansestädte rückblickend die „Hauptrepräsentanten echten deutschen Bürgertums“ zu erblicken glauben<sup>262</sup>. Insofern wird deutlich, dass die soziale Formation des Bürgertums sich durch negative Abgrenzung von anderen Bevölkerungsgruppen, in den Hansestädten nur von den Unterschichten, definierte. Auch das Verhältnis der Bürger in den Hansestädten untereinander war anders: Spielte gemeinhin das Bildungsbürgertum eine führende Rolle als das Wirtschaftsbürgertum, war diese Beziehung in Handelszentren wegen des Reichtums der Kaufleute und Unternehmer umgekehrt: Anwälte, Ärzte und Pfarrer waren nicht selten von den wohlhabenden Kaufleuten abhängig und Letztere insofern dominant<sup>263</sup>. Gerade in Hamburg scheinen um die Wende von 18. zum 19. Jahrhundert wenig Gemeinsamkeiten die beiden Fraktionen des Bürgertums verbunden zu haben, da sie völlig verschieden sozialisiert waren<sup>264</sup>. Ähnlich wie in hugenottischen war man sich in wirtschaftsbürgerlichen Kreisen der eigenen Überlegenheit über adeligen Lebensstil bewusst, galt es doch als anerkannt, dass man die eigene soziale Position individueller Leistung und nicht seiner Herkunft verdankte. Ausgeprägtes Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen dürften daher zu den Charakteristika des Selbstverständnisses gehört haben.

Die Bürger der Handels- und Gewerbestädte älterer Tradition verstanden sich also als Vorrechte genießende, gewerbestolze, ehrbare und freie Stadtbürger<sup>265</sup>, die Stand und Klassen transzendierten und aktiv an Staat und Gesellschaft partizipierten<sup>266</sup>. Die Internalisierung dieser Werte machte sich auch bei Erweckten, die allgemein einem überregionalen Konservativismus verpflichtet waren, bemerkbar: So wurde Th. Fliedner in der ab 1839 virulent werdenden Satzungsfrage von einem Hamburger Freund empfohlen, dem auf Partizipation der Mitglieder zielenden Vereinsgedanken durch Beibehaltung der Generalversammlung Rechnung zu tragen<sup>267</sup>. Typisch für sie als städtische Vollbürger war eine ausgesprochene Traditionsverbundenheit<sup>268</sup>. Der Bürger trat durch die Leistung des Bürgereides in die Schutzgemeinschaft ein<sup>269</sup>.

Als Hamburger Bürger war H.A. Bertheau durch sein Bürgerrecht in wirtschaftliche und politische Korporationen sowie in ein System der Daseinsvorsorge integriert und konnte im

---

<sup>262</sup> Vgl. SCHULZ, A., Weltbürger 637.

<sup>263</sup> Vgl. FREVERT, U., Tatenarm 270f; KOCKA, J., Bürger 26f. Die Dominanz des Wirtschaftsbürgertums gegenüber dem Bildungsbürgertum zeigt sich darüber hinaus im Fehlen einer Universität in Hamburg zu jener Zeit.

<sup>264</sup> Vgl. FREVERT, U., Tatenarm 273. Als Hauptgründe für die weltanschaulichen Differenzen gelten die soziale Heimatlosigkeit sowie die materielle Instabilität des Bildungsbürgertums.

<sup>265</sup> Vgl. KOCKA, J., Bürgertum im 19. Jahrhundert 22f. GALL, L., Bürgertum 31, weist demgegenüber jedoch darauf hin, dass gerade in alten Gewerbe- und Handelsstädten eine scharfe Trennungslinie zwischen mittlerem und kleinem Bürgertum einerseits und dem Großbürgertum andererseits bestand: Den Unterschieden in rechtlicher Hinsicht entsprachen ökonomische Konsequenzen, die erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts im Zuge der allgemein wachsenden sozialen Mobilität überschritten werden konnte. Die soziale Position H.A. Bertheaus dürfte gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch bewusste defensiv-kritische Abgrenzung von Mittelstand und Unterschichten und Elitenbewusstsein beinhaltet haben, was in den Jahren nach der napoleonischen Besetzung Hamburgs allmählich zugunsten eines egalitäreren Systems zurückging.

<sup>266</sup> Vgl. KASCHUBA, W., Bürgerlichkeit 18. Dabei ist freilich nicht zu unterschätzen, dass bürgerliche Kulturpraxis ein Distinktionsmittel war, das trotz des Verzichts auf formale Schranken soziale Grenzen und Distanzen in der Gesellschaft wahrte.

<sup>267</sup> S. GERHARDT, M., Fliedner II 166.

<sup>268</sup> Vgl. FREVERT, U., Tatenarm 267ff. Das Traditionsbewusstsein bzw. Konservativismus drückten sich besonders darin aus, dass sie sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegenüber sozialen und wirtschaftlichen Veränderung abwartend-kritisch verhielten: Man wehrte sich dagegen, die Privilegien städtischer Vollbürger zugunsten aller Bürger sukzessive abzuschaffen.

<sup>269</sup> Vgl. SOBANIA, M., Konstituierungsfaktoren 131. Damit übernahm der neue Bürger Verantwortung für das Gemeinwohl und er verpflichtete sich zur Anerkennung städtischer Gesetze. Daneben war das Bürgerrecht Grundlage für wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Betätigung.

Falle der Verarmung wohltätige Stiftungen in Anspruch nehmen<sup>270</sup>. An dieser Stelle mag der Hinweis darauf interessant sein, dass es Frauen in Hamburg bis 1864 möglich war, das Bürgerrecht zu erwerben, bei dem allerdings der politische Inhalt zugunsten des wirtschaftlichen Aspekts ausgeblendet war<sup>271</sup>. Dennoch dürften sich Frauen stärker in das Bürgertum eingebunden gefühlt haben und entsprechend mehr Anteil am öffentlichen Leben, den Rechten und Pflichten genommen haben, als dies in anderen Städten der Fall war.

Im Folgenden gilt es knapp die konstituierenden Momente der bürgerlichen Familie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorzustellen um einen Eindruck davon zu vermitteln, wie der Rahmen beschaffen war, innerhalb dessen sich der Nachwuchs bürgerlicher Familien bewegte.

Das weitgehend protestantische – in Hamburg lutherische – Bürgertum zeichnete sich durch methodische Lebensführung, Hochachtung vor individueller *Leistung*<sup>272</sup> (primär des Wirtschaftsbürgertums) sowie die Betonung von *Bildung*<sup>273</sup> (primär des Bildungsbürgertums) statt von Religion aus<sup>274</sup>. Der Beruf war mehr als bloßes Mittel zum Broterwerb: In bürgerlichen Familien erfuhr er nicht selten dahingehend Verklärung, dass er als Lebenserfüllung betrachtet wurde<sup>275</sup>, war er doch das Mittel, dem man seine soziale Position verdankte und mittels dessen es zumindest den Status quo zu sichern galt<sup>276</sup>. Individuelle Leistung, die der Sicherung bzw. Förderung der sozialen Position diene, wurde durch bürgerliche Tugenden wie Fleiß, Ordnungssinn, Disziplin, die Einrichtung von Zeitplänen, das Erstellen von Regelwerken etc.<sup>277</sup> ergänzt, die die Grundlage des bürgerlichen Ethos und den Anspruch auf wirtschaftliche Belohnung und politischen Einfluss bildeten<sup>278</sup>. Ein weiterer Hauptbeweggrund, ein Maximum an Leistung zu erbringen, war die Möglichkeit, auf diese Weise soziale Anerkennung zu erlangen<sup>279</sup>. Besonders in Hamburg war das gesamte Leben

---

<sup>270</sup> Da H.A. Bertheau bereits in zweiter Generation als Kaufmann in Hamburg tätig war, indem er das väterliche Geschäft übernommen hatte (vgl. BERTHEAU, J., Bertheaus 3), wird er das Bürgerrecht durch die Geburt erworben haben.

<sup>271</sup> Vgl. THORN, C., Notwendigkeit 52ff. Der Anteil lediger Frauen unter den Bürgerinnen war überraschend höher als der der Witwen und Geschiedenen. Das Bürgerrecht wurde von Frauen aus Prestige Gründen oder zwecks Führung eines Gewerbes erworben. Nichts weist darauf hin, dass Caroline versucht hätte, das Bürgerrecht zu erwerben.

<sup>272</sup> Hierin lag gleichzeitig das Moment der Vereinzelung: An die Stelle von Gemeinschaftsbindung und Traditionsverhaftung traten Individualismus und universalistische Orientierung (vgl. NIPPERDEY, TH., Kultur 147).

<sup>273</sup> Vgl. KRAUL, M., Bildung 45ff. Die bürgerliche Gesellschaft war bestrebt, den Menschen über Bildung und Erziehung zur Mündigkeit zu führen, welche als Voraussetzung zur Teilhabe an der bürgerlichen Gesellschaft und gleichzeitig als kritisches Abgrenzungskriterium gegenüber dem Adel galt. Von besonderer Wichtigkeit war die humanistische Bildung – in Hamburg freilich weniger ausgeprägt, vgl. Anm. 220 – , die gewährleisten sollte, dass der Mensch nicht der Einseitigkeit verfiel. Aus diesem Grund erhielt sie Vorrang vor jeglicher Spezialausbildung, da sie als Fundament für letztere betrachtet wurde.

<sup>274</sup> Das Bildungs- und Leistungsstreben wurde für die Bestimmung des sozialen Rangs in der bürgerlichen Gesellschaft wichtig. An dieser Stelle emanzipierte sich das Bürgertum signifikant von den alten Ständen, deren sozialer Rang sich durch geburtsmäßige Abstammung und angeborene Privilegien bestimmte (vgl. z.B. MÜLLER, W., Bürgertum 37).

<sup>275</sup> Vgl. BUDE, G.-F., Bürgerleben 113ff. Durch das eigene Beispiel waren Bürgereltern darum bemüht, Leidenschaft und Leistungsstärke, geradezu Lust an der Arbeit, für den erlernten Beruf zu vermitteln. Damit unterschieden sie sich signifikant von Angehörigen der Unterschichten, die Arbeit als Last kennen lernten.

<sup>276</sup> Vgl. FREVERT, U., Tatenarm 267.

<sup>277</sup> Zur Entstehung der bürgerlichen Tugenden s. MÜNCH, P. (HG.), Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“, München 1984.

<sup>278</sup> RÜSCHEMEYER, D., Bourgeoisie 102f, weist darauf hin, dass das kulturelle Selbstverständnis der Bourgeoisie durchaus zentral durch einen Tugendkatalog charakterisiert war: Neben die bereits genannten Attribute traten demzufolge Sparsamkeit, Ehrenhaftigkeit, Verlässlichkeit. Daneben war die Zivilisierung des Rechtswesens ein wichtiger Punkt.

<sup>279</sup> Diese Motivation zur Erbringung von Leistung war naturgemäß verstärkt in den Hansestädten zu finden, wo aufgrund der fehlenden Aristokratie die Möglichkeit zu sozialer Mobilität bestand.

unternehmerischen Interessen, i.e. der Förderung des Handels, untergeordnet<sup>280</sup>. Es ist zu vermuten, dass die Unternehmermoral in Hamburg sich keineswegs von der in anderen deutschen Städten unterschied, jedoch eine entscheidende Intensivierung erfuhr, da die Wirtschaftselite gleichzeitig Senat und Bürgerschaft bestimmte und politisch unmittelbar auf wirtschaftliche Entwicklungen reagieren konnte. Eine positive Grundhaltung gegenüber regelmäßiger Arbeit, wie sie in bürgerlichen Häusern vermittelt wurde, wird von starkem Einfluss auf Carolines Engagement in der Diakonissen-Anstalt gewesen sein. Die Unternehmermoral des 19. Jahrhunderts, die sie früh in ihrem Elternhaus kennen gelernt haben dürfte, war geprägt durch Wertschätzung nicht nur von Leistung, sondern auch von Selbständigkeit und Ehrlichkeit<sup>281</sup>. Liberale Tugenden wie Toleranz, Autoritätskepsis und Freiheitsliebe entstanden zu dieser Zeit<sup>282</sup> und prägten den Nachwuchs bürgerlicher Familien. Dem Bildungsstreben korrespondierte der Wille zum Fortschritt in politischer, sozialer und technischer Hinsicht<sup>283</sup>. Doch auch die bildenden Künste spielten eine wichtige Rolle: Regelmäßige Theater- und Konzertbesuche gehörten selbstverständlich zum bürgerlichen Leben. Nicht zuletzt manifestierte sich das Bildungsstreben im Entstehen zahlreicher Lesegesellschaften<sup>284</sup>.

Mit dem Bildungsstreben einher ging ein *Säkularisierungsprozeß*<sup>285</sup>, der Indifferenz weiter Kreise gegenüber kirchlichem Leben förderte<sup>286</sup>. Voraussetzung für die Entkirchlichung war mit der vielerorts sich durchsetzenden umfassenden Unterscheidung zwischen weltlicher und kirchlicher Sozialordnung ein qualitativer Strukturwandel der Gesellschaftsordnung<sup>287</sup>, die eine grundsätzlich neue Situation im politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Leben schuf und auch nicht ohne Auswirkungen auf die Situation in Hamburg mit dem Staatskirchentum blieb.

---

<sup>280</sup> Vgl. EVANS, R.J., Family 131. Wie stark dies der Fall war, zeigt nicht zuletzt der Druck, der von der Kaufmannschaft auf die Ärzteschaft ausgeübt wurde, keine Vorsorgemaßnahmen gegen Cholera oder die Pocken vorzunehmen: Es wurde befürchtet, dass etwaige Quarantänemaßnahmen den Handel nachhaltig schwächen könnten oder sonstige Vorsorge den Staat Geld kosten könne, das sonst zur Förderung des Handels genutzt werden konnte.

<sup>281</sup> Vgl. TILLY, R., Unternehmermoral 38. 63. Fairness sowie korrektes Verhalten nicht nur gegenüber Geschäftspartnern gehörte zu den Grundvoraussetzung für erfolgreiche Teilnahme am Wettbewerb in Hamburg, wo die Geschäftsmoral ausgeprägter gewesen zu sein scheint als in allen anderen Teilen Deutschlands.

<sup>282</sup> Vgl. KOCKA, J., Bürgertum 28. Inwieweit diese Eigenschaften Konfliktpotential für Carolines durch strenge Reglements geprägte Aufgaben in der Diakonissen-Anstalt bargen, wird zu untersuchen sein.

<sup>283</sup> Vgl. KASCHUBA, W., Bürgerlichkeit 117ff. Einerseits verkörperten sie die Bürgerliche Modernität im umfassenden Sinne, andererseits zeigt sich in der Offenheit für alles Neue bürgerliche Identitätssuche.

<sup>284</sup> TREPP, A.-CH., Männlichkeit 381f, weist darauf hin, dass durch diese Form der Verknüpfung von Geselligkeit und Bildung Frauen eingeschlossen waren und durch gemeinsame Teilhabe an Bildungsmöglichkeiten geschlechtsübergreifende, egalitäre und geschlechtsnivellierende Tendenzen sichtbar werden. Von hier wird nicht zuletzt deutlich, dass der Bildungshorizont Hamburger Frauen des gehobenen Bürgertums über das gewöhnliche Maß weit hinausging.

<sup>285</sup> Zu den Stationen des Säkularisierungsprozesses vgl. RUH, U., Säkularisierung 69ff.

<sup>286</sup> Vgl. MOTZKIN, G., Säkularisierung 154. Ist der Säkularisierungsprozess gewiss Charakteristikum der bürgerlichen Gesellschaft, so ist dennoch anzunehmen, dass er im Bildungsbürgertum stärker war als im Wirtschaftsbürgertum, dem die Familie Bertheau angehörte. Dem ist entgegenzuhalten, dass sich gerade in Hamburg, das nur ein unerhebliches Bildungsbürgertum hatte, eine starke Tendenz zur Säkularisierung verzeichnen läßt und die rationalistischen Pfarrer sich mit ihrer aufgeklärten Toleranz primär an ein Wirtschaftsbürgertum wandten. Darüber hinaus gilt auch, dass die kapitalistische Wirtschaftswelt auf ein System hin angelegt war, das der Religion als Basis nicht mehr unmittelbar bedurfte (so z.B., RUH, U., Säkularisierung 76). Als Grund für die primär für das Bildungsbürgertum postulierte Säkularisierung ist möglicherweise die Tatsache anzunehmen, dass man von Unternehmern und Kaufleuten aufgrund ihrer hohen Mobilität ohnehin keine starke Einbindung ins Gemeindeleben erwartete (vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 201).

<sup>287</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., Religion 598; HÖLSCHER, L., Secularization 270. Die enge Vermaschung von sozialem und kirchlichem Leben nahm ab, sowie Kirchen die Befugnis entzogen wurde, nicht konformes Verhalten zu sanktionieren und dementsprechend das öffentliche Interesse am individuellen religiösen Leben des Einzelnen abnahm.

Die Säkularisierung wurde durch das Problem der Integration neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Kultur gefördert<sup>288</sup>, ein Problem, das erstmals während der französischen Revolution in Erscheinung getreten war<sup>289</sup>. Hatte man sich seit Jahrhunderten der Religion zur Interpretation der Welt und der Lösung von Alltagsaufgaben bedient, schien man nun, im Zuge der wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnisse, derselben nicht mehr zu bedürfen: Die Vernunft trat an die Stelle, die in vergangenen Jahrhunderten der transzendente Gott eingenommen hatte. In Hamburg sanken der Gottesdienstbesuch und die Abendmahlsteilnahme, die um 1750 noch bei 100% gelegen hatten, auf 45 % 1800 und auf 8 % im Jahr 1880<sup>290</sup>. Wurde die Religion zunächst aus gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen zurückgedrängt, nahm sie auch innerhalb der Familien einen geringer werdenden Stellenwert, bzw. eine Verschiebung zu einem rein kulturellen Wert hin, ein. Als Grund für diese Entwicklung gilt die Vereinzelung als Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft<sup>291</sup>. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschte in weiten Kreisen des Bürgertums die Anschauung, dass der Mensch sein eigentliches Wesen durch individuelle Bildung und Leistung<sup>292</sup>, durch die Auseinandersetzung mit Kultur, Wissenschaft und Geschichte gewinnen könne<sup>293</sup>. Insofern bedurfte man zur Sinngebung des Lebens nicht mehr der transzendenten christlichen Religion: Der Lebenszusammenhang des neuen Bürgers war praktisch und autonom hergestellt; der Mensch fühlte sich in seiner bürgerlichen Welt heimisch, weil er die Autonomie besaß, sein Geschick selbst zu bestimmen und nicht mehr wie in der alten Gesellschaft die Entscheidungen anderer realisieren und sich so in eine transzendente Welt, die der Religion und der Kirche, flüchten musste<sup>294</sup>. Für Carolines Elternhaus indes lässt sich noch kein Spannungsverhältnis zwischen Leistung und Bildung einerseits und Religion andererseits nachweisen: Gut calvinistisch trat die Erbringung von

---

<sup>288</sup> Der in Hamburg dominante Rationalismus suchte die Theologie in eine säkulare Weltsicht umzuwandeln und ihr säkulares Wissen zu integrieren. Da jedoch protestantische Intellektuelle primär an den von der breiten Öffentlichkeit isolierten Universitäten tätig waren, gelang dies Unterfangen nur partiell. Stattdessen gab man sich nicht selten der Illusion hin, dass klassische Bildungsideologie mit protestantischer Religionsauffassung harmoniere (vgl. MOTZIN, G., Säkularisierung 170f).

<sup>289</sup> Vgl. zum Beginn und der Progressivität der Säkularisierung besonders LEHMANN, H., Neupietismus 40ff, der drei verschiedene Säkularisierungsschübe ausmacht (1789-1815; 1848-1878; 1914-1945). In der französischen Reformation manifestierte sich nun offen, was sich geistesgeschichtlich mit der Preisgabe traditioneller Positionen bereits angekündigt hatte: Politisch wurden von den Aufklärern logische, auf Gleichberechtigung abzielende Verhältnisse angestrebt, in der Ökonomie wurde Befreiung der natürlichen ökonomischen Kräfte von Zwang postuliert, im sozialen Leben wurde die Möglichkeit der Befreiung des Individuums durch Bildung verkündet.

<sup>290</sup> Vgl. BUDDE, G.-F., Bürgerleben 386; HÖLSCHER, L., Religion 600f; HARMS, H., Hamburg 16; HABERMAS, R., Religiosität 125. Damit unterschied sich Hamburg keineswegs von anderen deutschen Großstädten. Es scheint charakteristisch zu sein, dass gerade die „höheren Stände“ dem kirchlichen Leben zunehmend fern blieben. Allein in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nahm die Abendmahlsteilnahme um mehr als ein Drittel ab.

<sup>291</sup> Vgl. SCHELLONG, D., Bürgertum 9ff. Der Funktionsverlust der Religion in Familien steht in engem Zusammenhang mit dem Leistungswillen des Einzelnen, der durch Leistung eine Bedürfnisbefriedigung erreicht und auf diese Weise den Endzweck in sich selbst sucht. Des Weiteren darf man in der leidenschaftlich betriebenen Pflege der Kultur eine Substituierung der Theologie sehen (vgl. NIPPERDEY, TH., Kultur 147).

<sup>292</sup> Dabei beinhaltete das Moment der individuellen Bildung durchaus noch die persönliche Bibellektüre, die noch lange Zeit einen Teil des bürgerlichen Bildungskanons darstellte: Hauptgrund für die Feststellung des Säkularisierungsprozesses war das Zurücktreten kollektiver Religiosität, sei es in der Form von Gottesdienstbesuch, sei es in der Form von Lektüre biblischer und religiöser Texte im Familienkreis (vgl. HÖLSCHER, L., Religion 615).

<sup>293</sup> Gelten diese Punkte als Hauptgründe für die Säkularisierung, folgt daraus unweigerlich, dass es gerade die Gebildeten, die höheren Stände waren, die dem kirchlichen Leben zunehmend fern blieben (vgl. HÖLSCHER, L., Religion 607).

<sup>294</sup> Der Begriff der Humanität, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft durch das Zusammenspiel primär der drei Momente der Freiwilligkeit (familiärer Beziehungen), der Liebesgemeinschaft (der Ehe) und der Bildung (des Individuums) erreicht werden sollte, schien Erlösung vom Zwang des Bestehenden zu gewährleisten ohne eines Jenseits zu bedürfen (vgl. HABERMAS, J., Strukturwandel 59f).

Leistung als Postulat an H.A. Bertheau heran, dem es unbedingt zu entsprechen galt. Religion – von Aufklärung und Rationalismus geprägt – war integraler Bestandteil des Familienlebens der Bertheaus, wie es in noch erhaltenen Liedern und Versen des H.A. Bertheau bezeugt ist<sup>295</sup>.

Auch den pietistischen und erweckten Strömungen wird heute eine nicht zu unterschätzende Rolle im Säkularisierungsprozess zugeschrieben<sup>296</sup>, indem die Vermittlung von Glaube nicht mehr als kirchliche Aufgabe betrachtet wurde, sondern in religiösen Gemeinschaften abseits des offiziellen kirchlichen Lebens vollzogen wurde, wo man in kleinen Gruppen die Stimme Gottes zu hören hoffte und dem Glaubensbekenntnis des Individuums Priorität vor dem dogmatischen Fragen gegeben wurde.

Während öffentliche religiöse Rituale völlig zurücktraten, behielt die Religion in vielen Familien als kultureller Wert Bedeutung – wenn es auch nicht mehr primär um den Umgang mit den existentiellen Erfahrungen von Sünde und Erlösung ging<sup>297</sup>. Insofern waren die Emanzipation von übergreifenden Ordnungen sowie das Bestehen auf der Autonomie des Individuums Charakteristika des neuzeitlichen Bürgertums<sup>298</sup>. Andererseits manifestierte sich gerade in der Frömmigkeit der Erweckungsbewegung, dass dort, wo der Religion weiterhin ein Platz eingeräumt blieb, sie sich gesteigerter Nachfrage erfreute<sup>299</sup>. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verwundert es so auch nicht, dass die Gesellschaftsschichten, die noch Bedrohung und Gefährdung ihrer Existenz erfuhren, deutlich loyaler zur Kirche blieben<sup>300</sup>. Des Weiteren entspricht den Konstituenten der Säkularisierung, dass Mädchen länger und stärker in das religiöse Leben eingebunden blieben als Jungen<sup>301</sup>, hatten sie doch aufgrund ihrer geringen Bildung ein naiveres Weltbild, das nicht schnell durch die Kenntnisnahme neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse erschüttert zu werden drohte<sup>302</sup>.

Zentral für die deutsche Bourgeoisie und für das Klima, in dem Caroline Bertheau aufwuchs, ist das Privatheit signalisierende *Familienideal* bürgerlicher Familien<sup>303</sup>, das gleichzeitig zum Abgrenzungskriterium gegenüber den unteren Schichten wurde und auch charakteristisch für die Familie Bertheau war. Nicht selten wird es als das grundlegende und konstituierende Moment der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet. Für die bürgerliche Familie ist seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Herauslösung der Berufssphäre des Mannes aus dem Familienraum charakteristisch, also die Ausgliederung der Familie aus dem Funktionszusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung erst ermöglichte<sup>304</sup>. Damit stand die Familie dem öffentlichen Bereich

---

<sup>295</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 46ff.

<sup>296</sup> S. v.a. HÖLSCHER, L., Secularization 270f; 2.3.

<sup>297</sup> Vgl. HABERMAS, R., Religiosität 128f.

<sup>298</sup> Hinzu kamen äußere Einflüsse wie das vermehrte kulturelle Angebot, die zunehmende Mobilität des Bürgertums sowie die Zunahme des Lektüreangebots.

<sup>299</sup> Vgl. SCHIEDER, W., Sozialgeschichte 18. Insofern erscheint es gerechtfertigt, für das 19. Jahrhundert einen partiellen Zuwachs an religiöser Energie zu postulieren.

<sup>300</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 201.

<sup>301</sup> Ebd. 204.

<sup>302</sup> Der Fortschrittlichkeit der Mädchenbildung in Hamburg entspricht jedoch, dass auch Mädchen von rationalistischem Denken nicht unberührt blieben, so dass SIEVEKING, A., in ihren Unterhaltungen, 27, bedauernd das Beispiel eines ihr bekannten Mädchens bemüht: „[...] , was ihr früher eine ausgemachte Wahrheit war, worauf sie leben und sterben wollte, das erscheint ihr jetzt als eine Hypothese, [...]“.

<sup>303</sup> ARIÈS, PH., Kindheit 469ff, hat überzeugend auf die Bedeutung von Familienbildern für die Rekonstruktion des Wandels des Familienbegriffs hingewiesen: Wurde die Familie bis ins 17. Jahrhundert hinein im Freien und in der Öffentlichkeit abgebildet, demonstrieren spätere Darstellungen im privaten Rahmen zunehmend den Triumph des Individualismus.

<sup>304</sup> Häufig wird angesichts der diesem Konzept erwachsenden Kritik an den Rollenfestschreibungen vernachlässigt, dass die Arbeitsteilung für beide Seiten äußerst funktionell war: Wurde der Mann von der Sorge für die Funktionsabläufe im Haushalt sowie der Aufrechterhaltung der sozialen Beziehungen entlastet, war der Frau die Sorge um den Lebensunterhalt genommen.

gegenüber und gewann einen abgeschlossenen Innenraum<sup>305</sup>. Für Hamburger Kaufleute, deren Geschäftsräume sich i.d.R. noch bis ins 19. Jahrhundert hinein im Privathaus befanden, ist von derselben Tendenz auszugehen, da geschäftliches Leben sich immer stärker außerhalb der Geschäftsräume, wie z.B. an der Börse abspielte<sup>306</sup>. Die Trennlinie, die zwischen den beiden Bereichen verlief, war klar. Von besonderem Interesse dürfte die Tatsache sein, dass Frauen, solange die Geschäftsräume des Mannes noch in das Privathaus integriert waren, in der Regel über mehr Autonomie verfügten als solche, deren Männer ihre Geschäftsräume deutlich entfernt vom Privathaus hatten<sup>307</sup>.

An die Stelle der Großfamilie trat die Kernfamilie<sup>308</sup>. Liebesheiraten lösten die durch die Familie bestimmten Eheschließungen ab<sup>309</sup>. Das Prinzip der Gegenseitigkeit bestimmte nicht allein das Verhältnis jung Verheirateter, sondern das der Ehen generell<sup>310</sup>. Dabei wurde stets der Kommunikation ein hoher Stellenwert eingeräumt, deren Gelingen nach verbreiteter Meinung maßgeblich über Erfolg oder Scheitern der Ehe beschied<sup>311</sup>. So waren die Eheleute in der Regel über große und kleine Entscheidungen des Partners gut informiert<sup>312</sup>. Die Familie galt als durch emotionale Bindungen<sup>313</sup>, nicht durch Pragmatismus sich konstituierende Gemeinschaft, die über ein stetiges Einkommen sowie über Freizeit verfügte<sup>314</sup> und auf diese

---

<sup>305</sup> HABERMAS, J., Strukturwandel 168ff, erblickt in der vollendeten Form der bürgerlichen Gesellschaft sogar die Polarisierung von Sozial- und Intimsphäre.

<sup>306</sup> Die endgültige Trennung von Erwerbs- und Wohnbereich wurde von Hamburger Kaufleuten erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogen, als die Familien fest in Sommerhäusern außerhalb der Stadt lebten und die Männer zur Arbeit in die Stadt fuhren (vgl. ROSENBAUM, H., Formen 304).

<sup>307</sup> Vgl. PERROT, M., Rolle 148. Nicht selten kümmerten sich die Frauen um die Verwaltung und partizipierten auf diese Weise am öffentlichen Leben.

<sup>308</sup> Dem entspricht, dass sich im Lauf des 18. Jahrhunderts die Rede von der Familie anstelle von der des Hauses durchsetzte und die wirtschaftlichen Gesichtspunkte hinter die Betonung personaler Beziehungen innerhalb der Familie zurücktraten (vgl. SIMMEL, M., Erziehung 23).

<sup>309</sup> Dies gilt besonders für Hamburg, wo sich seit Ende des 18. Jahrhunderts zahlreiche Zeugnisse finden lassen, dass gerade in bürgerlichen Kreisen Eheschließungen aufgrund von individuellen Neigungen, jedoch unter Berücksichtigung der sozialen Adäquanz des potentiellen Partners (vgl. PERROT, M., Rollen 141) – vollzogen wurden und autobiographische Zeugnisse keinen Zweifel darüber entstehen lassen, dass Ehen nicht allein durch Elternschaft zusammengehalten wurden, vielmehr durch Liebe (vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 125ff. 368). Inwieweit natürlich die zweite Eheschließung des H.A. Bertheau eine Liebesheirat war und ob nicht eher Pragmatismus der Hauptbeweggrund zu dieser Entscheidung war, was bei der Wahl der Schwester der verstorbenen Gattin zu vermuten ist, kann nicht mehr mit Sicherheit entschieden werden. Festzuhalten ist indes, dass Caroline als Hamburgerin den Anspruch gehabt haben dürfte, eine auf Neigung bestehende und nicht durch äußere Einwirkung beeinflusste Partnerschaft einzugehen.

<sup>310</sup> Allerdings resultierte aus der ausschließlichen Zuständigkeit der Frau für die Privatsphäre, dass sie für Erfolg und Scheitern einer Ehe verantwortlich gemacht wurde: Sie war Garant für die Sittlichkeit der Ehe und dem Mann zu Dienstleistungen jeder Art verpflichtet. Aus diesem Grund stand sie im Spannungsfeld Ehe, das einerseits individuelle Freiheiten sichern sollte, andererseits gesellschaftlich notwendige Institution war (vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 184).

<sup>311</sup> Vgl. BLOCHMANN, E., Gelehrsamkeit 19. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wandelte sich die geistige Welt und mit ihr das Selbstverständnis von Frauen in Hamburg sehr stark: War es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch unvorstellbar, dass Männer in ihren Frauen adäquate Gesprächspartner fanden, wurde die Unterhaltung mit ihnen zunehmend wichtiger.

<sup>312</sup> TREPP, A.-CH., Männlichkeit 306ff, zeigt anhand zahlreicher Beispiele, dass Frauen Männern auch bei offiziellen Geschäften beratend zur Seite standen. Die Hochschätzung der Frau in der hamburgischen Gesellschaft und das gewandelte Verhältnis zwischen Mann und Frau wird sehr deutlich in einer beim Hamburger Schillerfest 1859 gehaltenen Rede: „Ehret die Frauen! Vor allem die Mütter! Wer möchte den Anteil verleugnen, den die Frauen an seiner Bildung, an seiner Stellung im Leben, seinem Charakter haben...“ (zit. nach SCHRAMM, P.E., Hamburg 429).

<sup>313</sup> Dem entsprach auch die völlig neue Erfahrung des Todes eines der Ehepartner: Galt die erste Sorge beim Ableben eines der Partner zuvor der finanziellen Absicherung bzw. der Versorgung der Familie, trat an diese Stelle nun die Trauer um das Individuum (vgl. BEUYS, B., Familienleben 346ff).

<sup>314</sup> KASCHUBA, W., Bürgerlichkeit 18, versteht bürgerliche Lebensführung so als ein verbindliches Kulturmodell, das „entscheidende Momente sozialer Identität in sich birgt“ und das maßgeblich über die Gruppenzugehörigkeit entscheidet.

Weise eine gewisse Planbarkeit des Lebens zuließ. Die Bertheaus fügten sich genau in das Bild der bürgerlichen Familie ein, wenn von zahlreichen gemeinsamen Unternehmungen der Familie berichtet wird<sup>315</sup>. Caroline war von Kindheit an regelmäßige Familienausflüge gewöhnt, an denen sie selbst noch nach dem Tod des Vaters teilnahm, als sie schon selbständige Posten als Erzieherin in Holstein bekleidete.

Im Kontext des neuen bürgerlichen Familienleitbildes entwickelte sich ein Frauenleitbild, das v.a. die Erziehung nachhaltig prägte. Durch die Trennung der Sphären von Mann und Frau, die die Frau auf den häuslichen Bereich, die Privatheit, und den Mann auf die Berufswelt, die Öffentlichkeit, verwies, erfuhren eheliche und familiäre Beziehungen durch das Engagement der Frau eine starke Intensivierung. Zu den Hauptaufgaben der Frau gehörte die Schaffung einer harmonisch-emotionalen Atmosphäre, der „häuslichen Glückseligkeit“, in der sich eine Privatsphäre entfalten konnte, die dem Vater Erholung von der Berufswelt zuteil werden ließ<sup>316</sup>. Sicher wird man in dieser Erscheinung, in der Behauptung der Sphäre des Privaten, auch das Bedürfnis nach Sicherheit sehen können, das gerade für Gesellschaften, die mit Gleichheitsforderungen auftraten, als charakteristisch betrachtet werden kann<sup>317</sup>. Der Entmündigung<sup>318</sup> – freilich offiziell als Möglichkeit zur Selbstentfaltung erklärt<sup>319</sup> – im öffentlichen Leben entsprachen die emotionalen Aufgaben, die Frauen im innerfamiliären Bereich wahrzunehmen hatten<sup>320</sup>. Auf diese Weise wurde eine spezifische, durch die Segregierung begünstigte, religiöse Mentalität generiert, die durch die sozialen und physischen Gefahren von Schwangerschaft und Geburt gewissermaßen „natürlich“ verstärkt wurde: Religion wurde zum Mittel, mit existentiell bedrohlichen Leiderfahrungen umzugehen<sup>321</sup>. Hinzu kam der stark begrenzte Zugang zu höheren Bildungsanstalten, der Frauen lange Zeit scharf von der gebildeten Männerwelt trennte und traditionellem Glauben verwurzelt bleiben ließ.

In bürgerlichen Kreisen wurde durch das Einkommen des Mannes und die fehlende Notwendigkeit der Mitarbeit der Frau bzw. Ausgliederung der Frau aus dem wirtschaftlichen Leben weithin die hierarchische Struktur der Familie zementiert<sup>322</sup>: Der Mann vertrat als Ernährer die wirtschaftlich und rechtlich in seiner Abhängigkeit stehende Familie gegenüber der Öffentlichkeit<sup>323</sup>. Ein relativ großer Altersunterschied<sup>324</sup> zwischen den Eheleuten, der

---

<sup>315</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 47.

<sup>316</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 173ff. Die Entwicklung solcher Intimität in den Familien führte freilich zur Individualisierung und trug damit maßgeblich zur Vereinzelung des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft bei, die durch Engagement in Vereinen und sonstigen Assoziationen kompensiert werden musste.

<sup>317</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 59; HAUSEN, K., Dissoziation 374. Auch für die Entwicklung der Vorstellung der Geschlechtscharaktere ist anzunehmen, dass sie einem Orientierungsbedürfnis zu verdanken war.

<sup>318</sup> Durch Tugenden wie Sanftmut, Nachsicht und Zartheit mussten Frauen ihre früheren, zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr erwünschten Tugenden wie die der wirtschaftlichen Tüchtigkeit versuchen auszugleichen (vgl. SIMMEL, M., Erziehung 25).

<sup>319</sup> Vgl. HAUSEN, K., Familie 80. Die Möglichkeiten der Individualisierung der Frau blieben i.A. gebunden an Ehe und Familie, indem nur in diesem Rahmen dem Anspruch auf Glück und Liebe stattgegeben wurde.

<sup>320</sup> Der Rückzug in die Empfindsamkeit darf besonders für Frauen als Kompensation für äußere Machtlosigkeit gelten. Jedoch stellte er keine dauerhafte Lösung der Probleme dar, führte häufig zu Überspannung und erschöpfte sich in Ritualen (vgl. HONEGGER, C., Ordnung 31ff).

<sup>321</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 208; HABERMAS, R., Religiosität 129f. Weibliche Selbstzeugnisse zeigen, dass Frauen von der nur langsam sich in allen Bereichen des Lebens bemerkbar machenden Medikalisierung nur schleppend profitierten und sich in besonderem Maß mit der menschlichen Endlichkeit konfrontiert sahen.

<sup>322</sup> Vgl. MEINERS, K., Weg 42f. Hierarchisch war die Struktur der Familie allerdings auch in dem Sinn, dass die Frauen Kindern, Hausgenossen und dem Gesinde übergeordnet waren.

<sup>323</sup> Vgl. PERROT, M., Rollen 130f. Aus der finanziellen Abhängigkeit der Familie heraus wurde es immer normaler, dass große und kleine Entscheidungen beim Vater lagen: so oblag es auch seinem Gutdünken, welche Ausbildung die Kinder durchlaufen konnten. Auch die Eheschließungen der Töchter unterlagen maßgeblich der Beeinflussung des Vaters.

<sup>324</sup> Vgl. FREVERT, U., Frauen-Geschichte 41. Hohe Erwartungen an den wirtschaftlich-beruflichen Status des Mannes führten dazu, dass Männer erst spät heiraten konnten, da die Ausbildung als Beamter, Kaufmann oder

außerdem maßgeblich zum Autoritätsgefälle zwischen den Ehegatten beitrug<sup>325</sup>, war normal, war er zu gering, wurde das als Gefahr für die Ehe empfunden. Der Ehemann und Vater war das Verbindungsglied zwischen öffentlicher und privater Sphäre, bei ihm lag die letzte Entscheidung über die Ausbildung der Kinder, er war der Verfügungsberechtigte über das Vermögen der Frau. Der Tod des Vaters, der auch für Caroline 1831 einen entscheidenden Einschnitt bzw. das Ende ihrer Jugend bedeutete<sup>326</sup>, war in bürgerlichen Familien ein relevantes Ereignis: Sein Totenbett war mehr als Ort des Abschieds, sondern auch Ort der Machtübergabe sowie ökonomischer und emotionaler Veränderungen. Gerade für unverheiratete bürgerliche Frauen war der Vater die Autorität, der sie bis zu ihrer Heirat unterstellt waren<sup>327</sup>. Insofern wird man annehmen dürfen, dass für Caroline der Tod des Vaters nicht nur Katastrophe, sondern auch Chance war: Immerhin unterstand sie vom Tod des Vaters 1831 bis zu ihrer Heirat 1843 mit Th. Fliedner keiner männlichen Autorität und hatte so Entwicklungsmöglichkeiten, die ihrer Persönlichkeit möglicherweise ohne dieses Interregnum versagt geblieben wären<sup>328</sup>.

Der weibliche Geschlechtscharakter wurde in bürgerlichen Kreisen als Gegenentwurf zum männlichen konzipiert: Der Kraft, Tüchtigkeit und Härte des Mannes korrespondierten Weichheit und Anschmiegsamkeit der Frau<sup>329</sup>. Der große Unterschied zu den vergangenen Jahrhunderten bestand nun darin, dass die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau nicht mehr in ihrer Funktion gesehen wurde, sondern in ihrer natürlichen, wesensmäßigen Verschiedenheit<sup>330</sup>. Die Festschreibung dieses weiblichen Sozialcharakters wäre in vergangenen Jahrhunderten nicht möglich gewesen, war er doch mit den Erfordernissen der Alltagsbewältigung der Frau in traditionaler Zeit unvereinbar<sup>331</sup>. Kein Zweifel bestand erst seit der Dissoziation von Familien- und Erwerbsleben in gehobenen Schichten darüber, dass

---

Unternehmer viele Jahre dauerte. Demgegenüber bestanden kaum Ansprüche an die Ehefähigkeit der Frau, was zu einem auch im Bürgertum geringen Heiratsalter der Frauen führte und welches noch durch den Umstand gefördert wurde, dass die als notwendig und wünschenswert empfundene Anpassungsfähigkeit einer Frau für größer gehalten wurde, umso jünger sie war.

<sup>325</sup> Vgl. ROSENBAUM, H., Formen 289. Bei Großkaufleuten und Unternehmern betrug in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die durchschnittliche Altersdifferenz 10, 6 Jahre.

<sup>326</sup> FA IV c 16. Der Vater verunglückte auf tragische Weise beim Baden.

<sup>327</sup> Vgl. ALLEN, A.T., Feminism 19. Die väterliche Autorität war ungeachtet des Alters der Tochter absolut und duldete keinen Widerspruch: Knaben unterstanden ihr nur solange, bis sie selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen konnten.

<sup>328</sup> M.E. ist es auch kein Zufall, dass die Entwicklung der Persönlichkeit Amalie Sievekings sich völlig unkonventionell vollzog, unterstand doch auch sie seit ihrem 15. Lebensjahr keiner männlichen Autorität mehr.

<sup>329</sup> Vgl. KRAUL, M., Normierung 228. Zu weiteren im 18. Jahrhundert erfundenen Geschlechtsspezifika nach Merkmalsgruppen vgl. HAUSEN, K., Dissoziation 368. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden die Zuordnungsprinzipien „wissenschaftlich“ fundiert und so erfolgreich popularisiert, dass sie bis ins 20. Jahrhundert rezipiert und anerkannt wurden. Zur wissenschaftlichen Festschreibung der Differenzen zwischen Mann und Frau vgl. ausführlich HONEGGER, C., Ordnung 107ff. Durch Zusammenführung unterschiedlichster Wissenschaftsbereiche wurde der spezifisch bürgerlichen Neubegründung weiblicher Inferiorität nachgegangen.

<sup>330</sup> Vgl. HAUSEN, K., Dissoziation 360ff. Dieser Wandel wird v.a. in Lexika im ausgehenden 18. Jahrhundert deutlich: Männliche und weibliche Aufgaben wurden nicht mehr aus ihren sozialen Rollen hergeleitet, sondern es wurde ein naturegebener, wesensmäßiger Unterschied verankert. BOCK, G., Frauen 116ff, nimmt als Gründe für die Tatsache, dass Frauen einerseits vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen, andererseits für bestimmte Aufgaben benutzt wurden, die traditionelle Unterordnung des weiblichen Geschlechts an sowie die Tatsache, dass in der Augen vieler das Zusammenspiel von Frauen und Macht (i.e. nächtlicher Macht der Frauen über Männer) maßgeblich den Untergang des Ancien Régime herbeigeführt hatte.

<sup>331</sup> Dies sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass bereits zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert die häuslichen Beziehungen im protestantischen Bereich durch die „Hausväterliteratur“ sehr stark hierarchisiert waren, da sie die patriarchale Familie begründeten und die innere Struktur des Hauses vorgaben. Die Position des Hausvaters war grundlegend und durch die Momente der Herrschaft und der Macht zur Leitung des Hauswesens gekennzeichnet. Die Hausmutter hatte innerhalb des Hauses die Funktion des Mitregierens und sollte den ihr zugeordneten Bereich selbständig leiten und regieren (vgl. BROKMANN-NOREN, CHR., Bildung 98ff; ADLER, D., Wurzel 15f). Im Unterschied zum 19. Jahrhundert waren die Autoritätsverhältnisse jedoch nicht durch die „Natur“, sondern durch den verschiedenen „Stand“ von Mann und Frau begründet worden.

der weibliche Wirkungskreis primär – in nicht so fortschrittlichen Städten wie Hamburg ausschließlich – im Haus zu suchen sei – war dies doch das entscheidende Abgrenzungskriterium der bürgerlichen Schichten gegenüber den Unterschichten, wo der Frau aufgrund der Notwendigkeit der Mitarbeit der Rückzug in das Privatleben nicht möglich war<sup>332</sup>. Für den Mann dagegen war der private Raum nur ein Bestandteil seines Lebens. Dem Mangel an Gleichberechtigung, dem Verwiesensein auf die Privatsphäre, verdankt sich die idealisierende Einschätzung des Mutterstandes: Für viele Frauen bedeutete die Mutterschaft, den Höhepunkt individueller Erfüllung erreicht zu haben<sup>333</sup>. Die Wurzeln dieser in erster Linie protestantischen Einstellung sind Kernbestandteil lutherischer Ideologie mit ihrer Betonung der Ehe<sup>334</sup>, die durch die Möglichkeit der Freisetzung der Mutter in bürgerlichen Familien<sup>335</sup> ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zu voller Blüte gelangte. Wichtigste Aufgabe der Frau<sup>336</sup> als Statussymbol war die unverzichtbare Weitergabe von Kultur<sup>337</sup>. Kulturelle Praxis bürgerlicher Familien<sup>338</sup> bestand in bewusster Wahrnehmung von Feiertagen sowie dem Feiern von Festen, derer die meisten für Kinder vorbereitet wurden. Das Feiern von Festen war auch besonderer Bestandteil des Lebens der Familie Bertheau: So beklagte Caroline, dass in ihrer eigenen Ehe der Hochzeitstag keinerlei Würdigung fand. Demgegenüber erinnert sie: „Derjenige meiner Eltern war von ihnen u. allen Kindern immer mit großem Jubel gefeiert.“<sup>339</sup> Durch das Feiern von Festen behielt auch die Religion Bedeutung, wenn freilich auch in gänzlich anderem als im bisher bekannten Zusammenhang: Das Weihnachtsfest wurde zum Zentrum einer spezifisch familiären, von der Frau getragenen, Religiosität, die nicht selten durch Rituale wie Tischgebete im Alltag ergänzt wurde und auf diese Weise an die Stelle des bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts obligatorischen Kirchenbesuchs trat<sup>340</sup>. Die Familienideologie des höheren Bürgertums gestattete der Frau

<sup>332</sup> Vgl. JAACKS, G., Fröhlich 65; TREPP, A.-CH., Männlichkeit 371; TORNIEPORTH, G., Frauenbildung 43. Die Beschränkung der Frau auf den häuslichen Kreis galt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Kennzeichen der guten Ehefrau und Mutter. In der Hamburger Oberschicht waren Frauen jedoch durchaus auch in der Öffentlichkeit aktiv und für das Gemeinwohl engagiert.

<sup>333</sup> Auf diese Weise wurden die den Frauen zugewiesenen Geschlechterrollen paradoxerweise für sie selbst zu Beurteilungskriterien für richtiges und falsches Verhalten und trugen somit zur Stabilisierung der Geschlechterrollenzuweisungen bei.

<sup>334</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 120; DIES., Charity 1ff. Damit unterschied sich Deutschland nicht nur von katholischen Staaten, die bereits eine alte Tradition weiblicher Wohltätigkeit hatten, sondern auch von England, wo reiche und einflussreiche Frauen aus der Oberschicht schon seit geraumer Zeit mit karitativem Engagement an die Öffentlichkeit treten durften. Mit der Betonung der Predigt im Gottesdienst vor allen anderen liturgischen Zeremonien war der Frau nur wenig Raum für kirchliches Engagement geblieben.

<sup>335</sup> Insofern wurde das Dienstmädchen zu einem Gradmesser der Bürgerlichkeit: Zu bürgerlichen Haushalten gehörten dazu je nach Einkommen weitere Angestellte, die die Hausfrau so weit entlasteten, dass ihr im Optimalfall nur noch das Delegieren der Angestellten und die Organisation des Haushalts oblag, was später Kernbestandteil der Arbeiten Carolines in Kaiserswerth werden sollte.

<sup>336</sup> Freilich führte die Betonung der Mutterrolle zu neuen Rollenzwängen: In der sonst so fortschrittlichen Gesellschaft blieben die beruflichen und privaten Möglichkeiten außerhalb der Familie mehr als beschränkt. In einer arbeitsteiligen Wirtschaftsordnung war die Frau voll in das Berufsleben integriert gewesen. In Bürgerfamilien reduzierte sich dagegen das Leben der Frauen auf das eigene Heim bzw. auf Kirche – Kinder Küche (vgl. WEBER-KELLERMANN, I., Familie 102).

<sup>337</sup> NIPPERDEY, TH., Kultur 147, begreift die Kultur als das zentrale Moment der bürgerlichen Gesellschaft. Insofern gewann die Ehefrau und Mutter eine Position von dennoch enormer Wichtigkeit. Für Hamburger bürgerliche Kreise dürfte charakteristisch sein, dass Musik im privaten Kreis ebenso wenig Wertschätzung erfuhr wie Kirchenmusik (vgl. EILERS, G., Vergangenheit 222f; KLESSMANN, E., Geschichte 370ff).

<sup>338</sup> In diesem Rahmen entwickelte sich auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Feiern von Kindergeburtstagen und später die Ausdehnung von Weihnachts- und Osterfest (vgl. WEBER-KELLERMANN, I., Familie 112f).

<sup>339</sup> FA IV a 1, 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848. Die zentrale Bedeutung von Familienfeiern und –zusammenkünften der Bertheaus wird auch in der biographischen Darstellung über Caroline von BERTHEAU, P., überaus deutlich: „[...] bei den Festen in der Familie [...] namentlich bei den Geburtstagen der Familienmitglieder, in denen Ausflüge in die Umgebung oder die besonders beliebten Fahrten auf der Elbe nach Blankenese unternommen wurden [...]“

<sup>340</sup> Vgl. HABERMAS, R., Religiosität 128.

darüber hinaus das Wahrnehmen repräsentativer Aufgaben<sup>341</sup>. Für die Weltstadt Hamburg darf als Besonderheit gelten, dass Frauen hier durchaus die Freiheit hatten, gesellschaftlichen Veranstaltungen ohne Partner beizuwohnen<sup>342</sup>.

Negative Begleiterscheinung des Verwiesenseins der Frau auf die Pflege kultureller Werte und somit der Stereotypisierung der Geschlechterpolarität war der Wertverlust der körperlichen Arbeit: Körperliche Betätigung galt als unschicklich und war so maßgeblich verantwortlich für das tatenlose Dasein vieler unverheirateter bürgerlicher Frauen<sup>343</sup>, die sich aufgrund fehlender Betätigungsmöglichkeiten nicht mehr im elterlichen Haus oder bei Verwandten nützlich machen konnten, sondern vielmehr zur lästigen, überflüssigen Mitesserin wurden. Auch Caroline musste sich dieser Tatsache stellen, da sie erst mit über dreißig die Ehe mit Th. Fliedner einging. Untersuchungen zum Hamburger Bürgertum zeigen indes, dass bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Bildungshorizont der Frauen vergleichsweise weit war<sup>344</sup> und Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit gleichermaßen Eigenschaften waren, die im gesellschaftlichen Leben stehende Männer von ihren Frauen erwarteten<sup>345</sup>. Von hier wird auch das Engagement etwa der Hamburger Kaufmannsgattin Emilie Wüstenfeld verständlich, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihrem Einsatz für die von Karl und Johanna Fröbel gegründete Hamburger Frauenhochschule, die Frauen v.a. berufliche Perspektiven öffnen sollte, den schöngeistigen und idealistischen Frauenbildern eine klare Absage zugunsten einer fundierten Bildung erteilte<sup>346</sup>.

Der Orientierung des Familienlebens auf den häuslichen Bereich, auf Individualität und Privatheit, entsprach zur Befriedigung des aus letzterem erwachsenden Komfortbedürfnisses die Entwicklung einer spezifischen Wohnkultur, die unter dem Zeichen der Behaglichkeit stand<sup>347</sup>. Bürgerliches Leben, v.a. das der Frau, spielte sich in der Wohnstube ab, da dies der Ort von Handarbeiten, der Aufsicht über die Kinder sowie – besonders im Norden Deutschlands - der Geselligkeit<sup>348</sup> war. Daneben gab es eine Vielzahl kleiner Zimmer, die den Rückzug aus dem Familienleben in die Individualität gestatteten. Die Kinder einer Familie teilten sich in aller Regel ein oder mehrere Zimmer, in denen nicht selten das Bett des Hauslehrers oder der Gouvernante stand. Obwohl das gesamte Leben stark auf den häuslichen

---

<sup>341</sup> SCHILDT, G., *Frauenarbeit* 47, weist darauf hin, dass Repräsentationsaufgaben nicht nur die vornehmsten der bürgerlichen Frau überhaupt waren, sondern diese sie auch in die Nähe der Männerwelt rückten, indem sie soziale Macht repräsentierten, deren Darstellung besonders in Kaufmannsfamilien unabdingbar war. Die repräsentativen Aufgaben bestanden v.a. in Besuchen, Festen, Abendeinladungen und Essen, Mitgliedschaft in künstlerischen Vereinen, einem gewissen Engagement in der Wohltätigkeit. Diese Aufgaben ließen wiederum eine bestimmte Erziehung bürgerlicher Töchter als notwendig erscheinen.

<sup>342</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., *Männlichkeit* 386.

<sup>343</sup> HARDACH-PINKE, I., *Bildung* 511; VOSS, L., *Geschichte* 62f. weist darauf hin, dass Handarbeit jeder Art zum sozialen Abstieg führte, ganz gleich, welcher sozialen Schicht die männlichen Angehörigen angehörten. Die Entwicklung verstärkte sich noch, als die Fabriken den bürgerlichen Frauen jede Form der Arbeit aus der Hand nahmen.

<sup>344</sup> Bereits 1724 waren in der moralischen Wochenzeitschrift „Der Patriot“ unter Hinweis auf die Diskrepanz zwischen Jungen- und Mädchenbildung Verbesserungsvorschläge zur Mädchenerziehung gemacht worden, die sich allerdings nur auf den spezifisch weiblichen Bereich bezogen. Grundlegendes Wissen wurde außer in Hauswirtschaftsbereichen weder vermittelt noch erwartet (vgl. JAACKS, G., *Fröhlich* 67).

<sup>345</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., *Männlichkeit* 240ff. Zwar waren die Tätigkeitsbereiche von Männern und Frauen weiterhin getrennt, doch wurde auch von Frauen die Übernahme von Verantwortung in außerfamiliären Bereichen verlangt (in bürgerlichen Kreisen allerdings nicht in Form von Übernahme von bezahlter Berufsarbeit). Auch hierin war Caroline Bertheau also bereits das bekannt, was in Kaiserswerth von ihr erwartet werden sollte.

<sup>346</sup> Vgl. SIMMEL, M., *Erziehung* 111ff.

<sup>347</sup> Vgl. BECHER, U.A.J., *Geschichte* 116ff. Die Akzentuierung der Privatheit drückte sich in einer Idylle aus, die das gesamte Mobiliar mit seinen Accessoires widerspiegelte. Individualität wurde durch das Exponieren diverser Erinnerungsstücke präsentiert.

<sup>348</sup> Vgl. BECHER, U.A.J., *Geschichte* 119. Während in Süddeutschland Geselligkeit außerhalb des Privathauses, in Kaffeehäusern und Biergärten, gelebt wurde, überwogen in Norddeutschland häusliche Besuche.

Bereich orientiert war, wird doch das Bild von der biedermeierlichen häuslichen Idylle für Hamburg ein weiteres Mal nur beschränkt in Anspruch zu nehmen sein<sup>349</sup>.

Für Hamburg dürfte das typische Bild vom Biedermeier freilich nur in abgeschwächter Form gegolten haben<sup>350</sup>, da der völlige Rückzug in die Familie hanseatischer Mentalität und hanseatischem Engagement für das Gemeinwohl diametral gegenüberstand<sup>351</sup>: Ein Rückzug in die Privatheit hätte eine intolerable Einschränkung der persönlichen Freiheit bedeutet. Da auch in Hamburg das häusliche Glück, was eine glückliche Ehe und innige Vater-Kind Beziehungen einschloss<sup>352</sup>, zum Mittelpunkt des Lebens wurde, lag dies hier daran, dass der Mann in der Familie Zerstreung und Abwechslung suchte, nicht jedoch aus Frustration über mangelnde Partizipationsmöglichkeiten Zuflucht in der Familie nahm<sup>353</sup>. Gerade in Kaufmannskreisen galt es, möglichst viel Zeit im Kreis der Kinder zu verbringen, um deren individuelle Neigungen zu erkennen und dann gezielt fördern zu können<sup>354</sup>.

Auch das Verhältnis der Eltern zu den Kindern änderte sich: Im Zuge der Intimisierung des Familienlebens kam das Schlagwort von der „Entdeckung der Kindheit“ (Ph. Ariès) auf, das der Tatsache Rechnung trug, dass die Jugend in privilegierten Kreisen als eine Phase entdeckt wurde, in der es Bildungsmöglichkeiten zu nutzen galt<sup>355</sup>. Die Entdeckung der Formbarkeit des Kindes führte zur Entdeckung der Kinderstube und zu einer Durchdringung der Spielwelt des Kindes mit pädagogischen Bemühungen. Allerdings liefen die pädagogischen Maßnahmen – vor allem für Mädchen – eher auf eine Konditionierung des Kindes als auf die Befreiung desselben hinaus.

An die Stelle von Distanz und Strenge traten zunächst affektive Beziehungen und Kindorientierung<sup>356</sup> – einerseits, weil die Kinder für Frauen nach der Zurückdrängung aus

---

<sup>349</sup> HABERMAS, J., Strukturwandel 57f, geht davon aus, dass mitten durchs Haus die Trennlinie zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit ging, die eine gewisse Vereinsamung der Familienmitglieder zur Folge hatte. Für bürgerliches Leben in Hamburg wird diese Einschätzung nicht zutreffend gewesen sein, da um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Geschäftsräume noch ins Wohnhaus integriert waren.

<sup>350</sup> SCHRAMM, P.E., Hamburg 474f, spricht dem Hamburger sämtliche Eigenschaften des Biedermeier ab, da er durch aktive Partizipation an Staat und Gesellschaft keine Notwendigkeit für Rückzug in die Familie gesehen habe. Dem entspricht die Feststellung ROSENBAUMS, H., Formen 314, die im Rückzug in die Familie stets einen Ausdruck politischer Schwäche und der Resignation der Bürgertums sieht. In der Tat ist mangelnde Integration in Hamburg nicht zu vermuten, wo das Bürgertum die gesellschaftlich führende Schicht war und es seine Geschicke selbst bestimmen konnte. Des Weiteren trifft auch das Charakteristikum des Biedermeierhauses, die Trennung von Berufs- und Privatsphäre, auf Hamburger Kaufmannshäuser nur beschränkt zu.

<sup>351</sup> So wird denn auch Caroline in ihrer aufgabenreichen und der Familie wenig Privatsphäre gönnenden neuen Heimat Kaiserswerth nicht die biedermeierliche Idylle in dem Maß vermissen, wie es sonst gerade durch ihre soziale Herkunft zu vermuten wäre.

<sup>352</sup> HOPFNER, J., Mädchenerziehung 185ff, stellt mit Recht fest, dass das Glück einer Ehe nicht selten mit Kindern eher realisiert werden konnte, weil die Frau in ökonomischer und sozialer Hinsicht ebenso wie in ihrem Bedürfnis nach Zufriedenheit und Glück ihrem Mann untergeordnet war und sie nur von den ihr in der Hierarchie nachgeordneten Kindern hoffen konnte, Anerkennung und Wertschätzung zu erhalten.

<sup>353</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 180f. Der Bürger war samt seiner Familie in die Gesellschaft integriert, das Verhältnis zum Gemeinwesen war funktional. Somit hatte der Hamburger mit dem Biedermeier die Betonung des häuslichen Glücks gemein, für ersteren bedeutete es jedoch nicht per se den Rückzug aus der Öffentlichkeit.

<sup>354</sup> Vgl. RUPPERT, W., Kaufmann 289.

<sup>355</sup> Vgl. ARIÈS, PH., Kindheit 215ff; WEBER-KELLERMANN, I., Familie 112; BUDDE, G.-F., Bürgerleben 198f. Mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft wurden Kinder nicht länger als Objekte amüsierter Spielereien von Erwachsenen betrachtet, sondern sie wurden zunehmend zum Objekt psychologischen Interesses und moralischer Bestrebungen. Man begann, die Kindheit ernsthaft und authentisch zu verstehen. Darüber hinaus begann ein Bemühen um Hygiene und physische Gesundheit. Diente das Spielzeug, das Kindern zur Verfügung gestellt wurde, bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert primär dem Zweck, dass Kinder ihre zukünftigen Rollen erlernen konnten, änderte sich dies nun bei Jungen. Darüber hinaus entstand eine große Menge an pädagogischer Literatur.

<sup>356</sup> Vgl. NIPPERDEY, TH., Geschichte 122ff. In dem Wunsch nach familiärer Idylle spiegelt sich das Familienideal des Biedermeier. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 350ff, meint aufgrund der Quellen feststellen zu können, dass physische und psychische Züchtigungen nicht zu den pädagogischen Mitteln gehörten, deren sich Hamburger Bürger bedienten. Disziplin suchte man vielmehr durch Wärme und Zärtlichkeit zu erreichen, da die

dem öffentlichen Leben zum Hauptinhalt ihres Lebens wurden, andererseits, weil Kinder nicht länger einen materiellen Nutzen für ihre Eltern darstellten<sup>357</sup>. Der Exklusivität der Eltern-Kind-Beziehung entspricht, dass im gehobenen Bürgertum, dessen Erziehung der Kinder im Gegensatz zum Kleinbürgertum und zum Proletariat als planvoll bezeichnet werden darf, teilweise der Kontakt der eigenen mit fremden Kindern zu unterbinden gesucht wurde<sup>358</sup>. Das Kind, besonders der Sohn<sup>359</sup>, verkörperte die Zukunft der Familie, wodurch man partiell gegen den Tod gewappnet war. Zahlreiche Briefe, die die Eltern Carolines an ihre Kinder richteten, als diese ihrer Arbeit fern der Heimat nachgingen, bezeugen ebenso wie die Antworten der Kinder die innigen Familienbande der Familie Bertheau<sup>360</sup>. Für Hamburg zeigt sich die Wichtigkeit des Kindes für die Eltern bereits um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit der Betonung der Wichtigkeit des Stillens und der Kinderpflege durch die Mutter<sup>361</sup>. Die Mutter verbrachte i.d.R. viel Zeit mit der Pflege und Aufzucht der Kinder, auch wenn aufgrund der hohen Kinderzahl<sup>362</sup> in der Oberschicht Kinderwärterinnen unerlässlich waren<sup>363</sup>. Auch die Bertheaus werden solche in Anspruch genommen haben, da die Schar von 14 Kindern wohl kaum durch nur eine Person zu betreuen war<sup>364</sup>. Die Erziehung der Kinder oblag offiziell letztlich dem Vater<sup>365</sup>: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Mutter weithin häufig als Amme und damit als emotionaler

---

Aufklärungspädagogik mit ihrer Betonung der Besserung des Charakters in den gebildeten Kreisen durchaus bekannt war. Ein Haupterziehungsziel in bürgerlichen Familien war die Brechung des Eigenwillens des Kindes, welchem die Maximen Geduld und vernünftige Behandlung untergeordnet wurden. Kinder sollten Verhaltensnormen internalisieren, damit sich das Gewissen herausbilden konnte (vgl. SCHLUMBOHM, J., Sozialisation 227).

<sup>357</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Kinderalltag 151f. Nachdem für bürgerliche Familien nicht mehr die Aufrechterhaltung des Haushalts in Mittelpunkt stand, konnten die Kinder in den Mittelpunkt des Interesses rücken.

<sup>358</sup> ORTH-PEINE, H.M., Identitätsbildung 237, stellt fest, dass im Bauerntum, im Bildungsbürger- und Kleinbürgertum die Auswahl der Spielkameraden der Kinder weitgehend dem Zufall überlassen wurde, während sich beim Großbürgertum und beim Adel eine starke Reglementierung des Kontakts der Kinder zu Gleichaltrigen ausmachen lässt.

<sup>359</sup> Die Geburt eines Sohnes wurde i.d.R. mit größerer Begeisterung gefeiert, da Mädchen aufgrund der für ihre Verheiratung erforderlichen Mitgift auch in bürgerlichen Kreisen einen erheblichen Kostenfaktor darstellten (vgl. LEIERSIEDER, B., Weib 213ff).

<sup>360</sup> S. z.B. „Brief an Carl Bertheau, stud.theol. in Halle Mai 1825 bis 1827“.

<sup>361</sup> Die besonders für Hamburg geltende Forderung und die ihr inhärente Betonung der Wichtigkeit diesseitigen Lebens manifestierte nicht zuletzt die Durchsetzungskraft der Aufklärung in Hamburg, die mit derlei Maßnahmen zur Nivellierung des Dualismus dieser (schlechten) und jener (guten) Welt beitrug.

<sup>362</sup> Vgl. FREVERT, U., Frauen-Geschichte 47. Auch die hohe Kinderzahl im gehobenen Bürgertum demonstriert das, was als Hauptaufgabe, als Konstituens der Frau betrachtet wurde: Nicht selten gebar die Frau über Jahrzehnte hinweg Kinder, sodass sie 30 bis 40 Jahre mit der Aufzucht der Kinder beschäftigt war. Als typisches Beispiel darf die Mutter Carolines gelten, die 1806 ihrem ersten Kind und 1828 ihrem letzten Kind das Leben schenkte (vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 31 ff). Sicherte ihr das Gebären vieler Kinder soziale Anerkennung, war es doch ständig mit akuter Lebensgefahr verbunden (fast jede 12. Frau starb an den Folgen der Entbindung).

<sup>363</sup> Vgl. SCHLUMBOHM, J., Sozialisation 224. „Wärterinnen werden [...] in ihrem Umgang mit den Kindern mißtrauisch beaufsichtigt und ständig kontrolliert, damit sie nicht durch eigene abweichende Einflüsse die Erziehungsweise in der Familie stören.“

<sup>364</sup> So wird denn auch für Caroline die Vorstellung normal gewesen sein, während ihrer zahlreichen Aufgaben in den Kaiserswerther Anstalten ihre Kinder der Obhut von Kindermädchen zu überlassen.

<sup>365</sup> Vgl. SCHÜTZE, Y., Mutterliebe 119ff. Der Vater stand an der Spitze der hierarchischen Familienstruktur, doch war nicht allein Autorität das seine Rolle konstituierende Merkmal: Emotionaler Umgang mit den Kindern gehörte ebenso zur Erziehung wie die Förderung ihrer geistigen Fähigkeiten. Zahlreiche Quellen weisen darauf hin, dass die auf den Erzieher reduzierte Funktion des Vaters für Hamburg erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gilt: Zunächst scheint das Verhältnis vielmehr derart gewesen zu sein, dass Väter bereit waren, sich auf kindliche Spiele einzulassen und pädagogische Bemühungen nur am Rand sichtbar werden (vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 363ff).

Bezugspunkt für das Kind betrachtet<sup>366</sup>. Da jedoch die oft als Erziehung verstandene Ausübung der väterlichen Autorität in Hamburg zu dieser Zeit noch nicht der oft mit „Furcht und Ehrfurcht“<sup>367</sup> charakterisierten emotionalen Beziehung der Kinder zum Vater korrespondierte, bestand zwischen den beiden Elternteilen gewisse Gleichberechtigung, die auch Frauen den Freiraum ließ, prägenden Einfluss auf ihre Kinder zu nehmen<sup>368</sup>. Diese Art der Hamburger Gleichberechtigung war auch bei den Bertheaus gegeben: Indem zwischen den Elternteilen (er reformiert, sie Lutheranerin) verabredet war, die Konfession der Kinder vom Geschlecht des erstgeborenen Kindes abhängig zu machen, scheint H.A. Bertheau seinen Frauen von Anfang an fortschrittlich das Recht eingeräumt zu haben, ihren Einfluss auf die Kinder ebenso geltend zu machen wie er<sup>369</sup>. Offiziell allerdings hatte die Mutter keine Entscheidungsbefugnis<sup>370</sup>: Die Art der Erziehung, Ausbildung und Berufswahl wurde offiziell allein vom Vater bestimmt. Der Vater war in bürgerlichen Familien häufig noch nicht so stark von seinen Berufspflichten in Anspruch genommen, so dass er nicht selten regen Anteil am Familienleben, besonders an der Entwicklung der Kinder, nehmen konnte. In Hamburg freilich sah die Situation etwas anders aus, da Männern neben beruflichem Einsatz ehrenamtliches Engagement wichtig war<sup>371</sup>. Folglich wurden Väter häufig vor natürliche Grenzen ihres familiären Engagements gestellt. Dennoch gilt auch für Hamburg, dass großes Interesse der Männer am Privatleben vorhanden war<sup>372</sup>, was auch für den Vater Carolines nicht zuletzt durch viele gemeinsame Familienausflüge bezeugt ist<sup>373</sup>.

---

<sup>366</sup> Quellen weisen darauf hin, dass Frauen darüber hinaus die Funktion von Beschützerinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen und Ratgeberinnen hatten (vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 367). Aus diesem Grund wird geschlossen, dass trotz der offiziellen Direktive die Mutter den entscheidenden Anteil am Erziehungsprozess der Kinder hatte.

<sup>367</sup> Vgl. SCHLUMBOHM, J., Kinderstuben 308f.

<sup>368</sup> Zurückzuführen ist diese Tatsache primär auf Pestalozzi, der aufgrund individueller Erfahrungen die Wichtigkeit der Mutter bei der Aufzucht und Erziehung der Kinder und der Verbesserung der Gesellschaft betonte. Getragen wurde diese Ansicht durch seine Überzeugung von der Wichtigkeit der Integration praktischer und intellektueller Erfahrungen. Weitgehender Einfluss der Mutter auf die Erziehung schien ihm dies zu gewährleisten (vgl. ALLEN A.T., Feminism 19ff). Pestalozzi (1746-1827) betonte primär zwei Aspekte: Einerseits sakralisierte er die Frau in seinen Schriften, indem er sie klassisch als das Bewahrende, das Gute, die Erlöserin begriff. Neu wurde sein Frauenbild dadurch, dass er der Mutter durch ihre Erziehungsmethode, die Kinder individuell anzusprechen, ihren Appell an Moral und Einsicht, ihre Bestrafung durch Liebeszug als sehr fortschrittlich darstellte. Insofern wurde der Mutter eine Vorreiterposition im Modernisierungsprozess zuteil, sollte sie doch das aufklärerische Ideal eines fleißigen geordneten Lebens propagieren und gegen den alten Schlendrian angehen (vgl. SCHMID, P., Weib 334).

<sup>369</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 46.

<sup>370</sup> Vgl. ALLEN, A.T., Feminism 19; FREVERT, U., Frauen-Geschichte 45. Die Mutter konnte weder hinsichtlich ihrer eigenen Person noch hinsichtlich der Kinder autonom weitreichende Entscheidungen treffen. In Preußen galt dies selbst noch für den Tod des Mannes.

<sup>371</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 217f. Wiederum ist auf die relativ optimale Vorbereitung Carolines auf ihre Ehe mit Th. Fließner in ihrem Elternhaus hinzuweisen: Als Hamburgerin wird ihr durchaus der Aufgabenreichtum des Ehemanns und Vaters bewusst gewesen sein, so dass keine Illusionen über persönliche Freiräume der Eheleute bestanden haben dürften.

<sup>372</sup> Davon zeugen nicht zuletzt sog. Entwicklungsberichte über die Kinder, an denen sich selbstverständlich auch die Väter beteiligten, wie sie in Hamburg um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durchaus üblich gewesen zu sein scheinen. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wird die Aufzucht der Kleinkinder exklusiv zur Aufgabe der Mutter. (vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 345ff). Der Vater engagierte sich vom Tag der Geburt an für das Kind und suchte seine Entwicklung auf jede erdenkliche Weise zu fördern. Vergleicht man die Zeugnisse der Vater-Kind Beziehung aus dem frühen 19. Jahrhundert mit solchen aus der Mitte desselben (z.B. BUDDE, G.-F., Bürgerleben 151ff), zeigt sich eine zunehmende Entfremdung zwischen Vater und Kind, die auch Caroline in ihrer Ehe erleben würde. Der Vater wurde immer mehr ausschließlich zum Berufsmenschen, so dass sich das Familienleben nicht selten auf die Mutter-Kind Beziehung reduzierte.

<sup>373</sup> Von diesen berichtet BERTHEAU, P., Großvater 47, aufgrund familieninterner Überlieferungen: „Er war der froheste mit seinen Kindern, ihr bester Freund und Genosse, er ermüdete nie in ihrer liebevollen Führung ins Leben hinein“.

Von hier aus wird auch deutlich, dass im fortschrittlichen Hamburg des beginnenden 19. Jahrhunderts Vater und Mutter – nicht zuletzt aufgrund der vergleichsweise guten Bildung der Frauen – gleichermaßen das emotionale Wohl des Kindes zu fördern suchten und in Hamburg nicht von einer strikt dichotomischen Aufgabenteilung der Eltern bei der Erziehung auszugehen ist: Der beiderseitigen seelisch-moralischen Unterweisung<sup>374</sup> der Kinder entsprach die Aufgabenteilung bei der geistig-intellektuellen Unterweisung, bei der die Eheleute jeweils das ihnen Bekannte an die Kinder weiterzugeben suchten<sup>375</sup>. Dichotomisch war die Erziehung der Kinder eher insofern, als Frauen sich stärker bei der sehr praxisorientierten<sup>376</sup> Erziehung der Töchter engagierten, um ihre für ihr Eheleben unerlässlichen „natürlichen“ Charaktereigenschaften, v.a. Nachgiebigkeit, Biagsamkeit und „Gefühl“ zu fördern<sup>377</sup>, und sie für ihr Leben als Hausfrau und Mutter nützliche Fähigkeiten in der Haushaltsführung lehrten, Männer hingegen den Söhnen Fähigkeiten, die sie im Berufsleben brauchen würden weiterzugeben suchten<sup>378</sup>. Die starke Orientierung der Erziehung der Mädchen auf den häuslichen Bereich<sup>379</sup> und damit, aufgrund des für sie immer gleichen Personenensembles und der gleichen Gegenstände Geschlossenheit der sozialen Welt, der Mangel an über häusliche Belange hinausgehenden Bildung und dadurch einseitige Sozialisation führte besonders für solche junge Frauen zu Problemen, die keine Partnerschaft eingehen sollten und für die aufgrund ihrer mangelhaften Kenntnisse keine andere Möglichkeit blieb, als in der Haushaltsführung bei Verwandten oder Freunden mitzuwirken. Durch das Verwiesensein auf den privaten Bereich entstand nun in der Tat genug Nährboden, Mädchen die ihnen zugesprochene verstandesmäßige (Unter)Entwicklung zu beweisen, war es doch nahezu unmöglich, dass sich im häuslichen Bereich Kombinationsvermögen sowie logisches und abstraktes Denken entwickeln konnten<sup>380</sup>. So schien es denn gerechtfertigt zu sein, von einer natürlichen Schlichtheit des weiblichen Geistes auszugehen; die Bedingtheit desselben durch geschlechtsspezifische Sozialisation wurde nur selten erkannt<sup>381</sup>. Der Fixierung auf den häuslichen Bereich, die sich dem Verständnis der radikalen Geschlechterverschiedenheit, der Auffassung der Unterordnung des weiblichen Geistes unter den männlichen verdankte, entsprach eine rigorose Überwachung der Mädchen im Haus, während Jungen sich in ihrer Kindheit relativ weitgehender Freiheiten erfreuten<sup>382</sup>. Zweckerationale Sozialisation, getragen von der Auffassung der Bestimmung der Frau zur Gattin, Hausfrau und Mutter konnte im schlimmsten Fall zum Vergessen des Kindes über der

---

<sup>374</sup> Vgl. SCHLUMBOHM, J., Kinderstuben 314. Solche wurde u.a. durch Abschottung der Kinder vom Straßenleben sowie durch Unterwerfung derselben unter ständige Aufsicht zu erreichen gesucht.

<sup>375</sup> Dies stellt nach allgemeiner pädagogischer Auffassung häufig eine Kompetenzüberschreitung der Mutter dar, der nach Vollendung des siebten Lebensjahres des Kindes nur noch die Aufgabe oblag, Mädchen in Hausarbeiten einzuführen (Vgl. WILD, R., Vernunft 207. 218).

<sup>376</sup> Vgl. LEIERSEDER, B., Weib 220. Galt der weibliche Verstand primär auf Praktisches, Anschauliches gerichtet und suchte man dies nach Kräften zu fördern, wurden Jungen analytische Schärfe und kritische Neugierde abverlangt.

<sup>377</sup> Vgl. LEIERSEDER, B., Weib 216f. Der Förderung des „weiblichen Gefühls“, Tugenden wie Sanftmut, Heiterkeit, Geduld, wahre Sittlichkeit, Keuschheit, Bescheidenheit und Demut auf der einen Seite entsprach die Milderung des „kalten Verstandes“ bei der Sozialisation von Mädchen.

<sup>378</sup> Vgl. JAACKS, G., Fröhlich 66.

<sup>379</sup> Vgl. KÖBLER, G., Mädchenkindheiten 69f. Die ausschließliche Fixierung auf den häuslichen Bereich wurde von vielen Mädchen als Sinnlosigkeit, Unterforderung und Einengung erfahren.

<sup>380</sup> HAUSEN, K., Dissoziation 386f, macht darauf aufmerksam, dass aufgrund der seit dem 16. Jahrhundert auf die Männer konzentrierten Bildungsbemühungen im Bürgertum hinsichtlich der Rationalität tatsächlich nachweisbare intellektuelle Unterschiede, v.a., was das logische Denken anging, zwischen Mann und Frau generiert worden waren. Die im Verlauf des 19. Jahrhunderts verifizierbare These von den Geschlechtsunterschieden ist in den immer deutlicher ausgeprägten Unterschieden der häuslichen und außerhäuslichen Arbeit zu suchen.

<sup>381</sup> Vgl. LEIERSEDER, B., Weib 225.

<sup>382</sup> Vgl. BUDDER, G.-F., Bürgerleben 196ff.

künftigen Frau<sup>383</sup> führen. Schärfsten Kontrollen und ernststen Warnungen war auch die weibliche Sexualität unterworfen, die idealerweise primär durch Jungfräulichkeit, Scham und Moral bestimmt sein sollte und ganz in den Dienst späterer Mutterschaft gestellt war<sup>384</sup>. Das Plädoyer Rousseaus für gegenwartsbezogene, kindgerechte Erziehung, dem man durchaus gerecht zu werden suchte, wurde besonders bei der Mädchenerziehung missachtet, die exklusiv auf eine Zukunft als Gattin, Hausfrau und Mutter gerichtet war<sup>385</sup>.

Hamburger *Geselligkeit* manifestierte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einem dichten Netz von sozialen Beziehungen, deren Hauptachse das Ehepaar war und das grundlegend für das Sozialverhalten der Hamburger war: Das Leben in Hamburg spielte sich gleichsam in konzentrischen Kreisen ab, in welchen das Familienleben durch intensive Kontakte zur Verwandtschaft und einen großen Bekanntenkreis ergänzt wurde. Speziell in Hamburg bildete sich darüber hinaus bereits im 18. Jahrhundert in der Oberschicht eine spezifische Form der Freizeitgesellschaft aus: Zur abendlichen Stunde standen Freunden die eigenen Häuser offen und man widmete sich in geselliger Runde ohne Einladung verschiedenen Freizeitaktivitäten wie etwa dem Spiel, Musik, Tanz oder dem Lesen<sup>386</sup>. Auch Geburtstagsfeiern und das Weihnachtsfest wurden im Kreis von Freunden und Bekannten gefeiert<sup>387</sup>. Schließlich ließ die Organisation in Vereinen völlig neue Sozialbeziehungen<sup>388</sup> entstehen<sup>389</sup>. So entstanden in Hamburg bereits Ende des 18. Jahrhunderts diverse Vereine<sup>390</sup>. Sozial und regional getrennte gesellschaftliche Gruppen konnten sich auf diese Weise kennen lernen und verbinden<sup>391</sup>. Charakteristisches Merkmal des Vereinswesens war die Selbstverwaltung, die die Autonomie des Einzelnen förderte<sup>392</sup>. Wenn zutrifft, was Nipperdey als Hauptgrund für die Entstehung des Vereinswesens postuliert, nämlich Kompensation für mangelndes politisches und

---

<sup>383</sup> Vgl. BLOCHMANN, E., Gelehrsamkeit 122.

<sup>384</sup> Verantwortlich für die Festschreibung derartiger Eigenschaften war einmal mehr die Polarisierung der Geschlechter: Dem triebhaften, sexuell leicht entzündbaren Mann wurde idealisiert die unschuldige, unverdorbenere, reine Frau gegenübergestellt, die Sexualität – freilich nur in der Ehe – aus dem Gefühl der Liebe vom Mann um dessen Befriedigung Willen an sich vollziehen ließ (vgl. LEIERSEDER, B., Weib 244ff; KNIBIEHLER, Y., Leib 387ff).

<sup>385</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 77.

<sup>386</sup> Vgl. BECHER, U.A.J., Geschichte 158f; EVANS, R.J., Family 129. Die Hamburger Oberschicht wurde durch eine Vielzahl informeller sozialer Institutionen wie etwa Abendgesellschaften zusammengehalten. Der starken Geschäftsorientierung und Professionalität des Hamburgers entsprach, dass derartige Geselligkeitsformen häufig durch die Hoffnung auf Knüpfung und Festigung geschäftlicher Interessen motiviert waren.

<sup>387</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 377f.

<sup>388</sup> Vgl. FREVERT, U., Tatenarm 272ff. Die Entstehung von Vereinen war von enormer Wichtigkeit für das Zusammenwachsen des Wirtschafts- mit dem Bildungsbürgertum zu der einheitlichen Gruppe des Bürgertums.

<sup>389</sup> Die Organisation in Vereinen wird seit der grundlegenden Untersuchung von NIPPERDEY, TH., Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, als konstituierendes Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert betrachtet. Im Wesentlichen lassen sich als Aufgabenfelder der Vereine die soziale Fürsorge, die Gewerbeförderung sowie der künstlerisch-wissenschaftliche Bereich ausmachen. Da sich an keiner Stelle ein Hinweis darauf findet, ob die Familie Bertheau durch Organisation in Vereinen am gesellschaftlichen Leben teilnahm, kann lediglich spekuliert werden, ob Caroline außer dem von Amalie Sieveking gegründeten *Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege* noch andere Vereine kennen lernte.

<sup>390</sup> Vgl. KLESSMANN, E., Geschichte 352ff. Führend war die Patriotische Gesellschaft, daneben traten verschiedene Geselligkeitsvereine, zu denen nur Männer Zutritt hatten. Des Weiteren zählte zu den Hamburger Vereinen der liberalen Tradition entsprechend eine Freimaurerloge.

<sup>391</sup> Ideales Beispiel für das Vereinswesen in Hamburg ist die Hamburg-Altonaische Bibelgesellschaft, die einerseits die Zusammenarbeit von Erweckten und Rationalisten ermöglichte, andererseits ihre Mitglieder aus Hamburg und Altona zu gemeinsamer Arbeit verband (vgl. HARMS, H., Hamburg 88).

<sup>392</sup> Die Fähigkeit zur Übernahme von Verantwortung dürfte Caroline bereits in ihrer Jugend kennen gelernt und erworben haben: Einerseits durch die Hamburger auf Mit- und Selbstbestimmung hin angelegte Verfassung, andererseits durch die auf Partizipation hin angelegte Organisation in Vereinen. Schließlich wird freie Selbstbestimmung als zentrales Charakteristikum des Wirtschaftsbürgertums betrachtet (vgl. RÜSCHEMEYER, D., Bourgeoisie 102).

ökonomisches Leben durch Zufluchtnahme in kontemplativem Leben, in der Pflege der Kultur und Bildung<sup>393</sup>, dürfte das Vereinswesen in Hamburg schwächer ausgeprägt gewesen sein, als dies in anderen deutschen Städten der Fall war. Dagegen spricht jedoch die große Vielzahl von Vereinen<sup>394</sup>. Das extensive gesellschaftliche Leben in Hamburg führte nicht zuletzt dazu, dass auch Frauen am öffentlichen Leben teilhatten und nicht exklusiv auf den häuslichen Bereich verwiesen waren<sup>395</sup>. Während der Befreiungskriege wurde die der Organisation in Vereinen inhärente emanzipierende Funktion eines solchen Zusammenschlusses von Frauen aktiv genutzt: Frauen organisierten sich, um auf die nationale Notlage reagieren zu können und moralische und praktische Hilfestellung zu leisten<sup>396</sup>.

#### 4. Mädchenbildung

Erst 1870, mehr als ein halbes Jahrhundert später als der an dieser Stelle interessierende Zeitraum, nahm Hamburg als letzter deutscher Staat das Erziehungs- und Bildungswesen in staatliche Regie<sup>397</sup>. Was die Knabenerziehung anging, bildete Hamburg eine Ausnahme, sofern sie in deutschen Territorien bereits früher verbindlich festgelegt worden war<sup>398</sup>, nachdem man erkannt hatte, dass der ökonomische und soziale Wandel, die Ausgliederung der Produktion und der mit ihr befassten Personen sowie die rasche technische Entwicklung öffentliche Betreuung der Institutionen von Erziehung und Bildung erforderte, da die Knaben die Rolle der Erwachsenen nicht mehr wie früher im Haus einüben konnten<sup>399</sup>. Dagegen war die Idee einer staatlichen Schulbildung bürgerlicher Mädchen auf entschiedene öffentliche Ablehnung gestoßen<sup>400</sup>, da die Zweckmäßigkeit weiblicher außerhäuslicher Bildung radikal angezweifelt wurde<sup>401</sup>. Wurden doch die geistigen Fähigkeiten der Frau als für den häuslichen Bereich prädestiniert betrachtet und befand sich doch das zukünftige Tätigkeitsfeld in eben diesem Rahmen<sup>402</sup>.

Nur vereinzelt begann jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Diskussion um Verbesserung der Mädchenbildung, die unterschiedlichste Ursachen hatte, so dass in den

---

<sup>393</sup> Vgl. NIPPERDEY, TH., Geschichte 269f.

<sup>394</sup> Zu den Hamburger Vereinen vgl. FREUDENTHAL, H., Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit, Hamburg 1968. Das Engagement in Gesellschaften und Vereinen wird heute gerade als ein Charakteristikum des Hamburgers betrachtet.

<sup>395</sup> TREPP, A.-CH., Männlichkeit 396, vertritt die Auffassung, dass diese neu anmutende Erkenntnis der Tatsache zu verdanken ist, dass bisher Institutionen bürgerlicher Öffentlichkeit erforscht wurden, in denen weibliches Engagement bei Weitem nicht so sichtbar wird wie in halb-privater und privat verorteter Soziabilität.

<sup>396</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Charity 8.

<sup>397</sup> Die allgemeine Schulpflicht war zum ersten Mal 1788 im Zusammenhang mit der Errichtung der Allgemeinen Armenanstalt thematisiert worden (vgl. KLEINAU, E., Bildung 44), wurde jedoch nur für nichtbürgerliche Schichten ausgestaltet, indem die Schulpflicht in den Dienst der Armutsprävention gestellt wurde und Bildung zur Hilfe zur autonomen Lebensführung werden sollte. Der Gedanke der Funktionalität der Bildung wurde mit dem der Humanität verbunden, da die verbesserte Allgemeinbildung den Menschen einerseits zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft machen und andererseits auch dem Individuum selbst nützen sollte. Allerdings gilt für die Bildung der Hamburger Unterschichten wie für die in anderen Städten, dass solche Ideale häufig ausschließlich zweckrationaler Erziehung, nämlich zur Erwerbsfähigkeit, geopfert wurden. In Preußen und den angegliederten Provinzen war die Schulpflicht 1825 eingeführt worden.

<sup>398</sup> Vgl. TENORTH, H.-E., Geschichte 119. Die Bildungspolitik war in allen deutschen Staaten eingebunden in den Prozess defensiver Modernisierung, der 1806 ins Rollen gekommen und 1815 noch nirgends abgeschlossen war.

<sup>399</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 90.

<sup>400</sup> Die gegenläufige Entwicklung führte dazu, dass sich die traditionellen Abstände zwischen den Positionen von Mann und Frau vergrößerten.

<sup>401</sup> Vgl. PANKE-KOCHINKE, B., Professorenfamilien 140. Damit wurde das schon 1698 von A.H. Francke vorgestellte Erziehungskonzept außer Acht gelassen, in dem die Kombination von häuslicher mit außerhäuslicher Erziehung befürwortet wurde.

<sup>402</sup> Insofern musste sich die Erziehung höherer Töchter von der Mädchenerziehung niederer Klassen unterscheiden, weil letztere finanziell nicht in der Lage waren, sich ausschließlich ihrer „weiblichen Bestimmung“ zu widmen (vgl. TORNIEPORTH, G. Frauenbildung 41f).

meisten deutschen Territorien erst 1870 auch die Mädchenerziehung staatlich normiert wurde<sup>403</sup>: Einerseits wurde versucht, den Bildungspostulaten der Aufklärung universelle Geltung zu verschaffen, andere Stimmen trugen der Tatsache Rechnung, dass mit dem Erstarken des Bürgertums die Frau verstärkt Erziehungsarbeit auch bei Söhnen zu leisten hatte und damit nicht illiterat bleiben konnte. Schließlich hoffte man, durch Mädchenbildung zur Verbesserung der zeitgenössischen Lebensverhältnisse beitragen zu können<sup>404</sup>. Die Einrichtung außerhäuslicher Mädchenschulen verdankt sich dennoch primär nur der Tatsache, dass man den gewachsenen gesellschaftlichen Aufgaben der Frau Rechnung tragen musste<sup>405</sup>. Man musste eingestehen, dass die Bildung des weiblichen Geschlechts vernachlässigt worden war, doch wurde diese Erkenntnis der Sorge um die Stabilität der Familie untergeordnet, i.e. weibliche Bildung auf Stabilisierung der Familie angelegt<sup>406</sup>. Damit stand die Mädchenerziehung auf einer völlig neuen Entwicklungslinie, während die Knabenerziehung von diesen Überlegungen unberührt blieb: Die einmal eingeschlagene Richtung, die auf Verbreiterung und Vertiefung des Wissens zielte, wurde bei Letzteren weiterverfolgt.

---

<sup>403</sup> Vgl. JACOBI, J., *Erwerbsfleiß* 267. Die Erziehung der Söhne und Töchter nichtbürgerlicher Schichten sowie das höhere Knabenschulwesen unterlag hier bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts staatlicher Regulierung. Forderungen nach Normierung der Mädchenbildung wurden in Preußen nur – wenn überhaupt – laut, um eine Unterwanderung der bürgerlich-männlich dominierten Gesellschaft durch Erziehungsmethoden alternativer privater Erziehungseinrichtungen zu vermeiden (vgl. KRAUL, M., *Normierung* 222f).

<sup>404</sup> Vgl. MAYER, CHR., *Anfänge* 375ff. Getragen wurde diese Hoffnung von der Überzeugung, dem Menschen durch bestmögliche Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte zu größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit zu verhelfen.

<sup>405</sup> Vgl. TORNIEPORTH, G., *Frauenbildung* 45. Auch Frauen hatte sich ja um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein bescheidener Teil des öffentlichen Lebens geöffnet, für das sprachliche Fertigkeiten und gute Umgangsformen gleichermaßen unabdingbar waren.

<sup>406</sup> Vgl. BLOCHMANN, E., *Gelehrsamkeit* 13; MEINERS, K., *Weg* 34ff; SCHMID, P., *Weib* 329. Den Impetus für die Diskussion über Mädchenerziehung hatte Rousseaus pädagogischer Roman *Emile* (1762) gegeben. Rousseau plädierte dafür, die Erziehung der Frau – getragen von der Überzeugung der natürlichen Andersartigkeit der Frau bei gleicher verstandesmäßigen Ausstattung von Mann und Frau – von Anfang an zweckrational auf ihre weibliche Bestimmung auszurichten (i.e. „natürlich“ zu erziehen), die er in der Unterwerfung der Frau unter den männlichen Willen und in ihrem Bestreben, dem Mann zu gefallen, erblickte. Insofern begriff er Frau-Sein als Dasein für andere und gilt als erster Vertreter der Polarität der Geschlechter. Allerdings vertrat er die Auffassung, dass sich das Leben von Mann und Frau nur in der auf Gleichwertigkeit gegründeten Ergänzung erfüllen könne, was v.a. das Zugeständnis innerster Selbständigkeit der Frau erforderte. Dennoch forderte Rousseau, Frauen von Vernunftkenntnis fernzuhalten, da Vernunft mit Zweckrationalität einhergehend zur kalkulierenden Vernunft werde und damit letztlich zur Zerstörung der der Frau eigenen natürlichen Moral und Mitmenschlichkeit führe, die die Stärke und in gewissem Sinne die Überlegenheit der Frau ausmache: Rousseau war der Überzeugung, dass die Macht der Frau darin bestehe, den Mann den Stärkeren sein zu lassen. Die Ursache dieser Macht liege in der Schönheit, der List, dem Charme – folglich der Erotik – der Frauen, die er durch Erziehung zu kultivieren suchte. Mit diesen versteckten, durch Erziehung geförderten Waffen sollte die Frau heimliche Macht über den Mann gewinnen, der sie in die Lage versetzen sollte, letztlich Macht effektiver auszuüben als die Männer. In diesem Sinn verlangte Rousseau, den gesamtgesellschaftlich unaufhaltsamen Prozess des Fortschritts geschlechtsspezifisch-individuell aufzuhalten, wohl geleitet durch die Angst vor der revolutionierenden Kraft umfassender Bildung auch für Frauen. Deutsche sich mit Fragen der Mädchenbildung beschäftigende Schriftsteller ignorierten aufgrund der Akzeptanz Rousseaus der Geschlechterpolarität den implizierten universalistischen Bildungsanspruch für Frauen (so v.a. J.H. Campe). Die Bestimmung der Frau wurde nicht im Rousseauschen Sinn im „*plaire à l’homme*“, der Erotisierung der Frau, sondern im bürgerlichen Sinn der Hausfrau, Gattin und Mutter gesehen (vgl. ADLER, D., *Wurzel* 148ff), die nur die Ausbildung häuslicher Fertigkeiten erforderlich machte. Campe war es auch, der öffentlich die Auffassung vertrat, dass Gelehrsamkeit für Frauen nicht nur unnötig, sondern auch höchst schädlich sei (vgl. zu dieser Auffassung ausführlich WECKEL, U., *Fieberfrost* 360ff). Begründet wurde das Frauenbild mit der schwächeren körperlichen Konstitution der Frau. Mit dem epochalen Erziehungsroman Rousseaus wurden Ansätze zu umfassender Mädchenbildung mit Betonung der Verstandesbildung, wie sie etwa PANKE-KOCHINKE, B., *Professorenfamilien* 173ff, für Göttingen herausgearbeitet hat, zunichte gemacht.

Im frühen 19. Jahrhundert entstand im Protestantismus<sup>407</sup> infolge des neuen Bildungsstrebens und im Rahmen der Herausbildung der neuzeitlichen Geschlechteranthropologie die Idee einer – über die Elementarbildung hinausgehenden höheren – spezifisch weiblichen (harmonischen) Bildung<sup>408</sup>. Die „Natur“ der Frau entschied darüber, dass Frauen nicht dem allgemein-menschlichen Ideal der Aufklärung entsprechen konnten: Mädchenbildung konnte lediglich zur größtmöglichen Förderung der weiblichen Eigenschaften und Fähigkeiten konzipiert werden<sup>409</sup>. Somit wurde die postulierte Polarität der Geschlechter verstärkt und zu einem Faktum gemacht: Unterschiede bei der gesellschaftlichen Situation von Mann und Frau wurden, ungeachtet der gesellschaftlichen Gegebenheiten, als natürlich, unveränderbar und gottgewollt dargestellt<sup>410</sup>. Die Institutionalisierung weiblicher höherer Bildung erschien eigentlich als überflüssig, konnten sich doch die Züge eines Frauenbildes, in dessen Mittelpunkt passives Empfangen und Umsorgen der Familie standen, in der Familie in Perfektion realisieren. Lediglich die weiblichen Aufgaben der Kulturtradierung und des Repräsentierens machten eine allgemeine Bildung für Frauen notwendig. Die Forderung eines Theodor Gottlieb von Hippel 1792 sowie einer Mary Wollstonecraft mit ihrer Betonung der Wesensgleichheit von Mann und Frau, Mädchen an derselben Erziehung wie Knaben teilhaben zu lassen, war auf taube Ohren gestoßen<sup>411</sup>.

Insofern waren die Forderungen nach der Verbesserung der Mädchenbildung ausschließlich zweckgerichtet, da es um eine optimale Vorbereitung auf die Erfüllung der gesellschaftlichen Aufgaben<sup>412</sup>, der häuslichen und mütterlichen Pflichten sowie um die Herausbildung einer edlen Persönlichkeit ging: Der Vorstoß in außerhäusliche Berufstätigkeit wurde i.d.R. nicht angestrebt<sup>413</sup>, vielmehr bemühte man sich um eine allgemeine Geistesbildung, die die Frau in die Lage versetzen sollte, in ihrer sozialen Funktionen als Gattin den Interessen des Gatten mit Verständnis und „Wärme des Gefühls“ zu begegnen, als Hausfrau einem Haushalt

---

<sup>407</sup> Auf den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus hat ALBISETTI, J.C., *Schooling* 9ff, überzeugend hingewiesen: Es finden sich im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert kaum Hinweise auf eine Veränderung der Mädchenbildung im Katholizismus.

<sup>408</sup> An dieser Stelle kann es nur um die Praxis der Mädchenbildung im 19. Jahrhundert gehen; zu Ansätzen pädagogischer Theoriebildung zur Konstituierung der bürgerlichen Ideologie vom Wesen der Frau vgl. SIMMEL, M., *Erziehung* 36-97.

<sup>409</sup> Vgl. PANKE-KOCHINKE, B., *Professorenfamilien* 165.

<sup>410</sup> Vgl. hierzu den epochalen Aufsatz von HAUSEN, K., *Dissoziation*, in dem überzeugend dafür argumentiert wird, dass die Polarisierung der Geschlechtsrollen ein Phänomen des beginnenden 19. Jahrhunderts war. Im Gegensatz zu früheren Generationen wurden Frauen ab diesem Zeitpunkt ausschließlich durch die Familie definiert. Auch war neu, dass in dieser Zeit die Grenzen der Frau durch Naturgesetz, Geschichte und Moral bestimmt wurden. Dieses Konzept wurde in den Dienst der Konsolidierung männlicher Autorität gestellt.

<sup>411</sup> Vgl. KRAUL, M., *Normierung* 220; MEINERS, K., *Weg* 58ff; HONEGGER, C., *Ordnung* 79ff; ALLEN, A.T., *Feminism* 31. Die Forderung nach politischer Gleichstellung von Mann und Frau hätte in v. Hippels Konzept die Angleichung der Bildung nach sich gezogen: So postulierte er öffentlich Koedukation bis zur Pubertät. Sie basierte auf der Ausdehnung der Freiheitspostulate von Kant und nicht auf der Leugnung substantieller Differenzen zwischen Mann und Frau. Mary Wollstonecraft betonte die Notwendigkeit einer Verstand und Körper stärkenden Erziehung und hielt Vervollkommnung der weiblichen Vernunftfähigkeit für das oberste Ziel der Menschenwürde. Die Anerkennung allein der physischen Überlegenheit und Leugnung der geistig-seelischen Überlegenheit sowie die Konsequenz der Erkenntnis, Mädchen dieselbe Bildung wie Knaben zuteil werden zu lassen, führte zur Empörung ihrer Zeitgenossen, schloss jedoch nicht die Betonung der Mutterschaft als zentrales Erziehungsziel bei Mädchen aus.

<sup>412</sup> Die Fähigkeit, die gesellschaftlichen Anforderungen vollkommen zu erfüllen, galt als Legitimation der Frau, sofern Vollkommenheit mit Brauchbarkeit gleichgesetzt wurde (vgl. HOPFNER, J., *Mädchenerziehung* 41f).

<sup>413</sup> Vielmehr suchte man solchen Tendenzen vorzubeugen, indem man von Männern organisierte Bildungsanstalten für Mädchen nach dem Ideal einer großen Familie organisierte: Man fürchtete, das Glück junger Frauen zu gefährden, sobald man ihnen gestattete, aus dem Familienleben herauszutreten (vgl. KLEINAU, E., *Versuch* 71). Die einzig attraktive außerhäusliche Berufstätigkeit für Frauen war die, Gouvernante oder Lehrerin zu werden. Dies setzt jedoch eine über die an Höheren Mädchenschulen vermittelten Kenntnisse hinausgehende Bildung voraus, wie z.B. Kenntnisse in Französisch, Geschichte, Geographie und Musik. Erzieherische Berufe konnten folglich nicht spontan von Frauen ergriffen werden, sondern setzten Befähigung, Vorbereitung und Planung voraus.

angemessen vorzustehen und als Mutter durch positive Einflussnahme auf die Jugend staatsunterstützend<sup>414</sup> zu wirken<sup>415</sup>. Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandstreue sollten handlungsleitend werden. Stand das Handeln in Einklang mit den Idealen, rechnete man damit, dass sich bei der Frau Zufriedenheit und Ausgeglichenheit einstellten, was einmal mehr positive Auswirkungen auf den privaten Bereich haben und die Entfaltung der idealen durch Emotionalität geprägten Weiblichkeit zur Vollkommenheit führen sollte – eine Hoffnung, die bei Amalie Sieveking radikal enttäuscht wurde und dazu führte, dass sie den ihr anvertrauten Schülerinnen einen Unterricht völlig anderer Qualität angeheißen ließ<sup>416</sup>.

Die Argumentation mit auf göttlicher Weltordnung beruhenden verschiedenen Aufgaben von Mann und Frau und das Bemühen um Herausarbeitung des Naturzwecks der Geschlechter<sup>417</sup> zu oben genannten Aufgaben erstickte vielfach kritische Auseinandersetzung mit diesem Konzept im Keim<sup>418</sup>. Die Betonung der Polarität der Geschlechter, der in der Romantik entstandenen Vorstellung der entgegengesetzten, sich bedingenden und nach Wiedervereinigung strebenden Aufgaben von Männern und Frauen, die Auffassung der Unterordnung des weiblichen Verstandes unter den männlichen und das anthropologische Bild der Frau als „schönes und schwaches Geschlecht“<sup>419</sup> verlangte nach grundlegend verschiedener, auf die jeweiligen Rollen vorbereitende Erziehung<sup>420</sup>, was besonders in der sozialisierenden Funktion des Spielzeugs, das Mädchen auf Häuslichkeit und Mutterschaft vorbereiten sollte, deutlich wurde<sup>421</sup>. Der emotionale Geschlechtscharakter der Frau war also definiert als Gegensatz zu dem rationalen des Mannes. Diese als Tatsache empfundene Einstellung suchte man durch Sozialisation und planvolle Erziehung zu fördern. Mädchenerziehung – so bescheiden sie auch war – diente folglich in erster Linie der Affirmation der Polarität der Geschlechter.

Bis 1870 hatte in Hamburg eine Vielzahl privater und kirchlicher Einrichtungen die Erziehungsaufgaben wahrgenommen<sup>422</sup>, und dementsprechend war es in bürgerlichen Familien völlig in das Belieben der Eltern gestellt, welche Erziehung man dem Nachwuchs angeheißen lassen wollte<sup>423</sup>. Dennoch war bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Quote

---

<sup>414</sup> Vgl. KRAUL, M., Normierung 223. Insofern versteckte sich hinter der Erziehung zur Mütterlichkeit die gezielte Förderung von Patriotismus.

<sup>415</sup> Zu theoretischen Mädchenbildungsentwürfen, die auf die dreifache Bestimmung des Weibes ausgerichtet waren, vgl. MEINERS, K., Weg 42ff.

<sup>416</sup> Nicht zuletzt auch darum, weil sie als unverheiratete Frau nicht fürchten musste, durch Verbildung ihre Bestimmung zu verfehlen, i.e. ihre weiblichen familiären Pflichten auf Kosten der Familie nicht mehr erfüllen zu können (vgl. ALBISETTI, J.C., Schooling 10ff).

<sup>417</sup> Vgl. HAUSEN, K., Dissoziation 373.

<sup>418</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 111: „Der Gedanke an die Unterworfenheit unter die göttliche Ordnung und die Anerkennung höherer ethisch-moralischer Prinzipien dient als Schild gegen die Überheblichkeit des menschlichen Geistes.“

<sup>419</sup> So betonten im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Wissenschaftler anstelle der Gleichheit die Komplementarität der Geschlechter: Immanuel Kant, Wilhelm von Humboldt, Johann Gottlieb Fichte und viele andere beschrieben Frauen als Männern diametral entgegengesetzt (vgl. ALBISETTI, J.C., Schooling 4ff).

<sup>420</sup> Vgl. SIMMEL, M., Erziehung 26. Damit vollzog sich im frühen 19. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen ein grundlegender Wandel in der Anschauung des Kindes: Es wird als körperlich und seelisch unvollkommen und insofern als erzieherische Aufgabe betrachtet.

<sup>421</sup> Vgl. BUDDÉ, G.-F., Bürgerleben 223f. Die Puppe galt als Hauptinstrument, mütterliche Gefühle in Mädchen hervorzurufen und war häufig ein Schritt, um auf die Aufsicht über jüngere Geschwister vorzubereiten. Puppenhäuser hatten die Aufgabe, die Mädchen in schichtenspezifisches Sozialisationsmilieu einzuführen.

<sup>422</sup> Vgl. KLEINAU, E., Bildung 43ff. Die Aufsichtsfunktion über das gesamte Schulwesen lag in Hamburg bis 1870 in den Händen der Kirche.

<sup>423</sup> Wie stark die Eltern auf individueller und den eigenen Interessen entsprechender Erziehung bestanden, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass Lehrer häufig mehr oder minder starken Kontrollen durch Väter unterworfen waren, da diese bestimmte Erziehungsstile realisiert sehen wollten (vgl. SCHLUMBOHM, J., Sozialisation 224). Ein trauriger Teilaspekt der der Intensität nach völlig ins Belieben der Eltern gestellten Mädchenerziehung war nicht zuletzt das Scheitern der „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ in Hamburg“, deren Aufgabe in einer Erweiterung der humanen Bildung bestehen und darüber hinaus auf spezifisch weibliche Berufe im

des Schulbesuchs von Mädchen mit 87, 5% in den norddeutschen Territorien außerordentlich hoch, deren Alphabetisierungsquote mit 98, 5% noch besser<sup>424</sup>. Grund für diese Entwicklung dürfte das Bewusstsein vieler Eltern gewesen sein, dass das Haus, seitdem es nicht mehr privater und öffentlicher Lebensraum zugleich war, nicht mehr ausreichend war, um die Erziehungsfunktion ausschließlich auszuüben<sup>425</sup>. In norddeutschen Kaufmannskreisen war die Bereitschaft zu (finanziellen) Aufwendungen für eine höhere Bildung der Ehefrauen und Töchter ohnehin wichtig und gegeben, sofern sie für den geschäftlichen Verkehr mit Kunden unabdingbar war<sup>426</sup>.

Aufgrund der fehlenden institutionellen Einheit der Bildungsanstalten<sup>427</sup>, die häufig privater wie kirchlicher Trägerschaft unterstanden, und des noch nicht obligatorischen Schulbesuchs in Hamburg sind die Ausbildungsgänge zu Beginn des 19. Jahrhunderts recht unübersichtlich<sup>428</sup>. Erst mit dem Entstehen des engen Zusammenhangs von Staat und Schule 1874 verbessert sich die amtliche Quellenlage. Das Engagement für Mädchenbildung bot in diesem Rahmen die Möglichkeit, durch Eigeninitiative das Bewusstsein der Notwendigkeit institutionell gesicherter Bildung außerhalb der Familie zu wecken<sup>429</sup>. Nahezu alle Hamburger Bürgerkinder wurden bereits vor Eintritt in Elementar- oder Bürgerschulen regelmäßig von Familienangehörigen oder Privatlehrern unterwiesen<sup>430</sup>, um sie schon früh auf das Arbeits- und Gesellschaftsleben vorzubereiten. Folglich erhielten Mädchen häufig eine gemeinsame Grundausbildung in Lesen und Schreiben mit ihren Brüdern. Caroline scheint indes bereits vor ihrer Erziehung bei Amalie Sieveking eine Schule besucht zu haben<sup>431</sup>. Während Söhne unter enormem Druck standen, gute Leistungen zu erbringen, da ihre Bildung sowohl zunächst im Haus als auch später in höheren Schulen als Selektionsprozess und zur Ausbildung für qualifizierte staatliche und wirtschaftliche Positionen begriffen wurde, verfolgte man die Ausbildung der Töchter entspannter. Schließlich ging es doch bei ihnen nur darum, ihnen eine solide Grundlage für ihre späteren Aufgaben als Hausfrau und Mutter im bürgerlichen Milieu zu schaffen. Darüber hinaus war man darauf bedacht, Mädchen den im

---

erzieherischen Bereich vorbereiten sollte. Bei dem Versuch hatte man auf gemeinsame Vorkenntnisse der Mädchen gesetzt, eine Vorstellung, die jeder Grundlage entbehrte (vgl. KLEINAU, E., Versuch 70f). Generell ging man von der Auffassung aus, dass Mädchenbildung nach Ständen abgestuft sein sollte: Alle Mädchen sollten haushalterische Kenntnisse, Stricken und Nähen lernen, für die Töchter mittlerer Stände erschien eine Erweiterung um primitive geisteswissenschaftliche Grundkenntnisse legitim, während sich die Töchter der höheren Stände noch dem Studium fremder Sprachen sowie ihrem Stand entsprechender Umgangsformen widmen sollten (vgl. MAYER, CHR., Anfänge 379).

<sup>424</sup> Vgl. HOOCK-DEMARLE, M.-C., Lesen 167.

<sup>425</sup> Vgl. MARSCHE, G., Leitbilder 52.

<sup>426</sup> Vgl. KÜPPERS, E., Mädchenschulen 187. Dies schloss das Beherrschen der französischen Sprache, das über bloßes Parlieren hinausging und die Aneignung buchhalterischer Kenntnisse ein. Dasselbe galt für weitsichtige Familien, die in ihre Überlegungen die Möglichkeit des Nichtheiratens der Töchter und Erwerb des Lebensunterhalts als Gouvernante oder Lehrerin einschlossen. Insofern waren die Töchter von Kaufleuten für erzieherische Berufe, die profunde Kenntnisse in verschiedenen Disziplinen erforderten, prädestiniert.

<sup>427</sup> Vgl. KRAUL, M., Normierung 228. Im Verlauf des 19. Jahrhundert konnte man sich letztlich doch nicht der Idee der Mädchenbildung an höheren Mädchenschulen verschließen, auch wenn den Erziehungszielen nach nicht die Notwendigkeit bestanden hätte, für die Erziehung aus dem familiären Rahmen herauszutreten. Folglich wurden die Mädchen in höheren Schulen ausschließlich auf ihre späteren Rollen festgelegt.

<sup>428</sup> An dieser Stelle ist auch die im Zuge der Allgemeinen Armenanstalt 1788 gegründete Industrieschule in Hamburg zu nennen, die ebenso wie die Göttinger Industrieschule Modellcharakter für die Gründung weiterer Industrieschulen hatte. Die Hamburger koedukative Industrieschule wurde zu drei Vierteln von Mädchen besucht. Adressatenkreis war hauptsächlich die Unterschicht, da Mädchen auf spätere Erwerbsarbeit, hauptsächlich im Dienstleistungsbereich ausgebildet wurden (vgl. MAYER, CHR., Anfänge 390).

<sup>429</sup> Vgl. JACOBI, J., Religiosität 113.

<sup>430</sup> Vgl. BUDDÉ, G.-F., Bürgerleben 117. Kleinen Kindern diente solcher Privatunterricht als Vorbereitung auf die künftige Schullaufbahn, ältere Kinder sollten Gelegenheit bekommen, ihr Schulwissen auszubauen.

<sup>431</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 8. Oktober 1845. Caroline berichtet hier von der Begegnung mit einer Hamburgerin, „mit der ich bis zu meinem 10ten Jahre dieselbe Schule besuchte“.

bürgerlichen Milieu üblichen Stil der Dame zu lehren<sup>432</sup>. Der Betonung der Ausbildung der Jungen entsprach, dass Söhne bürgerlicher Familien in Hamburg meist nach einer Grundausbildung in Elementarschulen, bei Eltern oder Privatlehrern auf das Johanneum geschickt wurden.

Für Mädchen gab es bei der Weiterausbildung dagegen in der Regel drei Alternativen: Entweder wurden sie zu Hause – falls die finanzielle Situation solchen Luxus erlaubte – durch Privatlehrer, Gouvernanten oder Verwandte unterrichtet<sup>433</sup>, oder es bestand die – in Hamburg eher selten wahrgenommene<sup>434</sup> – Möglichkeit, dass im Anschluss daran eine als privates und profitorientiertes Unternehmen organisierte Höhere-Töchter-Schule<sup>435</sup> als Ausbildungsort<sup>436</sup> gewählt wurde, die Mädchen außerhäusliche Handlungsspielräume auf bescheidenem Niveau zugänglich machen<sup>437</sup> sollte und so die aufgrund der Trennung von öffentlichem und privatem Leben entstandene Sozialisationschwäche der bürgerlichen Familie kompensieren sollte<sup>438</sup>. Schließlich fanden sich kleinere, nichtkommerzielle Gruppen von Elternvereinigungen, die zur Verbesserung der Mädchenbildung auf Selbsthilfe abzielten und sich i.d.R. aus

---

<sup>432</sup> Vgl. ZINNECKER, J., Mädchenbildung 97f zu den Eigenschaften und Verhaltensweisen, die es um diesen Zweck zu erreichen bürgerlichen Mädchen „anzuzüchten“ galt.

<sup>433</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 357. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 93, weist auf die Nachteile privater Unterweisung der Kinder hin: So habe der Unterricht häufig unter einem fehlenden zeitlichen Rahmen gelitten, vielfach hatten Privatlehrer keinerlei pädagogische Vorbildung. Der größte Nachteil bestand nach zeitgenössischer Auffassung darin, dass bei privatem Unterricht im familiären Rahmen kein Wettbewerb der Schüler untereinander stattfinden konnte: Den Kindern fehlte die Möglichkeit, durch positiven Vergleich mit Gleichaltrigen ihre Kenntnisse zu vertiefen und ihre sozialen Verhaltensweisen zu verbessern. Auch Amalie Sieveking empfand die Vergrößerung ihrer Schülerinnenzahl aufgrund des Wettbewerbs als Bereicherung ihres Unterrichts (vgl. SIEVEKING, H., Verein 11).

<sup>434</sup> TREPP, A.-CH., Männlichkeit 357, scheint bei ihren familienbiographischen Untersuchungen zum Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840 keine Hinweise darauf gefunden zu haben, dass Höhere Mädchenschulen von Hamburgern frequentierte Einrichtungen waren – was verwundert, da Amalie Holst als bekannte frühe Frauenrechtlerin vor den Toren Hamburgs eine Höhere Mädchenschule eingerichtet hatte.

<sup>435</sup> ALBISETTI, J.C., Schooling 23-57, bietet eine ausgezeichnete Übersicht über die (zahlenmäßige) Entwicklung Höherer-Töchter-Schulen zwischen dem 18. Jahrhundert und 1870.

<sup>436</sup> Vgl. MEINERS, K., Weg 75ff. Der Ausdruck *Höhere-Töchter-Schule* bezog sich nicht auf die Qualität der Bildung, sondern besagte, dass der Zugang zu derselben Mädchen aus höheren Ständen vorbehalten war und hier eine Bildung vermittelt wurde, wie sie die Frauen höherer Stände brauchen würden. Insofern wurde die spezifische Mädchenbildung gleichzeitig zum Abgrenzungskriterium gegenüber unteren Schichten. Bis 1825 waren ca. 25 Höhere Töchterschulen in Deutschland entstanden, die die Herausbildung selbständig denkender, wirtschaftlich tüchtiger Hausfrauen und Mütter anstrebten. Diesem Ziel verdankte sich die Auswahl und Behandlung der Gegenstände nach dem Nützlichkeitsprinzip. Dies schließt jedoch nicht ein, dass in den Curriculum ausschließlich geschlechtspolaristische Tendenzen einbezogen waren: Auch das Abfassen von Geschäftsbriefen gehörte häufig zum Lehrplan (vgl. BLOCHMANN, E., Gelehrsamkeit 100ff). Die Tendenz der Erziehung auch an öffentlichen Einrichtungen kommt erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts stark zum Tragen. Davon abzugrenzen sind die zahlreicheren privat geführten Bildungseinrichtungen für Töchter aus dem gehobenen Bürgertum, die in erster Linie französische Salonbildung vermittelten, auf repräsentative Aufgaben der Frau vorbereiteten sowie Vorbereitung auf die Bestimmung des Weibes leisten sollten. Der Besuch von Schulen hatte zur Folge, dass sich die ausschließliche Zugehörigkeit der Frau zum Haus lockerte und so den Weg für eine gewisse Eigenständigkeit der Frau ebnete. Diese offen empfundene Gefahr darf als Grund für die im 19. Jahrhundert anhaltende Opposition gegen Mädchenschulen gelten.

<sup>437</sup> BLOCHMANN, E., Gelehrsamkeit 123, merkt an, dass das stagnierende Niveau sich nicht zuletzt aus der Tatsache ergibt, dass die Schulen in männlicher Hand lagen, da die Bildungsmöglichkeiten für Lehrerinnen noch in den Anfängen steckten.

<sup>438</sup> Der geringe Grad der Institutionalisierung der Höheren Mädchenschulen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, d.h. die geringe Leistungsfähigkeit aufgrund der nach Alter und Vorkenntnissen stark differierenden Schülerinnen, die ständige wirtschaftliche Gefährdung, hohe Schülerinnenzahlen und schlecht ausgebildeten Lehrer, die trotzdem den Anspruch hatten, zeitgenössische Mädchenbildung zu ermöglichen, machte solche Einrichtungen objektiv wenig attraktiv. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die Situation solcher Einrichtungen (vgl. ZINNECKER, J., Mädchenbildung 29ff). Autobiographische Berichte legen beredtes Zeugnis davon ab, wie sinnlos der Schulunterricht empfunden wurde und wie groß andererseits die Angst vor dem Ende der Schulzeit war, die als Ende der Kindheit erfahren wurde (vgl. KÖBLER, G., Mädchenkindheiten 71ff).

finanzstarken Familien rekrutierten<sup>439</sup>. An dieser Stelle wird sich auch die Ausbildung Carolines bei Amalie Sieveking verorten lassen – ungeachtet der Unentgeltlichkeit ihres Unterrichts<sup>440</sup>. Allen drei Alternativen ist gemein, dass Mädchenbildung zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht den Hauch von Homogenität hatte: Die Unterrichtsinhalte wurden mangels Normierung weitgehend beliebig ausgewählt, auch wenn in den meisten Fällen aufgrund der Erziehung auf die dreifache Bestimmung der Frau ein gewisser Konsens bestand<sup>441</sup>. Für jede Form der Mädchenerziehung wurde indes als wichtig empfunden, dass die Erziehungsanstalten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Hauswesen besaßen<sup>442</sup>. Dass die Ausbildungszeit mindestens drei Jahre kürzer war als die der Jungen, verstand sich von selbst. Primär ging es bei der Mädchenerziehung um die Vermittlung von Tugenden wie Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, den bewussten Ausschluss gelehrter Bildung und umfassender Allgemeinbildung<sup>443</sup>, zugunsten der Förderung der körperlichen Kräfte und musisch-kreativer Fähigkeiten, was die Unterrichtsinhalte letztlich zweitrangig erscheinen ließ und die Emanzipationsbestrebungen junger Frauen möglichst im Keim ersticken sollte<sup>444</sup>. Nur so konnte man sich weiterhin der Frau als abhängige Variable der Männergesellschaft gewiss sein. Außerdem sah man in der Entfaltung der geistigen Fähigkeiten der Frau die Gefahr, dass sie damit ihre Bestimmung als Gattin, Hausfrau und Mutter verfehlen und wertvolle Charaktereigenschaften verlieren könne<sup>445</sup>. Fehlende wissenschaftliche Ergebnisse von Frauen, die aus der Unterbindung wissenschaftlicher Bildung für Frauen resultierten,

---

<sup>439</sup> Vgl. TORNIÉPORTH, G., Frauenbildung 48. Hohes Schulgeld sowohl für Höhere-Mädchen-Schulen als auch für Lehrer Gehalt und Raummiete für durch Elternvereinigungen entstandene Bildungseinrichtungen sicherten die Exklusivität der Schülerschaft.

<sup>440</sup> VOSS, L., Mädchenschulen 66, weist darauf hin, dass diese finanziell gesicherten Einrichtungen i.d.R. diejenigen waren, die Mädchen ein für die Zeitverhältnisse grosses Wissen vermittelten und eine gute Erziehung mit auf den Weg gaben.

<sup>441</sup> Ebd., Mädchenschule 65. Mal oblag die Überwachung der Bildungseinrichtungen für Mädchen dem Staat, mal der Stadt, mal kirchlichen Einrichtungen oder Privatleuten. Aufgrund der Kostspieligkeit fühlten sich nicht selten Väter legitimiert, den Unterricht durch Druck auf die Pädagogen in eine bestimmte Richtung zu beeinflussen. In Preußen wurden die unregelmäßigen Verhältnisse insofern in festere Bahnen gelenkt, als man 1834 die Konzessionierung solcher Anstalten vom Ablegen von Prüfungen abhängig machte.

<sup>442</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 92.

<sup>443</sup> LEIERSIEDER, B., Weib 237ff, macht darauf aufmerksam, dass Frauen, die nach anderer als dem weiblichen Geschlecht zugesprochener Bildung verlangten, mit einer Menge warnender Literatur begegnet wurde, die abschreckende Beispiele von der Unvereinbarkeit wissenschaftlicher Ambitionen mit häuslichen Pflichten präsentierte.

<sup>444</sup> Vgl. SIMMEL, M., Erziehung 100; ZINNECKER, J., Mädchenbildung 72; BUDDE, G.-F., Bürgerleben 227; KÜPPERS, E., Mädchenschulen 181ff. An Höheren-Töchter-Schulen, deren Curricula im Gegensatz zu denen höherer Knabenschulen nicht normiert waren, dennoch i.d.R. erheblich über dem Bildungsniveau von Volksschulen lagen (vgl. MAYER, CHR., Anfänge 380), wurden gesellschaftsfähige Damen erzogen, die durch die Beherrschung des Klavierspiels, der französischen Sprache und der Kenntnis literarischer Modeströmungen in die Lage versetzt werden sollten, eine behagliche Häuslichkeit herzustellen und in der Öffentlichkeit den eigenen Status symbolisieren zu können. Dem Vorrang konkreter, allgemeiner Inhalte vor Wissenschaftsorientierung ist zuzuschreiben, dass abstrakte Inhalte wie Mathematik, Physik oder Philosophie, Grammatik, Logik und alte Sprachen, Inhalte, die häufig fester Bestandteil des Curriculums bürgerlicher Söhne waren, nicht zum Lehrstoff (bedingt durch die Komplementarität der Ausbildung männlicher und weiblicher Sozialcharaktere) derartiger Einrichtungen gehörten. Auch gab es keine Anleitung zur Haushaltsführung und anderen praktischen Tätigkeiten, die i.d.R. Hausangestellte verrichteten. Der Unterrichtsstoff der Gesinnungsfächer Deutsch, Religion und Geschichte war auf die weibliche Natur adaptiert. Stimmen, die versuchten, funktionale und humanitäre Inhalte miteinander zu verbinden, scheiterten an dem elitären Bewusstsein des Großbürgertums, dem oben genannte Inhalte als Charakteristika höherer Mädchenbildung galten. In Hamburg als Stadt der Kaufleute dürfte sich freilich mehr Praxisorientierung auch in der Ausbildung der Söhne gefunden haben, galt doch gerade für Kaufleute, ihren Nachwuchs bewusst auf ihre späteren Aufgaben vorzubereiten (vgl. RUPPERT, W., Kaufmann 289).

<sup>445</sup> Vgl. HOPFNER, J., Mädchenerziehung 101. 109. Insofern hatten nahezu alle Mädchenbildungsprogramme das Ziel, durch wohlverstandene, ausgewogene Bildung die häuslichen Verhältnisse, das Zusammenleben von Mann und Frau in der Ehe und Kindererziehung zu verbessern.

schiene wiederum die Idee einer gänzlichen andersartigen Beschaffenheit des weiblichen Geistes zu affirmieren.

Da Bildungsgänge in Hamburg des beginnenden 19. Jahrhunderts noch nicht institutionalisiert waren, hatten die Eltern noch die Möglichkeit, Erziehungsziele und Erziehungsmethoden entsprechend ihrer gesellschaftspolitischen Überzeugungen und ihrer finanziellen Möglichkeiten selbst zu wählen: Wurden öffentliche Einrichtungen in erster Linie von einer aufstrebenden bildungsbeflissenen, jedoch unbemittelten Mittelschicht besucht, wurden die Töchter des Großbürgertums, wenn sie nicht im familiären Rahmen weiter unterrichtet wurden, in besser ausgestatteten privaten Einrichtungen weiter erzogen. Die Ausbildung eines Mädchens war also unvorhersehbarer, sofern es vom Gutdünken der Eltern abhing, von welcher Intensität sie sein sollte.

Ausbildung der Mädchen vollzog sich also in bürgerlichen Kreisen ausschließlich mit Blick auf ihre dreifache Bestimmung als Gattin, Hausfrau und Mutter. Bewusst wurde vermieden, Mädchen mit der Ausbildung darüber hinausgehende Handlungsspielräume zu eröffnen. Mädchen, die keine Partnerschaft eingingen, waren gezwungen, als Gouvernante oder Erzieherin den sozialen Abstieg zu vermeiden<sup>446</sup>.

Der Entschluss des Vaters Carolines<sup>447</sup>, die Tochter bei Amalie Sieveking erziehen zu lassen, resultierte vermutlich aus dem besonderen Erfolg der Forderung nach Verbesserung der Mädchenbildung im Hamburger Bürgertum<sup>448</sup>. Gleichzeitig ist es Manifestation des engen Zusammenhangs von Mädchenbildung und erweckter Frömmigkeit, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf eine Erweiterung des Wirkungskreises von Frauen höherer Schichten zielte<sup>449</sup>: Die Religion diente vielen Frauen als Legitimation für das Ergreifen außerhäuslicher Tätigkeiten<sup>450</sup>, war doch ihr Handeln von der Überzeugung getragen, Werkzeug der göttlichen Vorsehung zu sein. Insofern war Mädchenbildung, mittels derer man Kompetenzen für dem göttlichen Willen entsprechendes Handeln zu erlangen suchte, einem höheren Ziel untergeordnet und damit zulässig<sup>451</sup>. Bevor im Folgenden der Einfluss dargestellt werden soll,

---

<sup>446</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Charity 17.

<sup>447</sup> So FA IV c 16: Der Vater richtete einen Antrag an Amalie Sieveking um Aufnahme in ihrer Schule. Daraus ist zu folgern, dass auch der Vater entsprechend der patriarchalen Ordnung die Entscheidung zu dieser Erziehung getroffen hatte (s. ALLEN, A.T., Feminism 19). Damit war die Familie Bertheau konform mit der zeitgenössischen Hierarchie. Für Caroline dürfte das bedeuten haben, dass sie grundsätzlich mit der Akzeptanz männlicher, i.e. väterlicher Autorität vertraut war.

<sup>448</sup> Vgl. TREPP, A.-CH., Männlichkeit 357. Hamburger Familien wandten schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts viel Geld für die Ausbildung der Töchter auf. Dennoch war die Diskrepanz zur Ausbildung der Jungen nach wie vor groß. Von besonderem Einfluss auf Hamburg dürfte auch das Wirken Amalie Holsts gewesen sein, die sich 1802 mit dem Buch *Über die Bestimmung des Weibes zur Höhern Geistesbildung* an die Öffentlichkeit wandte, in dem sie für umfassende Verbesserung der Mädchenbildung plädierte – allerdings auf die höheren Stände beschränkt –, die sie in ihrer Höheren Mädchenschule bei Hamburg umzusetzen suchte. Gezielt wandte sie sich gegen die zeitgenössischen Auffassungen von Rousseau und Hippel, indem sie mit aufklärerischen Argumenten für die Gleichheit von Mann und Frau eintrat. Sie nahm gerade die Erziehung zur Mütterlichkeit, der sie aufgrund der sozialen Verantwortung und dem intellektuell-moralischen Einfluss der Mutter, größtes Gewicht beilegte, als Anlass, die zeitgenössische Mädchenerziehung in Frage zu stellen (vgl. ALLEN, A.T., Feminism 30f; SCHMID, P., Weib 340).

<sup>449</sup> Vgl. GAUSE, U., Feminisierung 127; JACOBI, J., Religiosität 106. Den organisatorischen Ausdruck fand die Mädchenbildung nicht selten in den Aktivitäten von aus pietistisch-erwecklichen Motiven zustande gekommenen Frauenvereinen, die seit den 1820er Jahren entstanden und in den 30er Jahren mit sozialem Engagement auf schwierige wirtschaftliche und soziale Situationen reagierten.

<sup>450</sup> Ein ausgezeichnetes Beispiel für den Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit der Frau und erwecklicher Frömmigkeit bietet Amalie Sieveking selbst, die bereits 1815 Vorstellungen von einer Berufstätigkeit der Frau entwickelte, die jedoch erst nach ihrer Hinwendung zur erwecklichen Frömmigkeit 1817 ausgestaltet werden konnten.

<sup>451</sup> Vgl. JACOBI, J., Religiosität 108f. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde für Mädchenbildung nicht argumentiert, indem man sich auf berufliche und finanzielle Unabhängigkeit berief, sondern mit dem Recht auf freie Entwicklung der gottgewollten Persönlichkeit, welche sich ohne Erziehung nicht erwecken lasse. Dem

den die Schulausbildung bei Amalie Sieveking auf Caroline Bertheau hatte, erscheint ein kurzer Exkurs zu der Person Amalie Sievekings notwendig, da sie von überragender Bedeutung für die Entwicklung Carolines auch über die Schulzeit hinaus werden sollte<sup>452</sup>. Die erzieherische Tätigkeit Amalie Sievekings tritt in der Literatur zugunsten ihres sozialen Engagements völlig in den Hintergrund, so daß ihre prägende Wirkung auf Caroline auch aus einer primären Quelle hergeleitet werden muss<sup>453</sup>.

#### Exkurs: Amalie Sieveking (1794-1859)

Amalie Sieveking wurde 1794 als viertes von fünf Kindern des Kaufmanns und späteren Senators Heinrich Christian Sieveking in Hamburg geboren. Die Familie gehörte zu den führenden Hamburger Kreisen und war mit ihnen durch Aufklärung und von Rationalismus geprägte Großbürgerlichkeit verbunden<sup>454</sup>. 1799 verlor Amalie die Mutter, 1809 den Vater. Bis zu diesem Zeitpunkt war Amalie dieselbe Erziehung wie ihren Brüdern zuteil geworden, da sie gemeinsam von einem Hauslehrer unterrichtet wurden<sup>455</sup>. Die Geschwister wurden daraufhin getrennt und in verschiedenen Familien großgezogen, Amalie zunächst bei einer Schwägerin Klopstocks, ab 1811 bei einer Kusine ihrer Mutter. Eine starke Abneigung gegenüber Handarbeiten sowie dem für sie als unbefriedigend empfundenen gesellschaftlichen Leben veranlasste sie dazu, sich ab 1811 gezielt fortzubilden<sup>456</sup>. 1813 glaubte sie in der unentgeltlichen Erziehung<sup>457</sup> kleiner Mädchen eine Lebensaufgabe gefunden zu haben, selbst wenn ihr die Vorbildung für solche Aufgabe eigentlich fehlte. 1814 begann sie mit sechs Schülerinnen ihren ersten Kursus<sup>458</sup> von bis zu ihrem Lebensende sechs Kursen<sup>459</sup>, die bis zu ihrer Konfirmation der Leitung Amalie Sieveking unterstellt wurden<sup>460</sup>.

---

entspricht, dass solche Erziehungsbemühungen nicht zwischen einer vorbereitenden Ausbildung auf die Aufgaben als Hausfrau und Mutter und außerhäuslichen Tätigkeiten unterschieden.

<sup>452</sup> Die Verdienste, die sich Amalie Sieveking mit ihrem Engagement für eine Berufstätigkeit der Frau erworben hat, haben dazu geführt, dass ihre erzieherischen Tätigkeiten weitgehend in den Hintergrund gedrängt worden sind, so dass die Beschaffenheit des Unterrichts, den Caroline bei ihr genoss, weitgehend im Dunkeln bleibt. Aus diesem Grund erscheint es umso wichtiger, ein über den erzieherischen Bereich hinausgehendes Bild von Amalie Sieveking zu zeichnen.

<sup>453</sup> Die mangelhafte, nahezu völlig fehlende Würdigung der pädagogischen Leistung Amalie Sievekings in der Literatur stellt ein Desiderat der Forschung dar: So geht selbst Th. Kuessner in seiner Arbeit zur Hamburger Erweckungsbewegung weitgehend über die erzieherische Tätigkeit Amalie Sievekings unter dem Verweis hinweg, die Tätigkeit habe Anlass zur Veröffentlichung ihrer Bibelauslegungen gegeben.

<sup>454</sup> Vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 76.

<sup>455</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Charity 31.

<sup>456</sup> Vgl. SIEVEKING, H., Verein 9f. Handarbeiten waren der – für Frauen der höheren Stände nicht unübliche (vgl. HARDACH-PINKE, I., Bildung 510) – Zuverdienst Amalie Sievekings, den sie auch während ihrer intensiven Studien in Englisch, Französisch, Reisebeschreibung und Geschichte weiterverfolgen musste. Die Auseinandersetzung mit Themen, die nach dem Konzept der Polarität der Geschlechter in den männlichen Bereich fielen, stürzte Amalie indes in Konflikte bezüglich ihrer weiblichen Identität (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 104).

<sup>457</sup> JENCQUEL, A.B., Stiftung 1, stellt lapidar fest, dass Amalie Sieveking Kinder erzog, deren Eltern nicht in der Lage waren, das Schulgeld für eine gute Schule zu bezahlen. Eine gewisse Berechtigung könnte diese Feststellung haben, wenn man bedenkt, dass viele wohlhabende, ranghohe Hamburger Familien nach der Franzosenzeit verarmt waren. Bei Amalie Sieveking persönlich wurden anders als in der Freischule ausschließlich Mädchen aus der Oberschicht bzw. befreundeten Familien erzogen.

<sup>458</sup> Der erste Kurs unterschied sich von den folgenden durch seine dezidiert rationalistische Ausrichtung (vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 78).

<sup>459</sup> Aus zahlreichen Bemerkungen Amalie Sievekings geht hervor, dass das Unterrichten, das ihre selbst immer neuen Grund zur Weiterbildung gab, zu den Höhepunkten ihres Lebens gehörte (vgl. PAPE, G., Amalie Sieveking 17).

<sup>460</sup> Neben ihre Tätigkeit als Lehrerin trat die Beteiligung an einer 1813 gegründeten Freischule, deren Aufgabe ähnlich der von der Allgemeinen Armenanstalt gegründeten Schule in der Armutsprävention bestand: Mädchen aus der Unterschicht sollten nützliche Fertigkeiten für ihr Berufsleben erlernen und darüber hinaus zur Sittlichkeit, i.e. Erhaltung von Ordnung und Reinheit, erzogen werden (vgl. SIEVEKING, H., Verein 15). Ab 1824

Die Lektüre des zu dieser Zeit überall rezipierten Buchs „Väterlicher Rath an meine Tochter“ über Mädchenerziehung des für die Rousseau-Rezeption in Deutschland bedeutsamen J.H. Campe, in der nicht nur die Unterworfenheit der Frau unter den männlichen Willen betont<sup>461</sup>, sondern von der Frau auch ein hohes Maß an Selbstverleugnung verlangt wird<sup>462</sup>, trug dazu bei, dass Amalie Sieveking sich intensiv mit den Inhalten, die sie in ihrem Unterricht vermitteln wollte, auseinandersetzte. Sie konnte und wollte Campe nicht darin folgen, dass Unterordnung und Selbstverleugnung sowie die Orientierung auf den häuslichen Bereich die einzigen Möglichkeiten waren, das Leben als Frau erträglich zu machen. Es ist zu vermuten, dass Amalie Sieveking mit den Ideen Theodor Gottlieb von Hippels vertraut war, der aufgrund der von ihm postulierten Wesensgleichheit von Mann und Frau für eine qualitativ der Knabenerziehung entsprechende Erziehung von Mädchen eintrat<sup>463</sup>.

1816 äußerte sie in einem für ihr Selbstverständnis aufschlussreichen Brief an ihren Bruder Kritik an der Messung der Weiblichkeit an Haushaltsführung und Zweifel an der Möglichkeit der Behauptung ihrer Weiblichkeit beim Unterrichten<sup>464</sup>. Es wird deutlich, dass Amalie Sieveking nicht akzeptieren wollte, dass Weiblichkeit sich in der Erfüllung von Tätigkeiten manifestierte, die sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts konstituierten<sup>465</sup>. Als Alternative erschien ihr die Möglichkeit, Weiblichkeit exklusiv über das Wesen zu definieren. Auf diese Weise brach sie jedoch gerade nicht mit der Frauenrolle der Zeit, sondern schied aus dem zeitgenössischen Frauenbild aus, was sie persönlich nicht zu leisten vermochte: Ihre Unfähigkeit, ihre Weiblichkeit praktisch zu manifestieren ließ sie umso stärkeres Gewicht auf das „Wesen“ der Frau, weibliche abstrakte Eigenschaften legen, die durch ein gewiss ungewöhnliches Maß an Gelehrsamkeit ergänzt wurden. Triebfeder ihrer Aktivitäten war bis zu diesem Zeitpunkt noch in erster Linie die philanthropische Frömmigkeit sowie die Frage, wie die unverheiratete Frau, die aufgrund der andauernden Betonung der Ehe als Ziel und Bestimmung der Frau immer mehr ins Abseits geraten war, zu ihrer Menschenwürde kommen könne<sup>466</sup>. Das Unterrichten, dessen Fähigkeit sie autodidaktisch erworben hatte, wurde für

---

hielt Amalie Sieveking in der Freischule regelmäßige Bibelstunden. Nach ihrer Auffassung musste die Erziehung armer Kinder die Bestimmung derselben zu abhängiger Arbeit berücksichtigen, um eine spätere Desillusionierung zu vermeiden (vgl. PAPE, G., Amalie Sieveking 19). Dies beinhaltete die Beschränkung der Unterrichtsgegenstände sowie einen anderen Umgangston. Es dürfte von einigem Interesse sein, dass drei unverheiratet gebliebene Schwestern Carolines der insgesamt fünf Schwestern, Therese (1807-1880), Emilie Auguste (1816-1872) und Emma (1818-1849) später Kurse nach dem Vorbild von Amalie Sieveking am Katharinenkirchhof organisierten (vgl. BERTHEAU, F.R., Chronologie 166). Leider geben die Quellen keine Auskunft mehr darüber, ob auch die Schwestern bei Amalie Sieveking erzogen wurden.

<sup>461</sup> Vgl. SCHMID, P., Weib 331. Campe erkannte realistisch, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Abhängigkeit der Frau vom Mann, für Frauen mehr als ungünstig waren und die Situation durch Heirat und die Aneignung eines „angemessenen Gemütscharakters“, i.e. Reinigkeit des Herzens, Gottesfurcht, Schamhaftigkeit und Keuschheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Herzengüte etc., am ehesten verbessert werden konnte.

<sup>462</sup> Ebd. 332. Dem entsprach, dass Campe für Frauen eine Bildung forderte, die Menschenkenntnis und häusliche Fertigkeiten förderte. Ästhetische Erziehung und den Unterricht in Sprachen hielt er nicht für notwendig.

<sup>463</sup> Dies liegt aufgrund der positiven Anknüpfung an Passagen – wenn auch an andere Themen – der Autobiographie v. Hippels mehr als nahe (vgl. SIEVEKING, A., Unterhaltungen 44f).

<sup>464</sup> „Ob ich auch wohl bei der jetzigen größeren Ausbreitung meines Unternehmens mich ganz in meiner Weiblichkeit behaupten könne? [...] Die Hausstandsführung, das gestehe ich, bleibt mir so ziemlich fremd. [...] Was sonst die weiblichen Arbeiten anbetrifft, so fehlt mir daran sehr viel. [...] Doch nicht im Thun allein, im ganzen Wesen soll die sanfte Weiblichkeit sich aussprechen; und könnte da nicht der von mir erwählte Beruf, der doch mache Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen nöthig macht, mir schaden? Ich fühle wohl, daß ich hier auf meiner Huth sein muß; [...]“ (zit. nach POEL, E., Denkwürdigkeiten 31).

<sup>465</sup> Gleichzeitig wird der extreme gesellschaftliche Druck deutlich, der auf bürgerlichen Frauen lastete und der ihnen nur bei minutiöser Entsprechung zwischen Ideal und Realität genommen wurde. Nur so lässt sich der verzweifelte Satz „Der Mangel natürlicher Anlagen hat mir im Leben schon Kummer genug gemacht [...]“ (zit. nach POEL, E., Denkwürdigkeiten 29) verstehen.

<sup>466</sup> Vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 74; PAULSEN, A., Beitrag 53f. Die Erziehung der Mädchen zur dreifachen Bestimmung der Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter sensibilisierte Amalie Sieveking für das Bewusstsein,

Amalie Sieveking zu einer Hauptquelle ihres Erfolgs, sofern ihre Schülerinnen über die Lehrzeit hinaus begeisterte Anhängerinnen blieben und zu Multiplikatorinnen ihrer Ideen wurden<sup>467</sup>.

Mit dem Tod eines Bruders kam es 1817 zur bewussten Hinwendung zur erwecklichen Frömmigkeit<sup>468</sup>, infolge derer Amalie Sieveking durch die Lektüre von Th.v. Kempen angeregt wurde, die Bibel selbst in die Hand zu nehmen und nach Lektüre der „Vorrede zur Bibel“ A.H. Franckes (1663-1727)<sup>469</sup> intensive Kontakte zu J.W. Rautenberg knüpfte<sup>470</sup>. 1819 empfand sie es als dem Willen Gottes entsprechend<sup>471</sup>, eine bewusste Entscheidung gegen die Heirat zu treffen, um sich noch intensiver ihren erzieherischen Aufgaben widmen zu können<sup>472</sup>. Nach der Lektüre eines Buches<sup>473</sup> über die Barmherzigen Schwestern 1823 kam es zu dem Wunsch, ein vergleichbares Werk auf protestantischer Seite aufzubauen<sup>474</sup>. 1831 trat Amalie Sieveking beim Ausbruch der Cholera in Hamburg mit ihrem Engagement in einem Hospital öffentlich hervor<sup>475</sup> und zugleich ihren individuellen Weg in die Selbständigkeit an und konkretisierte den Plan, der dem Dasein unverheirateter protestantischer Frauen eine befriedigende und nützliche Aufgabe geben sollte<sup>476</sup>.

1832 gründete Amalie Sieveking mit 12 Mitgliedern<sup>477</sup> den *Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege*, dessen Hauptaufgabe darin bestand, „dem Herrn Christum in seinen leidenden

---

dass die Frau nach bürgerlicher Auffassung nur durch den Mann zu ihrer Eigentlichkeit gelangen könne und forderte Kritik an dem Konzept heraus.

<sup>467</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 119; DIES., Charity 31. Um ihren Einfluss zu verstärken, empfahl sie einen großen Teil ihrer Schülerinnen als Hauslehrer innerhalb der deutschen Territorien.

<sup>468</sup> Nun galt es nicht mehr, Glaubensinhalte mit dem Verstand zu durchdringen, sondern durch Erfahrung und Empfindung ein persönliches Verhältnis zu Gott herzustellen (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 104).

<sup>469</sup> Vgl. PAPE, G., Amalie Sieveking 15; KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 78. Diese Lektüre eröffnete ihr einen anderen als den gewohnten rationalistischen Zugang zur Heiligen Schrift. Der Anfang ihres Engagements stand also unter dem Eindruck pietistischer Frömmigkeit. Amalie Sieveking orientierte sich neben A.H. Francke besonders an denen dem Einfluss der Erweckungsbewegung stehenden Pfarrern G. Menken und A.G. Tholuck.

<sup>470</sup> Wie stark der Einfluss Rautenbergs auf Amalie Sieveking war, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass sie auf seinen Aufruf 1831, das in englischen erwecklichen Kreisen übliche wohltätige Besuchen auch in Hamburg einzuführen, prompt mit der Gründung ihres Weiblichen Vereins reagierte (vgl. PRELINGER, C.M., Charity 33) und damit neben seinen im gleichen Jahr gegründeten männlichen Besuchsverein trat.

<sup>471</sup> Als Glied der Erweckungsbewegung war das Bewusstsein persönlicher Führung durch Gott von enormer Bedeutsamkeit für das Leben Amalie Sieveking.

<sup>472</sup> Damit trat Amalie Sieveking entschieden aus dem zeitgenössischen Rahmen heraus, der zwischen Verklärung der Ehe einerseits und grotesker Überzeichnung des Altjüngferndaseins andererseits keinen Raum ließ (vgl. DAUPHIN, C., Frauen 495).

<sup>473</sup> Dabei handelte es sich um Stolbergs Biographie von St. Vincent de Paul (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 106).

<sup>474</sup> Die Hauptabweichung zu den katholischen Schwesternschaften sollte darin bestehen, dass auch die Bildung der Jugend zu den Aufgaben des Weiblichen Vereins gehören und das Leben nicht an Klostermauern gebunden sein sollte (vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 83). Zu dem Entwurf einer *Regel für eine barmherzige Schwesternschaft* (1824) mit 69 Artikeln s. HAUPT, E., Amalie Sieveking 173ff. Zur Aufnahme in die Schwesternschaft sollte das Noviziat, das Ablegen eines Glaubensbekenntnisses sowie die Einbringung des Kapital-Vermögens der Aspirantinnen gehören. Der genossenschaftlichen Struktur des Unternehmens, gleicher Kost und gleicher Kleidung, sollte die *vita communis* entsprechen, die jedoch den Rückzug in die Privatheit zur Pflege des individuellen religiösen Lebens nicht nur gestattete, sondern postulierte.

<sup>475</sup> Und zwar so erfolgreich, dass ihr schließlich das gesamte Pflegepersonal wie auch die männlichen Kranken unterstellt wurden. Zuvor hatte sie die traurige Erfahrung machen müssen, dass ihr Aufruf an Frauen zu sozialem Engagement angesichts der Katastrophe im Bergedorfer Boten ohne Resonanz geblieben war.

<sup>476</sup> S. PHILIPPI, P., Vorstufen 77.

<sup>477</sup> Die Vereinsmitglieder – sowohl verheiratete als auch ledige Frauen – kamen wie Amalie Sieveking aus der politisch und sozial führenden Schicht (vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 125), was die Institutionalisierung und die Bekanntheit des Vereins wesentlich förderte. Hatte Amalie Sieveking zunächst noch eine Rekrutierung der Vereinsmitglieder aus den mittleren Schichten angestrebt, nahm sie später von der Vorstellung Abstand, da sie zu der Überzeugung gelangte, dass Frauen aus der Oberschicht in der Lage waren, einen besseren Einfluss auf die Unterschichten auszuüben (DIES., Charity 56).

und hilfsbedürftigen Brüdern zu dienen<sup>478</sup> und der gleichzeitig sowohl der Unzufriedenheit mit der Geschlechterrolle, die das Großbürgertum seinen Frauen und Töchtern zuschrieb, Ausdruck verlieh als auch der Unfähigkeit, derselben zu entsprechen<sup>479</sup>. Die exklusiv weiblichen Vereinsmitglieder traten durch soziales und – typisch für ihre erweckliche Frömmigkeit – missionarisches Engagement an die Öffentlichkeit. Damit hoffte die Vorsitzende zugleich Energien von Frauen, die zur Oberschicht gehörend von ihren häuslichen Pflichten durch Dienstpersonal weitgehend entlastet waren, einer sinnvolleren Tätigkeit als ihren häufig primär repräsentativen Aufgaben zuzuführen. Die Genehmigung zur Aktivität in ihrem Verein lag beim Vater bzw. Ehegatten der Aspirantin<sup>480</sup>.

Bei dem Verein sollte es sich um den Vorläufer der Gründung der Barmherzigen Schwesternschaft auf protestantischer Seite handeln, die Handeln außerhalb von gesellschaftlichen Konventionen ermöglichen sollte. Allerdings kam es nicht zur Gründung einer solchen<sup>481</sup> – obwohl ihr der Mangel derartigen Vereinigungen auf protestantischer Seite seit 1840 durch das isolierte Wirken Caroline Bertheaus im Allgemeinen Krankenhaus besonders deutlich wurde<sup>482</sup>.

Die Arbeit des Vereins umfasste zwei Aufgabenbereiche, den inneren und den äußeren: Die wöchentlichen Versammlungen der Vereinsmitglieder dienten der geistlichen Erbauung<sup>483</sup> und der Rechenschaftslegung sowie der Möglichkeit, einzelne Fälle zu diskutieren, Aufgaben neu zu verteilen und die genaue Geschäftsordnung festzulegen<sup>484</sup>. Seine Hauptaufgabe sah der Verein darin, armen Familien bei der Verschaffung von Arbeit<sup>485</sup> und der Unterstützung bei der Organisation des Haushalts durch regelmäßige Besuche Hilfestellung bei der

---

<sup>478</sup> Vgl. HAUPT, E., Amalie Sieveking 173. So wurde dem immer erkennbarer werdenden Versagen der Allgemeinen Armenanstalt Rechnung getragen.

<sup>479</sup> Dieser Aspekt findet in der Literatur leider keinerlei Berücksichtigung: Amalie Sievekings soziales Engagement entbehrte auch nicht einer selbstrechtfertigenden Komponente, sofern sie sich des Fehlens „typisch weiblicher Anlagen“ bewusst war und dies als Defizit empfand. Insofern übernahmen ihre sozialen Tätigkeiten nicht nur individuell eine kompensierende Funktion, auch vor der Öffentlichkeit suchte sie ihre Mängel durch soziale Aktivitäten zu kompensieren.

<sup>480</sup> Wurde Frauen trotz lebhaften Interesses die Mitarbeit in ihrem Verein versagt, so bedauerte, doch akzeptierte die Vorsitzende dies. Der Gedanke autonomer Entscheidungen der Frau blieb ihr fremd (vgl. PRELINGER, C.M., Charity 40).

<sup>481</sup> Die gründliche Untersuchung einer Regel von Barmherzigen Schwestern in Bayern, die ihr durch Johannes Goßner zugegangen war, führte Amalie Sieveking zu dem Schluss, dass das Joch einer solchen Regel zu schwer, die einzelnen Regeln zu streng waren. Dem entsprach ihre profunde Abneigung gegenüber jeglicher Autorität, die Menschen in Glaubensfragen auf andere ausüben zu müssen meinten (vgl. PRELINGER, C.M., Charity 33). Die Idee einer Modifizierung der Regel wurde nicht weiter verfolgt, da Amalie Sieveking gerade in der Anfangszeit ihres Vereins feststellen musste, wie hartnäckig Skepsis und Ablehnung gegenüber professioneller Missions- und Sozialarbeit im Bürgertum verankert waren (vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 232f). Schließlich findet sich in der Literatur als Grund für den Verzicht auf Gründung einer Barmherzigen Schwesternschaft häufig der Hinweis auf Realisierung derselben durch Th. Fliedner 1836.

<sup>482</sup> Vgl. SIEVEKING, A., Unterhaltungen 4.

<sup>483</sup> Mit dieser Bestimmung waren die Versammlungen ein typisches Phänomen der Erweckungsbewegung, die durch derartige Zusammenkünfte individuelles Glaubensleben fördern wollte (vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 94).

<sup>484</sup> Vgl. DÖRING, L., Liebestätigkeit 46. Der ordentlichen Organisation des Vereins entsprach, dass die Vereinsmitglieder für ihre obligatorischen Berichte über die Besuche vorgedruckte Formulare verwenden mussten, später Armenhefte und Register angelegt wurden, bei den Sitzungen Protokoll geführt wurde und in den gedruckten Jahresberichten für eine exakte Kassenführung Sorge getragen wurde.

<sup>485</sup> Hier wurde an den Gedanken der Armenanstalt angeknüpft, durch Arbeit und nicht durch Almosen zur Verbesserung der Lebenssituation beizutragen. Folglich wurde der größte Teil der Vereinsbeiträge und Spenden nicht als Unterstützung, sondern zum Ankauf von Rohstoffen für die Fertigung einfacher Dinge und als Arbeitslohn verwandt. Amalie Sieveking erblickte in dem Recht des Menschen auf Arbeit die Berechtigung zu einem gewissen Luxus bei den herrschenden Klassen, konnten doch zur Schaffung desselben Menschen eingestellt werden, denen sonst die Möglichkeit Geld zu verdienen nicht gegeben war (vgl. PAPE, G., Amalie Sieveking 10).

Verbesserung der Lebensverhältnisse zu geben<sup>486</sup>. Da für Amalie Sieveking die zunehmende Irreligiosität Wurzel allen Übels und damit auch der Armut war, legte sie großen Wert auf religiöse Erziehung, die Hauptbestandteil der Hilfe war. Neben der Krankenpflege war aus diesem Grund die Erziehung armer Kinder Hauptzweck des Vereins.

Um moralischen Einfluss auf die betreuten Familien nehmen zu können, war neben häuslicher Geschicklichkeit, körperlicher Kraft und der Bereitschaft zur Einfachheit und Bescheidenheit strenge Rechtgläubigkeit<sup>487</sup> Voraussetzung zur Mitwirkung im Verein<sup>488</sup>. Klammer, Ausgangs- und Zielpunkt des Engagements war der christliche Glaube, der Motivation für den Einsatz war und den es den Armen durch Gebet und Bibellese bei jedem Besuch überzeugend zu vermitteln galt. Damit entsprach die Gründerin der typisch erwecklichen Überzeugung, dass fromme Christen sich aufgrund der im Jenseits erwarteten Belohnung oder Bestrafung für diesseitige Taten in der Reich-Gottes-Arbeit sozial engagieren sollten<sup>489</sup>. Amalie Sieveking glaubte, in der Weitergabe ihrer persönlichen Hoffnung auf ewiges Leben den Unterschichten einen Anreiz zu besserer Lebensführung geben zu können<sup>490</sup>.

Durch das Engagement ihres Vereins suchte Amalie Sieveking eine Form von Gerechtigkeit zu schaffen, die völlig den Gedanken außer acht ließ, dass Ungerechtigkeit ihre Ursache in verkehrten Strukturen haben könnte<sup>491</sup>: Die Strukturen waren nach ihrer Auffassung Teil eines Plans Gottes, in dem die Armen Gelegenheit erhalten sollten, ihre Persönlichkeit zu verbessern und die Reichen, Barmherzigkeit zu üben<sup>492</sup>. Allerdings drängt sich der Verdacht auf, dass das Armutsproblem nach Vorstellung der Amalie Sieveking erhalten bleiben musste, um bürgerlichen Frauen ein außerhäusliches Betätigungsfeld zu sichern bzw. eine Kompensationsmöglichkeit für den Mangel weiblicher Neigungen zu erhalten.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten, den Einwänden und Zweifeln führender Hamburger Persönlichkeiten bezüglich der Tauglichkeit von Frauen für die Abhilfe von sozialen Missständen<sup>493</sup>, expandierte der Verein nicht nur zahlenmäßig in Hamburg, sondern sein Beispiel wurde – nicht zuletzt aufgrund der regelmäßigen Jahresberichte – über Hamburg hinaus bekannt und fand in vielen Städten Nachahmung. Die überragende Bedeutung, die Amalie Sieveking durch die Gründung ihres Vereins gewann, resultiert nicht zuletzt aus der

---

<sup>486</sup> Die Auswahl der Armen folgte strengen Prinzipien: So musste mindestens ein krankes Familienmitglied vorhanden und die Familie durch Armenärzte empfohlen worden sein (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 111f). An die Aufhebung von Klassenunterschieden wurde nicht gedacht, da diese nach dem Verständnis Amalie Sievekings Teil des göttlichen Erziehungsplans waren. Erziehung zur Reinlichkeit und zur Sparsamkeit sollte lediglich die Lebensumstände der Armen verbessern.

<sup>487</sup> PIELHOFF, ST., Paternalismus 230, macht darauf aufmerksam, dass die Erweckungsreligiosität Amalie Sievekings eine Startschwierigkeit für den Verein darstellte, so dass ihr von offizieller Seite empfohlen wurde, die christliche Motivation nicht länger zur Voraussetzung für die Mitarbeit im Verein zu machen.

<sup>488</sup> Vgl. DÖRING, L., Liebestätigkeit 44.

<sup>489</sup> Vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 46. Somit entbehrte Amalie Sievekings Theologie nicht der Gesetzmäßigkeit des *do ut des* Prinzips.

<sup>490</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 124.

<sup>491</sup> Damit entsprach sie völlig erwecklichem Denken, das Sozialreformen jeder Art ablehnte und sich durch einen ausgeprägten Hang zum Konservativismus auszeichnete (vgl. LEHMANN, H., Neupietismus 46). Der Schaffung von Gerechtigkeit innerhalb bestehender Strukturen entsprach das Idealbild Amalie Sievekings vom Armen als dem gottesfürchtig in bescheidenen Grenzen verharrenden Menschen (vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 72; PRELINGER, C.M., Prelude 124). Als theologische Grundlagen ihres Vereins treten in ihren Veröffentlichungen häufig Mt 25, 40 und Jes 58, 6 hervor.

<sup>492</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Charity 37. Dem entsprach, dass diejenigen Armen als ideal betrachtet wurden, die in ihrer eigenen Sündhaftigkeit den Grund ihres Elends erblickten.

<sup>493</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 125; KAYSER, R., Perthes 96f. Auch F. Perthes, einer der führenden Köpfe der Hamburger Erweckungsbewegung empfand profundes Misstrauen und Abneigung gegen den Verein, der durch ein „frommes Weiblein“ gegründet worden war.

Tatsache, dass im protestantischen Bereich im Gegensatz zum katholischen weibliche Wohltätigkeit ein bislang unbekanntes Phänomen war<sup>494</sup>.

Die emanzipatorische Dimension des Unternehmens wird darin deutlich, dass die gegenseitige Förderung der Vereinsmitglieder nicht zuletzt der Persönlichkeitsentfaltung dienen sollte, die Frauen ohne organisatorischen Zusammenschluss sonst versagt blieb. In der schützenden Sphäre des Vereins sollte sich die Ausbildung zu einem Beruf vollziehen können, der gleichermaßen die individuelle religiöse Motivation befriedigte wie anerkannt war. Außerdem wurde Frauen die Möglichkeit gegeben, durch Arbeit in der Öffentlichkeit den ihnen zugeschriebenen Privatraum über repräsentative Aufgaben hinaus zu verlassen. Dennoch sollte nicht verkannt werden, dass die Emanzipationsbestrebungen Amalie Sievekings nicht auf Umsturz der bestehenden Ordnung zielten<sup>495</sup>, diese vielmehr Resultat der Bemühung waren, Frauen durch Glaubensüberzeugung zu innerer Ausgeglichenheit und Zufriedenheit<sup>496</sup> zu verhelfen<sup>497</sup>. In der Praxis musste sie jedoch feststellen, dass die meisten Vereinsdamen die Bedeutung ihres Engagements unterschätzten und die emanzipatorische Dimension für sie völlig in den Hintergrund trat<sup>498</sup>. Es ist zu vermuten, dass hier ein signifikanter Unterschied zu der Einstellung ihrer Schülerinnen vorliegt, die ja durch ihre Erziehung bei Amalie Sieveking mit dem Bewusstsein heranwachsen, sich durch soziales Engagement, das Ausdruck ihres religiösen Selbstbewusstseins war, persönlich vom Heiratsdruck der bürgerlichen Gesellschaft befreien zu können.

Th. Fliedner bot Amalie Sieveking 1837 das Amt der Vorsteherin des Diakonissenmutterhauses in Kaiserswerth an, 1839 wurde ihr die Oberaufsicht im weiblichen Flügel des Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg angeboten (die 1840 von Caroline übernommen wurde, die sie als Schülerin und Freundin gleichsam vertrat). Beide Angebote lehnte sie ebenso ab wie das erneute Angebot Th. Fliedners 1843, Vorsteherin im von Friedrich Wilhelm IV. geplanten Diakonissenmutterhaus in Berlin zu werden<sup>499</sup>. Als Hauptgrund für die Ablehnung der Angebote Th. Fliedners darf neben ausgeprägtem

---

<sup>494</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 120; DIES., Charity 5. Lediglich die im 18. Jahrhundert entstandene Herrnhuter Brüdergemeine schloss bis zu diesem Zeitpunkt explizit Frauen in ihre vielfältigen Aufgaben ein. Die Herrnhuter Brüdergemeine kann insofern als enorm fortschrittlich betrachtet werden, als hier ein umfassender Gleichheitsanspruch realisiert wurde: Weder konfessionelle Unterschiede noch Klassenunterschiede noch Unterschiede zwischen Mann und Frau fanden hier Beachtung oder führten zu einer Hierarchie.

<sup>495</sup> 1849 erklärte Amalie Sieveking in einem Vortrag über die Emanzipation des weiblichen Geschlechts: „Ich wünsche eine Emanzipation unseres Geschlechts, aber nicht fürwahr in dem Sinne mancher Neuerer, die alle göttliche und menschliche Ordnung umstoßend, auch die von dem Herrn selber bestimmte Unterordnung des schwächeren Geschlechts unter das stärkere aufheben möchten. Was ich für die Frauen in Anspruch nehme, das ist eine Ablösung von jener Frivolität und Leerheit des Daseins, der nur zu viele unterworfen sind durch die Macht der Konvenienz, ...“ (zit. nach DÖRING, L., Liebestätigkeit 51).

<sup>496</sup> Insofern darf Amalie Sievekings Arbeit als direkte Antwort auf problematische, der Frau zugeschriebene Rollen gelten: Der durch den Wertverlust körperlicher Arbeit entstandene Mangel an sinnvoller Betätigung der Frau hatte in vielen Fällen den Rückzug in Eitelkeit und Frustration zur Folge.

<sup>497</sup> Vgl. PAULSEN, A., Aufbruch 55. Hier liegt auch der Grund für die vehemente Ablehnung zeitgenössischer emanzipatorischer Bestrebungen in Hamburg, die den umgekehrten Weg einschlugen, indem sie erst mehr Freiräume für Frauen forderten, um ihnen diese dann zugute kommen zu lassen. Amalie Sieveking hingegen hatte die Not „alter Jungfern“ als eine der ersten erkannt und hatte aus der Überzeugung heraus, dass „der so reiche Herr unmöglich nur auf einen Stand seinen Segen könne gelegt haben“ mit der Sitte gebrochen und selbständig Einrichtungen zur Abhilfe des Missstands geschaffen (vgl. DÖRING, L., Liebestätigkeit 35).

<sup>498</sup> Vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 232.

<sup>499</sup> Für diese Aufgabe, wie zuvor für die Oberaufsicht des weiblichen Flügels im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus, empfahl Amalie Sieveking ihre ehemalige Schülerin Caroline. Aus diesem Grund ist zu vermuten, dass Caroline diejenige war, an die Amalie Sieveking dachte, als sie ihrem Bruder, der fürchtete, dass es schwierig werden würde, für ihren Unterricht Ersatz zu schaffen, antwortete: „[...] Ja, unter meinen jungen Mädchen selbst weiß ich wenigstens eine, der ich das ganz zutraue, und ich denke es mir sehr wohl möglich, daß ich dann auch einmal hinwiederum bei ihr in die Schule gehen könnte.“ (zit. nach SIEVEKING, H., Verein 32). Wengleich diese Zuordnung spekulativ bleiben muss, wird doch aus den Empfehlungen Amalie Sievekings deutlich, dass sie in Caroline ein hohes Maß an Selbständigkeit und Tüchtigkeit erkannt hatte.

Lokalpatriotismus die unausgesprochene Befürchtung Amalie Sievekings gelten, weder in Kaiserswerth noch in Berlin die Möglichkeit zu erhalten, ihre Arbeit selbständig zu gestalten<sup>500</sup>. Stattdessen eröffnete sie 1840 den durch Spenden getragenen ersten Amalienstift, der Armenwohnungen und Krankenzimmer umfasste und dem vier weitere folgten<sup>501</sup>.

Bis zu ihrem Tod 1859 veröffentlichte sie zahlreiche gleichermaßen religiöse wie emanzipatorische Schriften, die sich den im Rahmen der erzieherischen Tätigkeit abgehaltenen Betrachtungen über die heilige Schrift verdankten<sup>502</sup>: 1823 erschienen die „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“, 1827 „Beschäftigungen mit der Heiligen Schrift“, 1855 die anders als die vorhergegangenen Schriften nicht unter einem Pseudonym veröffentlichten „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift“, in denen Amalie Sieveking beredetes Zeugnis von ihrer Glaubensführung und ihrem christlichen Sendungsbewusstsein ablegte, wodurch sie in den Ruf einer „überspannten Mystikerin“ geriet<sup>503</sup>. Für Amalie Sieveking war die Bibel Gottes Wort und durch seinen Geist inspiriert. Überzeugt von der ausgleichenden und in Übereinstimmung stehenden Harmonie des Wortes suchte sie Schrift durch Schrift auszulegen<sup>504</sup>.

Mit ihren Kontakten zu den Predigern H. Merle, J.W. Rautenberg und später J.H. Wichern ordnete Amalie Sieveking sich immer bewusster der Erweckungsbewegung zu. Als emanzipatorisch<sup>505</sup> gelten ihre Schriften insofern, als sie sich nicht scheute, ihre Überzeugung öffentlich kundzutun, dass das allgemeine Priestertum auch für Frauen gelten sollte, und sie sich gegen einseitige geistige Führung durch Männer wandte<sup>506</sup>. Immer stärker empfand sie die Notwendigkeit, ihren eigenen Stand der unverheirateten Frau einem Sinn zuzuführen, der Frauen in gleicher Situation eine alternative sinnvolle Existenzform zu der der verheirateten Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter anbieten sollte<sup>507</sup>. Dennoch blieb sie der konservativen Vorstellung der wesensmäßigen Verschiedenheit von Männern und Frauen verhaftet, indem

---

<sup>500</sup> Als offizielle Gründe für die Unmöglichkeit der Annahme des Angebots führte sie die Notwendigkeit der Pflege ihrer Pflegemutter, ihre Aufgaben bezüglich ihrer Schülerinnen, den Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege, die Liebe zur Vaterstadt sowie die Aussicht auf Möglichkeit der geistlichen Betreuung der Kranken im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus an (vgl. SIEVEKING, H., Verein 41ff). Jedoch spricht allein der von ihr allein – patriarchalisch–autoritär (vgl. dazu PIELHOFF, ST., Paternalismus 236.) – geführte Verein dafür, dass sie am meisten fürchtete, sich einem fremden Willen unterordnen zu müssen (vgl. PRELINGER, C.M., Charity 42).

<sup>501</sup> Vgl. GÖTZELMANN, A., Frage 291; DÖRING, L., Liebestätigkeit 47. Bei dem Amalienstift handelte es sich aus heutiger Sicht um eine frühe Form von Sozialwohnungen. Die wachsende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Arbeit zeigte sich weiter in ihrer Mitgliedschaft als einzige Frau im Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge und in dem bei dem großen Brand zusammengetretenen Hilfsverein.

<sup>502</sup> Dies gilt es stets bei der Bibelauslegung der Amalie Sieveking zu beachten, die in der Geschichte der wissenschaftlichen Exegese keinen Platz beanspruchen kann und wollte: Vielmehr ging es ihr darum, Menschen einen Zugang zu Bibel und christlicher Lebensgestaltung durch lebensnahe Bibelauslegung zu öffnen (vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 131).

<sup>503</sup> Vgl. SIEVEKING, H., Verein 25; DÖRING, L., Liebestätigkeit 36. Obwohl Amalie Sieveking der Sitte der Zeit entsprechend bei ihren ersten Veröffentlichungen anonym blieb, schrieb man ihr die Werke sehr schnell zu und kritisierte nicht nur den Inhalt ihrer Schriften, sondern auch die Tatsache des Schreibens einer Frau überhaupt.

<sup>504</sup> Ohne Einführung oder Vorbereitung legte sie Vers um Vers mit unmittelbar praktischer Anwendung auf den Leser aus (vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 87).

<sup>505</sup> Abgesehen vom Inhalt sind ihre Schriften schon insofern emanzipatorisch, als sie es als Frau wagte, sich mit ihrer lebensnahen Bibelinterpretation öffentlich zu äußern (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 105).

<sup>506</sup> Dies wird besonders darin deutlich, dass sie männliches Patronat in ihrem Verein vermied. In den Unterhaltungen, 114, stellt SIEVEKING, A., denn auch fest: „Auch die Unfruchtbare also, den Gedanken möchte ich besonders hervorheben, auch die Unvermählte kann die geistliche Mutter Vieler werden.“ Lediglich die gewachsenen Aufgaben im Rechnungswesen ließen es ihr legitim erscheinen, für die Geschäftsführung männliche Unterstützung hinzuzuziehen (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 101).

<sup>507</sup> Ihre Unwilligkeit, sich in das bürgerliche Frauenideal einzufügen, zeigt sich auch in ihrer eigenen Einschätzung ihres Verhältnisses von Rationalität und Emotion: „Ein müßiges Hingeben an dunkle Empfindungen ist nun schon von Natur nicht meine Sache, da in der natürlichen Anlage meines Charakters gewiß weit eher der Verstand vorherrscht als das Gefühl und die Einbildungskraft.“ (zit. nach SIEVEKING, H., Verein 26).

sie 1843 in Dänemark ein Plädoyer gegen koedukative Tendenzen mit der Begründung abgab, die Berufe, für die Mädchen und Jungen auszubilden seien, seien zu verschieden, um von einer gemeinsamen Grundlage ausgehen zu können<sup>508</sup>. Auch wird bei der Betonung ihrer Stellung als „Vorkämpferin der christlichen Frauenbewegung“<sup>509</sup> häufig vernachlässigt, dass sie trotz diesem Kampf um die rechte Stellung der Frau entschieden dazu aufforderte, „unsere [i.e. die der Frauen] natürliche Schwäche willig an[zu]erkennen“<sup>510</sup>. Bestes Untersuchungsobjekt für das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist der „Aufruf an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands“ von 1850<sup>511</sup>, in dem Amalie Sieveking leidenschaftlich für außerhäusliche, sozial-karitative Tätigkeit von Frauen warb, jedoch von vorn herein dem Verdacht entgegentrat, sie stehe kommunistischen Bestrebungen nahe und arbeite für eine politische und soziale Gleichstellung von Mann und Frau. Vielmehr wurde mit der Zuträglichkeit solcher weiblichen Berufsarbeit für eine spätere Partnerschaft argumentiert. Damit entspricht ihre Behandlung der Frauenfrage direkt ihrer Behandlung des Armutproblems: Hier wie dort galt es, Symptome zu bekämpfen, doch bekämpfte sie weder hier noch dort aktiv die Ursachen der Missstände<sup>512</sup>. Hinzu dürfte kommen, dass Amalie Sieveking sich hinsichtlich des Verhältnisses von Mann und Frau bewusst war, dass eine Änderung des zeitgenössischen Frauenbildes nur mit der Akzeptanz der Männer durchsetzbar war und die Affirmation der Männerrolle darum Komplement ihrer Argumentation für weibliche Berufsarbeit sein musste<sup>513</sup>. Außerdem ist davon auszugehen, dass Amalie Sieveking ihre wohlthätigen Aktivitäten als direkte Projektion der innerfamiliären Frauenrolle empfand und diese lediglich eine Akzentverschiebung in der Lebens- und Erfahrungswelt erfuhr: Wie als hingebungsvolle Mutter und empathische Ehefrau sollten Bürgerfrauen bei wohlthätigen Armenbesuchen durch ähnliche Eigenschaften, wie sie von Nöten waren, um der dreifachen Bestimmung der bürgerlichen Frau gerecht zu werden, bürgerliche Ordnungsvorstellungen vermitteln und so wie die Nachkommenschaft der eigenen Familie diese zu einer ordentlichen gesellschaftlichen Existenz befähigen. Aus dem Bild der bürgerlichen Frau wurde so im Grunde nur der repräsentative Aspekt ausgeschieden – ihrem luxuskritischen Denken entsprechend. Schließlich spricht auch die hierarchische,

---

<sup>508</sup> Vgl. SIEVEKING, H., Verein 49ff. Ihr Konservativismus zeigte sich weiter in ihrer Erschütterung aufgrund des Durchbruchs der liberalen Bewegung in Hamburg 1848. Emanzipatorische Ideen, getragen von der Kindergartenbewegung Fröbels, der Hochschule für das weibliche Geschlecht von Emilie Wüstenfeld sowie dem Frauenverein der Charlotte Paulsen lehnte sie als aus dem Geist des Unglaubens entstanden entschieden ab. Stattdessen trat sie für die ständische Verfassung auch in Vereinen ein. Andererseits machte sie völlig unorthodox auf das Missverhältnis von Löhnen und Preisen aufmerksam und prangerte die Gewissenlosigkeit der Arbeitgeber an, die Arbeiter wie Maschinen behandelten (vgl. SUHR, U., Amalie Sieveking 112). Politisch begründete Amalie Sieveking ihr soziales Engagement damit, dass sie sozialistischen Ideen vorbeugen wollte: Empörung der Verarmten und Entrechteten sollte durch verantwortliche Hilfe der Bessergestellten aufgefangen werden (vgl. PAULSEN, A., Aufbruch 56). Offenes politisches Engagement von bürgerlichen Frauen hielt Amalie Sieveking für solange nicht geboten, wie der „antichristliche Kommunismus“ noch nicht zum Durchbruch gekommen war.

<sup>509</sup> So der Untertitel des Buches von REMÉ, R., Amalie Sieveking.

<sup>510</sup> Vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 89. Nicht selten wird heute versucht, solche Aussagen mit dem Argument zu entkräften, Amalie Sieveking habe solche Aussagen machen müssen, um sich das Interesse und die Zustimmung der Öffentlichkeit zu sichern. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Erweckungsbewegung halte ich dies jedoch nicht für gerechtfertigt (i.d.S. mit PRELINGER, C., Charity 48; SCHMIDT, J., Beruf 60). Auch in politischer Hinsicht suchte sie das Bestehende zu sichern und wandte sich entschieden gegen revolutionierende Tendenzen, was besonders 1848 deutlich wird. Ihre emanzipatorischen Bemühungen gingen nicht über das Maß hinaus, das sie theologisch rechtfertigen konnte. Amalie Sieveking nutzte Freiräume optimal, verließ jedoch niemals die legitimen Grenzen.

<sup>511</sup> Vollständig abgedruckt bei REMÉ, R., Amalie Sieveking 41-57.

<sup>512</sup> Folgerichtig empfahl SIEVEKING, A., Unterhaltungen 127, zum rechten Umgang mit Armut: „Der Arme also soll durch den Gedanken: „Gott ist’s, der die Armuth mir zugeschiedt“, mit seiner beschränkten Lage sich aussöhnen lassen, wozu denn auch der Blick auf Christum dienen mag [...]“

<sup>513</sup> Vgl. GAUSE, U., Frauen 320.

patriarchalische Struktur ihres Vereins dagegen, dass sie Frauen zu Eigeninitiative und Unabhängigkeit befähigen wollte: Indem sie sämtliche Entscheidungskompetenzen bei sich hielt<sup>514</sup>, konnten ihre Vereinsdamen nicht erlernen, eigenverantwortliche Entscheidungen zu treffen, was doch das Ziel aller auf Frauenemanzipation abhebenden Bestrebungen hätte sein müssen. Statt dessen rechtfertigte sie diesen Konzentrationsprozess mit der fehlenden Kompetenz der Vereinsdamen. M.E. dürfte diese Argumentation maßgeblich zu Carolines uneingeschränkter Akzeptanz der hierarchischen und keineswegs auf Partizipation der Diakonissen angelegten Strukturen der Kaiserswerther Anstalten beigetragen haben, was auch für die Hamburger erweckten Kreise keineswegs als normal gelten darf<sup>515</sup>.

Bei Besuchen 1839 in England und 1843 in Dänemark fand Amalie Sieveking Gelegenheit, ihre pädagogischen Kenntnisse zu vertiefen und anzuwenden. Ihre Vielseitigkeit zeigte sich u.a. im Abfassen eines Kochbuchs, der Entwicklung von Lernspielen und ihren Plädoyers für eine andere Lohnpolitik<sup>516</sup>. Bemerkenswert dürfte schließlich noch ihr leidenschaftliches Engagement gegen jede Form von interkonfessioneller Zusammenarbeit sein<sup>517</sup>, was auch für die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth galt. Die strenge Selbstzucht, derer Amalie Sieveking für die Bewältigung ihren vielfältigen Aufgaben bedurfte<sup>518</sup>, dürfte einen starken Eindruck auf Caroline gemacht haben und ein Vorbild für die Bewältigung ihres umfangreichen Pflichtenkatalogs in Kaiserswerth gewesen sein. Dasselbe gilt für die strenge Einfachheit der ganzen Lebensweise, die Amalie Sieveking auszeichnete: So war Caroline durchaus mit bescheidenem, fast asketischem Lebensstil, der ja auch für das Anstaltsleben in Kaiserswerth charakteristisch war, auch in ihren eigenen Schichten vertraut, sofern dieser zur Erreichung eines höheren Zwecks notwendig war. Inwieweit Caroline dem Balanceakt zwischen Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau und Unterordnung der Frau, wie Amalie Sieveking ihn angedacht hatte, als verheiratete Frau folgte, wird im Hauptteil der Arbeit zu untersuchen sein.

1820, im Alter von neun Jahren, wurde Caroline Amalie Sieveking zur Erziehung übergeben<sup>519</sup>, als diese ihren zweiten Kursus mit zehn Schülerinnen begann<sup>520</sup>. In den Mittelpunkt trat ab dem zweiten Kurs bei dem selbst entworfenen Lehrplan der Religionsunterricht, da es Amalie Sieveking wichtig wurde, durch gemeinsame Glaubensüberzeugung mit ihren Schülerinnen dauerhafte Freundschaften zu knüpfen<sup>521</sup>. Damit entsprach sie völlig dem Engagement der Pietisten im Bildungswesen, die sich primär im Volksschulwesen eingebracht hatten, da hier die Möglichkeit bestand, neben dem Religionsunterricht durch persönliches Vorbild Einfluss auf die Schüler zu nehmen<sup>522</sup>. Wie stark die Einflussnahme Amalie Sievekings auf ihre Schülerinnen war, wird nicht zuletzt durch die Hinwendung Carolines zur erwecklichen Frömmigkeit deutlich, kam diese doch aus

---

<sup>514</sup> Vgl. PIELHOFF, ST., Paternalismus 236. Von Amalie Sieveking wurden die einzelnen Aufgabenfelder nicht nur delegiert; auch außerordentliche Spenden liefen über sie, die Vereinsdamen waren ihr rechenschaftspflichtig, sie überwachte die religiösen Inhalte der Vereinsarbeit und hatte nahezu die gesamte Öffentlichkeitsarbeit des Vereins inne: Sämtliche wichtigen Aufgaben ihres Vereins liefen in ihrer Person zusammen.

<sup>515</sup> Vgl. z.B. GERHARDT, M., Flidner II 166.

<sup>516</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Prelude 124. In den 1840er Jahren äußerte sich Amalie Sieveking gegen die Löhne, die einem Arbeiter kaum die Unterstützung seiner Familie ermöglichten, auf deren Erhöhung jedoch aufgrund des Arbeiterüberschusses und der zunehmenden Profitorientierung bei der zunehmenden Industrialisierung keine Hoffnung bestand.

<sup>517</sup> Vgl. PRELINGER, C.M., Charity 164.

<sup>518</sup> Zur Selbstdisziplinierung und dem Zeitmanagement Amalie Sievekings vgl. PAPE, G., Amalie Sieveking 5ff.

<sup>519</sup> Vgl. FA IV c 16.

<sup>520</sup> Die Kinder des ersten Kursus waren zuvor einem Diakon zur Ausbildung übergeben worden. Jedoch gab sie den Kontakt zu ihnen nicht gänzlich auf, da sie sie weiter im Lesen, Rechnen und Naturgeschichte unterrichtete.

<sup>521</sup> Dieses Ziel wurde durch feste Zusammenkünfte auch nach Ende der Schulzeit weiter verfolgt (vgl. DÖRING, L., Liebestätigkeit 35).

<sup>522</sup> Vgl. LEHMANN, H., Lage 17. Dem entspricht, dass sich auch kein direkter Hinweis im Lehrplan Amalie Sievekings findet, dass sie fremdsprachlichen Unterricht erteilte.

einem liberalen Elternhaus und übernahm Amalie Sieveking so die religiöse Sozialisation des Kindes<sup>523</sup>, die durch die Übereinstimmung ihrer persönlichen Frömmigkeit mit der des Pfarrers verstärkt worden sein dürfte<sup>524</sup>. Jedoch warnte sie vor religiöser Überfütterung, da diese die Gefahr der Entwicklung von Schein- und Heuchelwesen berge.

Der Unterricht begann nach einem langen Gebet stets mit der Exegese einer Bibelstelle<sup>525</sup>. Es findet sich kein Hinweis, dass die übrigen Unterrichtsfächer verändert wurden; aus diesem Grund ist davon auszugehen, dass die Fächer, in denen Caroline unterwiesen wurde, wie beim ersten Kurs Lesen, Geographie, Naturgeschichte und Technologie waren<sup>526</sup>. Der Wandel, der sich vom ersten zum zweiten Kursus in der Religiosität Amalie Sievekings vollzogen hatte, war vielen der großbürgerlichen, kirchlich eingestellten, der Erweckungsbewegung jedoch abgeneigten Eltern nicht bekannt und führte dazu, dass ihrer Erziehung einige der Kinder wieder entzogen wurden<sup>527</sup>.

Allein die Herkunft Amalie Sievekings wird eine Rolle für das Vertrauen großbürgerlicher Eltern bei der Übergabe ihrer Töchter in ihre Obhut gespielt haben, konnte man doch bei einer Senatoren- und Kaufmannstochter sicher sein, dass sie das vermitteln würde, was von den Töchtern der Hamburger Oberschicht im Leben verlangt werden würde. Für H.A. Bertheau, dessen finanzielle Situation nach der Franzosenzeit nicht die erhoffte Entwicklung nahm,

---

<sup>523</sup> Caroline selbst bezeichnete Amalie Sieveking später als diejenige, „die zuerst mich zum Herrn wies“ (Caroline an Th. Flidner aus Hamburg um den 10. Mai 1849 (FA IV a 1 vol 2)). HÖLSCHER, L., Religiosität 204, macht darauf aufmerksam, dass auch beim Wechseln der religiösen Fronten und dem Verlassen der religiösen Grunddisposition noch eine Kontinuität von Normen und Vorstellungen vorliegt: Es wird so von einigem Interesse sein, ob auch bei Caroline Reminiszenzen an rationalistisches Denken deutlich werden.

<sup>524</sup> Diese Verbindung war i.d.R. nicht mehr gegeben, seitdem die Schule mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts sich weitgehend aus der religiösen Sozialisation der Schüler zurückgezogen hatte.

<sup>525</sup> Vgl. FA IV c 16; KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 76. Bei dem einleitenden Gebet mussten die Schülerinnen stehen, was Caroline aus der Retrospektive im Jahr 1891 als „ermüdend und nicht zweckentsprechend“ beurteilte. Außerdem führte sie auf den Mangel an Anleitung zu ordentlicher Exegese zurück: „[...]“, so hielt sie oft lange Vorträge über die geringsten Dinge, [...], und etwas Zusammenhang gegebenes fehlte.“

<sup>526</sup> Vgl. SIEVEKING, H., Verein 11; POEL, E., Denkwürdigkeiten 25. Ein Hinweis auf fremdsprachlichen Unterricht findet sich ebenso wenig wie auf Musikunterricht (vgl. SIEVEKING, A., Unterhaltungen 241), Fächer, die für bürgerliche Töchter als obligat galten: Der Unterricht Amalie Sievekings unterschied sich dezidiert von dem, der an Höheren-Mädchen-Schulen gelehrt wurde, indem die Kinder gerade nicht durch etwa die französische Sprache auf das gesellschaftliche Leben der Oberschicht vorbereitet wurden, das sie selber ja als leer empfunden hatte. Erst 1845 begann Amalie Sieveking auch das Französische zu unterrichten, nachdem sie selbst begonnen hatte, sich dem Studium der Sprache zu widmen (vgl. POEL, E., Denkwürdigkeiten 295). Wo Caroline ihre Kenntnisse der französischen Sprache erworben hat, bleibt unklar. Sicher ist indes, dass sie der Sprache mächtig war: So wird sie Th. Flidner am 20. August 1848 mitteilen: „Der Mina gebe ich franz. Unterricht, [...]“ (FA IV a 1, 2).

<sup>527</sup> Vgl. CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER 53 (1894) 33f. Auch der Vater von Caroline war offensichtlich über die neuerliche Verbundenheit Amalie Sievekings mit der Erweckungsbewegung nicht im Bilde und suchte seine Tochter nachdem er davon Kenntnis erhalten hatte ihrem Einfluss zu entziehen. Dieser Plan wurde jedoch mehr zufällig als durch Überzeugung aufgegeben. Der Konfirmandenunterricht der Tochter bei J.W. Rautenberg verwundert aus diesem Grund: Leider geben die Quellen keinen Aufschluss mehr darüber, ob H.A. Bertheau sich in der Zwischenzeit selber der erwecklichen Frömmigkeit zugewandt hatte, oder ob er nach Auseinandersetzung mit den Inhalten der Erweckungsbewegung und der Verfolgung der Entwicklung seiner Tochter zu der Überzeugung gekommen war, dass keine Gefahr vom „Mystizismus“ ausging. Dass die Persönlichkeitsentwicklung Carolines eine positive Bewertung erfuhr, zeigen nicht zuletzt der Eintrag in ihr Stammbuch durch ihre Mutter, in welchem sie unmittelbar vor Carolines Antritt der Stelle als Erzieherin feststellte: „Hart ist der Trennungsschmerz, meine heißgeliebte Caroline, auch Deinen sanften Tröstungen muß ich Schwergeprüfte entsagen.“ (s. FA IV c 7). Dass die Mutter jedoch keineswegs der Erweckungsbewegung – trotz der Kontakte ihrer Familie zu Franz Claudius – nahestand, geht aus dem Brief vom 27. August 1844 von Caroline an ihren Gatten hervor, wenn sie schreibt: „Möchte sich doch der Herr auch bald meiner armen, wie ich glaube, noch so sehr verirrt, Mutter, erbarmen!“ (FA IV a 1 voll). Dennoch ist für mehrere Geschwister Carolines, insbesondere für ihre Brüder Carl und Ernst eine enge Verbindung zur Erweckungsbewegung belegt (vgl. z.B. Caroline an ihren Bruder Carl am 26. Mai 1839 (FBO): „[...] Du mein theurer Bruder, der Du mehr als durch Fleisch und Blut mein Bruder bist.“).

stellte die Unentgeltlichkeit des Unterrichts Amalie Sievekings vermutlich den Hauptanreiz dar, seine Tochter ihrer Erziehung zu übergeben. So wird die Entscheidung mehr von Pragmatismus als von Überzeugung geprägt gewesen sein: Als Angehöriger der Hamburger Oberschicht war er quasi verpflichtet, seiner Tochter eine adäquate Erziehung angedeihen zu lassen, die finanziellen Mittel schienen dies jedoch nicht zu gestatten. Das Engagement Amalie Sievekings bot den Ausweg. Wie stark die Prägung gewesen ist, die Amalie Sieveking den Schülerinnen mit ins Leben gab, geht klar aus ihrer Aussage: „Unter den manchen Lebensfreuden, die mir zuteil geworden, muß ich doch immer das Wirken für die Kinder obenan setzen.<sup>528</sup>“ hervor. Dass es hier um mehr als die Ausbildung der kognitiven Fähigkeiten ging, zeigt ihre Feststellung 1816 zu Beginn ihres ersten Kurses „Liebe ist den Kindern ja viel nötiger als Wissen!<sup>529</sup>“. Amalie Sieveking setzte sich zum Ziel, individuelle Kräfte und Interessen zu wecken, individuelle Anlagen und Neigungen bei der Erziehung zu berücksichtigen sowie gerade im Denken zur Selbsttätigkeit zu erziehen und Mädchen früh an logisches Denken zu gewöhnen<sup>530</sup>. Konsequent gehörten aus diesem Grund Handarbeiten, die als gleichförmige Arbeit nach zeitgenössischer Auffassung nicht selten der Disziplinierung dienten, nicht zu ihren Lehrplan<sup>531</sup>. Amalie Sieveking votierte für eine Erziehung, die weder weltabgeschlossen war, noch eine Reizüberflutung ihrer Zöglinge gestattete<sup>532</sup>. Gezielt wandte sie sich gegen Laster, die charakteristisch für bürgerliche Frauen waren. Auf diese Weise wurde bewusst nicht an die Erziehungsideale Höherer-Töchter-Schulen angeknüpft, sondern den Mädchen wurde eine ungeheuer moderne Erziehung zuteil, indem sie ebenso wenig zur dreifachen Bestimmung der Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter ausgebildet wurden wie für repräsentative Aufgaben der bürgerlichen Frau<sup>533</sup>, schien ihr doch gerade hier die Ursache für Müßiggang und Unzufriedenheit vieler Zeitgenossinnen zu liegen. Signifikant ist auch der Unterschied, dass das soziale Umfeld der Erziehung nicht wie das der Höheren-Töchter-Schulen dem privaten Raum i.S.d. Familie nachempfunden war und die Schülerinnen so bewusst die Entwicklung zur Mündigkeit erhielten<sup>534</sup>. Insofern zog Amalie Sieveking eine neue Generation christlicher Frauen groß, die sich nicht mehr in das Bild der bürgerlichen

---

<sup>528</sup> Zit. nach PAPE, G., Amalie Sieveking 17.

<sup>529</sup> Ebd. 18.

<sup>530</sup> Vgl. SIEVEKING, A., Unterhaltungen 477: „Aber da meine ich nun, daß für die Entwicklung der Intelligenz bei unserem Geschlechte oft zu wenig geschieht. Woher sonst bei den Frauen oft so viel Mangel an Logik, so viel Unklarheit und Verwirrung der Begriffe?“ Mit dieser Einstellung liegt ein signifikanter Bruch mit A.H. Francke vor, an dem Amalie Sieveking sich maßgeblich orientiert hatte: A.H. Francke stellte in den Mittelpunkt seiner Pädagogik die Gewöhnung des Kindes an ausdauernde Arbeit – vornehmlich Handarbeit. Er hoffte die Kinder durch monotone Beschäftigung zur innerweltlichen Askese erziehen zu können. Solche Art der Disziplinierung sollte schließlich dem Herbeiführen und der Behauptung des Heilserlebnisses führen (vgl. TREIBERT, H. / STEINERT, H., Fabrikation 112f).

<sup>531</sup> Vgl. zum Anteil der Handarbeiten an der Herstellung des weiblichen Sozialcharakters LADJ-TEICHMANN, D., Erziehung 191ff.

<sup>532</sup> Ebd. 35. Amalie Sieveking war der Überzeugung, dass Selbständigkeit des Kindes bei zurückgezogener Erziehung am ehesten zu erreichen sei, was ihr jedoch durch die Gefahr der Ausbildung gewisser Einseitigkeit und folgender Erschwerung des Umgangs mit anderen Menschen nicht als legitim erschien. Erziehung fürs Leben bedeutete für sie gleichermaßen die Vermeidung klösterlicher Klausur wie die Vermeidung allzu vieler Zerstreuungen.

<sup>533</sup> „Man ist oft so ängstlich bemüht, die Kinder fürs gesellschaftliche Leben zu bilden, damit sie überall gefallen sollen; man sucht ihnen Talente beizubringen, man sagt ihnen viel über Höflichkeit und Anstand, [...] Wäre es nicht an der ganz einfachen genug: Denke mehr an andere als an dich selbst?“ (zit. nach PAPE, G., Amalie Sieveking 18).

<sup>534</sup> Insofern war die nach dem Familienmodell Vater – Hausmutter – unmündige Töchter organisierte Diakonissen-Anstalt für Caroline etwas völlig Neues. Aufgrund der ihr zur Verfügung gestellten Freiräume durch die fortschrittliche Erziehung ist eigentlich anzunehmen, dass sie Anstoß an der patriarchalen Struktur nehmen würde, der ja auch Amalie Sieveking abgeneigt war.

Frau einordnen ließ, sondern selbständig Missstände erkennen sollte und in die Lage versetzt wurde, diese in Eigeninitiative zu beheben<sup>535</sup>.

Caroline indes wurde von ihr selbst als Prototyp ihrer Schülerinnen dargestellt: So war Caroline nicht nur diejenige, die sie empfahl, als sie 1839 die ihr angebotene Stelle als Oberaufseherin im weiblichen Flügel des Allgemeinen Krankenhauses ausschlug, 1843 empfahl sie sie erneut<sup>536</sup>, nachdem sie das Angebot Th. Fliedners, Vorsteherin im von Friedrich Wilhelm IV. geplanten Diakonissenmutterhaus in Berlin zu werden, abgelehnt hatte. Während Caroline der ersten Empfehlung folgte, lehnte sie die zweite ab, da das Ergebnis der Kontaktvermittlung zwischen Th. Fliedner und Caroline deren Eheschließung war. Aus der uneingeschränkt positiven Bewertung der Schülerin geht hervor, dass Caroline mit großer Wahrscheinlichkeit Amalie Sievekings Idealbild einer christlichen Frau vollständig entsprach. Bis zu ihrer Konfirmation am 31. März 1828, mit der die Erziehung bürgerlicher Töchter meist endete, besuchte Caroline den Unterricht Amalie Sievekings. Die Konfirmation wurde in privatem Rahmen in Verbindung mit einer großen Familienfeier durch Franz Claudius, den Sohn von Matthias Claudius, vollzogen<sup>537</sup>. Konfirmationsspruch Carolines war 2 Thess 3, 16: „Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise.“

Da Caroline theologisch maßgeblich durch Amalie Sieveking geprägt wurde und die religiöse Unterweisung Hauptbestandteil ihrer Erziehung war, sei an dieser Stelle noch versucht, anhand der „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“ die konstituierenden Momente der Theologie Amalie Sievekings herauszuarbeiten<sup>538</sup>, die Caroline nachhaltig geprägt haben dürften.

Die insgesamt acht betrachteten Schriftabschnitte des Buchs erscheinen willkürlich gewählt, da ohne Einhaltung der kanonischen Reihenfolge oder erkennbare thematische Ordnung vier alt- und vier neutestamentliche Stellen aneinandergereiht sind: Die Texte dienen als theologische Grundlage zur Entfaltung dessen, was Amalie Sieveking persönlich wichtig war und was sie ihren Lesern – besonders ihren Schülerinnen – zu vermitteln suchte. Somit übernehmen sie einerseits Legitimationsfunktion für die Stellungnahme zu aktuellen Fragen, andererseits gilt, dass bei erbaulicher Schriftauslegung der Bezug auf aktuelle Themen naturgemäß größer ist als bei wissenschaftlicher.

---

<sup>535</sup> Zu der völligen Ignoranz der bereits festgeschriebenen Geschlechtscharaktere gehörte auch, dass bei dem Eröffnungsvortrag des Weiblichen Vereins an keiner Stelle eine mögliche Wesensverwandtschaft zwischen dem Wesen der Frau und karitativen Aufgaben festgestellt wurde, was im englischen und amerikanischen Bereich durchaus üblich war (vgl. PRELINGER, C.M., Charity 36).

<sup>536</sup> Der Begeisterung, mit der Amalie Sieveking das Wirken Carolines im Allgemeinen Krankenhaus verfolgte und ihrer Überzeugung, dass Caroline die Position nicht zuletzt aufgrund ihrer theologischen Verwurzelung in der Erweckungsbewegung so erfolgreich innehatte, verlieh Amalie Sieveking 1854 in den *Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift*, 4, Ausdruck: „Habt Ihr wohl meine liebe Caroline B. gekannt? Ich wollte, daß Ihr sie Alle gekannt, daß Ihr sie Alle gesehen hättet in ihrem schönen Wirken. Es war der gewiß nicht leichte Beruf der Krankenpflege in einem großen Hospitale, dem sie sich gewidmet, und der für sie noch durch manche besondere Umstände gar sehr erschwert ward, namentlich dadurch, daß sie nicht, wie die barmherzigen Schwestern in der katholischen Kirche in einer Genossenschaft, sondern ganz isoliert da stand, und dabei in ihrer Liebeshätigkeit wenig Anerkennung, Unterstützung und Aufmunterung fand bei Manchen von Denen, die wohl zunächst berufen waren, ihre Lebensaufgabe in dieser Weise ihr zu erleichtern. Ich wollte, daß ich Euch ihr Bild vor die Seele malen könnte, wie es in diesem Augenblicke mir vorschwebt: so mild und freundlich, so lebensfrisch und heiter. Da sah ich jenen verklärenden Wiederglanz, von dem ich eben sprach; denn gewiß, aus keiner andern Quelle konnte sie diese Liebe, diese Freudigkeit schöpfen, als aus ihrem vertrauten Umgange mit ihrem Gott und Heilande.“

<sup>537</sup> Vgl. FA IV c 16. Konfirmationen wurden 1828 in Hamburg noch in privatem Rahmen durchgeführt, nachdem das Geistliche Ministerium Rautenberg 1821 nach dem Vollzug einer öffentlichen Konfirmation dies untersagt hatte (vgl. LAHRSEN, I., Erweckung 109).

<sup>538</sup> Die Wahl eben dieses Buches erscheint insofern sinnvoll, als es dem Titel des letzten Aufsatzes *Vermächtnis für meine jungen Freundinnen, zunächst für Diejenigen, welche mich von Angesicht kennen* entsprechend das zu bündeln verspricht, was Amalie Sieveking ihren Schülerinnen auch im Unterricht zu vermitteln suchte. Somit dürfen die *Unterhaltungen*, die sich in erster Linie an die ehemaligen Schülerinnen Amalies richten quasi als Rückverpflichtung auf gemeinsame Werte gelten.

Der praktischen Ausrichtung entspricht, dass ihre Exegese stets aus zwei Teilen besteht: Die jeweils am Anfang stehende Auslegung des biblischen Textes tritt jedoch hinter die Erläuterung der aktuellen Relevanz anhand zahlreicher Beispiele, die gleichermaßen der Kirchengeschichte<sup>539</sup> wie ihrem persönlichen Umfeld entnommen sind und deren Beziehung zum Bibeltext oft äußerst künstlich hergestellt wirkt, stark zurück.

Zunächst schafft Amalie Sieveking mit der Untersuchung von 4. Mose 11, 24-29 eine gemeinsame Basis, indem sie die Wichtigkeit der Gabe des Heiligen Geistes zwecks Unterscheidung von Schein – häufig Selbsttäuschung – und Wesen als konstituierendes Merkmal des Christen herausstellt und gleichzeitig eine entschiedene Absage an die Notwendigkeit eines wissenschaftlichen Theologiestudiums – gemeint ist wohl eine einseitig vom Rationalismus geprägte theologische Ausbildung – erteilt, dessen Suche nach Wahrheit und Recht ihr als Demonstration von Eigenliebe und Stolz erscheint: Typisch für Anhänger der Erweckungsbewegung erblickte sie hier statt Bereicherung „die gefährlichsten Klippen des Glaubens“<sup>540</sup>, da es für sie zur Manifestation des Unglaubens wird, indem es das Ansehen der göttlichen Wahrheit zu untergraben droht. Den Beweis für ihre Befürchtungen liefern ihr die vielen rationalistisch, i.e. „ungläubigen“ Geistlichen, denen wenige studierte erweckte Theologen und eine große Zahl segensreich wirkender Laien gegenübergestellt werden<sup>541</sup>. Typisch erwecklich wird das Ziel des Christen in der Durchdringung, i.e. der Heiligung des gesamten Lebens mit dem Geist Gottes erblickt, die dem von Natur aus der Sündhaftigkeit verfallenen Menschen ermöglicht, nach der Gnade der Wiedergeburt an neuem, ewigem Leben teilhaftig zu bleiben, deren Hauptfrucht in unterschiedlichstem Tätigwerden in selbstverleugnender Liebe besteht.

Bei der Betrachtung von Lukas 3, 2-6<sup>542</sup> wendet Amalie Sieveking sich zunächst den konstituierenden Momenten des Christen, Bekehrung und Wiedergeburt, zu, die den Menschen gelegentlich als plötzliches, unvermitteltes und exakt datierbares Ereignis treffen, ihr jedoch in Form eines allmählichen Prozesses erstrebenswerter erscheinen, da ihr der Wandel des menschlichen Wesens bei letzterem von mehr Bestand zu sein verspricht. Der Wiedergeburt hat ein nie abgeschlossener Prozess der Heiligung zu folgen, der hauptsächlich in täglicher Buße besteht, wodurch der Geist das Fleisch, i.e. irdischen Sinn, Stolz und Unwahrheit, allmählich überwindet und schließlich in Gottseligkeit, dem Erblicken der Herrlichkeit Christi, gipfelt, die den einen zur Vollendung, den anderen zum Entsetzen gereichen wird. Die Vorstellung von vorlaufender Gnade beugt der Gefahr vor, Werke Gottes als eigenes Verdienst anzusehen.

1. Samuel 2, 1-10, das Loblied der Hanna, dient als Anknüpfungspunkt für die Klage über mangelnden Dank für empfangene Wohltaten einerseits und die positiven Auswirkungen von Dank andererseits. In der folgenden Untersuchung des Texts wird erneut die Notwendigkeit der Heiligung des Menschen betont, die durch die Befolgung von Gesetz und Evangelium erreicht werden kann. In den Ausführungen äußert Amalie Sieveking Bedauern über häufige Vernachlässigung der Lehre vom Gesetz im Protestantismus<sup>543</sup>, die ein massives Hindernis auf dem Weg zur Heiligung darstellt: Gesetzesobservanz bleibt in gewissem Rahmen notwendig. Schließlich wird angemerkt, dass die Erkenntnis der Heiligkeit und Herrlichkeit Gottes jeglicher menschlicher Selbstüberhebung und Selbstgerechtigkeit vorbeugt. Die aus dieser Erkenntnis resultierende Heiligung impliziert die Loslösung vom Irdischen, eine

---

<sup>539</sup> Vgl. die „Übersicht der Geschichten und Namen aus dem Reiche Gottes, die diesen Unterhaltungen eingewebt sind“ bei SIEVEKING, A., Unterhaltung XIII. Herausragende Illustrationen aus der Kirchengeschichte sind u.a. Gerhard Tersteegen, Polycarp, Ambrosius, Luther und Cajetan, Justin der Märtyrer.

<sup>540</sup> Ebd. 6.

<sup>541</sup> Ebd. 10f. Grund für die überaus starke Betonung des Priestertums aller Gläubigen scheint mir die so eröffnete Möglichkeit zu sein, die Mitarbeit von Frauen im Reich Gottes der von Männern gleichwertig an die Seite zu stellen.

<sup>542</sup> Ebd. 33-67.

<sup>543</sup> Ebd. 85.

Verstärkung dessen, was durch die Wiedergeburt gewirkt wurde, in der der irdische, sündige Mensch zugunsten des neuen Menschen, „der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit“<sup>544</sup>, stirbt, was durch den Heiligen Geist ermöglicht wird. An die Stelle des Irdischen tritt die Orientierung am Himmlischen, an Gott, welcher die gesamte Zukunft des Menschen vorherbestimmt hat. Dem entspricht die Forderung nach williger Akzeptanz jeglicher Schicksalsschläge auf der einen Seite und dem Verharren in Demut bei unerwartet eintretender Prosperität auf der anderen. Jede Auflehnung gegen die eigene Situation, jede Unmutsäußerung gegen Menschen und Dinge, wird als illegitim betrachtet, da der Mensch auf diese Weise das vernichtende Urteil Gottes auf sich zieht – sind für Amalie Sieveking doch auch Menschen und Dinge Werkzeuge in der Hand Gottes, der das eigene Schicksal lenkt.

Bei der Betrachtung von Matthäus 14, 22-33 wird zur Aufrichtigkeit des Gottesdienstes gemahnt, bevor die Aufmerksamkeit des Lesers auf den rechten Umgang mit Sorgen gerichtet wird: Die individuelle Beziehung zwischen Gott und Mensch, die besonders im Gebet gepflegt wird, dient nicht zuletzt der Überwindung menschlicher Schwachheit durch die antwortende Hilfe Gottes. So scheint es Amalie Sieveking, dass die kontinuierliche Nennung der menschlichen Probleme im Gebet das Verhältnis zwischen Gott und Mensch nachhaltig positiv beeinflussen kann<sup>545</sup>. Sodann wendet sie sich wieder vehement gegen Versuche rationalistischer Theologen, die im Neuen Testament überlieferten Wunder zu entmythologisieren<sup>546</sup>: Nicht allein die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen gilt es zuzugeben, die Wirklichkeit derselben muss behauptet werden, selbst wenn zum gegenwärtigen Zeitpunkt Wunder nicht mehr zur Kenntnis genommen werden, da sie außerhalb des Erfahrungskreises liegen. Daneben wird der Glaube an eine zweifache Geisterwelt vertreten, einer guten, göttlichen Ursprungs und den Menschen schützenden und einer bösen, die jedoch unter Hinweis auf die Allmacht Gottes als für den Christen unschädlich betrachtet wird.

Schließlich fordert Amalie Sieveking zu strenger Selbstanalyse bzw. Gewissenserforschung auf, um Fehlerhaftes erkennen, bekämpfen und so auf dem Weg der Heiligung fortschreiten zu können<sup>547</sup>: Ein liebenswürdiger Charakter gilt ihr als Beweis für ein geheiligtes Leben. Da die Trennung von Sittenlehre und Moral als unmöglich erscheint, ist praktisches Handeln integraler Bestandteil des Christseins. Zum Umgang mit Glaubensproben, Anfechtungen, i.e. anhaltendem Kampf mit Schwachheit, wird empfohlen, Hilfe durch Gebet zu suchen, auf die Gott das Erbetene senden wird – ist dies nicht der Fall, gilt Hebräer 12, 6.

Die Erläuterung von Psalm 73, 23-28 beginnt mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit rechten Erkennungsvermögens, das durch Glauben erreicht werden kann und dessen Gegenteil in Unglauben bzw. Skeptizismus besteht, der in die Nähe von Sündhaftigkeit und einmal mehr zu aufklärerischen Ideen und Rationalismus gerückt wird. Als einziger Weg erscheint die Möglichkeit, solchen Gefahren mit Gebet zu begegnen, wodurch der Mensch Anteil an der Macht und schützenden Sphäre Gottes gewinnt, der ihn zu gelebtem Dank verpflichtet. Subjektiv häufig als schwierigster Bestandteil der Partizipation des Menschen am Reich Gottes empfunden wird die völlige Aufgabe menschlichen Eigenwillens und menschlichen Strebens<sup>548</sup>. Selbstverleugnung wird zur notwendigen Voraussetzung des Christseins, da nur so Rückgewinnung der ursprünglichen Gottebenbildlichkeit möglich ist, derer der Mensch durch den Sündenfall verlustig ging. Die Aufgabe des Strebens des natürlichen Menschen, seine Selbstverleugnung, wird kompensiert durch die Durchdringung des ganzen menschlichen Wesens mit der dem Menschen innewohnenden Gotteskraft, die zu Hoffnung

---

<sup>544</sup> Ebd. 123f.

<sup>545</sup> Ebd. 211.

<sup>546</sup> Ebd. 182ff.

<sup>547</sup> Ebd. 208f. Außerhäusliche Berufstätigkeit erscheint als Mittel zur Bekämpfung der eigenen Fehler als optimal.

<sup>548</sup> Ebd. 238.

auf ewiges Leben berechtigt. Geschieht dies nicht, wird der Mensch durch Leiden psychischer und physischer Natur, zwischen denen eine enge Wechselbeziehung besteht, heimgesucht. Leid wird für den Christen als Möglichkeit zur inneren Nähe mit Gott betrachtet, während es den Gottlosen durch seine Auflehnung von ihm entfernt. Der Mensch besteht aus Leib, Seele und Geist, wobei der Geist von der Seele dahingehend unterschieden wird, dass er als Hauch Gottes den Menschen vom Tier unterscheidet und erst durch die Wiedergeburt ins menschliche Bewusstsein tritt. Als besonders gefährlich wird das Abweichen von Gott empfunden, das umso leichter geschehen kann, als die Gemeinschaft mit ihm ja lediglich geistiger Natur und so kaum verifizierbar ist. Durch Abweichung zieht der Mensch den Fluch Gottes auf sich. Folglich wird zu ausschließlicher Orientierung an Gott und seinem Reich gemahnt, welche die höchste Freude des Menschen darstellt und über jede menschliche Gemeinschaft erhaben ist.

Auch bei der Betrachtung von Matthäus 28, 5-10 fordert Amalie Sieveking nachhaltig zur Durchdringung von Glaubensinhalten auf, welche nur bei ausreichender Distanz zu rationalistischer Bibelauslegung möglich ist, da sie die Überzeugung der Verbalinspiration der Heiligen Schrift voraussetzt: Auf diese Weise ist es möglich, die Erfahrung des Eingreifens Gottes, die in der Bibel berichtet wird, auch in der Gegenwart zu machen, was anhand zahlreicher gegenwärtiger Parallelen nachgewiesen wird. Indirekt wird dem Mensch dabei das Fehlen derartiger Erfahrungen angelastet, indem es falsches Schriftverständnis und eine unvollkommene Gottesbeziehung impliziert.

Psalm 24 ist Anknüpfungspunkt zum Lob der Schöpfung, die zunächst Ausgangspunkt der Zugehörigkeit des Menschen zur göttlichen Sphäre ist, jedoch aufgrund der Sünde komplementär der göttlichen Erlösung bedarf, welche den Menschen zu Heiligung verpflichtet, die sich gleichermaßen am äußeren wie am inneren Menschen manifestiert: Wo der Prozess anzufangen hat, ist aufgrund der Wechselwirkungen zwischen dem äußeren und dem inneren Leben nicht direkt zu sagen. Irdische Freuden, „Eitelkeiten“ darf der Christ nur in der von Gott vorgeschriebenen Ordnung genießen: Da die Abgrenzung zu irdischem Wesen schwierig erscheint, empfiehlt Amalie Sieveking die Entsagung aller Eitelkeiten, an deren Stelle die Verfolgung von Gerechtigkeit, i.e. Seligkeit, tritt sowie der Versuch, den Willen Gottes für das eigene Leben durch Suchen der geistigen Gemeinschaft mit ihm zu erkennen.

Mit Apostelgeschichte 14, 8-18 werden die theologischen Überzeugungen zusammengefasst und fokussiert.

Bei der Untersuchung der „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“ fällt auf, dass die Theologie Amalie Sieveking aus wenigen Elementen besteht, in deren Mittelpunkt die Heiligung steht, die als Forderung, weil konstituierendes Merkmal, an jeden Christen herantritt. Ermöglicht wird Heiligung durch die Vorstellung einer spezifisch biblischen Anthropologie, nach der der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht. Der Geist lässt den Menschen in direkten Kontakt mit der von der menschlichen geschiedenen göttlichen Sphäre treten, von der er sich durch seine Sündhaftigkeit – nach ursprünglicher Zugehörigkeit zu derselben – entfernt hat und deren Rückgewinnung göttlicher Erlösung, i.e. der Wiedergeburt, bedarf. Der Wiedergeburt hat konstitutiv die Bekehrung des Menschen vorauszugehen. Heiligung wird als nie abgeschlossener Prozess betrachtet, der in täglicher Buße und Gesetzesobservanz, dem Entsagen irdischer Eitelkeiten zugunsten der Entwicklung von Gerechtigkeit und Güte besteht und schließlich nach dem Tod im Erblicken der Herrlichkeit Christi gipfelt. Heiligung manifestiert sich in der Aufgabe von Eigenliebe, also Selbstverleugnung, selbstverleugnendem sozialem Engagement und Dankbarkeit über die eigene Situation: Theologie ist für Amalie Sieveking nicht vernünftige Schriftauslegung oder reine Gottesfurcht, sondern sie drückt sich in gefühlsbetontem Erleben und karitativen Handlungen aus<sup>549</sup>. Regelmäßiges Gebet und Gewissenserforschung dienen gleichermaßen

---

<sup>549</sup> Vgl. auch HABERMAS, R., Religiosität 132.

der Pflege der individuellen Beziehung zwischen Gott und Mensch wie als Waffe gegen Schwachheit und Glaubensproben. Durch häufige Beschäftigung mit der Heiligen Schrift sollen Glaubensinhalte internalisiert werden. Größte Gefahr erblickt Amalie Sieveking in der zeitgenössischen rationalistischen Theologie, die ihr als Ausdruck menschlicher Selbstüberschätzung und damit als Sünde wider Gott erscheint.

Jeder Teil ihrer Theologie der Heiligung ist direkt der erweckten Theologie mit ihrer als Hybris empfundenen Ablehnung des Rationalismus, der Lehre von Buße, Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung als Heilsweg, der Verbalinspiration sowie der Betonung der Notwendigkeit eines paradigmatischen Lebenswandels entliehen<sup>550</sup>: Bis auf in ihrer Individualität begründete marginale Abweichungen entspricht die Theologie Amalie Sievekings völlig der zeitgenössischen Theologie der Erweckungsbewegung und lässt keinen Rückschluss auf evtl. signifikante Unterschiede zu derselben zu.

Es ist anzunehmen, dass die Schülerinnen Amalie Sievekings aufgrund der Prävalenz des Religionsunterrichtes ihre Theologie weitgehend internalisiert hatten und auch Caroline dem Einfluss ihrer Vorstellungen solange unterlag, bis sie mit ihrer Heirat Th. Fliedners einer anderen geistlichen Leitung unterstellt wurde. Auf bestimmte Muster, denen sie besonders mit ihrer beruflichen Entwicklung folgte, wird im Folgenden noch näher einzugehen sein.

## 5. Die berufliche Entwicklung Caroline Bertheaus (1831-1843)

Das Jahr 1831 brachte mit dem plötzlichen Tod des Vaters<sup>551</sup>, der beim Baden verunglückte und die Familie ohne Vermögen in bedrängter finanzieller Situation zurückließ<sup>552</sup>, einschneidende Veränderungen für Caroline: Als unverheiratete Frau musste sie nun ihren Lebensunterhalt allein bestreiten und gleichzeitig Sorge dafür tragen, ihre Zugehörigkeit zum gehobenen Bürgertum zu behaupten<sup>553</sup>. Die Ausbildung bei Amalie Sieveking, die Frauen ja gerade ein außerhäusliches Betätigungsfeld schaffen wollte, wird dazu beigetragen haben, dass Caroline sich nicht vor unlösbare Probleme gestellt sah, sondern sich rasch mit ihrer Situation konsolidierte, indem sie ihre Bildung als Erwerbsgrundlage nutzte<sup>554</sup>, im November 1831 eine Stelle als Erzieherin<sup>555</sup> im holsteinischen Depenau annahm<sup>556</sup>, auf diese Weise

---

<sup>550</sup> Vgl. 2.3.

<sup>551</sup> S. FA IV c 16. Über die drei Jahre, die zwischen dem Tod des Vaters und ihrer Konfirmation im März 1828 liegen, schweigen die Quellen. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird sie sich im Haushalt der Familie und an der Erziehung ihrer fünf jüngeren Geschwister beteiligt haben.

<sup>552</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 2; ders., Die Großmutter 59ff. Die finanzielle Lage war so angespannt, dass das vornehme Haus der Bertheaus samt eines großen Teils des Hausrats verkauft werden musste. Die Mutter zog zunächst in eine kleinere Wohnung ein, bevor sie 1837 mit ihren Töchtern Therese und Catharina ins St. Johannis Kloster zog, in das sie durch wohlhabende Verwandtschaft eingekauft worden war. Bereits 1838 musste sie das Kloster räumen, um mit ihrer Tochter Therese die Etage eines Hauses am Catharinen-Kirchhof zu beziehen.

<sup>553</sup> Damit war zunächst das Bildungsbürgertum gemeint: Als Erzieherinnen und Gouvernanten drängten neben adeligen Frauen, denen es im Gegensatz zu Angehörigen des Bürgertums um mehr als den bloßen Subsistenzhalt ging, primär die Töchter von Pfarrern, Gymnasiallehrern und Beamten auf den Arbeitsmarkt.

<sup>554</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Bildung 508. 514. Der Beruf der Erzieherin oder Gouvernante war die einzige Erwerbsmöglichkeit, die bürgerlichen, gebildeten Frauen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine adäquate Lebensgrundlage bot, waren die dort zu verrichtenden Tätigkeiten nicht zu weit von den Tätigkeiten der Hausfrau und Mutter entfernt und setzten gewisse geistige Fähigkeiten voraus. Im Gegensatz zu der ebenfalls legitimen Erwerbsmöglichkeit der Handarbeit setzte das Erziehungsgeschäft Befähigung, Planung und Vorbereitung voraus und geriet dadurch leicht in die Nähe zu von männlichen Bildungsbürgern ausgeübten Berufen. Außerdem war man als Erzieherin der Gefahr enthoben, durch die Tätigkeit von privaten Krankenpflegerinnen und Wirtschaftserinnen in die soziale Nähe von Dienstboten zu geraten. Auf diese Weise blieb die Möglichkeit bestehen, unabhängig vom Mann zur bürgerlichen Geselligkeit zugelassen zu werden.

<sup>555</sup> Ebd. 513. Diese Form der geistigen Arbeit stand nach der bürgerlichen Ideologie eigentlich nur Männern zu, bedurfte man doch zur Ausübung derselben einer Autorität, die über mütterliche hinausging.

<sup>556</sup> S. FA IV c 16.

abhängiger Arbeit den Vorzug vor Heimarbeit oder dem Dasein als arme Verwandte<sup>557</sup> gab und so ihre Zugehörigkeit zum gebildeten Bürgertum sicherte<sup>558</sup>. An sich war es höchst ungewöhnlich, dass junge Hamburger Frauen aus ihren Kreisen auf Verdienst in abhängiger Arbeit angewiesen waren. Und auch wenn Caroline auf ihre Tätigkeit optimal vorbereitet war, wird die Zukunft der durchaus heiratswilligen<sup>559</sup> jungen Frau zunächst anders als rosig ausgesehen haben: Die Kriege der napoleonischen Zeit hatten für einen dauerhaften Frauenüberschuss gesorgt, der im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch eine höhere Männersterblichkeit noch verstärkt wurde<sup>560</sup>; Heiraten „unter Stand“ bedeuteten sozialen Abstieg und wurden aus diesem Grund abgelehnt<sup>561</sup>. Hinzu kam die als äußerst schmerzlich empfundene endgültige Trennung von Mutter<sup>562</sup>, Geschwistern und Freundinnen, die man durch das Motiv der Einheit in Christus zu bewältigen suchte<sup>563</sup>. Im Hinblick auf ihre späteren Aufgaben in Kaiserswerth, die ein hohes Maß an Selbständigkeit erfordern würden, waren die Jahre zwischen dem Tod des Vaters und der Heirat mit Th. Fliedner von unerhörter Wichtigkeit für die Persönlichkeitsentwicklung Carolines in mehrerer Hinsicht: Zunächst war sie nicht mehr unmittelbarer männlicher Autorität unterstellt<sup>564</sup> und so genötigt, Initiative zu ergreifen. Das materiale bei Amalie Sieveking erworbene Wissen ermöglichte ihr formal das Ergreifen einer erzieherischen Tätigkeit, wobei Caroline dem Paradigma Amalie Sievekings folgte – allerdings stellte ihre Tätigkeit im Gegensatz zu der Amalie Sievekings eine Art des Broterwerbs dar, wodurch sie

---

<sup>557</sup> Unmittelbar nach dem Ableben des Vaters kam Hermann Bertheau, ein 1800 geborener Bruder Carolines, nach Hamburg. Er war 1825 nach Norwegen emigriert und hatte sich als Holzhändler in Sarpsborg eine selbständige Stellung erworben. Er unterstützte die Familie nicht nur durch direkte finanzielle Zuwendungen, sondern erleichterte ihr auch das Leben, indem er die unverheirateten Schwestern Carolines, die 1805 geborene Catharina Sophia und die 1818 geborene Emma, mit nach Norwegen nahm, wo sie bis zum Herbst 1833 blieben (vgl. BERTHEAU, P., Hermann Bertheau 2). Die Schwester Emilie (geb. 1816) wurde bei zwei Schwestern der Mutter aufgenommen. Therese, geb. 1807, blieb als einzige Tochter bei der Mutter, ging jedoch ebenso wie Caroline einer erzieherischen Tätigkeit nach. Neben Therese blieben weiter drei Söhne im Haushalt der Mutter: Ernst (geb. 1812) besuchte die Gelehrtenschule des Johanneums, Gustav (geb. 1814) hatte eine kaufmännische Ausbildung begonnen, César (geb. 1820) besuchte noch die Schule (vgl. BERTHEAU, P., Die Großmutter 59).

<sup>558</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Gouvernanten 104. Wurden individuelle Arbeit und Leistung für die soziale Kategorisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer wichtiger als soziale Herkunft, konnten Frauen unabhängig vom Beruf des Vaters als Erzieherinnen und Gouvernanten ihre Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum behaupten.

<sup>559</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849: „[...] um mir zu geben, was ich immer begehrt hatte, Mann u. Kinder [...]“. Offensichtlich hatte Caroline trotz des Paradigmas ihrer Lehrerin Amalie Sieveking internalisiert, dass nach lutherischer Auffassung „außerhalb der Ehe kein Heil“ war (MOLTMANN-WENDEL, E., Menschenrechte 57).

<sup>560</sup> Vgl. DAUPHIN, C., Frau 481f; BRAUN, L., Frauenfrage 157ff. Im Frauenüberschuss wurde v.a. zu Beginn des 20. Jahrhunderts die traditionelle, vehemente Behauptung der Berufswelt als Privileg des Mannes gesehen.

<sup>561</sup> Vgl. SCHILDT, G., Frauenarbeit 47f. Frauen, was auch die Töchter der Familien einschloss, hatten die Stellung des Familienoberhauptes, die Solidität der Familie und die materielle Gediegenheit des Besitzes darzustellen.

<sup>562</sup> Briefe der Mutter bezeugen, wie sehr gerade die enge der Beziehung zwischen Caroline und ihrer Mutter den Abschied Carolines aus Hamburg für beide Seiten erschwerte (s. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 2).

<sup>563</sup> S. FA IV c 7. Das Stammbuch Caroline Bertheaus ist eine gute Quelle für die Gefühle, die durch Carolines Abschied von Hamburg freigesetzt wurden. Treffend spiegeln die Sätze, die Caroline von ihrem Bruder Ernst ins Stammbuch geschrieben wurden, das Lebensgefühl der jungen Frau: „[...] Unsere schöne Jugend, die uns der liebevollste Vater und die beste Mutter in ungestörter Freude erleben ließen, ist vorüber. Gott hat uns eine harte Prüfung gesandt, die wir, wenn auch getrennt von einander, mit der Kraft tragen müssen, die Er allein geben kann und wird. [...]“. Gleichzeitig werden auch für die Familie Bertheau die bestätigt, die TREPP, A.-CH., Männlichkeit, für das Hamburger Bürgertum nachgewiesen hat.

<sup>564</sup> Dies gilt freilich mit Einschränkungen, sofern sie bei beruflichen Entscheidungen die Erlaubnis ihres älteren Bruders Carl (1806-1886) als männlichem Vertreter der Familie einzuholen hatte (s. FA IV c 16), was seine Ursache im zeitgenössischen Privatrecht hatte, das der Frau mit Ausnahme derer, die Handel trieben, durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch keine Rechtsfähigkeit zugestand, sie so von allen Berechtigungen ausgeschlossen waren, keine Bürgschaften oder vergleichbare Geschäfte übernehmen konnte (s. GERHARD, U., Rechtsstellung 187f; GERHARD, U., Verhinderungen 187).

einerseits in eine abhängige Stellung geriet, andererseits lernte, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten<sup>565</sup>. Die erzieherischen Aufgaben erforderten einen Balanceakt zwischen der Ausübung von Autorität und Mütterlichkeit, der ein nicht geringes Maß an männlichen Qualitäten erforderte, vertrat sie doch als Pädagogin und später in viel stärkerem Maß als Oberaufseherin der weiblichen chirurgischen Abteilung des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses mit Verantwortung für große Wirtschaftseinheiten letztlich die Positionen von Männern<sup>566</sup>. Früh wurde auf diese Weise der Grundstein für die Verantwortlichkeiten gelegt, die sie während der häufigen langen dienstlichen Abwesenheiten Th. Fliedners von Kaiserswerth tragen sollte. Theologisch wird man die Zeit in Holstein als Belastungsprobe betrachten können, da sie theologischer Kontrolle und Unterstützung ihres Bekanntenkreises und erweckter Pfarrer gänzlich enthoben war. Schließlich schaffte gerade die Tätigkeit als Erzieherin eine gemeinsame Erfahrungsbasis mit ihrem späteren Ehemann<sup>567</sup>, der nach Ende seines Studiums in Köln ebenfalls für ein Jahr (1820/21) als Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie in Köln tätig war – was ihm andererseits einen Rückschluss auf das ihm völlig fremde soziale Umfeld der Familie seiner späteren Gattin erlauben würde. Da der Großteil des Lebens von Caroline ab 1832 aus Briefen, aus eigenen wie aus an sie gerichteten, rekonstruiert werden muss, ist ein knapper Exkurs zum heute immer mehr an Bedeutung verlierenden Medium des Briefs unverzichtbar, um eine adäquate Einordnung und Bewertung der dieser Kommunikationsform immanenten Subjektivität der Inhalte zu erreichen.

#### Exkurs: Der Brief im 19. Jahrhundert

Der Hochschätzung des Briefs im 19. Jahrhundert entspricht die ungewöhnlich große Zahl aufbewahrter und bis heute erhaltener Briefe<sup>568</sup>, die der Nachwelt als schriftliche Dokumente Aufschluss über vergangene Zeiten geben. Diese Hochschätzung manifestiert sich auch in den von Caroline empfangenen und geschriebenen Briefen.

Mit der Aufklärung, der immer stärker zunehmenden Reisetätigkeit, der wachsenden Mobilität v.a. des Bürgertums<sup>569</sup> gewann der Brief als Kommunikationsmittel zur Überbrückung großer Distanzen zunehmend an Bedeutung<sup>570</sup>. Sofern die Presse im

---

<sup>565</sup> Auf diese Weise dürfte Caroline Empathiefähigkeit erworben haben, die sich nachhaltig positiv auf ihren Umgang mit den Diakonissen auswirken würde: So gehörte Interessenvertretung wie das Aushandeln von Verträgen, von Gehältern, Wäsche und Reisekosten selbstverständlich zu ihrem Arbeitsleben. Auch die soziale Stellung einer Erzieherin, die aufgrund der Ansiedlung zwischen Dienstboten und Herrschaft nicht selten zu Verhaltensunsicherheiten führte (vgl. HARDACH-PINKE, I., Gouvernanten 103), dürfte vorbereitend für das Verständnis der Situation einer Gemeindediakonisse gewirkt haben.

<sup>566</sup> Sofern heute die Entstehung der Allgemeinen Krankenhäuser mit ihrer Effektivitätssteigerung im 19. Jahrhundert als gesundheitspolitische Antwort auf die industrielle Entwicklung gilt (s. THOMANN, K.D., Entwicklung 154), partizipierte Caroline in vollem Maß an der Entwicklung, indem sie nicht qua männliche Angehörige von den großen Veränderungen, den umwälzenden Neuerungen erfuhr, sondern in die Entwicklung voll integriert war, als Frau auf einer führenden Position gewissermaßen zur Symbolfigur des Anbruchs einer neuen Zeit wurde.

<sup>567</sup> Darüber hinaus erlaubt die Parallele den Schluß, dass sich beide der sozialen Kategorie des aufstrebenden Bildungsbürgertums zurechneten (vgl. HARDACH-PINKE, I., Gouvernante 46).

<sup>568</sup> Dem ideellen Wert von Briefen entsprach die Verwahrung gegen Veröffentlichungen derselben im 19. Jahrhundert, die nicht selten dem Schreiber durch Rücksendung seiner Briefe anheim gestellt wurde (vgl. BAASNER, R., Briefkultur 29).

<sup>569</sup> Weil Briefsendungen teuer waren, war der Brief im 19. Jahrhundert das Kommunikationsmittel wohlsituerter Bürger (vgl. NICKISCH, R., Brief 217).

<sup>570</sup> Der eminenten Bedeutung des Briefs trugen nicht zuletzt die Landesherrn Rechnung, die im absolutistischen Zeitalter das Postmonopol für sich in Anspruch nahmen und zur Staatsangelegenheit erklärten, es mit dem Zusammenbruch des „Heiligen Römischen Reichs“ Anfang des 19. Jahrhunderts verloren, und erst 1867 von der Thurn und Taxisschen Postverwaltung abkauften, der es gelungen war, ein zusammenhängendes Postgebiet aufzubauen (vgl. BAASNER, R., Briefkultur 7; NICKISCH, R., Brief 217). Durch die seit ca. 1800 eingesetzten

ausgehenden 18. Jahrhundert den Brief von seiner Funktion der öffentlichen Nachrichtenverbreitung entlastet hatte, erfuhr er eine Beschränkung auf private Dinge und wurde zu einem wichtigen Teil der privaten Kommunikation. Im Umfang der dialogischen Korrespondenz manifestierte sich das Maß der Einbindung in die kommunikative Gemeinschaft bzw. das der Integration in das soziale Leben<sup>571</sup>, wobei zwischen Privatbriefen, Geschäftsbriefen und offiziellen Schreiben zu unterscheiden ist.

Wie unter 3.2 gezeigt, bot das bürgerliche Milieu seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts Nährboden für die Entfaltung spezifischer Individualität und subjektiven Bewusstseins, dem jedoch im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine immer stärkere äußerliche Normverpflichtung des Einzelnen gegenübertrat<sup>572</sup>. Sofern beide Entwicklungen, v.a. das Entstehen affektiver Beziehungen im Bürgertum, im Briefwesen gespiegelt werden, trat der Brief hinsichtlich Form – die streng normiert war – und Funktion – die in individueller Mitteilung bestand – in ein immanentes Spannungsverhältnis<sup>573</sup>.

Seit 1830 entwickelte sich formal eine bis ins Detail konventionalisierte Briefkultur, die nur noch geringfügige idiosynkratische Variationen erlaubte<sup>574</sup>. Die bildungsbürgerliche Korrespondenz war gebunden an ein umfangreiches Regelwerk, das dialogische Struktur<sup>575</sup>, rituelle Anfangs- und Schlussequenzen, zeitliche Strukturierung, technische Elemente wie Papierqualität und –größe, Umfang des Textes und Versandform umfasste.

Eröffnet wurde die Korrespondenz mit dem ersten Brief eines Schreibers an einen Adressaten, welcher, falls er sich nicht zur bewussten Sanktionierung des Schreibers entschloss, antwortete. Die Frist, die zwischen Eintreffen des Briefes und Absendung der Antwort verstrich, variierte nach beigemessener Wichtigkeit, eigener Arbeitsüberlastung oder anderen aufschiebenden Verpflichtungen – postwendende Replik galt als höflich, auf die wiederum der ursprüngliche Absender rasch, höflich und dankbar antworten musste. Auf diese Weise entstand eine dialogische, implizit verbindliche Korrespondenz, die lediglich durch bösen Willen, Krankheit oder Tod gebremst werden konnte.

Briefe mussten zunächst Interesse am Gegenüber signalisieren, weshalb Briefanfänge häufig mit erklärenden und entschuldigenden Floskeln als Ausdruck eines schlechten Gewissens überfrachtet waren. Für den Briefwechsel zwischen Familienmitgliedern genügten diesbezüglich Minimalanforderungen, wenn auch ein völliger Verzicht auf die Förmlichkeit nicht möglich war: Fristen durften hier in gewissem Rahmen überschritten werden ohne Verärgerung hervorzurufen, was durch Betonung der Enge der Beziehung, durch Eingehen auf Interessen und Gefühle der Gegenseite legitimiert wurde. Andererseits gaben

---

Postkutschen zur Briefbeförderung wurde zwischen größeren Städten und Verkehrsknotenpunkten ein Zustelldienst innerhalb weniger Tage sichergestellt; in den übrigen Gegenden mussten Schreiben an den Takt der Postfahrpläne angepasst werden.

<sup>571</sup> Vgl. BAASNER, R., Briefkultur 19. Der Erhalt von Briefen bedeutete die Integration in ein funktionierendes soziales Netz, Gegenstand des Interesses fernlebender Personen zu sein und als kommunikativer Gegenpart von Bedeutung zu sein.

<sup>572</sup> Vgl. ANDEREGG, J., Schreibe 17; STEINHAUSEN, G., Geschichte 245ff. Die große Errungenschaft der Briefkultur des 18. Jahrhunderts bestand jedoch darin, dass der Brief durch die Orientierung am Ideal der Natürlichkeit dauerhaft die Zweckbindung des Briefs überwunden hatte: Der Brief war nicht länger auf Persuasion ausgerichtet, vielmehr begann man ohne Anlass zu schreiben.

<sup>573</sup> Vgl. BAASNER, R., Briefkultur 4.

<sup>574</sup> Damit wurden die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts mit seinen Versuchen der Förderung der Natürlichkeit auf der formalen Ebene abgelöst und zunichte gemacht (vgl. ANDEREGG, J., Schreibe 13).

<sup>575</sup> Die dialogische Struktur des Briefes war idealerweise gekennzeichnet durch ein Dreiecksverhältnis, das des Verfassers, Empfängers und des im Brief mitgeteilten Inhalts bedurfte. In der Antike galt der Privatbrief als Gespräch mit einem Abwesenden, was eine Kommunikationsstruktur verlangte, die eng am direkten Dialog orientiert war, freilich der räumlichen und zeitlichen Distanz der Briefpartner Rechnung trug. Gerade das Zeitalter des Humanismus nahm dies wieder auf, indem der Brief als kultiviertes Gespräch zwischen Abwesenden definiert wurde. Ohne Empfänger gliche der Brief einem Tagebuch, da nicht die Notwendigkeit bestünde, sich als Briefschreiber in den Empfänger hineinzusetzen, was zu einem Verstärker der offenen Dialogstruktur wird (vgl. LASCHKE, J.J., Charakter 27; MÜLLER, W.G., Brief 70. 83f).

Verspätungen gerade bei Familienangehörigen um die Mitte des 19. Jahrhunderts Grund zu Sorge, da die Postverbindungen schon zuverlässig genug waren, um pünktlichen Eingang der Post zu garantieren<sup>576</sup>.

Anrede- und Schlussformeln im Brief waren von nicht zu unterschätzender Bedeutung, sofern sie dem gesteigerten Wunsch nach sozialer Differenzierung und symbolischer Repräsentation Rechnung trugen<sup>577</sup>.

Inhaltlich zeichneten sich private Briefe häufig durch eine auf Überwindung von Distanz gerichtete Darlegung des Inhalts in epischer Breite aus. Nach der Mitteilung über den Korrespondenzverlauf wurden i.d.R. die Kommunikationssituation sowie die persönlichen Lebensumstände detailliert beschrieben, so dass aufgrund des an dieser Stelle legitimen Fehlens dialogischer Elemente häufig der Eindruck von Selbstdarstellungen entsteht, sofern Briefeschreiben zur Rekapitulation des Erlebten und der Äußerung von Zukunftserwartungen wurde. Der Brief wurde so zum Mittel, die individuelle Beziehung zwischen Menschen aufrechtzuerhalten<sup>578</sup>, das nicht gewisser Gesprächsnähe entbehrte, doch durch eine andere Raum-Zeit-Dimension dem Empfänger nur mittelbare Information zukommen lassen konnte<sup>579</sup> und aufgrund dessen trotz intendierten Dialogs unabänderlich monologisch wurde<sup>580</sup>. Wie sich in der Korrespondenz Carolines noch zeigen wird, wurde eben dies oft so stark von ihr empfunden, dass der Wunsch nach quasi physischer Kontaktaufnahme so stark wurde, dass die physische Trennung illusorisch überwunden wurde. Seine idiosynkratische Ausdruckskraft indes gewann der Brief durch ein rhetorisches System, innerhalb dessen die Verfasser ihre Schreibpraxis als Stil realisierten, der ihnen Raum gab, auf ihre Korrespondenzpartner einzugehen. Stilistisch folgte der Brief, wie er vom Bildungsbürgertum realisiert wurde, im 19. Jahrhundert noch den weitgehend im 18. Jahrhundert entwickelten, aus weiblichen Briefen abgeleiteten Stilprinzipien<sup>581</sup>, für die Angemessenheit, Natürlichkeit<sup>582</sup>, Lebendigkeit und Individualität maßgebend waren<sup>583</sup> und insofern eine personale Identifikation durch Sprache erwarten ließen.

---

<sup>576</sup> BAASNER, R., Briefkultur 19.

<sup>577</sup> Vgl. ANDEREGG, G., Schreibe 15f. Auch im 19. Jahrhundert orientierten sich Briefe häufig noch an Erwartungen der Höfe, was besonders in politisch konservativen Kreisen ausgeprägt war: Für die Korrespondenz der Fließredner ist insofern kein erkennbarer Emanzipationswille von alten Briefkonventionen anzunehmen, was hierarchiegeprägte Briefformen erwarten lässt.

<sup>578</sup> Insofern besteht eine Parallele zwischen der Ehe, die in weiten Kreisen im 19. Jahrhundert nicht mehr allein Zweckgemeinschaft war und dem Brief, der immer mehr beziehungsstiftende Funktion bekam, sofern es zum Mittel wurde, sich mitzuteilen (s. ANDEREGG, J., Schreibe 19). Die Intensität und Häufigkeit, v.a. auch der Umfang der privaten Inhalte der Korrespondenz der Fließredner bei Abwesenheit von einem der Partner erlaubt insofern einen Rückschluss auf die Qualität der persönlichen Beziehung des Ehepaares.

<sup>579</sup> S. LASCHKE, J.J., Charakter 28. Insofern boten Briefe dem Schreiber die Möglichkeit, latent vorhandene Gefühle und Gedanken zu artikulieren, ohne eine direkte Einflussnahme wie im Gespräch vorzunehmen.

<sup>580</sup> Vgl. MÜLLER, W.G., Brief 72. Insofern steht der Brief auch stets im Spannungsverhältnis zwischen Einsamkeit und Gemeinschaft.

<sup>581</sup> Führend war hier v.a. C.F. Gellert, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Regeln für das Briefeschreiben aufgestellt hatte, die Natürlichkeit und Gesprächsnähe des Briefes forderten, was die künstliche, formelhafte Sprache, die stark an der deutsch-französischen Höflichkeitssprache orientiert war, zugunsten der Folge der natürlichen Ordnung der Gedanken ablöste und so eine neue Epoche der Briefkultur einleitete (vgl. LASCHKE, J.J., Charakter 30f; KORDING, I.K., Reden 31; ANTON, A.A., Authentizität 21f). Gellert versuchte auf diese Weise, die „Schriftlichkeit“ in Briefen zu tilgen, die – der Polarität der Geschlechter entsprechend – den Männern zugeordnet wurde, die im Gegensatz zu Frauen – denen auch in postalischem Verkehr Natürlichkeit und an der Rede orientierter Ausdruck unterstellt wurden und die er insofern als paradigmatisch für die Gestaltung von Briefen betrachtete – sich einer stark formalen Sprache bedienten, der es entgegenzutreten galt. K.Ph. Moritz gestaltete den Ansatz Gellerts aus, indem er postulierte, dass die sprachliche Gestaltung des Briefs sich in Übereinstimmung mit den zu äußernden Gedanken befinden müsse.

<sup>582</sup> Bereits im 18. Jahrhundert war festgestellt worden, dass Frauen sich in Briefen vielfach eines natürlicheren Stils bedienten als Männer und damit die postulierten Stilprinzipien in weit höherem Maß erfüllten als Männer (s. LASCHKE, J.J., Charakter 32).

Darum ist davon auszugehen, dass Caroline in ihren Briefen um authentische Wiedergabe ihrer subjektiven Erfahrungen bemüht war<sup>584</sup>, sofern für sie als Bildungsbürgerin die Stilprinzipien Verbindlichkeit besaßen<sup>585</sup>. Dies legitimiert die Hoffnung, aus den von Caroline geschriebenen und empfangenen Briefen eine weitgehend der Realität entsprechende Rekonstruktion ihrer persönlichen und soziokommunikativen Verhältnisse erstellen zu können<sup>586</sup>, war der Brief doch nicht nur Mittel der Nachrichtenübermittlung, sondern darüber hinaus Instrument zur Artikulation von Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen, für deren nachhaltige Äußerung bis auf Tagebücher<sup>587</sup> kein adäquateres Medium zur Verfügung stand und bis heute steht<sup>588</sup>. Außerdem ermöglichte das Prinzip der Natürlichkeit die Verschriftlichung trivialer häuslicher Ereignisse, die dafür zuvor als unwürdig empfunden worden waren<sup>589</sup>. So eröffnete das Briefeschreiben spezifisch Frauen Partizipations- und Emanzipationsmöglichkeiten<sup>590</sup>, indem es den Weg zum Zugang zu einer Öffentlichkeit bereitete, der ihnen sonst versagt blieb<sup>591</sup>.

### 5.1 Erzieherin in Depenau und Lehmkuhlen (1831-1840)

Leider geben nur wenige Briefe Carolines an ihre Brüder Ernst (1812-1888), Carl (1806-1886) und an Amalie Sieveking Aufschluss über den langen Lebensabschnitt als Erzieherin im holsteinischen Depenau und in Lehmkuhlen, der durch vergleichsweise häufige Besuche

---

<sup>583</sup> Zu den Stilprinzipien vgl. ausführlich NICKISCH, R., Stilprinzipien 216ff. Das Stilprinzip der Angemessenheit wurde durch Kongruenz von Inhalt und sprachlichem Ausdruck sichergestellt, das die Natürlichkeit durch nur geringfügige korrigierende und stilistische Nachbildung der lebendigen umgangssprachlichen Redeweise erreicht. Lebendigkeit zeichnet sich schließlich durch Verzicht auf einseitige sprachliche Lebendigkeit aus, indem es alles umfassen sollte, was lebensecht war und so in die Enge zur Natürlichkeit gerückt wurde. Seine Unverwechselbarkeit sollte der Brief durch die Forderung nach Individualität, nach Verzicht eines formalen zugunsten eines individuellen Stils erlangen.

<sup>584</sup> Vgl. ERMERT, K., Briefsorten 6f. Die Orientierung an den Stilprinzipien musste unweigerlich dazu führen, dass die Herausbildung dieses insgesamt individualistischen Briefstils die Entstehung von Subjektivität förderte und so zum kommunikativen Korrelat bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse wurde. Vgl. auch HABERMAS, J., Strukturwandel 161: „Das 18. Jahrhundert wird nicht zufällig zu einem des Briefes; Briefe schreibend entfaltet sich das Individuum in seiner Subjektivität.“

<sup>585</sup> Diese Annahme wird von der Tatsache, dass der Pietismus im 18. Jahrhundert einen wesentlichen Beitrag zur Herausbildung einer neuen Briefkultur geleistet hatte, an dem Frauen einen großen Anteil hatten, gestützt: Im Pietismus, den vieles mit der Erweckungsbewegung verband, war aufrichtiger, auf Erbauung gerichteter Briefwechsel üblich, der seine profane Fortsetzung in den auf Freundschaftskult und auf Empfindsamkeit gerichteten romantischen Briefwechseln fand (vgl. NICKISCH, R., Brief 44f).

<sup>586</sup> Dies gilt uneingeschränkt freilich nur, wenn davon ausgegangen werden darf, dass Caroline nicht mit einer späteren Veröffentlichung ihrer Briefe rechnete: Dann nämlich dürfte bereits ein gewisser Grad an Fiktionalisierung ihrer Briefe gegeben sein (vgl. MÜLLER, W.G., Brief 68). Die Tatsache, dass die Exklusivität postulieren könnenden Brautbriefe nicht mehr erhalten sind, während die nach der Heirat entstandene Korrespondenz noch nahezu vollständig existiert, könnten ein Hinweis darauf sein, dass sich Caroline bewusst war, dass die Briefe an ihren Gatten einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden würden (obgleich nur darüber spekuliert werden kann, ob es Caroline war, die die Brautbriefe vor späterer Publikation schützte). Vieles deutet indes darauf hin, dass Th. Fliedner sich bewusst war, dass seine Briefe, die er von Reisen schrieb, nicht allein von seiner Gattin gelesen werden würden, vielmehr primär für Caroline, sekundär für seine Kinder, die Gemeinde und die Diakonissen-Anstalt bestimmt waren.

<sup>587</sup> Vgl. MÜLLER, W.G., Brief 67. Die Briefe dürfen als authentischere Quelle als Tagebücher gelten, weil der Austausch zwischen zwei Personen stattfindet und der Inhalt Wirklichkeitscharakter hat.

<sup>588</sup> Insofern darf der Brief als Möglichkeit unmittelbarer Teilhabe am Leben betrachtet werden.

<sup>589</sup> Vgl. SCHLAFFER, H., Glück 40.

<sup>590</sup> Dem Briefeschreiben kam insofern große Bedeutung im Emanzipationsprozess der Frau zu, als ihnen diese Art der geistigen Betätigung von Männern konzidiert und empfohlen wurde, hier also Raum zur Entfaltung der intellektuellen Fähigkeiten gegeben wurde, die sonst nur unter Gefahr des Verlusts der der Frau positiv zugeschriebenen weiblichen Eigenschaften stattfinden konnte (vgl. NICKISCH, R., Brief 206ff). Durch das Schreiben von Briefen wurde Frauen also die Möglichkeit zugestanden, auf gleicher Ebene mit Männern zu verkehren, was eine wesentliche Steigerung des Selbstbewusstseins und einen Weg zum Ausbruch aus der patriarchalischen Gesellschaftsordnung bedeutet haben dürfte.

<sup>591</sup> Zum Anteil von Frauen an der Briefkultur des 18. und 19. Jahrhunderts vgl. NICKISCH, R., Brief 45ff.

bei ihrer Familie in Hamburg unterbrochen wurde<sup>592</sup>. Ihre Aufgaben bestanden in Depenau einerseits im Unterrichten der beiden Töchter des wohlhabenden Gutspächters Völkers<sup>593</sup>, dessen Inhalte aufgrund der fehlenden Normierung der Mädchenerziehung in das Ermessen der Erzieherin gestellt und nach dem Vorbild der Unterweisung Amalie Sievekings aufgebaut waren<sup>594</sup>, andererseits in der Unterstützung der Organisation des ländlichen Haushalts<sup>595</sup>. Schon früh gelang es Caroline, eine Stellung in der Völkerschen Familie zu erwerben, die weit über die einer Kindererzieherin hinausging. Die Genehmigung der Völkers, die Familie in Hamburg mehrmals im Jahr besuchen zu dürfen zeugt ebenso wie mehrere Einladungen der Familie Bertheau auf das Gut von der Hochschätzung, die Caroline von ihren Arbeitgebern erfuhr. Verschiedentlich wurde sie gefragt, ob sie nicht Schwestern habe, die geneigt seien, vergleichbare Stellungen anzunehmen<sup>596</sup> und ihr Bruder Hermann, der es in Norwegen zu beachtlichem Wohlstand gebracht hatte, suchte 1835 für seine sechs Kinder eine Erzieherin, die „möglichst so sein [sollte] wie seine Schwester Caroline“<sup>597</sup>. Im Herbst 1837 wurde das Gut in Depenau verkauft, was Unsicherheiten in Bezug auf Carolines Stelle bei den Völkers mit sich brachte und das Arbeitsverhältnis schließlich beendete. Von beiden Seiten wurde dies als äußerst schmerzlich empfunden<sup>598</sup>. Caroline begleitete die Völkers nach ihrem Auszug aus dem Gut im Mai 1838 ein knappes Jahr bei Verwandtenbesuchen, da sich die Familie nicht entschließen konnte, ein neues Gut zu übernehmen. Aus diesem Grund wechselte sie vor ihrer Rückkehr nach Hamburg 1840 Ostern 1839 nach Lehmkuhlen, um die Töchter eines Sohnes ihres Arbeitgebers zu unterrichten<sup>599</sup>.

---

<sup>592</sup> Über Weihnachten bekam Caroline stets für zwei oder drei Wochen Urlaub, auch den Geburtstag der Mutter am 12. Juli durfte sie meist bei ihrer Familie in Hamburg verbringen. Wenn ihr Arbeitgeber geschäftlich in Hamburg zu tun hatte, durfte Caroline ihn häufig begleiten. Auch Familienfeste waren Anlässe, zu denen ihr von ihrem Arbeitgeber selbstverständlich Urlaub gewährt wurde (vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 3, der wertvolle Informationen über Carolines Holsteiner Zeit aus Briefwechseln zwischen ihrer Mutter und ihrem Bruder Ernst erhoben hat).

<sup>593</sup> In großen Teilen Norddeutschlands erfreuten sich die Bauern eines gewissen Wohlstands, der die Einstellung von Erzieherinnen durchaus üblich machte (vgl. SCHILDT, G., Frauenarbeit 54).

<sup>594</sup> Vgl. CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER 53 (1894) 35; FA IV a 18, Brief vom 17. April 1835. Die enge Anlehnung an Amalie Sievekings Unterricht manifestierte sich einerseits in Carolines Orientierung an deren Fächerkanon, andererseits darin, dass sie die Mädchen über die Konfirmation hinaus in reduziertem Maß – auf rein freundschaftlicher Basis – unterrichtete (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60), was durch die Pflege geistlicher Gemeinschaft ergänzt wurde. Dieser Zusammenhang lässt die Möglichkeit, dass Caroline sich qua ihrer Herkunft als in der hugenottischen Tradition der französischen Gouvernanten arbeitend verstand (s. dazu HARDACH-PINKE, I., Bildung 516f), als äußerst unwahrscheinlich erscheinen. Sie bezeichnet sich selbst als Erzieherin, was sie als deutsche Gouvernante charakterisiert, die sich dezidiert von als oberflächlich gebrandmarkten Französisinnen unterscheiden sollte. Vermutlich wird die Vermittlung der französischen Sprache nicht zu ihrem Unterricht gehört haben.

<sup>595</sup> S. FA IV c 16. Gerade letztere Aufgabe wird für Caroline von großer Wichtigkeit für ihre spätere Tätigkeit gewesen sein, da sie als Tochter des gehobenen Bürgertums und Einwohnerin der Stadt Hamburgs nicht mit landwirtschaftlichen Tätigkeiten vertraut sein konnte, deren Kenntnis jedoch für ihre spätere Arbeit in Kaiserswerth unverzichtbar werden sollte. Vielfach waren in ländlichen Haushalten – als welcher ja auch die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth zu bezeichnen war – ältere Zustände konserviert: Die Frau war noch in starkem Maß in den Produktionsprozess eingegliedert und ihr oblag so ein Umfang an Aufgaben, der über den der städtischen Hausfrau weit hinausging, jedoch andererseits nicht alle Aufgaben der städtischen Frau des gehobenen Bürgertums, wie z.B. das Repräsentieren, aufwendige Essensbereitung und akribische Reinhaltung beinhaltete (s. dazu ausführlich SCHILDT, G., Frauenarbeit 52ff). Caroline verfügte so über ein großes Repertoire an Möglichkeiten der Haushaltsorganisation, welches ihr in Kaiserswerth zur adäquaten Synthese zur Erreichung einer optimalen Haushaltsführung der Anstalt diente.

<sup>596</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 2.

<sup>597</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Hermann Bertheau 2. Carolines Bruder Hermann hatte sie im Sommer 1834 bei einer Reise in die Heimat gemeinsam mit seinem in Kiel wohnenden Vetter Gustav Bertheau in Depenau besucht.

<sup>598</sup> S. StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 1. April 1838.

<sup>599</sup> S. StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60; FA IV c 16; BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 5. Caroline am 13. April 1833 an ihren Bruder Ernst (FA IV a 18) von lebhafter Teilnahme an dem Tod der aus reicher Familie stammenden Ehefrau des Sohnes ihres Arbeitgebers im März 1833. Der drei kleine Mädchen

Der Auszug aus dem Depenauer Gut wurde von einem Ereignis überschattet, das möglicherweise nicht nur den entscheidenden Impetus für Carolines Eintritt in das Hamburger Allgemeine Krankenhaus gab, sondern auch ihr für 1838 bezeugtes Interesse für die Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt erklärt: Eine Dame aus Lübeck, die zu Besuch bei dem neuen Gutsbesitzer weilte, erkrankte schwer und starb unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Lübeck. Caroline berichtete ihrer Familie nach Hamburg von einem Nervenfieber. Dem entspricht, dass zunächst niemand Ansteckung befürchtete. Als einige Tage später beim Auszug der Völkers von dem Gut einige ihrer Knechte über ähnliche Symptome wie die Lübecker Dame klagten, stellte sich heraus, dass das für harmlos gehaltene Nervenfieber der Typhus war, der rasch um sich griff und zahlreiche Menschen dahinraffte, unter ihnen die Tochter des neuen Gutsbesitzers. Hier machte Caroline ihre ersten (negativen) Erfahrungen mit der Krankenpflege – wenn die Versorgung der Kranken überhaupt als solche zu bezeichnen war, wurde sie doch ausschließlich von völlig unerfahrenen Frauen aus den Tagelöhnerkaten besorgt<sup>600</sup>.

Die Zeit unmittelbar nach ihrem Abschied von Hamburg wurde von Caroline als außerordentlich problematisch empfunden. Anders als erwartet bereitete ihr die erzieherische Tätigkeit keine Freude. Vielmehr lag sie täglich als „saurer Tagewerk“ wie ein „unübersehbarer Berg“ vor ihr<sup>601</sup>: Die harte Einstellung gegen sich selbst ließ dieses Empfinden als nicht legitim erscheinen. Etwa ein Jahr nach Aufnahme ihrer Tätigkeit<sup>602</sup> wurde die Situation bereits anders beurteilt: Caroline informierte ihren Bruder Ernst über ihr Ergehen, das objektiv keinen Grund zur Klage gab, da ihr die erzieherischen Aufgaben nun Freude machten<sup>603</sup> und ihr die gesamte Familie mit Freundlichkeit begegnete. Vertrauen und die Zuneigung der Kinder wurden rasch erworben<sup>604</sup>. Kritisch reflektierte Caroline über die Lernerfolge ihrer Zöglinge<sup>605</sup>, die ihr Aufschluss über den Grad ihrer persönlichen Eignung,

---

hatten durch ihn die Mutter verloren. Nach dem Umzug der Völkerschen Familie im Mai 1838 übernahm Caroline die Erziehung der Halbwaisen bis zu ihrer Rückkehr nach Hamburg im April 1840. Da Caroline in Bezug auf ihren Arbeitgeber in Lehmkuhlen feststellt: „Auf ihn u. seine Frau schien mein baldiges Weggehen keinen sonderlichen Eindruck zu machen; [...]“ scheint das Verhältnis zu dem Vater ihrer Zöglinge in Lehmkuhlen anders als das in Depenau ausschließlich nüchtern und dienstlich gewesen zu sein (vgl. StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 16. Februar 1840).

<sup>600</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Flidner 5.

<sup>601</sup> FBO, Caroline an ihren Bruder Carl am 21. November 1831.

<sup>602</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 13. November 1832.

<sup>603</sup> Allerdings scheint die pädagogische Tätigkeit Caroline am Anfang nicht nur angenehm gewesen zu sein, wenn sie schreibt (FA IV a 18, Brief vom 13. April 1833): „Ich bin fest überzeugt, daß der Unterricht u. die Erziehung der Kinder mir stets mehr u. mehr Vergnügen gewähren wird, daß in dem Grade darin meine Geduld, meine Liebe, meine Ausdauer steigt, auch meine Zufriedenheit und meine Freude zunehmen wird.“ In ihren vier noch erhaltenen Briefen des Jahres 1832 an Amalie Sieveking nennt Caroline wiederholt ihre *Ungeduld* als Haupthindernis erfolgreicher pädagogischer Tätigkeit.

<sup>604</sup> Die Zuneigung Carolines zu den Kindern scheint sich erst im Lauf der Jahre eingestellt zu haben. So bemerkt sie 1835: „Anfangs war mein Herz gegen sie so kalt; ich glaubte nicht, daß noch je ein solches Feuer darin für sie brennen würde.“ (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 29. April 1835).

<sup>605</sup> Für ausbleibende Lernerfolge bei dem älteren Mädchen übernahm Caroline die volle Verantwortung. Selbst erfreuliche Fortschritte des jüngeren Mädchens kompensierten bzw. beruhigten Caroline nicht bezüglich ihrer pädagogischen Fähigkeiten: Nach der Konfirmation der Lernschwachen nannte sie im Frühling 1835 den Eltern ihre Versäumnisse, die ihr Ursache für die Lernprobleme des Kindes zu sein schienen (FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 17. April 1835). Es erscheint als unwahrscheinlich, dass sie tatsächlich die Schuld bei sich selbst suchen musste, da sie schon wenige Wochen nach Aufnahme der Erziehung des Kindes feststellte: „meine gute Jette [...] gehört leider zu denen, welche am Geiste träge sind, u. mitunter so verkehrt antworten, dass man geneigt ist, ihnen allen Menschenverstand total abzusprechen“ (FBO, Caroline an ihren Bruder Carl 21. November 1831). Die Vorgängerin Carolines hatte aufgrund der geistigen Einschränkungen des Kindes die Stelle aus Frustration gekündigt.

die Möglichkeit zu Selbstkritik und schließlich zur Selbsterziehung gaben<sup>606</sup>. Die Art, in der Caroline sich so über ihre eigene Leistung definierte, ließ das zeitgenössische bürgerliche Frauenbild zugunsten eines modernen Lebensgefühls bereits weit hinter sich, suchte sie doch jenseits der Aufgaben einer Gattin, Hausfrau und Mutter Erfüllung.

Doch auch die größte Selbstdisziplin konnte nicht über einen nicht näher konkretisierten Mangel hinwegtäuschen, dessen Ursache starkes Heimweh gewesen zu sein scheint<sup>607</sup> und der sich in häufiger Niedergeschlagenheit gepaart mit starker innerer Unruhe (von Caroline gern als *Anfechtung* bezeichnet) äußerte<sup>608</sup>. Auch der Familie blieben im Umgang mit Caroline Veränderungen nicht verborgen: Ihre Lebhaftigkeit und Heiterkeit waren im Sommer 1833 einem ernsteren Wesen gewichen<sup>609</sup>. Ende des Jahres 1835 scheint Caroline ihr seelisches Gleichgewicht wieder gefunden zu haben: Die Briefe, die sie nach Hamburg schrieb, atmeten wieder Frohsinn und Heiterkeit. Die Interpretation und Bewältigung ihrer Anfechtungen verraten ihre starke Prägung durch Amalie Sieveking<sup>610</sup> und die Erweckungsbewegung, indem sie einerseits depressive Stimmungen als Manifestation eines gestörten Gottesverhältnisses betrachtete<sup>611</sup>, andererseits an sich selbst den Anspruch stellte, eigene Wünsche durch das Bewusstsein göttlicher, dem Menschen als seinem Geschöpf dienende Vorherbestimmung durch Gebet zu überwinden<sup>612</sup>, auf diese Weise das Gottesverhältnis wiederherzustellen und so schließlich Anfechtungen dauerhaft zu entkommen<sup>613</sup>. Erst 21jährig erscheint Caroline in

---

<sup>606</sup> So stellte Caroline nach erst 17 Monaten ihrer Tätigkeit als Erzieherin ähnlich wie Amalie Sieveking fest: „Ich konnte, um mir anklebende Fehler einzusehen, u. um Gelegenheit zu finde, sie abzulegen, wohl in keine bessere Schule geschickt werden, als in der ich mich jetzt befinde.“ (FBB, Brief vom 13. April 1833). Zuvor hatte sie bereits im Oktober 1832 Amalie Sieveking (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60) erfreut mitgeteilt: „Wie lernt man doch indem man lehrt!“

<sup>607</sup> Vgl. etwa FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 13. November 1832. Der Kontext des Berichts über die eigene Lage, intensives Nachfragen über das Befinden der Familie und verzweifelte Bitte um Aufrechterhaltung des Kontakts – Wünsche, die sie als Trägerin des bürgerlichen Familienideals verraten – sowie erbauliche Ratschläge erlauben den Schluss, dass Caroline primär an Heimweh litt. In einem Brief an Amalie Sieveking vom 18. Januar 1832 (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60) werden „sehr trübe Stunden“, von denen Caroline sich wie von „Ungewitter“ plötzlich überfallen fühlt, in einen direkten Zusammenhang mit ihrem Weggang aus Hamburg gebracht.

<sup>608</sup> Vgl. StAH 622-1, Sieveking III, I B 47-60, Briefe Carolines an Amalie Sieveking v.a. am 18. Januar und 7. April 1832.

<sup>609</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 3. Die Mutter Carolines führte die Veränderungen auf fehlende Kommunikationsmöglichkeiten zurück: Wie in bürgerlichen Familien allgemein üblich, hatte auch die Familie Bertheau einen regen Gedankenaustausch gepflegt, der Caroline in Holstein zum ersten Mal versagt blieb bzw. erst langsam aufgebaut werden musste. Caroline selbst beklagte die fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten nur am Rande (vgl. FBO Caroline an ihren Bruder Carl am 21. November 1831).

<sup>610</sup> An Carolines Aussagen lassen sich nicht nur allgemeine Elemente der Theologie Amalie Sieveking festmachen; es wird deutlich, dass sie das, was Amalie Sieveking ihr zur Konfirmation am 31. März 1828 ins Stammbuch geschrieben hatte – eine Aufforderung zum Festhalten am Empfangenen durch Heiligung zwecks Reinhaltung von Geist, Seele und Leib für die Zukunft Christi (s. FA IV c 7) –, als Verpflichtung primär gegenüber Gott, sekundär gegenüber Amalie Sieveking empfand, der es nachzukommen galt. Bemerkenswert ist indes, dass sie den Grund ihres unausgeglichene emotionalen Zustands darin sah, dass sie „die Hülfe meines [ihres] Herrn habe ich [sie] wohl tausendmal von mir [sich] gestoßen“. Folglich interpretiert sie ihren Gemütszustand als Strafe für Blindheit gegenüber Gott, nicht als Heimweh und somit legitime menschliche Regung.

<sup>611</sup> So bereits sehr stark im Brief Carolines an ihren Bruder Carl am 21. November 1831 (FBO).

<sup>612</sup> Vgl. v.a. Caroline an ihren Bruder Carl am 21. November 1831 (FBO): „Die feste Zuversicht, dass Alles, Alles von Gott gefügt u. mir geschickt ist, u. zu meinem Besten dienen soll, [...] u. dass auch einmal mir wieder ein Licht aufgeht, in dessen Schein ich noch fröhlicher sein werde, als früher im elterlichen Hause“.

<sup>613</sup> Ebd. Stark auffallend ist die Bestimmtheit der bedingungslosen Ergebung in den Willen Gottes. Aussagen wie „Indessen weiß ich gewiß, dass Alles, was ich entbehre mir von der Vaterhand droben auf weise Liebe vorenthalten wird; [...]“ lassen nicht den Eindruck von Ringen um Akzeptanz der subjektiv als negativ empfundenen Situation aufkommen. Vielmehr erblickt man schon hier eine gefestigte Persönlichkeit, die um Heiligung bemüht ist, indem durch Verzicht auf eigene Wünsche, durch Selbstverleugnung, die gegenwärtige Situation trotz Widrigkeiten positiv erfahrbar gemacht wurde. Zur Unterstützung ihres eigenen Gebets um Überwindung dieser Anfechtung, um himmlischen Trost und Heiligung bittet sie Amalie Sieveking, für sie

ihren ersten noch erhaltenen Selbstzeugnissen religiös hoch motiviert und fest entschlossen, ein durch Aufgabe von Eigenliebe, weil Sündhaftigkeit, und statt dessen durch Dankbarkeit charakterisiertes Leben zu führen und so dem Postulat nach Heiligung zu entsprechen<sup>614</sup>. Dieser Zustand wiederum schien subjektiv erreicht zu sein, wenn äußere Umstände (wie z.B. das Heimweh) keinen nachhaltigen Einfluss mehr auf das emotionale Gleichgewicht zu nehmen vermochten<sup>615</sup>. Das Bewusstsein der Dringlichkeit der Überwindung der Anfechtungen wurde durch ihr Verantwortungsgefühl für die ihrer Erziehung anvertrauten Kinder noch verstärkt<sup>616</sup>, welche selbstverständlich auch die Weitergabe ihrer theologischen Überzeugungen beinhaltete und mithin nicht einer missionarischen Komponente, die letztlich handlungsleitend war, entbehrte<sup>617</sup>.

Gleichzeitig rang sie um theologische Unabhängigkeit, i.e. eine gewisse Autonomie, bei der es nicht um persönliche Freiräume zur Ausgestaltung einer individuellen Frömmigkeit ging, sondern um die Fähigkeit, das geistliche Leben, den inneren Menschen, ohne unmittelbar präsente geistliche Anleitung, etwa durch Amalie Sieveking oder einen erweckten Pfarrer, zu pflegen<sup>618</sup>.

Das Ringen um Heiligung scheint belohnt worden zu sein: Anders ist nicht zu erklären, dass Caroline im April 1835 nach Hamburg schrieb: „Ich weiß es jetzt gewiß, daß ich sein bin, daß er mein ist, u. daß keine Gewalt im Himmel u. auf Erden mir die Liebe rauben kann, die er zu mir hat u. die ich zu ihm habe; er selbst hat sie durch seinen heiligen, ewigen Geist mir gegeben, darum muß sie auch mein Eigenthum für alle Ewigkeiten bleiben.“<sup>619</sup>

---

Fürbitte zu tun (vgl. Caroline an Amalie Sieveking am 9. April 1832, StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60).

<sup>614</sup> Wie peinlich Caroline um Heiligung bemüht war, zeigt nicht zuletzt ihr Bekenntnis „Ich habe in meinem Leben, Claudius Rathe folgsam, nur wenig gelesen, [...]“ (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 9. April 1832). Dem Erscheinungsjahr nach zu urteilen waren vor Carolines Übersiedlung nach Kaiserswerth mindestens drei Werke in ihrem Besitz, die heute noch erhalten und mit handschriftlichen Einträgen Carolines versehen sind: SIEVEKING, A., Betrachtungen über einzelne Abschnitte der hl. Schrift, Hamburg 1823; MENKEN, G., Versuch einer Anleitung zum eigenen Unterricht in den Wahrheiten der heiligen Schrift, Bremen 1825; KRUMMACHER, F.W., Elias der Thisbiter Bd. 1-3, Elberfeld 1831-1835. Offensichtlich richtete Caroline ihr gesamtes Streben darauf aus, Einflüsse, die möglicherweise eine Wirkung auf sie haben könnten, die stark genug waren, ihr Gottesverhältnis und ihr Streben nach Heiligung nachhaltig negativ zu beeinflussen, auszuschalten. Dem entspricht ihr Grundsatz, „keine Sünde so tief unter meinen Füßen zu sehen, daß ich es auf alle Fälle für unmöglich hielte, darin zu verfallen; weil es bei mir fest steht, daß ich mir keine vollkommene Vorstellung, weder von der Größe meiner Schwäche, noch von der Größe meiner möglichen Versuchung machen kann. (ebd.)“

<sup>615</sup> Seine unmittelbare Entsprechung findet diese Logik in der Dichotomisierung des Menschen in den äußeren Menschen einerseits und den inneren andererseits.

<sup>616</sup> S. Caroline an Amalie Sieveking am 22. Oktober 1832, StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60): „[...] damit ich nicht unterrichten möge mir u. den Kindern zum ewigen Schaden; [...]“

<sup>617</sup> Ebd. „Ich weiß wohl, daß ich viel zu ohnmächtig bin, um ihre Herzen zum Sohn zu ziehen; das kann ja nur der Vater allein; aber es hängt doch immer so viel von der Treue u. Tüchtigkeit des Lehrers ab.“ Brief vom 29. April 1835: „O, möchte ich bald erkennen, daß sie [i.e. ihre Schülerin Henriette] den Weg zu diesem Ziele betritt u. muthig wandelt! Größeres Heil könnte mir nicht widerfahren!“

<sup>618</sup> Im Brief vom 27. März 1832 (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60) klagt sie Amalie Sieveking: „Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, mich an ihn allein zu halten, an ihn, den ich nicht sehen kann, den ich auch nicht mehr empfinde; ich bin so gewohnt, mich durch fromme Menschen zu erbauen u. mich durch Andere zu Ihm führen zu lassen. Nun soll ich aber wohl lernen, was ich noch nicht kann; o, hätte ich doch erst gelernt!“ Auch in einem Brief an Bruder Ernst vom 13. November 1832 (FBB) wird das Bangen um ihre theologische Entwicklung deutlich, die aufgrund ihrer Abwesenheit von Hamburg nun ihr allein oblag. So stellte sie im Hinblick auf Predigten, die zu hören ihr Bruder Gelegenheit hatte, fest: „Um die schönen Predigten, die Du stets zu hören Gelegenheit hast, muß ich Dich wirklich einstweilen beneiden, ich, die ich in dieser Hinsicht ganz leer ausgehe“.

<sup>619</sup> Caroline an Amalie Sieveking am 28. April 1835 (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60). Denselben Tenor trägt der zeitlich nächste noch erhaltene Brief Carolines aus dem Jahr 1838 an Amalie Sieveking (ebd.).

Dennoch stellte sie im zweiten Ehejahr fest, dass ihre gesamte erzieherische Tätigkeit von heftigen inneren Kämpfen begleitet war, deren Grund in der subjektiv empfundenen Unfähigkeit der völligen Aufgabe menschlichen Wüschens und Strebens zugunsten bedingungsloser Unterwerfung unter den göttlichen Willen bestand<sup>620</sup> und die sie auch nicht durch leidenschaftliches Gebet zu überwinden vermochte. Prägend für die wenig positiven Erinnerungen, die Caroline mit ihrer erzieherischen Tätigkeit verband, dürfte v.a. der Wechsel nach Lehmkuhlen 1839 gewesen sein. „In dem, was das Alleinsein anbetrifft, führt Gott mich nun seit 7 Jahren vom Schweren zum Schwereren“, schrieb Caroline am 26. Mai 1839 an ihren Bruder Carl. Wieder wird deutlich, dass Carolines eigene Einschätzung, dass solche Empfindungen angesichts des Bewusstseins des Kindschaftsverhältnisses zu Gott nicht legitim waren, zu einem unverhältnismäßigen Verstärker der gedrückten Stimmungslage wurde. Die fehlende Übereinstimmung ihres Anspruchs an sich selbst, ihr inneres Glück, ihr Gottesverhältnis, auf äußere Umstände übertragen zu können – was ihr als Manifestation ihrer Sündhaftigkeit erschien – ließ sie auf Taufe mit dem Heiligen Geist hoffen, die durch Überwindung der „Freudenarmuth“ dazu führen würde, dass sie auch ihre beruflichen Aufgaben mit Freude wahrnehmen können würde.

Das Streben nach Heiligung führte indes nicht zu Weltflucht; die Teilnahme an Maskeraden zeigt<sup>621</sup>, dass Caroline am gesellschaftlichen Leben partizipierte und den Umgang mit Nichtchristen nicht mied. Dies erlaubt den Schluss, dass sie die Vorstellung eines offensiven Christentums vertrat, die von der Überzeugung getragen war, dass sie durch Hinaustreten aus dem erweckten Umfeld nicht Gefahr lief, das Gewonnene zu verlieren, sondern dass die ihr innewohnende Kraft vielmehr stark genug war, sie nicht nur vor anderen Einflüssen zu schützen, sondern auch ihr Umfeld in den Bannkreis dieser Ausstrahlung zu ziehen.

## 5.2 „Trachtet nicht nach solchen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.“<sup>622</sup> Oberaufseherin für die weibliche chirurgische Station des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg, St. Georg (1840-1843)

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Situation in den Krankenhäusern in Deutschland vielerorts noch desolat. Dem ungebildeten, korrupten Personal waren in den meisten Krankenhäusern unvorstellbare hygienische Zustände zu verdanken, die ebenso wenig wie geringe medizinische Kenntnisse, fehlende Narkosemöglichkeiten und die Unkenntnis der Antisepsis bei operativen Eingriffen einen Beitrag zur Genesung der Patienten zu leisten vermochten; geringe chirurgische Kenntnisse taten ihr übriges, um Operationen zur Ultima Ratio zu machen<sup>623</sup>. Bis 1870, dem Beginn konsequenter antiseptischer Wundbehandlung, bedeutete die Arbeit in Krankenhäusern Konfrontation mit ungeheurem Leid und Tod, die die Oberschicht bis auf wenige Ausnahme zu vermeiden suchte. Hinzu kam, dass die Krankenhäuser seit dem Mittelalter auch Armen und Siechen Unterkunft

---

<sup>620</sup> S. FA IV a 1, 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844. Insbesondere scheint Caroline unter einem nicht näher thematisierten „Sehnen nach dem [...] Gegenstande meiner Leidenschaft“ gelitten zu haben, den sie vermutlich nicht für mit dem Willen Gottes kompatibel hielt.

<sup>621</sup> S. FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 13. April 1833. Die besuchte Maskerade wurde zur Feier der 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs von Dänemark veranstaltet.

<sup>622</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 11. August 1844. Caroline rekurriert im Zusammenhang mit der Bitte einer Prinzessin um eine Pflegerin auf Röm 12, 16 und stellt dabei fest, dass „das Wort des Apostels [...] mir [ihr] im Leben so gute Dienste geleistet hat“.

<sup>623</sup> Vgl. THOMANN, K.D., Entwicklung 153ff; SCHADEWALDT, H., Idee 288. Die Mortalität im Krankenhaus war oft zwei- bis zehnmal höher als die der privat behandelten Kranken zu gleicher Zeit in derselben Stadt. Die hohe Zahl an Todesfällen auf chirurgischen Abteilungen führte in der Mitte des 19. Jahrhunderts dazu, dass in zahlreichen Allgemeinen Krankenhäusern die chirurgischen Stationen aufgelöst und die Patienten nach Operationen in Privathäuser verteilt wurden. Erst in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde die Situation entscheidend verbessert, so dass chirurgische Patienten bei Eingriffen nicht mehr höchster Lebensgefahr ausgesetzt waren und die Zahl der Todesfälle nach Operationen drastisch gesenkt werden konnte.

gewährt hatten<sup>624</sup> und man durch eine Fokussierung auf wirklich Kranke und durch das Zusammenstellen von Instructionen und Lehrplänen erst begann, sich um eine homogene Insassenstruktur der Krankenhäuser zu bemühen.

Dennoch setzte im frühen 19. Jahrhundert mit zwei parallelen Entwicklungen eine Besserung der Situation ein, die das Krankenhaus im 20. Jahrhundert zu einer positiv belegten Heilstätte werden lassen sollten: Einerseits begann der Pflegebereich, seine heutige Gestalt anzunehmen und damit die Funktion des Krankenhauswesens wesentlich mitzuprägen, andererseits begannen sich mit einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Medizin<sup>625</sup>, um die man im Allgemeinen Krankenhaus in Hamburg von Anfang an bemüht war, allmählich Behandlungserfolge auf verschiedensten Gebieten einzustellen<sup>626</sup>, wodurch es zu einer Änderung des Verhältnisses von Pflege und Medizin kam, indem Pflege nicht länger autonom neben der Medizin stand, sondern aus medizinischen bzw. naturwissenschaftlichen Erkenntnissen abgeleitet und ihr funktional und hierarchisch untergeordnet wurde<sup>627</sup>. Das Engagement Carolines im Krankenhaus kann nur unter Beachtung dieser Voraussetzungen angemessen gewürdigt werden. Ihr Einsatz stand am Beginn einer neuen Epoche in der Krankenhausgeschichte. Die theologische Motivation lässt ihr Wirken – freilich ohne Bindung an ein Mutterhaus – als diakonisches erscheinen.

Im Jahr 1839 ersuchten die Behörden<sup>628</sup> Amalie Sieveking im Zuge der Bemühungen um Verbesserung der Situation in den Krankenhäusern<sup>629</sup> und der Erhöhung der Effektivität sozialer Kontrollen<sup>630</sup> um Übernahme der Oberaufsicht für die weibliche chirurgische Station

---

<sup>624</sup> Vgl. z.B. BAUER, F., Krankenpflege 170f; SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 44. 51. Dies lag nicht zuletzt daran, dass weite Teile Deutschlands, wie besonders auch Hamburg, von der Reformation ergriffen worden waren, was dazu führte, dass Klöster und Ordensverbände, deren klassische Aufgabe die Pflege Kranker gewesen war, aufgelöst wurden und die Aufgabe keinen anderen Organisationen übertragen werden konnte. An die Stelle kirchlicher Krankenpflege trat die Lohnpflege bzw. Wartung, eine Arbeit, die aufgrund des niedrigen sozialen Status‘ der Krankenhauspatienten ausschließlich von Angehörigen der Unterschicht wahrgenommen wurde und aufgrund deren Heterogenität und der fehlenden kontinuierlichen- und gemeinschaftsbildenden Elemente sich keine pflegerische Tradition herauszubilden vermochte. Hauptproblem des Wartepersonals war, dass Krankenpflege nahezu ausschließlich als Erwerbstätigkeit betrachtet wurde, an deren Seite nur selten eine altruistische Motivation trat.

<sup>625</sup> Der wissenschaftlichen Betrachtung von Krankheit war durch die Aufklärung der Weg bereitet worden und damit vergleichsweise neu. Sie hatte das christliche Krankheitsverständnis verdrängt, das Krankheit als Prüfung bzw. Strafe Gottes betrachtet hatte und menschliches Eingreifen so nur in engen Grenzen ermöglichte, sofern Krankheit als von Gott gegeben und genommen gedacht wurde (vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 13).

<sup>626</sup> Vgl. SEIDLER, E., Grundmotive 365; SEIDLER, E., Geschichte 167ff.

<sup>627</sup> Vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 48.

<sup>628</sup> Vgl. FA IV a 23. Zwischen der Krankenhausverwaltung und den Behörden bestand ein enger Nexus, sofern das bürgerliche Kollegium, dem das Krankenhaus unterstellt war, sich aus Mitgliedern aus Senat und Bürgerschaft zusammensetzte (vgl. DENEKE, TH., Krankenhaus 33; RODEGRA, H., Krankenhaus 50ff; o.A., Krankenhaus 28ff). Zu beachten ist, dass kein Arzt im Krankenhausvorstand vertreten war, was eine bedingte Erklärung für die negative Einstellung der Mediziner gegenüber der Einstellung einer Oberaufseherin (s.u.) bietet.

<sup>629</sup> Der vom Hamburger Senat 1823 vorgelegte Organisationsplan forderte eine strikte Trennung von Siechen, chronisch Kranken und heilbaren Patienten für das Krankenhaus, das nur noch letztere aufnehmen sollte. Die Bestrebungen, eine wirkliche, exklusive Heilanstalt und Ausbildungsanstalt für den ärztlichen Nachwuchs aus dem Hospital zu machen, scheiterten indes an fehlenden Unterbringungsmöglichkeiten für Arme, so dass auch die Belegschaft des Allgemeinen Krankenhauses in Kranke und Siechen zweigeteilt war, wobei letztere primär im Keller der Anstalt untergebracht waren (vgl. DENEKE, TH., Krankenhaus 35) und die enge Beziehung zwischen Krankenhaus und städtischer Armenfürsorge letztlich nicht gelöst werden konnte (vgl. dazu ausführlich BERGER, E., Krankenhaus 208ff).

<sup>630</sup> Vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 63f. Die soziale Herkunft sowohl der Patienten als auch der Wartepersonals entsprach weder im Krankheitsverhalten ersterer noch im Arbeitsverhalten letzterer den anstaltlichen Verhaltensnormen. Die machte die Suche nach gebildetem, intellektuell nicht zu weit unter dem Niveau der Ärzte stehendem Personal erforderlich.

des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses<sup>631</sup>, St. Georg, neben der Berliner Charité das modernste Krankenhaus auf deutschem Boden<sup>632</sup>. Amalie Sieveking lehnte dies jedoch wie zuvor den Antrag Th. Fliedners von 1837, Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth zu werden, mit Verweis auf ihre Aufgaben im *Weiblichen Verein* ab und empfahl statt dessen Caroline Bertheau, die sich 1839 auf der Suche nach einer neuen Herausforderung mit dem Gedanken des Eintritts in die Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt getragen hatte<sup>633</sup>. Überzeugt von der unbedingten Eignung Carolines für die Position der Oberaufseherin – die primär auf der Überzeugung der Fähigkeit zur Selbstverleugnung

---

<sup>631</sup> Als Grund für die ungewöhnliche Anfrage bei einer Frau darf das soziale Engagement Amalie Sievekings gelten, insbesondere Reminiszenzen an ihr Engagement im Cholera Hospital 1831. Nach anfänglicher Ablehnung hatte sie schließlich auch Anerkennung von Männern erlangen können, so dass ihr sogar die Oberaufsicht über die Männerstation mit Weisungsbefugnis über zehn Krankenschwestern verliehen worden war, denen die Ärzte bei Nichtausführung ihrer Anordnungen die Entlassung androhten (vgl. BAUER, F., *Krankenpflege* 197). – Vermutlich liegt hier die Ursache für die weitreichenden Kompetenzen, die Caroline im Rahmen ihrer Tätigkeit verliehen werden sollten. Wieder einmal zeigt sich so die fundamentale Bedeutung, von der Amalie Sieveking für Caroline war: So verdankte sich nicht nur die theologische Entwicklung Carolines dem Einfluss Amalie Sievekings, auch der gesamte berufliche Werdegang war determiniert durch die Möglichkeiten, die sich durch die nicht zu unterschätzenden wechselseitigen Sympathien zwischen ihr und Amalie Sieveking aufbauten.

<sup>632</sup> Vgl. DENEKE, TH., *Krankenhaus* 3ff; RODEGRA, H., *Krankenhaus* 31ff; o.A., *Krankenhaus* 1ff; MURKEN, A.H., *Entwicklung* 83ff; FA IV c 3. Das „Allgemeine Krankenhaus St. Georg“ war 1821/23 als Ersatz für den in der Franzosenzeit abgebrannten Krankenhof als milde Stiftung des Hamburger Staates erbaut worden (zur Krankenhausgeschichte Hamburgs vgl. v.a. RODEGRA, H., *Gesundheitswesen* 103ff). Das nach den baulichen, medizinischen und sanitärtechnischen Erfahrungen des Baus der Allgemeinen Krankenhäuser in Bamberg und München errichtete aus zwei unterkellerten Stockwerken bestehende Krankenhaus mit einer Kapazität von über 1000 Betten – neben der Berliner Charité das größte seiner Zeit auf deutschem Boden – bestand aus einem Mittelgebäude und zwei Flügelbauten. Erd- und Obergeschoss der Flügelbauten enthielten 140 Krankensäle, die je nach Größe Raum für bis zu 32 Betten boten. Die Innere Abteilung hatte 448 Betten, die Chirurgische Abteilung 203, die für Krätzekranke 57, für Syphilis-Kranke standen 100 Plätze zur Verfügung, in denen 1840 6120 Kranke gepflegt wurden. Weiter wurden 246 Geisteskranke beherbergt (was für ein Allgemeines Krankenhaus der damaligen Zeit nicht repräsentativ war). Das ärztliche Personal des Allgemeinen Krankenhauses bestand aus einem Oberarzt, einem dirigierenden Wundarzt und drei Gehilfsärzten (vgl. DENEKE, TH., *Krankenhaus* 33f). Zum ärztlichen Dienst gehörten ferner vier Apotheker, fünf Oberkrankenschwestern, ein Bandagenaufseher nebst Gehilfen sowie eine unbestimmte Anzahl an Wärterinnen und Wärtern. Dem Bemühen um Realisierung modernster hygienischer und medizinischer Erkenntnisse entsprach, dass zu jedem Saal sanitäre Einrichtungen gehörten, was eigens für das Krankenhaus den Bau einer Wasserleitung und einer Kanalisation erforderlich machte und das Allgemeine Krankenhaus zum ersten wurde, das solche aufweisen konnte. Auch war versucht worden, durch bauliche Anlehnung an einen neuen Krankhaustyp, der vornehmlich der Verbesserung des Lüftungssystems dienen sollte – schlechte Luft galt als Hauptübel der Krankenhäuser – eine Kehrtwende im Krankenhauswesen Hamburgs einzuleiten (vgl. NAGEL, H., *Ursprung* 10). Als fortschrittlich galten weiter das Vorhandensein eines Operationszimmers, einer Apotheke sowie von Badeeinrichtungen. War ein großer Teil der Patienten mittellos, setzten sich die Einkünfte des Krankenhauses aus dem eigenen Fond, aus Spenden (dem Wohltätigkeitssinn der Hamburger Bürger), den Zahlungen einiger weniger zahlungskräftiger Patienten, dem Nachlass verstorbener Patienten, Vergütungen der Armenanstalt und Sachspenden zusammen (vgl. o.A., *Krankenhaus* 35ff).

<sup>633</sup> Diese Information ist noch indirekt einem Brief Amalie Sievekings an Caroline vom 27. April 1838 (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60), aus dem vorsichtige Zustimmung zum Eintritt in die Diakonissen-Anstalt hervorgeht sowie einem Brief von Carolines Konfirmator und Seelsorger Franz Claudius vom 7. Januar 1840 (FA IV b 2) zu entnehmen, in dem letzterer auf Bitte um Beratung bezüglich des Eintritts in das Allgemeine Krankenhaus schreibt: „[...] aber erschreckt, oder zurückgestoßen hat diese Aussicht für Sie mich auf keine Weise, wie dieses im vorigen Jahre der Fall war, als Sie um Kaiserswerth mir schrieben [...]“. Caroline hatte daraufhin Abstand von ihrer Absicht genommen und war in Lehmkuhlen weiter ihrer erzieherischen Tätigkeit nachgegangen. Als Grund für seine ablehnende Haltung gab er in seinem Brief vom 26. Februar 1843, den F. Claudius auf Carolines Bitte um Rat bezüglich des Heiratsantrags von Th. Fliedner verfasste, an: „Die Bedenklichkeiten in Hinsicht Ihres damaligen Vorsatzes, in die Anstalt zu Kaiserswerth als Diakonissin einzutreten, rührten aus der Furcht, Sie könnten möglicherweise in der Hingebung der ersten Liebe ein Band knüpfen, welches später vielleicht als Fessel Sie drücken würde, ohne daß Sie im Stande seyn würden die Fessel zu zersprengen, um mit Klarheit u. Freudigkeit den Ihnen angewiesenen Weg zur Heimath zu wandeln; [...]“.

basierte<sup>634</sup> – engagierte Amalie Sieveking sich um die Akzeptanz der Stelle von Caroline, indem sie nicht nur deren Nachfolge in Holstein regelte, sondern auch Einfluss auf die für Caroline vom Vorstand des Krankenhauses zu entwerfende Instruction zu nehmen suchte<sup>635</sup>. Darüber hinaus fungierte sie als Mittlerin zwischen Krankenhausvorstand und Caroline, indem sie ersterem Carolines Annahme der Stelle übermittelte<sup>636</sup> und pflegerische Literatur an Caroline weiterleitete<sup>637</sup>. Caroline selbst empfand die Annahme der mit ganzheitlichem Anspruch an sie herantretenden Stelle, die ihre Freizeit auf ein Minimum reduzierte und kaum Privatleben erlaubte<sup>638</sup>, als Willen Gottes für ihr Leben, dem es zu entsprechen galt, obgleich sie persönlich keine Ambitionen auf eine derartige Position hatte<sup>639</sup>. Umso absurder erschien

---

<sup>634</sup> Dies ist jedenfalls der Tenor der Begründung der Befähigung Carolines für die Aufgabe der Oberaufseherin in einem Brief Amalie Sievekings an Caroline vom 14. Februar 1840 (FA IV b 2): „Hätte ich aber nicht das in Dir erkannt, dass Du längst gelernt hast, Fleisch nicht für Deinen Arm zu halten, sondern vielmehr Deine Hoffnung nur zu setzen auf den lebendigen Gott, siehe, so würde ich Dich nimmer geeignet halten für den wichtigen Posten, auf dem gewiß nur der Mensch in dem rechten Segen wirken kann, der als ein willenloses Werkzeug sich brauchen lässt in der Hand des Herrn.“ Hinzu dürfte freilich die Überzeugung gekommen sein, dass Caroline auch den körperlichen und geistigen Voraussetzungen des Berufes gewachsen war (vgl. hierzu ausführlich GAEBEL, K., Frau 4f; MENDELSON, M., Krankenpflege 857f; SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 92ff) und der Beruf der Oberaufseherin mit seinem Anspruch, nur gebildete, umsichtige und organisatorisch begabte Persönlichkeiten tauglich zu befinden, weder eine Über- noch eine Unterforderung für Caroline darstellte. Über das Motiv der Selbstverleugnung hinaus wird freilich auch die gemeinsame Heimat Hamburg Grundlage für die Einschätzung der Eignung Carolines für den Posten gewesen sein, war doch hier der Wille zum Eingreifen in die Sache des Gemeinwesens besonders ausgeprägt. Auch die Einflüsse von Krieg und Nationalismus, der sozialen Frage und der Frauenbewegung, die heute als entscheidende Impulse für die umwälzenden Veränderungen in der Krankenpflege im 19. Jahrhundert betrachtet werden (vgl. SEIDLER, E., Geschichte 193), dürften aufgrund der jeweiligen starken Ausprägung in Hamburg positiv auf Carolines Willen zur Annahme der Stelle gewirkt haben.

<sup>635</sup> S. FA IV b 2, Brief vom 14. Februar 1840. Amalie Sieveking teilt Caroline hier unter anderem mit, dass sie sich um Verankerung obligatorischer Andachten, die von der Oberaufseherin zu halten wären, bemüht hatte, ihr Ansinnen jedoch abgelehnt worden war, was dem säkularen Charakter des Vorstands Rechnung trug.

<sup>636</sup> StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Brief vom 19. Januar 1840. Caroline forderte Amalie Sieveking auf, dem Krankenhausvorstand ihren Willen zu übermitteln.

<sup>637</sup> S. FA IV b 2, Brief vom 14. Februar 1840. Vom Krankenhausvorstand wurde gewünscht, dass Caroline sich die von C.E. Gedike unter dem Aspekt der Anleitung ungebildeter Wärterinnen überarbeitete 1837 erschiene „Anleitung zur Krankenwartung“, die unter dem Eindruck der Choleraepidemie 1831/32 unter dem Chirurgen J.F. Dieffenbach entstanden war, aneigne (nota bene: Dieselbe Anleitung wurde von Th. Fliedner der Ausbildung der Diakonissen zugrunde gelegt. Insofern bestand ohne direkte Bindung eine gemeinsame Grundlage für Caroline und die Kaiserswerther Diakonissen). Die Orientierung an Dieffenbach (der aufgrund der gemeinsamen Herausgabe einer medizinischen Zeitschrift mit dem unmittelbaren Vorgesetzten Carolines, Dr. J.C.G. Frickes, in enger Verbindung mit dem Allgemeinen Krankenhaus in Hamburg stand), der die Zustände in deutschen Krankenhäusern heftig anprangerte (vgl. BAUER, F., Krankenpflege 200; SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 93f) und durch seine Anleitung eine Grundlage zur Besserung der herrschenden Zustände nach dem Vorbild der musterhaften Krankenpflege durch Orden in katholischen Ländern geben wollte, könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Entscheidung des Vorstands, eine gebildete Frau auf die Position des Oberaufsehers zu setzen, der Versuch war, eine Kehrtwende in der Pflege im Allgemeinen Krankenhaus herbeizuführen: Besonders Gedike wies in seiner Überarbeitung entschieden darauf hin, dass Krankenwartung mehr als Lohnarbeit war, sondern eine altruistische Motivation zugrunde liegen müsse – andernfalls sah er eine negative Auslese des Personals als vorprogrammiert.

<sup>638</sup> Die Anforderungen des Berufs der Oberaufseherin stellten nicht nur psychische und physische Herausforderungen gemäß der Instruction dar (dazu s.u.). Das Besondere lag vielmehr darin, dass es sich bei der Stelle um Anstaltspflege handelte, die die Wohnsitznahme im Krankenhaus erforderte (vgl. o.A., Krankenhaus 30f) und aus diesem Grund die Gestaltung der Freizeit Carolines stark eingeschränkt war. Zum Verlassen des Krankenhauses war die Erlaubnis des Arztes einzuholen (ebd. 83). Dementsprechend war der Dienst wie der des gesamten Wartepersonals zeitlich nicht begrenzt (vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 64). Hinzu kam, dass auf die Behaglichkeit einer eigenen Häuslichkeit verzichtet werden musste.

<sup>639</sup> Vgl. FA IV c 16. Ihr fünf Jahre älterer Bruder Carl war Freund J.H. Wicherns und hatte sich ebenfalls der erwecklichen Frömmigkeit zugewandt. Er war als Lehrer an der Realschule des Johanneums tätig und Katechet am Werk- und Armenhaus Hamburgs (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 162).

die bereits im März 1840 in Hamburg kursierende Behauptung, Caroline werde die Stelle der Oberaufseherin allein aus finanziellem Interesse antreten<sup>640</sup>.

Auf die Anfrage Amalie Sievekings Weihnachten 1839, ob sie bereit sei, statt ihrer die Position der Oberaufseherin im Allgemeinen Krankenhaus anzutreten, stimmte Caroline unter dem Eindruck einer Predigt ihres Bruders Carl über die Notwendigkeit, dem Willen Gottes zu folgen, dem Angebot des Krankenhauses zu<sup>641</sup>. Die am letzten Sonntag des Jahres 1839 gehaltene Predigt über Lk 2, 33-40 war einerseits Rückblick auf das vergangene Jahr, andererseits beschäftigte sie sich in Analogie mit der Vergänglichkeit menschlichen Lebens. Nachhaltig forderte C. Bertheau auf, die Tatsache der menschlichen Endlichkeit nicht zu verdrängen, sondern sich mit ihr durch das Bewusstsein der Teilhabe an göttlicher Unvergänglichkeit aktiv auseinanderzusetzen. Das Aufgreifen von Ps 116, 9, „Ich will wandeln vor dem Herrn in dem Land der Lebendigen“, welches am ersten Sonntag des Jahres 1839 gleichsam als Leitgedanke über das Jahr gestellt worden war, war ihm Anlass, die Gemeinde zum Resümee aufzufordern: „Haben wir vor ihm im Land der Lebendigen gewandelt, und mit Liebe und Treue das Werk vollführt, das er uns gegeben hatte, daß wir es thun sollten?“ Erinnert man sich der Diskrepanz, die Caroline in diesem Jahr bei ihrer Tätigkeit in Lehmkuhlen zwischen ihrem Befinden und ihrem Bewusstsein empfunden hatte, wird ihr Bruder mit seiner Antwort auf seine rhetorische Frage ihre Empfindungen zusammengefasst haben: „Andächtige, wie bleibt all unser Thun hinter unsern Vorsätzen zurück; wie entspricht die Ausführung und Wirklichkeit zu wenig dem Bilde, was wir von der Art unseres Lebens in den Stunden der Erhebung und des Ergriffenseins von der heiligen Nähe des Herrn uns machten! [...] wie oft mag Murren und Unzufriedenheit mit seinen Wegen an die Stelle freudiger Ergebung und geduldigen Wartens getreten sein.“ Den festen Willen, trotz aller Unzulänglichkeiten „der Seine zu sein“ – den auch Caroline in allen Briefen formulierte – war C. Bertheau indes Beweis dafür, noch von der göttlichen Gnade erfasst zu sein. Das verfllossene Jahr war weiter Anlass, schmerzlicher und freudiger Erfahrungen zu gedenken: Auffallend ist, dass auch negative Erfahrungen als von Gott gegeben betrachtet wurden und nicht auf den Einfluss des Teufels zurückgeführt wurden: Not und das Gefühl von Verlassenheit wurden als Chancen begriffen, das Gottesverhältnis zu erneuern; Trübsal erschien als unabdingbarer Begleiter des Menschen hin zum Reich Gottes. Caroline dürfte durch die Predigt in Bezug auf ihr Gottesverhältnis bestätigt worden sein: Anfechtungen, gegen die sie in den vergangenen acht Jahren häufig angekämpft hatte, erfuhren eine durchaus positive Umdeutung und öffneten sie für neue Erfahrungen und die Bereitschaft zu uneingeschränktem Verzicht, den die Tätigkeit im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus erfordern würde.

Mit der theologisch motivierten Bereitschaft zur Askese entsprach Caroline einerseits völlig der zeitgenössischen Vorstellung, dass der entscheidende Vorzug des Engagements christlicher Frauen in Krankenhäusern in deren uneingeschränkter Bereitschaft zum Verzicht bestand, andererseits ließ ihre soziale Herkunft solche kaum erwarten<sup>642</sup>. Freilich konnten jedoch selbst einzelne Familienmitglieder nicht umhin, Carolines Eignung für die Stelle bedingungslos anzuerkennen<sup>643</sup>.

Vor ihrer endgültigen Entscheidung wandte Caroline sich Ende 1839 wie bereits im Jahr zuvor mit der Bitte um Rat bezüglich der ihr angebotenen Stellung im Allgemeinen

---

<sup>640</sup> Jeannette Bertheau an Bertha Frauenknecht am 11. März 1840 (FBO).

<sup>641</sup> FBO, BERTHEAU, C., Predigt am letzten Sonntage im Jahr [1839] Lucas 2, V 33-40.

<sup>642</sup> Vgl. etwa MENDELSON, M., Krankenpflege 856. Während christlich gesinnte Frauen aufgrund ihrer geringen Lebensansprüche als ideale Krankenpflegerinnen galten, stellte die Gewinnung gebildeter Frauen aus vornehmen Kreisen für Tätigkeiten im Krankenhaus ein Problem dar. Aus Carolines Entschluss, trotz ihrer Herkunft im Krankenhaus tätig zu werden, geht die starke, wenn nicht totale religiöse Motivation ihres Lebens hervor.

<sup>643</sup> Vgl. FA IV a 23. Therese Bertheau sah bei Caroline mit der Vereinigung von selbständigem, klarem Sinn, ernstlicher Frömmigkeit und Berufslaune, „die sich auch auf das Kleine und Geringe“ ausdehnte sowie guter Gesundheit die Voraussetzungen für die Aufnahme der Stelle der Oberaufseherin gegeben.

Krankenhaus an ihren Seelsorger Franz Claudius, der im Januar 1840 seine Antwort sandte, die den Tenor vorsichtiger Zustimmung trug, indem sie gleichermaßen Gefahren – insbesondere die der geistlichen Isolation – wie Entwicklungsmöglichkeiten des Amtes thematisierte<sup>644</sup>. Letztlich machte das Antwortschreiben Caroline als Kind der Erweckungsbewegung jedoch die Aufgabe als positive theologische Herausforderung schmackhaft<sup>645</sup>, war sie doch auch in Holstein auf sich allein gestellt gewesen und ihre Persönlichkeit durch diese Erfahrung genug gefestigt, um auch zu erwartenden Widerständen der Ärzte des Krankenhauses standzuhalten<sup>646</sup>. Die vorhersehbaren Probleme schienen eine rückhaltlose Hingabe an Gott zu erfordern, die subjektiv empfundene Ohnmacht und die bedingungslose Annahme der Stelle machten Caroline der Hilfe Gottes gewiss<sup>647</sup>. Problematisch allein schien die Erreichung der Zustimmung der Mutter<sup>648</sup>, die zwar juristisch

---

<sup>644</sup> FA IV b 2, Brief vom 7. Januar 1840. Gleichermäßen als Problem und Herausforderung empfand Claudius die Tatsache, dass innerhalb des Krankenhauses keinerlei geistliche Unterstützung für das schwere Amt als Oberaufseherin zu erwarten war: Voraussetzung für erfolgreiches Bestehen ihrer Aufgaben schien ihm das innere Festhalten an biblischen Grundwahrheiten zu sein, v.a. der, dass der Mensch ohne Gottes Willen nichts auszurichten vermag. Ausserdem erschien ihm der Verzicht auf Wünsche und Erwartungen als notwendig. Selbstverleugnung wurde zu dem Instrument, das innere Einsamkeit erträglich machen konnte. Claudius prophezeite Caroline die häufige Erfahrung der Schwachheit des Fleisches bei Willigkeit des Geistes, die letztlich der Heiligung ihrer Person dienen würde.

<sup>645</sup> Dem entspricht, dass Caroline noch im Januar 1840 die endgültige Entscheidung für die Annahme der Stelle traf (StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 19. Januar 1840; FA IV a 1, 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844). Die Betonung des Erfordernisses der Selbstverleugnung auf dem Posten sowohl durch Franz Claudius als auch durch Amalie Sieveking wird Caroline die Aufgabe als Testmöglichkeit ihrer Fähigkeit zu derselben interessant gemacht haben, nachdem sie in Holstein nicht ihren eigenen Ansprüchen an sich selbst hatte genügen können.

<sup>646</sup> Amalie Sieveking war es, die Caroline auf solche vorbereitete (FA IV b 2, Brief vom 14. Februar 1840): Interessanterweise wird als Hauptgrund für die Skepsis der Ärzte nicht die theologische Ausrichtung Carolines angeführt, sondern deren Bildung, die Anlass zu der Befürchtung möglicher Kompetenzüberschreitung gab und die Prognose „Er [i.e. Dr. Bülow] wird Dein Thun und Lassen vermuthlich mit Kälte beurtheilen, [...]“ erlaubte (zu der Persönlichkeit des Oberarztes G. Bülow und der des direkten Vorgesetzten Carolines, Dr. J.C.G. Fricke, dem Leiter der chirurgischen Abteilung vgl. DENKE, TH., Krankenhaus 47ff; RODEGRA, H., Krankenhaus 52ff). Diese Furcht vor Kompetenzüberschreitungen gilt heute als einer der Hauptgründe, warum eine Vielzahl von Ärzten fürchtete, dass Ordensfrauen und ähnliche Schwesternorganisationen aufgrund ihrer Bildung und ihrer Gestellungsverträge zu eigenmächtigem Handeln verführt würden, was letztlich der Pflege nur abträglich sein könne und sie in Opposition zu dem ärztlichen Personal treten lasse (vgl. BAUER, F., Krankenpflege 209; MENDELSON, M., Krankenpflege 863). Verständlich werden solche Befürchtungen indes erst, wenn man sich die historische mentalitätsmäßige Kluft zwischen Kranken und Wärtern auf der einen und der gebildeten Ärzteschaft auf der anderen Seite bewusst macht (vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 63).

<sup>647</sup> StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 16. Februar 1840.

<sup>648</sup> Vgl. z.B. BAUER, F., Krankenpflege 195f; NUTTING, M.A., DOCK, L.L., Geschichte 529. Seit der Reformation war in protestantischen Kreisen die Möglichkeit, dass eine gebildete Frau außerhalb der Familie pflegerisch tätig werden konnte, aus dem öffentlichen Bewusstsein geschwunden. Das Ansehen der Krankenwärterin stand so in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehr als schlechtem Ruf und wurde erst durch das Engagement der Diakonissen in der Krankenpflege rehabilitiert. So kann nicht verwundern, dass der an sich höchst anspruchsvolle Beruf der Oberaufseherin aufgrund seiner Verbindung zu dem der Wärterin von einer Frau aus vornehmen bürgerlichen Kreisen für ihre Tochter als wenig wünschenswert empfunden wurde – stieß doch Carolines Wille zum Eintritt in das Krankenhaus selbst von ärztlicher Seite auf Skepsis (FA IV b 2, Amalie Sieveking an Caroline am 14. Februar 1840), was ebenfalls in dem völlig unüblichen Engagement bürgerlicher Frauen in der Krankenhauspflge begründet lag. Dazu kam die Furcht der Mutter vor der Ansteckungsgefahr, der ihre Tochter mit diesem Schritt dauerhaft ausgesetzt war (vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 6). Bemerkenswert ist indes die völlig gegenteilige Einstellung Carolines, die Amalie Sieveking versicherte: „aber ich hoffe, Du bist fest überzeugt, dass ich mich nicht schämen würde, eine gewöhnliche Krankenwärterin zu sein.“ (S. StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 16. Februar 1840).

nicht relevant war<sup>649</sup>, doch theologisch von Claudius als unverzichtbare Voraussetzung für die Aufnahme der Tätigkeit betrachtet wurde<sup>650</sup>.

Nachdem die Einwilligung der Mutter in Carolines Ersuchen um Annahme der Stelle erreicht worden war<sup>651</sup>, kehrte Caroline am 15. April 1840 nach Hamburg zurück, wurde am 4. Mai d.J. als Oberaufseherin für die weibliche chirurgische Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg<sup>652</sup>, St. Georg, eingestellt<sup>653</sup> und war damit für das Wohl von durchschnittlich 400 Patienten und die Kontrolle von 25 Krankenwärterinnen verantwortlich<sup>654</sup>.

Die Patienten der chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses litten in erster Linie an Krätze und Syphilis. Die Krätze-Kranken waren in erster Linie Handwerker, während die Syphilis-Kranken primär Puellae Publicae, Prostituierte, waren. Auch die übrigen Patienten der chirurgischen Abteilung, die an verschiedensten entzündlichen Erkrankungen, Krebs oder (Kopf)Verletzungen litten, gehörten zur unteren Mittelschicht und zur Unterschicht<sup>655</sup>. Die Klientel, mit der Caroline im Allgemeinen Krankenhaus konfrontiert wurde, entsprach nicht dem ihr bis 1840 Bekannten, sondern stellte eine neue, unbekannte Herausforderung dar: Sie, gebildete Tochter der Oberschicht, war nun unmittelbar mit dem Leid und der Mittellosigkeit der Unterschichten konfrontiert, denen es unter Einsatz der eigenen Kraft und Gesundheit, nicht allein durch Missionierung und finanzielle Aufwendungen, abzuhelfen galt. Gerade ihre vornehme Herkunft dürfte jedoch zum Erfolg

---

<sup>649</sup> Formal notwendig für die Aufnahme der Tätigkeit war auch hier die Zustimmung ihres Bruders Carl, der ebenfalls den erweckten Kreisen nahestand und der Carolines Schritt gegen die Widerstände der gesamten Familie zusammen mit seinem Bruder Ernst unterstützte (FA IV c 16).

<sup>650</sup> Ebd. Claudius empfahl die Zustimmung der Mutter als unbedingtes Zeichen Gottes für die Aufnahme der Tätigkeit zu betrachten, eine gegenteilige Entscheidung derselben als dasselbe zu akzeptieren. Auch der CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER, 53 (1894) 37, berichtet über die Schwierigkeit der Erreichung der Einwilligung der Mutter.

<sup>651</sup> Vgl. FA IV c 16. Die Mutter Carolines willigte nach Briefwechseln mit ihrem Sohn Ernst, der ebenfalls keine Einwände gegen Carolines Schritt hatte, und Diskussion mit ihrem Sohn Carl schließlich in das Vorhaben Carolines mit den Worten ein: „Du bist nun schon 9 Jahre lang selbständig Deinen Weg gegangen und hast Dein eigen Brot gegessen, ich will nicht entgegen sein.“ Tatkräftig unterstützt scheint das Unternehmen Carolines im familiären Umfeld von ihrem Bruder Carl worden zu sein (FA IV b 2, Amalie Sieveking an Caroline am 14. Februar 1840). Auch ihre Schwester Therese, der sie zeitlebens eng verbunden war, bekam im Laufe der Zeit Verständnis für ihr Unterfangen (vgl. FA IV a 23). Die emotionale Unterstützung Carolines durch die übrige Familie scheint mehr als gering gewesen zu sein. So bemerkt SIEVEKING, A., Unterhaltungen 4, im Zusammenhang mit dem Bericht über das beispielhafte Wirken Carolines im Allgemeinen Krankenhaus: „[...] und dabei in ihrer Liebeshätigkeit wenig Anerkennung, Unterstützung und Aufmunterung fand bei Manchen von Denen, die wohl zunächst berufen waren, ihre Lebensaufgabe in dieser Weise ihr zu erleichtern.“

<sup>652</sup> So zumindest die Instruction Carolines (FA IV c 2) – der Brief Carolines an Th. Fliedner vom 30. September 1840 (FA IV a 1, 1) ist indes unterzeichnet mit „Oberaufseherin der 4ten Station des Hamburger allgemeinen Krankenhauses“, was die Station für Krätziges gewesen wäre (s. DENEKE, TH., Krankenhaus 36). Ob 1840 lediglich die Nummern der Stationen geändert worden waren, oder ob Caroline ihr Arbeitsfeld nach wenigen Monaten bereits gewechselt hatte, muss an dieser Stelle offen bleiben.

<sup>653</sup> S. FA IV c 2. Zu Beginn des Jahres 1893 richtete die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth eine Bitte um Übersendung von Originalmaterialien bezüglich der Tätigkeit Carolines zwecks Erstellung einer Biographie an das Allgemeine Krankenhaus, auf welche letzteres Abschriften von Schriftstücken betreffend der frühesten Oberaufseherin nach Kaiserswerth sandte. Im Einzelnen handelte es sich dabei um einen Auszug aus dem Buch über Angestellte von 1842 bis 1853, die Instruction der Oberaufseherin sowie Aufzeichnungen und Bilder vom Allgemeinen Krankenhaus Hamburg.

<sup>654</sup> Vgl. FA IV a 23. Zur weiblichen chirurgischen Abteilung gehörten eigentlich nur 98 Patienten in 9 Sälen sowie ein Operationszimmer, eine Sammlung chirurgischer Instrumente sowie ein Bandagenkabinett (vgl. O.A., Krankenhaus 54ff). Das Tätigkeitsfeld der Oberaufseherin war folglich ausgedehnt worden.

<sup>655</sup> Der Anteil der Krätze-Kranken lag in der Relation zur Krankenzahl auf der chirurgischen Abteilung zwischen 19, 8 und 33, 6 %, der der Syphilis-Kranken zwischen 18, 8 und 20, 4 %. Weiter wurden auf der chirurgischen Abteilung Scabies, Gonorrhoe, Ulcera cruis, Kopfverletzungen, Frakturen, Coxalgie und Distorsionen behandelt (vgl. RODEGRA, H., Krankenhaus 79ff).

ihrer Tätigkeit beigetragen haben, setzte doch die soziale Kontrolle, die sie als Oberaufseherin über Kranke und Wartepersonal ausüben sollte, soziale Distanz zu denselben voraus<sup>656</sup>.

Die Instruction<sup>657</sup> der Oberaufseherin war umfangreich und spiegelte die qualitativ gestiegenen Anforderungen der Pflegetätigkeit bei gleichzeitiger Regelung ihrer Kompetenzen und ihrer Aufgaben, die durch ein hohes Maß an Verantwortung gekennzeichnet waren und sich fundamental von den Pflichtkatalogen der Krankenwärter unterschieden, indem der hierarchische Abstand<sup>658</sup> zwischen Wärtern und Oberkrankenwärttern Gegenstand nahezu jeden Paragraphs der Instruction der Wärter war<sup>659</sup>. Auch das Gehalt der Oberaufseherin lag mit 420 Thalern jährlich<sup>660</sup> deutlich über dem des gewöhnlichen Wärters, das sich zwischen 36 und 72 Kreuzern bewegte<sup>661</sup>. Im Einzelnen sind bei der Instruction zwei Komplexe zu unterscheiden, auf die aufgrund ihrer vorbereitenden Funktion und der Bedeutsamkeit für ihre späteren Aufgaben als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth im Folgenden näher einzugehen ist. Gleichzeitig zeigen sie, dass Carolines Aufgabe nicht in direkter Krankenpflege, sondern mehr in der Aufsicht über das Wartepersonal wie die Krankenhausorganisation bestand<sup>662</sup>.

Im Vordergrund der Aufgaben der Oberaufseherin standen zunächst Personalführung und -verantwortung: Hierarchisch war die Position der Oberaufseherin zwischen Ärzten einerseits und Kranken, Pfleglingen, Wärterinnen und sonstigen Angestellten andererseits angesiedelt. Direkt dem Oberarzt unterstellt, hatte Caroline exekutive Funktionen zu erfüllen<sup>663</sup>, indem sie die Verantwortung für die Ausführung seiner Anordnungen, primär der Übertragung derselben auf die Wärterinnen und Wärter, trug. Gleichzeitig war sie jedoch dazu berechtigt, Vorschläge für Verbesserungen, die jenseits ihrer Kompetenzen lagen, dem Oberarzt zu unterbreiten und in ihrem Sinne auf Durchführung derselben hinzuwirken. Hinsichtlich des ihr unterstellten Personals und der Patienten oblag Caroline die Disziplinierung derselben und das Sichern der Befolgung ärztlicher Anordnungen, was sie zum Garanten der Systematisierung und Vereinheitlichung der Therapiebedingungen machte<sup>664</sup>. Die Schlichtung von Streit, die Überwachung und Vermeidung von Willkür, die Kontrolle des ordnungsgemäßen Verhaltens von Personal und Patienten und schließlich das Delegieren verschiedenster Arbeiten erforderten ein hohes Maß an Autorität, das über das, das Frauen

---

<sup>656</sup> Vgl. dazu SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 65. Hatte der Kontrolleur gewisse ethische Normen verinnerlicht und war in der Lage sie umzusetzen, durfte auf durchgreifende Besserung der Verhältnisse in Krankenhäusern gehofft werden.

<sup>657</sup> S. FA IV c 2. Die Instruction war ein aus 52 Paragraphen bestehender Aufgabenkatalog.

<sup>658</sup> Strenge Ordnungen und die Beachtung von Hierarchien erschienen in den Krankenhäusern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als geeignete Maßnahme, um die Verhältnisse zu verbessern und Genesung der Patienten herbeizuführen (vgl. NAGEL, H., Ursprung 14; SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 62). Insofern spiegelten sie obrigkeitsstaatliche Strukturen.

<sup>659</sup> Zu den „Instructionen für die Krankenwärter und Krankenwärterinnen im Allgemeinen Krankenhaus“ vgl. RODEGRA, H., Krankenhaus 60ff. Nahezu deutlicher als in der Instruction der Oberaufseherin selbst manifestieren sich in den einzelnen Paragraphen die außerordentlich weitreichenden Kompetenzen, die die Oberkrankenwärter bzw. die Oberaufseher hatten und sie auf eine den Ärzten nahezu vergleichbare Ebene stellten, indem die Oberkrankenwärter weitreichende hauswirtschaftliche Entscheidungen zu treffen hatten, daneben auch die Beurteilung medizinischer Sachverhalte zum Kern ihrer Aufgaben gehörte.

<sup>660</sup> Vgl. FA IV a 23, Therese Bertheau an ihren Bruder Ernst. Daneben wurden ihr bei freier Station zwei „nette Zimmer“ zur Verfügung gestellt.

<sup>661</sup> Vgl. O.A., Krankenhaus 31; DENEKE, TH., Krankenhaus 33f. Im Vergleich zum Jahresgehalt des leitenden Arztes des Krankenhauses, das 6000 Kreuzer betrug, war das der Oberaufseherin freilich spärlich.

<sup>662</sup> So auch Therese Bertheau über die Aufgabe ihrer Schwester im Brief an ihren Bruder Ernst (FA IV a 23).

<sup>663</sup> Ebd. Grammatikalisch manifestiert sich das Verhältnis zwischen Oberarzt und Oberaufseherin in aktiven Formulierungen: Allein auf Weisung des Oberarztes hat Caroline direkt zu handeln bzw. die Durchführung seiner Anordnungen aktiv zu erwirken, während sonst direkte und indirekte passive Formulierungen der administrativen Qualität ihrer Aufgaben Rechnung trugen.

<sup>664</sup> Die Übertragung dieser Aufgaben auf das Pflegepersonal trug der Erkenntnis Rechnung, dass medizinische Erfolge nur erzielt werden konnten, wenn den Pflegenden die Beobachtung des Krankheitsverlaufs sowie die Kontrolle des Verhaltens der Patienten übertragen wurde (vgl. SCHAPER, H.-P., Krankenwartung 50).

gewöhnlich im 19. Jahrhundert zugestanden wurde, weit hinausging, da die Oberaufseherin auch Männern uneingeschränkt weisungsbefugt war<sup>665</sup> – Caroline lässt sich somit nicht in die Tradition einreihen, die der Frau in Krankenhäusern primär die Rolle der „Trösterin“ zugestand und unter männliche Bevormundung stand<sup>666</sup>. Der soziale Abstand zu Wärtern und Patienten forderte weiter ein hohes Maß an Empathie von Caroline, bedeutete der Kontakt mit ihnen doch die Konfrontation mit einer völlig anderen sozialen Schicht als der ihr vertrauten<sup>667</sup>.

Neben der Personalführung hatte Caroline eine Fülle administrativer, dispositiver und logistischer Aufgaben zu bewältigen, was das Führen umfangreicher Listen und Verzeichnisse, das Verfassen von Berichten und Überweisungen im Fall von Stationswechseln und hygienische Kontrollen erforderlich machte<sup>668</sup>. Des Weiteren unterlagen auf ihrer Station Instandsetzungsmaßnahmen ihrer Entscheidung, gleiches galt für Verbesserung und Ersetzung des Inventars. Bei der Materialbeschaffung, Heizen und Licht galt es, das zuständige Personal zur Sparsamkeit anzuhalten. Schließlich verlangte die Tätigkeit medizinische Kenntnisse, da das Zuziehen eines Arztes bei Veränderung des gesundheitlichen Zustands von Patienten vielfach in das Ermessen der Oberaufseherin gestellt war und sie die Sorge für die Durchführung medizinischer Anordnungen zu tragen hatte<sup>669</sup>. Bis heute hat die Bekleidung dieser Position durch Caroline keine angemessene Würdigung gefunden. Im sechsten Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt stellt Th. Fliedner seine zukünftige Gattin als „Oberkrankenpflegerin“ vor, was Zweifel daran als berechtigt erscheinen lässt, ob er die Position hierarchisch adäquat einordnen konnte und sich über die umfassenden Kompetenzen Carolines bewusst war<sup>670</sup>.

Die Erfüllung der Instruction, um die Caroline zeit ihrer Tätigkeit peinlich bemüht war, stellte eine ungeheure tägliche Herausforderung dar, war sie doch nicht nur für die Organisation eines umfangreichen Haushalts, sondern auch für das Wohlergehen der auf ihrer Station befindlichen Patienten zuständig. Insofern verbanden sich Managementaufgaben mit medizinischer Verantwortung zu einer für eine Frau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beispiellosen Konzentration von Verantwortung. Bewältigten gewiss auch Frauen in Klöstern ein vergleichbares Arbeitsaufkommen, lag das Singuläre in der Tätigkeit Caroline Bertheaus darin, dass sie sich innerhalb patriarchaler Strukturen bewegte, binnen derer sie nicht wie für Frauen gewöhnlich untergeordnete Aufgaben zu verrichten hatte, sondern auf einer Ebene mit

---

<sup>665</sup> Der für eine Frau ungewöhnlichen Autoritätskonzentration entspricht, dass Caroline die „früheste Oberaufseherin“ (FA IV c 2, Antwortschreiben vom Allgemeinen Krankenhaus Hamburg, St. Georg vom 30. Januar 1893 auf die Kaiserswerther Anfrage um Übersendung authentischer Materialien bezüglich der Tätigkeit Carolines) im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus war, was auch formal ihre Pionierfunktion bestätigt.

<sup>666</sup> Vgl. z.B. BERNDT, H., Trösterin 40ff.

<sup>667</sup> Zur realen Situation des Krankenschwärterspersonals vgl. ausführlich SCHAPER, H.-P., Krankenschwärters 60ff.

<sup>668</sup> Akribische Buchführung über jegliche Veränderungen auf den Stationen war Teil der Bemühungen um Herstellung und Sicherung effektiver Krankenbehandlung: Im Rahmen der Systematisierung der medizinischen Behandlung musste das Krankenmaterial zentralisiert und homogenisiert werden (vgl. NAGEL, H., Ursprung 15; SCHAPER, H.-P., Krankenschwärters 49f).

<sup>669</sup> Die medizinische Verantwortung der Oberaufseherin wurde nicht zuletzt dadurch unterstrichen, dass sie bei der täglichen Visite den leitenden Arzt sowie die Gehilfswundärzte begleitete (vgl. RODEGRA, H., Krankenhaus 75; o.A., Krankenhaus 31).

<sup>670</sup> S. GrFI IV a 4a 91. Die Position Carolines war neu und im Zuge der Verbesserung der Situation der Krankenhäuser (s.o.) eingerichtet worden, die Instruction explizit für sie entworfen. Ihr Gehalt überstieg das von Oberkrankenpflegern erheblich. Ob die Begriffswahl Th. Fliedners im Jahresbericht lediglich Schärfe entbehrt und als lapsus zu werten ist, ob Th. Fliedner sich dieser Tatsache nicht bewusst war, oder ob er fürchtete, bei umfassender Würdigung Carolines Tätigkeit Hoffnungen auf ein zu hohes Maß an Freiraum sowie Entwicklung und Realisierung eigener Vorstellungen bei ihr zu wecken, muss an dieser Stelle offen bleiben. Auch seinem Schwiegervater W. Münster stellte er Caroline als Oberkrankenpflegerin vor (s. FA IV c 16). M.E. war diese erste öffentliche Vorstellung seiner (zukünftigen) Frau für die Leser der Jahresberichte bewusstseinsprägend, so dass in den wenigen erbaulichen Lebensbildern weder in Kaiserswerther Publikationen noch in anderen der herausragenden Bedeutung dieser Stelle angemessen Rechnung getragen wird.

den höheren Angestellten des Krankenhauses stand<sup>671</sup>. Für eine Frau legitim konnte die Position allein dadurch erscheinen, dass eine Affinität zu den Aufgaben einer Hausfrau hergestellt werden konnte, galt es doch wie in einem familiären Haushalt, die im Haushalt bzw. auf der Station vorkommenden Aufgaben zu kennen und deren Verrichtung zu überwachen, notfalls selbst Hand anzulegen<sup>672</sup>.

Fachlich scheint Caroline die Aufgabenfülle gut bewältigt zu haben. Der Wille zur Bewältigung der Aufgabenfülle und ihr Ehrgeiz motivierten und befähigten sie zu Höchstleistungen<sup>673</sup>. Auch die Furcht vor Ansteckungsgefahr, die besonders die Mutter plagte, erwies sich als unbegründet: Caroline erfreute sich stets bester Gesundheit<sup>674</sup>. Allein die Vermutung von Franz Claudius bestätigte sich, dass die geistliche Isolation von Caroline schon bald als schwere Last empfunden wurde: Die wöchentlich zweimal im Krankenhaus gehaltenen Gottesdienste und das zweimal im Jahr ausgeteilte Abendmahl im Betsaal der Anstalt<sup>675</sup> vermochten nicht die Tatsache zu kompensieren, dass außer ihr keine Erweckten zum Personal des Allgemeinen Krankenhauses gehörten. Knappe fünf Monate nach Aufnahme ihrer Tätigkeit kam es infolge dessen zum ersten Kontakt mit Th. Fliedner<sup>676</sup>: Auf der Suche nach einer christlichen Mitarbeiterin war Caroline auf eine ehemalige Kaiserswerther Diakonisse gestoßen, die aufgrund körperlicher Schwächen aus der Diakonissen-Anstalt ausgeschieden war. Caroline hoffte nun von Th. Fliedner direkte Informationen über deren körperliche und geistliche Eignung hinsichtlich einer etwaigen Mitarbeit auf ihrer Station im Allgemeinen Krankenhaus zu erhalten. Die Konzessionen, die Caroline von vorn herein hinsichtlich der physischen Konstitution der fraglichen Person machte, demonstrieren ebenso deutlich, dass es ihr im Grunde allein um geistliche Unterstützung ging, wie die Tatsache, dass selbst bei Feststellung der Eignung und Einwilligung der Dame zu der Opferbereitschaft erfordernden Mitarbeit die Einstellung durch den Krankenhausvorstand<sup>677</sup> derselben aufgrund ihrer geistlichen Prägung mehr als fraglich war: Die Verbundenheit mit der Erweckungsbewegung war nicht gerade von Vorteil für die Mitarbeit im Krankenhaus<sup>678</sup>. Dies zeigte sich auch bei dem Versuch Carolines, Kranken

---

<sup>671</sup> Möglicherweise verdankt sich der freilich späten Erkenntnis der für eine Frau als unpassend empfundenen Verantwortungskonzentration auch die Entscheidung des Vorstands, nach Carolines heiratsbedingter Kündigung am 1. März 1843 die Stelle nicht mit mehr mit einer Frau zu besetzen bzw. sie zunächst für einige Zeit unbesetzt zu lassen (vgl. die Tagebuchaufzeichnungen Elise Averdiecks vom 6. März und 4. April 1843 bei GLEISS, H., Diakonissennutter 11. 20).

<sup>672</sup> Vgl. GAEBEL, K., Frau 3; MENDELSON, M., Krankenpflege 851. Der zeitgenössische Tenor war, dass allein Frauen in der Lage waren, Ordnung, Reinlichkeit und rechte Pflege in Krankenhäusern zu gewährleisten.

<sup>673</sup> Dem entspricht, dass Caroline Amalie Sieveking unmittelbar nach Antritt ihres Dienstes schriftlich bat: „[...] möchte ich nicht nach diesem kurzen Anfang schon etwas über die Beschwerlichkeiten meines Amtes laut werden lassen“ und damit die Einstellung einer eigentlich als notwendig empfundenen Assistentin zu verhindern suchte (s. StAH, Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60, Caroline an Amalie Sieveking am 18. Mai 1840).

<sup>674</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 6.

<sup>675</sup> Vgl. O.A., Krankenhaus 71.

<sup>676</sup> S. FA IV a 1, 1, Brief vom 30. September 1840. Leider ist das Antwortschreiben Th. Fliedners nicht mehr erhalten.

<sup>677</sup> Der CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER, 53 (1894) 38ff, berichtet, dass der Krankenhausvorstand um Vermeidung jeder theologischen Einflussnahme durch Caroline bemüht war. Entbehrt der Bericht zwar nicht gewisser hagiographischer Elemente, ist doch aufgrund seines mit Carolines Bericht übereinstimmenden Tenors von seiner Authentizität auszugehen.

<sup>678</sup> Ebd. Die theologische Kategorisierung des Krankenhausvorstands „Es ist unter ihnen ja, nach dem Urtheil derer, die richten können ich meine, nach dem Urtheil der geistig Gesinnten – kein Christ.“ zeigt eine Eigentümlichkeit in Carolines Definition des Christen: Offensichtlich ist nicht Kirchenzugehörigkeit das entscheidende Moment der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christen, sondern die theologische Verwurzelung des Individuums in der Theologie der Erweckungsbewegung. Die negative Abgrenzung ist vermutlich primär den von den Erweckten universal postulierten Bestandteilen christlichen Lebenswandels zurückzuführen. Sekundär dürfte auch die feindselige Haltung des Rationalismus gegenüber der Erweckungsbewegung eine Rolle gespielt haben.

durch Vermittlung dessen, was ihr persönlich Trost und Halt im Leben und Sterben war, zu helfen<sup>679</sup>.

Blieben Caroline im Allgemeinen Krankenhaus eine Mitarbeiterin und andere geistliche Unterstützung versagt<sup>680</sup>, wird sie die Zeit aus der Retrospektive dennoch überaus positiv beurteilen<sup>681</sup> – was umso erstaunlicher ist, als sie bei der Annahme der Stelle ja gerade nicht persönlichen Neigungen gefolgt war, sondern nur dem, was sie als Willen Gottes für ihr Leben erkannt hatte. Der scheinbare Antagonismus löst sich auf, wenn der außerordentlich hohen religiösen Motivation angemessen Rechnung getragen wird: So konnte Caroline nur dann uneingeschränkten Frieden erfahren, wenn sie sich selbst durch die Annahme einer Selbstverleugnung – als Voraussetzung der Heiligung – erfordernden Herausforderung den Beweis lieferte, dass sie dem Postulat nach Heiligung in vollem Maß entsprach<sup>682</sup>. Hinzu kam, dass Caroline trotz des Aufgabenreichtums die Energie blieb, sich in ihrer spärlichen Freizeit um die kranke Tochter Emmy des Oberkrankenschwägers Eduard Raabe zu kümmern, die sie in ihre zwei Zimmer auf der Station aufnahm, und die ihr am 18. Juli 1843 nach Kaiserswerth folgte<sup>683</sup>. Bestand die Beziehung zu Emmy augenscheinlich ausschließlich in barmherziger Hinwendung zu einer Kranken, geht aus einer späteren Charakterisierung des Verhältnisses zu dem Mädchen deutlich hervor, dass es nicht nur durch einseitiges Sorgen geprägt war, sondern eine wechselseitige emotionale Beziehung auch Caroline die Bewältigung von Problemen, besonders dem der Einsamkeit, erleichterte<sup>684</sup>.

## 6. Zusammenfassung

Wie darf man sich nun die Persönlichkeit Caroline Bertheaus 1843 vorstellen? Wer war diese Frau, die im Februar 1843 einen so starken Eindruck auf Th. Fliedner machte, dass er bei seinem Besuch in Hamburg mehr oder minder spontan um die Hand der 32jährigen anhielt<sup>685</sup>? Nun, die Vorzüge Carolines lagen auf der Hand<sup>686</sup>.

---

<sup>679</sup> Vgl. FA IV a 1, 1. Brief Carolines an Th. Fliedner vom 15. Oktober 1845 aus Berlin. Caroline berichtet, dass sie im Magdalenen-Stift in Berlin eine ihr aus ihrer Arbeit im Allgemeinen Krankenhaus bekannte Prostituierte traf, die „mir damals ihren Entschluß sich zu bessern mitgetheilt; aber wieder wankend war, u. Alles was ich ihr an Rath u. Ermahnung gab den Aerzten u. Vorstehern des Hauses als Waffe gegen mich in die Hand legte.“

<sup>680</sup> Ist zwar das Antwortschreiben Th. Fliedners auf die Anfrage Carolines nicht mehr erhalten, berichtet der CHRISTLICHE[R] VOLKS-KALENDER, 53 (1894) 40, dass ihr im Allgemeinen Krankenhaus keine geistliche Stütze an die Seite gestellt wurde.

<sup>681</sup> S. FA IV c 16; FA IV a 1, 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844. Caroline berichtet, dass die Entscheidung im Januar 1840, die Position im Krankenhaus anzunehmen, zum Wendepunkt ihrer theologischen Entwicklung wurde, indem die inneren Kämpfe aufhörten, ihr altes Ringen mit dem „früheren Gegenstände meiner Leidenschaft“ Frieden wick.

<sup>682</sup> Vermutlich wird auch persönliche Zufriedenheit darüber, die ein ungeheures Maß an Tüchtigkeit erfordernde Aufgabe so erfolgreich gemeistert zu haben, eine Rolle bei der so positiven rückwirkenden Bewertung gespielt haben.

<sup>683</sup> Vgl. FA IV c 16; FA IV b 1, Caroline an Elise Averdick am 20. Juli 1843.

<sup>684</sup> Ebd. Caroline stellt hier ausdrücklich „das innige Verhältniß zwischen mir und Emmy“ fest, das jedoch durch mögliche Unwilligkeit des Mädchens zu Selbstverleugnung in Frage gestellt wird.

<sup>685</sup> Aufgrund der Hochschätzung Amalie Sievekings dürfte die positive Einschätzung Carolines durch dieselbe eine Basis geschaffen haben, auf der weitreichende Entscheidungen getroffen werden konnten (vgl. GERHARDT, M., Fliedner 162). Zu erwähnen ist freilich auch der bedeutungslos gebliebene Briefwechsel zwischen Caroline und Th. Fliedner von 1840 (vgl. FA IV a 1, 1; Anm. 611).

<sup>686</sup> Nachdem die erste Frau Th. Fliedners, Friederike geb. Münster, am 22. April 1842 bei der Geburt ihres elften Kindes gestorben war, hatte sich Th. Fliedner bereits zweimal erfolglos um eine neue Gattin, Mutter für die drei ihm verbliebenen Kinder und Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt bemüht (vgl. GERHARDT, M., Fliedner 157f). Zunächst hatte er zweimal der aus vornehmerm Haus stammenden Sophie von Wurstemberger bei einem zehn täglichen Aufenthalt in Kaiserswerth einen Antrag gemacht. Die Dame erschien ihm aufgrund ihres sozialen Engagements als geeignete Partnerin. Sie lehnte jedoch genauso ab wie die aus bescheideneren Verhältnissen stammende Freundin seiner Schwester Käthchen, Luise Hessemer, deren Reiz für ihn primär in ihrer Bescheidenheit und ihrer Kinderliebe bestanden hatte.

Ihr Nachname verriet sie als Abkömmling der durch das Edikt von Nantes 1685 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die es in den deutschen Territorien aufgrund der dem Calvinismus immanenten Vorstellung des Zusammenhangs von materiellem Wohlstand und göttlicher Erwählung vielfach zu wirtschaftlichem Erfolg gebracht hatten, dem schließlich auch gesellschaftliches Ansehen Rechnung trug. Hatte sich die Familie Bertheau zwar im ausgehenden 18. Jahrhundert von den calvinistischen Wurzeln gelöst und sich dem in Hamburg prävalenten Luthertum zugewandt, war ein überaus positives Verhältnis zu Berufarbeit, zu Bildung und Leistung – mehr noch als im Bürgertum allgemein –, Charakteristikum auch der Nachfahren der Hugenotten, das sie vielfach als wirtschaftliche Eliten ihre Heimat in der sozialen Oberschicht hatte finden lassen.

Die Zugehörigkeit der Familie zur Hamburger Oberschicht versprach eine geradezu ideale Sozialisation der jungen Frau für ein Leben als Ehefrau Th. Fliedners und Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt. Der Verkehr der Familie mit den führenden Hamburger Kreisen garantierte ein Niveau, das Caroline in die Lage versetzte, jederzeit Gespräche im Rahmen der Diakonissen-Anstalt mit Repräsentanten aus Gesellschaft und Politik in adäquater Form zu führen. Aufgrund der in Kaufmannskreisen in Hamburg üblichen Einheit von Privat- und Geschäftshaus war sie von klein auf mit geschäftlicher Betriebsamkeit und berufsbedingter Abwesenheit des Familienvaters vertraut, die kaum den Wunsch nach geruhlichem Privatleben aufkommen ließen. Dennoch war gerade für die Hamburger Oberschicht das Privatleben von großer Bedeutung: Als üblich galten nicht nur auf Neigung bestehende Eheschließungen, auch die beratende Unterstützung des Mannes durch die Frau bei beruflichen Entscheidungen war normal. Entsprechend der vergleichsweise guten Bildung der Frauen in Hamburg oblag ihnen die Förderung der Neigungen der Kinder ebenso wie dem Mann – was eine gute Voraussetzung zur Übernahme der Mutterrolle für die drei aus erster Ehe stammenden Kinder durch Caroline schuf, war doch Th. Fliedner ob seiner zahlreichen auswärtigen Verpflichtungen nicht in der Lage, regelmäßig für seine Kinder dazusein. Die Vertrautheit mit der Aufgabe der Kulturtradierung der bürgerlichen Frau berechtigte in Verbindung mit der Theologie der Erweckungsbewegung zu Hoffnung auf den Fliednerschen Vorstellungen entsprechende Vermittlung von Werten.

Die Erziehung bei Amalie Sieveking verbürgte die kognitiven und theologischen Voraussetzungen von Caroline: Aufgrund der persönlichen Bekanntschaft mit Amalie Sieveking konnte Th. Fliedner sicher sein, dass Caroline auf mehr im Leben als auf Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und repräsentativen Aufgaben als Bürgerin vorbereitet worden war. Dies garantierte ebenso die Sachlichkeit, mit der Amalie Sieveking ihrem Verein vorstand wie ihre Kritik am zeitgenössischen Frauenbild. Die enge Verbundenheit mit der Erweckungsbewegung und die über die Schulzeit hinaus gepflegten Kontakte zu Amalie Sieveking und J.W. Rautenberg ließen Carolines berufliches Engagement als ein anderes als das in Hamburg übliche, durch die Sorge für das Gemeinwohl getragene Engagement erscheinen.

Ein Bewusstsein für die sozialen Notstände der Zeit dürfte Caroline bereits früh in ihrer Heimatstadt erworben haben, waren doch die sozialen Unterschiede zwischen den unbemittelten Unterschichten und der sich großer Prosperität erfreuenden Oberschicht in Hamburg besonders ausgeprägt. Dem korrespondierte der ausgeprägte Wille des Hamburgers zur Linderung von Armut, der von der Erweckungsbewegung aufgenommen wurde und sich mit dem Versuch der Missionierung der Unterschichten verband.

Die liberalen, fortschrittlichen, hier und da auf Egalität und Partizipation zielenden Bestrebungen in Hamburg dürften bei Caroline durch ihre Identifikation mit der Erweckungsbewegung zurückgetreten sein, sofern man hier überregional einem politischen Konservatismus verpflichtet war, der sich in der Organisation der Kaiserswerther Anstalten ebenso wie in der hierarchischen Struktur des Sievekingschen Vereins zeigte. Auch die strenge Hierarchie im Allgemeinen Krankenhaus – die hier freilich nicht aus theologischen,

sondern aus Überlegungen zur Verbesserung der Situation in Krankenhäusern resultierte – dürfte dazu beigetragen haben, dass Caroline autoritär aufgebauten Organisationen aufgeschlossen gegenüberstand. Es ist anzunehmen dass sie sich von möglichen egalitären Tendenzen in ihrem Elternhaus, das sich gut hamburgisch dem Geist der Aufklärung verpflichtet wusste, gelöst hatte – dafür sprechen Carolines theologische Ablösung sowie ihre selbständige Berufswahl.

Der berufliche Werdegang manifestierte indes den Willen Carolines, als Frau aktiv die Gesellschaft mitzugestalten und bot die Möglichkeit, ihre theologische Überzeugungen, deren Mittelpunkt die Selbstverleugnung und Heiligung waren und sie als Kind der Erweckungsbewegung und als Schülerin Amalie Sievekings verrieten, bewusst in den Dienst des Allgemeinwohls zu stellen. Bei ihrer erzieherischen Tätigkeit in Holstein, ab 1840 als Oberaufseherin im Allgemeinen Krankenhaus, hatte sie sich umfassende Kenntnisse in der Führung großer Haushalte, in Depenau auch der Landwirtschaft aneignen können und Erfahrung in der Personalführung erworben, die ihr als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt später von großem Vorteil sein würden. Noch stärkeren Eindruck als diese allgemeinen Fähigkeiten dürfte jedoch auf Th. Fliedner die Tatsache gemacht haben, dass Caroline sich überhaupt der Herausforderung gestellt hatte, in einem Krankenhaus mit dem Bewusstsein, den Willen Gottes zu erfüllen, für die Besserung der pflegerischen Situation zu arbeiten, wirkte sie doch damit für dieselbe Sache wie er. Fasziniert haben dürfte ihn auch die Tatsache, dass Caroline ohne männliche Anleitung und Unterstützung, allein auf sich gestellt in der Überzeugung wirkte, mit der schweren Aufgabe den Willen Gottes zu erfüllen. Opportun war natürlich auch die Tatsache, dass Caroline im modernsten, nach der Charité größten Krankenhaus seiner Zeit tätig war, was die Kenntnis modernsten pflegerischen Wissen bzw. des gesamten pflegerischen Wissens seiner Zeit garantierte. Gleichzeitig hatte sie gelernt, ihre materiellen und emotionalen Bedürfnisse auf ein Minimum zu reduzieren – ersteres dürfte ihr nicht schwer gefallen sein, da die Familie Bertheau infolge der französischen Besatzung starke finanzielle Verluste erlitten hatte, die Verzicht und Sparsamkeit bereits in der Kindheit Carolines erfordert hatten. Zusammenfassend kann man sich nur dem Urteil M. Gerhardts anschließen, der in seiner Fliednerbiographie über den ersten Eindruck Carolines auf Th. Fliedner – der sie erstmals auf ihrer Station im Allgemeinen Krankenhaus traf – mutmaßt: „Hier fand Fliedner die Eigenschaften vereint, die er an einer rechten Diakonisse am höchsten wertete, Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Mütterlichkeit.“<sup>687c</sup>

Schließlich ließen die zwölf Jahre, die Caroline 1843 seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr unmittelbarer männlicher Autorität unterstellt gewesen war darauf hoffen, dass sie selbständig genug war, um männlicher Führung im Alltag nicht mehr unmittelbar zu bedürfen. Th. Fliedner mag so auf ein hohes Maß an Freiraum und Toleranz hinsichtlich seiner häufigen dienstlichen Abwesenheiten von Kaiserswerth gehofft haben.

Tatsächlich schienen die Voraussetzung für eine Ehe zwischen Caroline Bertheau und Th. Fliedner ideal, harmonierten doch Theologie und die selbst gestellten Lebensaufgaben der beiden Personen in geradezu optimaler Weise. Auch das Maß an Energie, das beide bereit waren in diese ihnen als von Gott gegeben betrachtete Lebensaufgabe zu investieren, mag etwa gleich groß gewesen sein. Was lag für Th. Fliedner also näher, als an Caroline mit einem Heiratsantrag heranzutreten. Mehr als ablehnen konnte sie ja nicht...<sup>688</sup>

---

<sup>687</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner 164.

<sup>688</sup>

### III. Caroline Fliedner als Ehefrau und Mutter sowie die Entwicklung ihrer Religiosität: Die Jahre 1843-1864 in privatim

Der Hauptteil der Arbeit wird sich gleichermaßen mit der Vorstellung der Aufgaben Carolines als Ehefrau und Mutter wie mit der Entwicklung ihrer Persönlichkeit auseinandersetzen. Besonderes Interesse wird der Frage gelten, in welcher Weise Caroline an ihre Selbständigkeit in Kaiserswerth anzuknüpfen vermochte, die sie v.a. durch den Bruch mit dem in ihrem Elternhaus herrschenden Rationalismus und durch die Bekleidung der Position der Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus unter Beweis gestellt hatte. Das Maß an Bereitschaft zur Unterordnung unter Th. Fliedner bzw. das der Integration in die Struktur der Anstalt darf dabei jedoch nicht einseitig als Verzicht auf Eigenständigkeit betrachtet werden. Vielmehr wird zu untersuchen sein, ob es spezifische Faktoren waren, die Caroline möglicherweise zu Konformität zwangen, oder ob die Identifikation mit Th. Fliedner bzw. der Diakonissen-Anstalt so weitgehend war, dass in bestimmten Bereichen kein Bedürfnis zur Gestaltung von Freiräumen bestand. Daneben wird ihre Wahrnehmung der Mutterrolle ausführlich zu untersuchen sein, die durch ihre im 19. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen ungewöhnliche Berufstätigkeit großen Belastungen ausgesetzt war. Ein Vergleich zwischen dem Umgang mit ihren Söhnen und dem mit ihren Töchtern soll Aufschluss darüber geben, ob sie die ihr selbst zuteil gewordene Erziehung weiterzugeben suchte und auch bei den Töchtern die Ausbildung der kognitiven und intellektuellen Fähigkeiten förderte, oder ob ihre Erziehung eher an der zeitgenössischen Pädagogik für Mädchen auf ein Leben als Gattin, Hausfrau und Mutter orientiert war. Die Entwicklung der Frömmigkeit Carolines soll in einem Vergleich mit den Kernelementen der Theologie Amalie Sieveking's untersucht werden, unter deren Eindruck sich ihre Hinwendung zur erwecklichen Frömmigkeit vollzogen hatte.

Um den Heiratsantrag Th. Fliedners, und die uneingeschränkte prompte Zustimmung zu demselben durch Caroline Bertheau im Februar 1843 adäquat einordnen zu können, hat den Überlegungen über die Ehe der Fliedners ein Exkurs über Gestalt und Gründerfiguren der Diakonissen-Anstalt voranzugehen.

#### Exkurs: Gründerfiguren und Gestalt der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth am Vorabend der Eheschließung von Caroline Bertheau und Th. Fliedner am 29. Mai 1843

Georg Heinrich Theodor Fliedner wurde am 21. Januar 1800 als fünftes von zwölf Kindern eines dem Rationalismus verbundenen lutherischen Pfarrers in Eppstein im Taunus geboren<sup>1</sup>. 1813 starb der Vater und hinterließ Frau und elf Kinder. Die akademische Ausbildung Th. Fliedners und die seines älteren Bruders Ludwig wurde durch großzügige Unterstützung eines Fabrikanten aus Idstein ermöglicht, der die Brüder ab 1814 während der Gymnasialzeit am Idsteiner Augusteum bei sich aufnahm. 1817 nahmen die Brüder in Gießen ihr Theologiestudium auf, das Theodor 1820 nach einem einjährigen Aufenthalt in Göttingen (1818-1819) und der Seminarzeit in Herborn (1819-1820) mit dem Examen in Wiesbaden abschloss. Im dem der Union verpflichteten Predigerseminar in Herborn verfasste Th. Fliedner seine ersten Predigten, die für seine Jugendjahre weitgehenden Konformismus mit dem Rationalismus bezeugen, dem man sich gleichermaßen an der Universität Gießen wie an

---

<sup>1</sup> Der Vater Th. Fliedners, J.L.Chr. Fliedner, war 1764 in Frankenthal in der bayrischen Rheinpfalz ebenfalls als Sohn eines Pfarrers geboren. Nach Abschluss seines Theologiestudiums bekleidete er einige Jahre die Rektoratsstelle an der Lateinschule in Wallau, bis ihm 1795 eine Pfarrstelle in Eppstein übertragen wurde. 1790 schloss er seine erste Ehe. 1794 starb seine Frau und hinterließ eine Tochter. 1795 heiratete er die 1777 geborene Pfarrerstochter Henriette Caroline Heinold, die ihm weitere fünf Söhne und sechs Töchter gebar. 1813 starb der Vater am Typhus und ließ die Mutter in äußerst engen finanziellen Verhältnissen zurück. 1818 siedelte sie nach Idstein über, 1822 von dort nach Wiesbaden, wo sie gemeinsam mit ihrem Sohn Ludwig ein Pensionat eröffnete und 1848 starb (vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 13ff. II 256).

der Universität Göttingen verpflichtet wusste. Dennoch scheint es bereits in Herborn durch den lutherischen Theologen A.L.C. Heydenreich zu einer Begegnung mit erwecklicher Frömmigkeit gekommen zu sein<sup>2</sup>.

Noch im selben Jahr nahm Th. Fliedner eine Stelle als Hauslehrer<sup>3</sup> bei einer reichen, gemäßigt rationalistisch eingestellten Kölner Weinhändlerfamilie an<sup>4</sup>, da er in seiner nassauischen Heimatkirche kaum auf eine Pfarrstelle hoffen konnte. Durch seine Begegnung mit Konsistorialrat J.G. Krafft, einem reformierten, sich klar gegen den Rationalismus abgrenzenden Theologen, kam er im März 1821 in Kontakt mit der Bibelgesellschaft bzw. der Erweckungsbewegung. Eintragungen in Selbstprüfungsbücher – die letztlich der subjektiven Beurteilung eines geheiligten Lebenswandels dienten – legen beredtes Zeugnis von diesem Einfluss ab. Tägliches Gebet auf Knien mit den seiner Leitung unterstellten Kindern bezeugt die Lösung vom Rationalismus, an dessen Stelle die Hinwendung zur erwecklichen Frömmigkeit trat. Dieser Gesinnungswandel darf als Grund für die Kündigung der Stelle als Hauslehrer gelten, die Th. Fliedner im August 1821 erhielt.

Bereits wenige Wochen später wurde Th. Fliedner aufgrund seiner Kölner Kontakte von einem Düsseldorfer Konsistorialrat aufgefordert, im September eine Probepredigt in der verarmten kleinen Gemeinde in Kaiserswerth bei Düsseldorf zu halten<sup>5</sup>. Im November 1821 erhielt er den Ruf an die Gemeinde, in die er am 27. Januar 1822 eingeführt wurde. Mit diesem Schritt wechselte er zur preußischen Landeskirche und erklärte schriftlich seinen Beitritt zur Union<sup>6</sup>. Neben den Aufgaben eines Gemeindepfarrers richtete er bereits in seinem

---

<sup>2</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 60ff. Stand das Streben nach Vermittlung von Moral zwar im Vordergrund sowohl der Predigten als auch der Antworten auf die Examensfragen, und wurde auch die Lehre von der Verbalinspiration noch abgelehnt, erkannte Th. Fliedner an, dass des Menschen höchstes Ziel sein müsse, dem im Neuen Testament geoffenbarten Willen Gottes zu entsprechen.

<sup>3</sup> Zur Funktion von Hauslehrerstellen studierter Theologen vgl. FERTIG, L., Pfarrer in spe: Der evangelische Theologe als Hauslehrer, in: GREIFFENHAGEN, M., Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Stuttgart 1984.

<sup>4</sup> Auf diese Weise dürfte Th. Fliedner bestens mit den spezifischen Sozialisationsbedingungen Carolines vertraut gewesen sein, war doch ihr Vater im gleichen Handelszweig tätig gewesen und gehörte damit derselben gesellschaftlichen Schicht wie sein Arbeitgeber in Köln an. Wie verschieden das Milieu der Weinhändlerfamilie von dem seines Elternhauses war, beschreibt treffend FLIEDNER, G., Fliedner I 22: „Es waren ganz ungewohnte Verhältnisse, in die er eintrat, denn auf die feinen Weltsitten, welche in diesen Kreisen herrschten, hatte in der einfachen Landpfarre niemand besonderen Wert gelegt.“ Hatte Caroline sich zwar zum Zeitpunkt des Kennenlernens 1843 in Bezug auf ihren Umgang weitgehend von den Kontakten ihrer Eltern getrennt, wird es für Th. Fliedner dennoch von einiger Bedeutung gewesen sein zu wissen, mit welchen Sitten und Konversationsformen Caroline qua ihrer Herkunft bekannt und so in der Lage war, sich derselben in besonderen Situationen zu bedienen.

<sup>5</sup> Vgl. FLIEDNER, G., Fliedner I 26f; GERHARDT, M., Fliedner I 83ff; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 9ff. Dem Kölner Erzbischof war es bereits während der Gegenreformation im 16. Jahrhundert gelungen, das Aufkommen protestantischen Lebens weitgehend zu unterdrücken bzw. zu verhindern. Erst 1772, als die Stadt unter kurpfälzische Herrschaft kam, erhielt sie Zuzug von reformierten Familien. 1777 ließ sich die aus Lutheranern und Mennoniten bestehende Krefelder Handelsgesellschaft, die Seiden- und Samtfabrik Preyers und Peters, mit kurfürstlicher Erlaubnis in Kaiserswerth nieder. Im Zuge dessen war den Protestanten das Recht freier Religionsausübung und des eigenen Kirchenbaus gewährt worden, auf das die Reformierten 1778 mit der Gründung einer Schule und der Feier eines öffentlichen Gottesdienstes reagierten. 1779 feierten die Lutheraner ihren ersten Gottesdienst. Da die finanzielle Situation sowohl der Reformierten als auch die der Lutheraner die Anstellung von jeweils eigenen Pfarrern auch unter größten finanziellen Opfern nahezu unmöglich machte, traten die Reformierten 1817 der Union bei und verschmolzen so mit der lutherischen Gemeinde, nachdem 1807 mit dem Bau eines gemeinsamen Gotteshauses begonnen worden war. Auch so war die Sicherung des Lebensunterhalts, die die evangelische Gemeinde ihrem Pfarrer bieten konnte, mehr als unzureichend, was dazu führte, dass bis 1821 drei Pfarrer die Gemeinde verließen. Die Gemeinde bestand zum Zeitpunkt des Eintritts Th. Fliedners in das Pfarramt aus 20 Familien, einigen allein stehenden Witwen und 16 Insassen der Invalidenkaserne.

<sup>6</sup> Solche in erwecklichen Kreisen mit höchsten Bedenken verfolgte Indifferenz gegenüber den konfessionellen Unterschieden erklärt sich zu Beginn des Jahres 1822 bei Th. Fliedner einerseits durch seine rationalistische

ersten Amtsjahr zur Verbesserung seiner Existenzgrundlage eine lateinische Schule in seinem Haus ein, die gleichermaßen von evangelischen wie von katholischen Kindern aus der Stadt besucht wurde. Theologisch knüpfte Th. Fliedner an das Jahr in Köln an, indem er die erweckliche Frömmigkeit zunehmend internalisierte. Das in Köln begonnene Führen des Selbstprüfungsbuchs – nun ganz dem Streben nach Heiligung untergeordnet – wurde fortgesetzt<sup>7</sup>. Die Betonung der individuellen Vorbildfunktion von Christus und Paulus lassen indes zu dieser Zeit noch Reminiszenzen an rationalistisches Denken erkennen.

Vier Wochen nach der Einführung Th. Fliedners in die Gemeinde erklärte die Samt- und Seidenfabrik, der größte Arbeitgeber vor Ort, ihren Bankrott, so dass die Hauptgrundlage für die Finanzierung des Geistlichen und des Lehrers fortfiel und die Existenz der Gemeinde erneut bedroht war. Mit Einverständnis des Konsistoriums trat Th. Fliedner im Februar 1823 den damals üblichen Weg zur Rettung einer durch finanzielle Engpässe existentiell bedrohten Gemeinde an, indem er nach Wuppertal reiste, um zu kollektieren. Waren die Erfolge zwar beachtlich, reichte das Geld nicht aus, um der Gemeinde eine dauerhafte Grundlage zu schaffen. Nach Ostern wurde das Kollektieren in Ruhrort und Duisburg fortgesetzt. Dennoch war klar, dass der wirtschaftliche Zusammenbruch nur dann dauerhaft zu vermeiden war, wenn es gelang, Finanzen in einer Höhe zu sammeln, deren Zinsen bei guter Anlage ausreichten, um die Gehälter an Pfarrer und Lehrer zahlen zu können. Dieses Ziel schien nur durch Sammlungen im protestantischen europäischen Ausland erreicht werden zu können. Im Juni 1823 reiste Fliedner nach Holland, im Februar 1824 von dort aus weiter nach England, wo er sein vorläufiges Ziel erreichte, eine Summe in entsprechender Höhe aufzubringen. Von einiger Bedeutsamkeit war die Bekanntschaft mit den erweckten Kreisen v.a. Englands. Th. Fliedner lernte zahlreiche wohlthätige, sich der erwecklichen Frömmigkeit verdankende Einrichtungen kennen, die ihn entscheidend zur Ausdehnung seiner Gemeindegarbeit inspirierten und seine endgültige Abkehr vom Rationalismus besiegelten. Von besonderer Bedeutsamkeit war die Begegnung mit der *Association for the Improvement of the Female Prisoners in Newgate*<sup>8</sup>.

Wieder in Kaiserswerth, setzte er neue Schwerpunkte zunächst in seinen Predigten, dann auch in der Sonntagsschularbeit, der Seelsorge und seiner Schule<sup>9</sup>. Mit der Einführung regelmäßiger ehrenamtlicher Gottesdienste und der Erteilung von Religionsunterricht im Düsseldorfer Arresthaus im Oktober 1825 knüpfte Fliedner an Erfahrungen an, die er in Holland und England bei der Arbeit mit Strafgefangenen gemacht hatte. Am 18. Juni 1826 folgte unter Anteilnahme führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gemeinsam mit engagierten Katholiken(!) die Gründung der ersten Gefängnisgesellschaft, des Rheinisch-Westfälischen Gefängnisvereins, auf deutschem Boden, als deren Hauptinitiator Th. Fliedner gelten darf<sup>10</sup> und die Ende 1827 auch von der Regierung anerkannt wurde. Zuvor hatte sich

---

Ausbildung, andererseits durch die zahlenmäßige und finanzielle Situation in der Kaiserswerther Gemeinde, der allein die Möglichkeit der Union die Einstellung eines Pfarrers ermöglichte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 92).

<sup>7</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 95. Im Ringen um Heiligung zeigt sich unverkennbar der Einfluss des Kölner Konsistorialrates J.G. Krafft, der durch den Versuch, immer das Rechte tun zu wollen, nicht frei war von gesetzlicher Frömmigkeit.

<sup>8</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 145.

<sup>9</sup> Zur Arbeit an der Jugend vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 301ff.

<sup>10</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 145ff; FLIEDNER, G., Fliedner I 49; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 14. Th. Fliedner entwarf das Statut der Gesellschaft, deren Hauptgedanke Besserung aller Gefangenenhäuser bzw. die Beförderung der sittlichen Besserung der Gefangenen war. Zu diesem Zweck sollten in den Gefängnissen von Rheinland und Westfalen Geistliche angestellt werden. Um eine ausreichende gottesdienstliche Versorgung zu gewährleisten, sollten täglich Hausandachten stattfinden, durch hauptamtlich angestellte Lehrer sollten die Gefangenen im Lesen anhand des Neuen Testaments unterrichtet werden. Die Begabteren unter den Gefangenen sollten zusätzlich im Schreiben, Rechnen und durch Katechisationen unterwiesen werden. Schließlich wurde die Wichtigkeit betont, die Gefangenen nach Alter, Geschlecht und Art ihrer Vergehen in Klassen einzuteilen und ihnen Arbeit vor und nach ihrer Entlassung zu verschaffen. Damit wurde zum ersten Mal das Problem der Entlassenenfürsorge thematisiert. Zur finanziellen Unterstützung dieses Reformplans wurden zahlreiche

Th. Fliedner umfassend über die Zustände in deutschen Gefängnissen informiert, um mit der Gesellschaft den zentralen Missständen effektiv begegnen zu können. Die Hauptübel glaubte er im überaus niedrigen Bildungsniveau der Häftlinge, deren Unterbringung und in deren Beschäftigungslosigkeit zu erblicken. 1832 reiste Fliedner im Auftrag der Regierung nach England, um eine Arbeit über Gefängnisse und Armenanstalten herauszugeben zu können<sup>11</sup>. Mit seinem sozialen Engagement entsprach er ganz den zeitgenössischen Initiativen ähnlicher Art, die von Erweckten getragen wurden und die über das vom Humanismus der Aufklärung getragene Engagement weit hinausgingen. Der innere Wandel, die endgültige Abkehr vom Rationalismus und die Hinwendung zur erwecklichen Frömmigkeit, manifestierte sich so gewissermaßen ab 1826 formal auch nach außen durch soziales, missionarisch motiviertes Engagement<sup>12</sup>.

Im Februar 1833 schlug der Präsident der Gefängnisgesellschaft die Gründung von zwei Asylen für strafentlassene evangelische und katholische Frauen vor<sup>13</sup>. Th. Fliedner erklärte sich auf Drängen seiner Frau im Juni zur Gründung eines solchen Asyls bereit, das der Leitung einer Jugendfreundin seiner Frau unterstellt wurde und rasch expandierte<sup>14</sup>. Mit dem Asyl entstand die erste Anstalt in Kaiserswerth. Es stand Frauen offen, die „Hoffnung zur gründlichen Besserung“ gaben und für die keine anderweitige Unterkunft gefunden werden konnte. Zentral war von vorn herein die Freiwilligkeit des Eintritts in das Asyl, mit dem man sich freilich verbindlichen Regeln unterwarf<sup>15</sup>. Der enge Nexus des Asyls mit der Gefängnisgesellschaft leistete ebenso einen maßgeblichen Anteil zur wachsenden Bekanntheit

---

Hilfsvereine gegründet, die sich sowohl finanziell bzw. durch Kollekten für die Gesellschaft engagierten wie bei der Beaufsichtigung und Beschäftigung entlassener Strafgefangener.

<sup>11</sup> Die Tatsache, dass Th. Fliedner in seiner Funktion als Sekretär der Gefängnisgesellschaft reiste und die Reise u.a. durch das Kultusministerium finanziert wurde, trug der stetig wachsenden gesellschaftlichen Anerkennung seiner Arbeit Rechnung (vgl. z.B. PHILIPPI, P., Vorstufen 164). Ein persönliches Zusammentreffen mit der in der Gefängnisarbeit tätigen Quäkerin Elisabeth Fry (1780-1845) war bei dieser Reise von entscheidender Bedeutsamkeit für den Ausbau der Gefängnisarbeit Th. Fliedners (vgl. etwa GERHARDT, M., Fliedner I 257; PHILIPPI, P., Art.: „Diakonie I“, in: TRE VIII 638), die im Mai 1840 ihrerseits die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth mit einem Besuch beehrte, wobei ihr besonderes Interesse selbstredend der zu diesem Zeitpunkt fast 14 Jahre bestehenden Gefängnisgesellschaft galt (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 135f).

<sup>12</sup> Maßgeblichen Anteil an der Ausgestaltung der Idee weiblichen karitativen Engagements hatte der ausgeprägte Biblizismus der erweckten Kreise. Die Möglichkeit von Vereinsgründungen führte indes dazu, dass karitatives Engagement von Frauen sich im protestantischen Raum nicht innerhalb der Kirche entfaltete und ebenso wenig vom Staat wie von kirchlichen Behörden abhängig war (vgl. z.B. BEYREUTHER, E., Geschichte 59f).

<sup>13</sup> Inspiriert war der Vorschlag freilich vom Sekretär der Gesellschaft, Th. Fliedner, der auf seiner zweiten Englandreise 1832 neue Anregungen, besonders in Bezug auf die Bemühungen christlicher Frauen für die Besserung weiblicher Gefangener erhalten hatte und den subjektiv empfundenen Vorsprung Deutschlands vor England was die Entlassenenfürsorge anging meinte ausbauen zu können. Die Gründung des Asyls ging sowohl inhaltlich als auch organisatorisch primär auf die Gedanken von Elisabeth Fry zurück (vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 258; PHILIPPI, P., Vorstufen 164).

<sup>14</sup> Vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 182 Anm. 35. Die Leiterin des Asyls hatte für die Entwicklung von Th. Fliedners Diakonissen-Idee wegweisende Funktion, sofern er sie bereits im Dezember 1833 als „christliche Diakonisse“ bezeichnete.

<sup>15</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 261ff; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 14. Im September 1833 wurde die erste Strafgefangene aufgenommen. Die Zeit der Resozialisierung sollte ursprünglich eine Zeit von drei Monaten nicht überschreiten. Da ein großer Teil der strafentlassenen Frauen ehemalige Prostituierte waren, trug das Asyl von Anfang an den Charakter einer Magdalenenanstalt. Wichtigstes Mittel zur Resozialisierung schien Th. Fliedner Arbeit zu sein. Zunächst galt es, die Bewohnerinnen des Asyls in die Lage zu versetzen, eigenständig Haus- und Handarbeiten zu verrichten. Das zweite Erziehungsmittel war „fortwährende Aufsicht und Zucht“. Schließlich schien eine dauerhafte Besserung durch „geistige Pflege“ erreicht werden zu können, die durch „zuchtvolle christliche Lebensgemeinschaft“ ergänzt wurde. Nach der Aufnahme im Asyl zeigten sich die meisten zunächst fleißig und lernbegierig. Fehlende Sinnesänderung – wie häufig der Fall – trat erst nach einigen Wochen hervor.

Th. Fliedners wie die stete Notwendigkeit des Kollektierens, die die finanzielle Knappheit des Asyls mit sich brachte<sup>16</sup>.

Im Herbst 1835 gründete Th. Fliedner eine Strickschule für arme Kinder des Ortes, die 1836 zu einer Kleinkinderschule erweitert<sup>17</sup> und der Diakonissen-Anstalt nach ihrer Gründung am 31. Oktober d.J. als einer ihrer Arbeitsbereiche assoziiert wurde<sup>18</sup>. Bereits 1836 wurden dort junge Frauen zu Kleinkinderlehrerinnen ausgebildet. Das Seminar für Kleinkinderlehrerinnen entstand auf diese Weise am 31. Oktober 1836 ohne explizite Bemühungen als gleichberechtigt neben der Krankenpflege stehender Bereich der Diakonissen-Anstalt.

Am 30. Mai 1836 unterzeichnete Th. Fliedner die Statuten der ersten Diakonissen-Anstalt<sup>19</sup>, eines rechtlich von Staat und Kirche unabhängigen Vereins<sup>20</sup>, die 1838 vom König Friedrich

---

<sup>16</sup> Ein erster Entwurf der Satzung eines „CHRISTLICHER[N] VEREIN[S] FÜR WEIBLICHE PFLGERINNEN ZUR CHRISTLICHEN PFLGE WEIBLICHER GEFANGENER, KRANKER, VERBRECHERKINDER, WAISENKINDER UND ARMER VERLASSENER“ datiert aus dem Jahr 1833 (vgl. den Inhalt bei PHILIPPI, P., Vorstufen 175ff; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 14). Insofern steht der Gedanke zur Gründung einer solchen Einrichtung offenbar in engem Zusammenhang mit der Gründung des Asyls. Freilich scheint ihm zu diesem Zeitpunkt noch eine Zusammenfassung aller weiblichen Arbeitsbereiche vorgeschwebt zu haben.

<sup>17</sup> Auch die Gründung der Kleinkinderschule verdankte sich unmittelbar Eindrücken, die Th. Fliedner in England gesammelt hatte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 349f).

<sup>18</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 355ff; FUNKE, B., Zweig 77ff. Im Mai 1835 war auf Initiative Fliedners in Düsseldorf eine Kleinkinderschule eröffnet worden, die als Vorläufer der ein Jahr später in Kaiserswerth gegründeten Schule gelten darf. Die Kleinkinderschule in Kaiserswerth war der Kirche angegliedert. Zu den Zielsetzungen der Kleinkinderschule s. §1 im Abdruck des Ersten Jahresberichts über die evangelische Kleinkinderschule zu Düsseldorf bei FLIEDNER, G., Fliedner III, 36ff. Die Kleinkinderschulen sollten nicht die Autorität der Eltern unterwandern bzw. deren Erziehungsfunktion übernehmen. Vielmehr sollte dem Strukturwandel Rechnung getragen werden: Mit der Industrialisierung ging vielfach eine Proletarisierung einher, der man entgegenzusteuern suchte, indem man Eltern, die sich entweder aufgrund ihrer Berufstätigkeit nicht um die Erziehung der Kinder kümmern konnten oder die man intellektuell nicht für fähig hielt, den Kindern eine adäquate Erziehung angedeihen zu lassen, die Möglichkeit bot, die Kinder ab dem zweiten Lebensjahr bis zum schulpflichtigen Alter unentgeltlich bzw. gegen einen geringen Obolus zu betreuen. Die Erziehungsmethode folgte weitgehend den Erfahrungen, die Fliedner in England gemacht hatte: Da nach Th. Fliedners Auffassung die Ursachen des Erziehungsnotstandes, die Unfähigkeit zur christlichen Erziehung der Kinder sowie die Berufstätigkeit der Mütter nicht beseitigt werden konnten, suchte Fliedner durch Förderung der gesunden Entwicklung von Körper und Geist und Erziehung zur Frömmigkeit ein neues Elterngeschlecht großzuziehen (zur Methode der Erziehung und des Unterrichts vgl. §3 im Abdruck des Ersten Jahresberichts über die evangelische Kleinkinderschule zu Düsseldorf bei FLIEDNER, G., Fliedner III, 39ff). I.d.S. gilt, „daß die Kleinkinderschule eine Ausgangsbasis für den Versuch einer radikalen christlichen Erneuerung der Gesellschaft darstellte“ (FUNKE, B., Zweig 91).

<sup>19</sup> Außer Frage steht, dass die Gründung der Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt 1836 die erste ihrer Art war: Zwar hatte der in Berlin wirkende erweckte Pfarrer J.E. Goßner im November 1833 einen *Frauenkrankenverein* gegründet. Aufgrund fehlender straffer Organisierung kann er jedoch ebenso wenig wie Amalie Sieveking's *Weiblicher Verein* einen Platz neben den hierarchisch strukturierten Diakonissen-Anstalten beanspruchen (vgl. z.B. PHILIPPI, P., Vorstufen 173). Kein Konsens besteht jedoch unter Diakoniewissenschaftlern hinsichtlich der Frage des Einflusses der Kaiserswerther Anstalt auf folgende Mutterhausgründungen (vgl. die divergenten Meinungen der bekanntesten Diakoniegeschichtsschreiber bei GÖTZELMANN, A., Straßburger 80ff). Bei aller Verschiedenheit wird i.A. davon ausgegangen, dass mit der Gründung der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth mit dem Mutterhaussystem der organisatorische Rahmen gelegt wurde, dessen sich in den folgenden Jahren Menschen mit unterschiedlichen Motivationen bedienten, um Ähnliches wie die Kaiserswerther Anstalt zu realisieren. Verbindend wirkte indes die allen gemeinsame Verbindung zur Erweckungsbewegung.

<sup>20</sup> Die aus 18 Paragraphen bestehenden Statuten bzw. „Grundgesetze des evangelischen Vereins für christliche Krankenpflege in der Rheinprovinz und Westfalen“ sind abgedruckt bei FLIEDNER, G., Fliedner III 53ff. Der Verein setzte sich die „Beförderung christlicher Pflege von Hilfsbedürftigen, zunächst Kranken, in den rheinisch-westfälischen Provinzen Preußens durch evangelische Pflegerinnen“ zum Ziel. Weiter legten die Statuten die Organisationsform des Vereins, seine Finanzierung durch Mitgliedsbeiträge und den Modus der Aufnahme der Pflegerinnen (Diakonissinnen) fest. Die Verbindung des Vereins zur Kirche bei gleichzeitiger Unabhängigkeit wurde dadurch hergestellt, dass in §9 der Statuten (s.o.) festgelegt war, dass die Präsidenten und Assessoren der rheinisch-westfälischen Provinzial-Synoden in dieser Funktion Vorstandsmitglieder des rheinisch-westfälischen Diakonissenvereins waren. Auf diese Weise war die Zuordnung der Anstalt zu den synodalen Leitungsorganen der Kirche gesichert, die Zugehörigkeit zu Konsistorien verhindert. Bemerkenswert

Wilhelm III. genehmigt wurden<sup>21</sup> und suchte damit primär an das apostolische Diakonissen-Amt (Röm 16, 1) anzuknüpfen<sup>22</sup>. 1823 hatte er in mennonitischen Gemeinden in Holland Frauen kennen gelernt, die sich als Diakonissen der weiblichen Kranken- und Armenpflege widmeten<sup>23</sup>. Die Missstände in deutschen Krankenhäusern hatten ihm die Notwendigkeit der Ausbildung christlicher Krankenpflegerinnen vor Augen und zu der Überzeugung geführt, der desolaten Situation wirksam durch die Gründung von Ausbildungsanstalten<sup>24</sup> für christliche Krankenpflegerinnen begegnen zu können. Mit der Initiative erhielt die (unverheiratete) protestantische Frau<sup>25</sup> zum ersten Mal seit der Reformation offiziell die Möglichkeit, karitativ tätig zu werden, was durch den traditionellen Vorrang der reinen Lehre vor praktischem Engagement in der evangelischen Kirche bis zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen war. Die rechtliche Stellung der unverheirateten Frau, die de facto nicht existierte und der Frau lediglich einen Platz im familiären Rahmen zugestand, ließ das nach dem Familiensystem aufgebaute Mutterhaus, an dessen Spitze Vorsteher (Inspektor) und Vorsteherin (die ursprünglich die älteste und erfahrenste Diakonisse sein sollte) quasi als Mutter und Vater standen<sup>26</sup>, als adäquate Organisationsform einer Pflegerinnengemeinschaft erscheinen<sup>27</sup>.

---

ist, dass die örtliche Gemeinde auf diese Weise nicht länger notwendiger Ort der Verwirklichung des Diakonissen-Amtes war.

<sup>21</sup> Im April 1839 wurden Änderungen der Statuten des Vereins vorgenommen, die im April 1840 durch Kabinetts-Ordre vom König abgelehnt wurden. Gründe waren v.a. Bedenken, dass die Änderungen keinerlei demokratischen Ansprüchen genügten, sofern den auf Partizipation zielenden Vereinsstrukturen durch alleinige Entscheidungsbefugnis der Direktion des Vereins nicht Rechnung getragen wurde. Interessanterweise konsultierte Th. Fliedner im Sommer 1840 den erweckten Hamburger Senator Dr. M. Hudtwalcker in Wiesbaden in der Satzungsfrage, der ihm riet, die Generalversammlung, die nach den Änderungen der Satzungen abgeschafft werden sollte und Hauptkritikpunkt war, beizubehalten. Dieser Rat entsprach seinem Hamburgischen Verständnis von Demokratie. Ferner wurde gebeten, den in den 1838 bestätigten Statuten, in den revidierten Statuten freilich an zentrale Stelle gerückten Begriff „Diakonissin“ durch einen zu substituieren, der keine kirchliche Würde bezeichnete. Erst im November 1846 wurden die auf die Ablehnung hin abermals revidierten Statuten des Vereins, der nun die Bezeichnung „Rheinisch-Westfälischer Verein für Bildung und Beschäftigung evangelischer Diakonissen“ trug, bestätigt (vgl. GrFl IV i 1a; FLIEDNER, G., Fliedner III 70ff). Endgültig war festgelegt, dass der Vorstand des Vereins aus einem Vorsitzenden, zwei Präsiden, einem Sekretär, einem Inspektor, einem Schatzmeister und zwei bis zehn beliebigen Vorstandsmitglieder bestehen sollte (ebd. 91, §10). GERHARDT, M., Fliedner II 108, stellt treffend fest, dass Th. Fliedner in den Satzungen somit festgelegt hatte, dass die ganze Anstalt in ihm selbst als Vorsteher bzw. Inspektor „ihre monarchische Spitze“ hatte.

<sup>22</sup> Ansatzweise formuliert worden war die Diakonissenidee von F. Klönne, einem aus den Freiheitskriegen zurückgekehrten Offizier, danach Pfarrer am Niederrhein. 1820 hatte er einen Aufsatz („über das Wiederaufleben der Diakonissinnen der altchristlichen Kirche in unsern Frauenvereinen“) veröffentlicht. F. Klönne bedauerte das Verschwinden der Tätigkeit der Frauenvereine nach den Freiheitskriegen und ging als Erster auf das apostolische Vorbild zurück, indem er die Erneuerung des Diakonissenamtes aufgrund der Heiligen Schrift postulierte. Die praktische Umsetzung der als Gemeindediakonie konzipierten Initiative erwies sich jedoch aufgrund diverser Mängel als nicht realisierbar (vgl. PHILIPPI, P., Art. „Diakonie I“, in: TRE VIII 638; GERHARDT, M., Fliedner II 9ff). Als Hauptunterschied macht PHILIPPI, P., Vorstufen 179, aus, dass die Diakonisse Klönnes Leiterin der freiwilligen Arbeit aller Vereinsmitglieder in der Kirchengemeinde war, während sie bei Fliedner Hauptwerkzeug des Vereins und seiner Leitung geworden war. 1827 hatte Th. Fliedner F. Klönne persönlich auf einem Missionsfest in Duisburg kennen gelernt. Mindestens in gleichem Maß wie die Begegnung mit der Diakonissen-Institution bei holländischen Mennoniten scheint dieses Zusammentreffen von entscheidender Bedeutsamkeit für die Entwicklung der Idee einer Diakonissen-Anstalt gewesen zu sein (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 17; PHILIPPI, P., Vorstufen 163).

<sup>23</sup> Zu weiteren Einflüssen, denen Th. Fliedner die Idee zur Gründung der Diakonissen-Anstalt verdankte und zum Verschmelzen ursprünglich disparater Motive, vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 165ff; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 23.

<sup>24</sup> Zum Primat des Anstaltsgedankens vor dem Vereinsmotiv s. PHILIPPI, P., Vorstufen 204ff.

<sup>25</sup> Erst im Lauf der Zeit entwickelte sich die Ehelosigkeit zu einem zentralen Charakteristikum der Diakonisse. Zunächst galt Heirat als natürlicher Grund des Ausscheidens aus dem Mutterhaus (vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 213).

<sup>26</sup> Die Vorsteherin stand auf der zweiten Stufe in der Hierarchie des Mutterhauses zwischen dem Vorsteher und der Hausmutter, die ihrerseits wieder den Diakonissen übergeordnet war: „Die Vorsteherin (Mutter), welche der Direktion und zunächst dem Inspektor untergeordnet ist, hat der innern Verwaltung der Diakonissenanstalt

Einerseits konnten auf diese Weise Rechtssicherheit für die an sich rechtsunmündige Frau sowie bedingte berufliche Selbständigkeit – die aufgrund vorausgehender Ausbildung auch allgemeine Anerkennung fand – erreicht werden<sup>28</sup>. Andererseits geriet die Frau mit dem Eintritt in die Gemeinschaft, die im Lauf der Zeit zu einer Schwesternschaft wurde<sup>29</sup>, durch ihre familiäre Zugehörigkeit in totale Abhängigkeit vom Mutterhaus, das der Diakonisse ohne Angabe von Gründen jederzeit ein neues Arbeitsfeld anweisen konnte und dem sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet war.

Th. Fliedner erklärte den *Willen*, dem Herrn in seinen Armen und Kranken *zu dienen*, zur Grundvoraussetzung für den Eintritt in das Amt der Diakonisse<sup>30</sup>. Die theologischen Motive sowie die spezifische Organisationsform, deren Akzeptanz er zur Voraussetzung für den Eintritt in den *evangelischen Verein zur christlichen Krankenpflege* machte, ermöglichten ihm die Gleichsetzung von Pflegerin und Diakonisse und damit die Übereinstimmung von Profession und Vokation. Die theologische Bereitschaft der Aspirantinnen wurde ergänzt durch eine fundierte Ausbildung bei gleichzeitiger praktischer Anwendung der erworbenen Kenntnisse.

Hatten die jungen Frauen ihre Probezeit erfolgreich absolviert, waren willig, sich auf fünf Jahre zu verpflichten und so in das Amt der Diakonisse einzutreten, konnte schließlich der Vorstand die Einsegnung der Aspirantin in das Amt unterstützen, wurde den Frauen seit 1839

---

vorzustehen und über der Befolgung der Haus- und Tagesordnung und der übrigen Vorschriften der Direktion, des Arztes usw. zu wachen.“ (Vgl. FA II Fb 2, §1 der Instruction).

<sup>27</sup> Sehr früh wurde also aus der Krankenpflegeschule ein Mutterhaus, das den Schwestern auch in auswärtigen Arbeitsfeldern einen gewissen Schutz und Sicherheit bot, v.a. auch den Anspruch hatte, ihnen geistliche Grundlage zu sein. Um dies zu gewährleisten, waren Ordnungen für die Schwestern und eine gewisse Zucht von Seiten des Mutterhauses unentbehrlich. Dem Gedanken der Mutterhausdiakonie entsprach, dass Fliedner eine weibliche Leitung für die Schwesternschaft wünschte und formulierte: „Eine der erfahrensten Diakonissinnen, in der Regel eine Witwe, wird als Mutter dem Diakonissenhause vorstehen und als solche zugleich Mitglied des Direktoriums sein.“ (zit. nach GERHARDT, M., Fliedner II 35).

<sup>28</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 37f; STICKER, A., Krankenpflege 30; FELGENTREFF, R., Anfänge 73. Durch solche Organisation wurde insbesondere dadurch Rechtssicherheit erreicht, dass das Mutterhaus für unverschuldet in Not geratene Schwestern eintrat, die Frauen Anspruch auf Kranken- und nach einer siebenjährigen Dienstzeit auf Altersversorgung hatten. Das Mutterhaus war damit eng an Organisationsformen der Barmherzigen Schwestern angelehnt. Die laufenden Kosten sollten die Schwestern anfangs durch ein Gehalt bestreiten, das nach einigen Jahren in ein Taschengeld umgewandelt wurde.

<sup>29</sup> Die Schwesternbezeichnung verdankte sich einerseits der familienähnlichen Organisation des Mutterhauses, in der die Diakonissen gleichsam als Geschwister lebten, andererseits war es bei den Barmherzigen Schwestern – deren Vorbild Th. Fliedner ja nicht zuletzt folgte – üblich, dass die Pflegerinnen mit diesem Titel angeredet wurden. Weiter besteht die Möglichkeit, dass Th. Fliedner in der Bezeichnung dem Vorbild der Herrnhuter Brüdergemeine folgte. Als weiteres Motiv dürfte durch die einheitliche Bezeichnung die Nivellierung von Standesunterschieden hinzugekommen sein (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 94; STICKER, A., Friederike Fliedner 106; PHILIPPI, P., Vorstufen 211).

<sup>30</sup> Mit diesem umfassenden Dienstanspruch unterschied sich der Beruf der Diakonisse dezidiert von dem weltlicher Krankenpflegerinnen. Der Vollständigkeit halber seien an dieser Stelle die Voraussetzungen zum Eintritt in das Diakonissen-Amt, die offiziell an Aspirantinnen gestellt wurden, zitiert: „Die äußeren Bedingungen des Kranken- und Armen-Diakonissenamtes führen wir hier wieder kurz an. Die sich demselben widmen sollen, müssen über 21 Jahre, und in der Regel unter 40 Jahre alt seyn, einen gesunden, rüstigen Körper, christlichen heitern Sinn, unbescholtenen Ruf und die gewöhnlichen Elementarkenntnisse besitzen: also gut lesen, schreiben und etwas rechnen können, und nicht ohne Bibelkenntnis seyn, auch Nähen und Stricken verstehen, und haben einen kurzen, von sich selbst verfaßten und geschriebenen Lebenslauf mit einem Sittenzeugnisse ihres Seelsorgers einzusenden, so wie ein Gesundheitszeugniß, ausgestellt von dem Kreisphysikus, oder dem nächsten Gerichtsarzte. Sie haben eine 6monatliche Probe- und Unterrichtszeit im Diakonissenhause unentgeltlich zuzubringen, während welcher Zeit sie jedoch freie Kost und Logis erhalten. Finden sie nach Zurücklegung dieser Probezeit sich geeignet und geneigt zum Krankendienste, so werden sie auf 5 Jahre engagirt, während welcher Zeit sie, außer freier Kost und Logis und freier Hauskleidung, noch jährlich eine mäßige Vergütung bekommen, um ihre übrigen Bedürfnisse zu bestreiten. Auch während dieser 5 Jahre können indeß triftige Gründe ein Ausscheiden aus diesem Verhältnisse veranlassen. Wenn sie während dieser Zeit in treuer Wahrnehmung ihres Amtes dienstunfähig geworden sind, und keine Mittel besitzen, so wird nach Kräften zu ihrer Versorgung für die Zukunft mitgewirkt werden“ (vgl. GrFl IV a 4a, Vierter Jahresbericht 57).

eine umfangreiche Haus-Ordnung<sup>31</sup> und Dienst-Anweisung zur Unterschrift vorgelegt, welche zunächst den Diakonissen-Beruf darstellte, die Bedingungen zur Aufnahme in das Amt nannte, das Verhältnis der Diakonissen zu Direktion, Vorstand, anderen Angestellten der Anstalt und schließlich untereinander festschrieb. Darüber hinaus mussten sich die angehenden Diakonissen darin bei ihrer religiösen Praxis verbindlichen Regeln verpflichten, die zu heiligem Lebenswandel der Diakonissen beitragen bzw. ihn garantieren sollten. Das Zusammenleben wurde durch Normierung der Ordnung, Reinlichkeit und Kleidung zu erleichtern und zu homogenisieren gesucht. Den verschiedenen Arbeitsorten und –situationen wurde abschließend durch differenzierende Regelungen Rechnung getragen<sup>32</sup>. Die Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung war verbindlich für alle Diakonissen und hatte als gemeinsame Basis nivellierende Funktion. Für die einzelnen Tätigkeitsfelder der Diakonissen gab es gesonderte Regeln und Ordnungen. Seit 1838 wurde einheitliche Dienstkleidung eingeführt, die zu einem für alle erkennbaren äußeren Zeichen der Diakonisse wurde<sup>33</sup>.

Im April 1836 wurde gegen Widerstände der katholischen Bevölkerung des Ortes und trotz finanzieller Unsicherheiten ein Haus in Kaiserswerth erworben, das als Krankenhaus<sup>34</sup> Lehrstätte für christliche Krankenpflegerinnen werden sollte<sup>35</sup>. Damit wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass Krankenpflege, wie sie den Forderungen der neuzeitlichen Medizin entsprach, allein in Krankenhäusern durchzuführen war<sup>36</sup>. Th. Fliedner gelang es, eine Arztochter aus Ruhrort, Gertrud Reichardt (1788-1869), zu gewinnen, die aufgrund ihrer Assistenz bei der väterlichen Tätigkeit bereits soviel Erfahrungen in der Krankenpflege hatte sammeln können, dass sie in der Lage war, Aspirantinnen bzw. Probeschwestern in der Pflege anzuleiten. Diese Frau gilt heute als „erste Diakonisse“ der Neuzeit<sup>37</sup>. Am 13. Oktober, noch vor ihrer Ankunft in Kaiserswerth, konnte das Krankenhaus eröffnet werden, das bald von Kranken beider Konfessionen frequentiert wurde.

Die rasche Expansion der Diakonissen-Anstalt trug gleichermaßen der im 19. Jahrhundert singulären, modernen Idee einer dualen Ausbildung Rechnung<sup>38</sup> wie der Tatsache, dass in

---

<sup>31</sup> Der enormen Bedeutung der Hausordnung entspricht, dass der Anstaltsgedanke bei Fliedner stets den der Schwesternschaft dominierte (vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 168). Dies unterschied seinen Ansatz dezidiert von dem Amalie Sieveking's, bei deren Ansatz, der praktisch ja nicht realisiert wurde, der Gedanke der Frauengemeinschaft gegenüber Regeln im Vordergrund stand bzw. der Gedanke zur Gründung einer Schwesternschaft nicht zuletzt aufgrund der Notwendigkeit von Regeln nicht weiterverfolgt wurde (s.o.).

<sup>32</sup> Vgl. GrFI IV i 3.

<sup>33</sup> Die Tracht der Diakonisse entsprach der der rheinischen Bürgersfrau und symbolisierte somit eine Würde, wie sie für ledige Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gänzlich unüblich war. Insofern wurde die Tracht auch zum Schutz für unangemessene Annäherung (vgl. STICKER, A., Krankenpflege 30).

<sup>34</sup> Das Krankenhaus hatte anfangs eine Kapazität von 40 Betten, die durch einen Anbau 1841 auf 80 erhöht wurde. 1837 wurden sanitäre Einrichtungen geschaffen, die das Haus zu einem modernen zeitgenössischen Hospital machten (vgl. STICKER, A., Krankenpflege 32).

<sup>35</sup> Der Kauf des Hauses – den Th. Fliedner privat vornahm – und die Widmung desselben zu einem Krankenhaus war von entscheidender Bedeutung für die Ausgestaltung desselben als Anstalt (vgl. PHILIPPI, P., Vorstufen 204), was bedingt für die Abkehr von der ursprünglich angestrebten, auf Partizipation und Mitbestimmung der Frau angelegten Vereinsorganisation gelten darf.

<sup>36</sup> Vgl. STICKER, A., Krankenpflege 31ff. Dennoch beabsichtigte Th. Fliedner zunächst, die ausgebildeten Pflegerinnen in der Privat- und Gemeindepflege einzusetzen. Die Bedienung von Krankenhäusern hatte erst höchste Priorität, als man erkannte, dass Einzelpflege in Privathäusern kaum zu bewältigen war, da neuzeitliche Behandlungsmethoden, Pflege und Reinlichkeit in professionellen Krankenhäusern am besten realisiert werden konnten. In Anlehnung an die Barmherzigen Schwestern schloss das Mutterhaus mit kirchlichen und städtischen Krankenhäusern, die es mit Diakonissen bediente, Gestellungsverträge. Die Gestellungsverträge bedeuteten nicht nur die Übernahme von Kaiserswerther Diakonissen, sondern auch die Übernahme einer nach neuzeitlichen Grundsätzen aufgebauten Krankenpflege. Mit dem Einsatz von Diakonissen unterwarfen sich Krankenhäuser folglich einem umfassenden Anspruch, der durch Pionierleistungen der Diakonissen zumeist erfolgreich realisiert wurde (ebd. 37).

<sup>37</sup> So FLIEDER, G., Fliedner I 65; STICKER, A., Friederike Fliedner 108.

<sup>38</sup> Freilich lehnte man sich an das Vorbild der Krankenschulen an, die Ende des 18. Jahrhunderts gegründet worden, jedoch für Frauen gescheitert waren. Insofern bedeutete die duale Ausbildung gerade für Frauen eine

jedem Krankenhaus auf deutschem Boden Bedarf an geschultem Pflegepersonal bestand. Bereits 1838 konnten die ersten Diakonissen in Arbeitsfelder außerhalb Kaiserswerths ausgesandt werden, was die Notwendigkeit von Nachwuchsrekrutierung nach sich zog und Th. Fliedner zwang, Reisen zur Akquirierung junger Frauen für das Diakonissen-Amt bis in die Schweiz zu unternehmen. 1840 mussten aufgrund der stetig steigenden Patientenzahlen zwei weitere Häuser erworben werden. Bereits 1841 wurde ein Haus erworben und zum „Feierabendhaus“ bestimmt. Das Krankenhaus, dessen Ausgaben seine Einnahmen bei weitem überstiegen, wurde im ersten Jahr zu 43% aus Anleihen, zu 52, 5% aus Spenden und jährlichen Beiträgen, nur zu 4, 5% aus Pflege- und Kostgeld bestritten<sup>39</sup>.

1839 wurde ein eigener Verlag und eine Buchhandlung gegründet – Th. Fliedner erwartete von diesem Schritt gleichermaßen finanziellen Gewinn wie volksmissionarische Wirkung, die mit dem Vertrieb von Jahresberichten allein nicht zu erreichen waren. Erhebliche Gewinne wurden v.a. durch die Anfertigung von Bildern erzielt. Ab 1842 erschien der CHRISTLICHE VOLKSKALENDER, der im Erscheinungsjahr eine Auflage von 10.000 Exemplaren erreichte, deren Zahl sich bereits 1856 auf 60.000 gesteigert hatte<sup>40</sup>. In demselben Jahr erschien als Unterrichtshilfe für die Seminaristinnen in ihrem Beruf das „Liederbuch für Kleinkinderschulen und die unteren Klassen der Elementarschulen“.

Am 3. April 1842 wurde das Mädchen-Waisenhaus gegründet, in dem evangelische Mädchen aus der Mittelschicht gegen geringes Kostgeld erzogen wurden. Th. Fliedner versprach sich von dieser Einrichtung einerseits, dass seine Diakonissen in der Anstalt den Umgang mit Kindern erlernen konnten, andererseits, die Interessen der jungen Mädchen so von Kindheit an auf das Diakonissen-Amt richten zu können und auf diese Weise ein mögliches Nachwuchsproblem zu lösen<sup>41</sup>.

1828 hatte Th. Fliedner Friederike Münster (1800-1842) geheiratet. Friederike stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen aus Altenberg bei Braunsfels. Die Mutter starb, als sie 16 war. Dies führte dazu, dass Friederike die Erziehung ihrer sechs jüngeren Geschwister und die Führung des Haushalts vorübergehend übernehmen musste. Aus liberaler Familie stammend hatte sie 1818 bei Predigten eines Missionars ein Bekehrungserlebnis gehabt, das sie dazu veranlasste, sich in der von Graf Adelbert von der Recke-Vollmerstein gegründeten Rettungsanstalt in Düsseldorf bei der Erziehung verkommener Kinder zu engagieren. Hier lernte Th. Fliedner sie auf Empfehlung kennen, als er 1827 im Auftrag der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft christliche Pflegerinnen für das Gefängnis in Düsseldorf suchte und hielt um ihre Hand an<sup>42</sup>.

---

ungeheure Bildungschance (vgl. FELGENTREFF, R. Anfänge 74). Das Bemühen um gründliche Ausbildung der Diakonissen wird nicht zuletzt dadurch deutlich, dass Th. Fliedner einem katholischen Arzt, Dr. J. Thoenissen, aufgrund seiner höheren Kompetenz den Vorzug gegenüber einem protestantischen Arzt für die Erteilung des *ärztlichen Unterrichts* gegeben hatte (vgl. STICKER, A., Krankenpflege 36f). Daneben erhielten die Schwestern *Unterricht in der Pflege*, der ebenfalls an den neuesten Erkenntnissen orientiert war. Th. Fliedner übernahm schließlich selbst den *Unterricht in der Seelsorge der Kranken*. Die Dreiteilung des Unterrichts entsprach dem ganzheitlichen Anspruch, mit dem die Genesung des Kranken gefördert werden sollte. Für den Unterricht ließ Th. Fliedner zunächst primär die „Anleitung zur Krankenpflege“ von J.F. Dieffenbach benutzen, seit 1839 bediente er sich der Anleitung von K.E. Gedike.

<sup>39</sup> Vgl. STICKER, A., Theodor Fliedner 4. S. auch GrFl IV a 4a, Erster Jahresbericht 8ff. Wenige Jahre später trugen die Anstalts-Lotterie sowie Kaiserswerther Publikationen zur Deckung der Kosten bei.

<sup>40</sup> Vgl. FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 46. Der Kalender enthielt als Art Magazin neben Erbaulichem und allgemein Wissenswertem Nachrichten aus der Diakonissen-Anstalt, die kurz und anschaulich geschrieben über das aktuelle Geschehen in Kaiserswerth informierten.

<sup>41</sup> Vgl. FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 27.

<sup>42</sup> Der Werbebrief Th. Fliedners vom 14. Januar 1828 ist erhalten und abgedruckt bei STICKER, A., Friederike Fliedner 13ff. Bezeichnend ist, dass Th. Fliedner seine Einstellung hinsichtlich der Ordnung der Geschlechter in der Ehe schon im Werbebrief klar benannte und auf diese Weise die Hierarchie noch vor der Heirat eindeutig regelte. Zwar gestand er der Frau eine eigene Meinung zu, erwartete jedoch, dass sie ihre Wünsche stets hinter die des Mannes stellte. Diesem im Werbebrief formulierten Anspruch suchte Friederike in ihren 14 Ehejahren

Zu Beginn des Jahres 1837, als fehlende Führungsqualitäten der ursprünglich vorgesehenen Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt offenbar wurden, erklärte Friederike sich bereit, den Posten derselben zu übernehmen, „1., weil noch niemand Besseres dazu da ist, und 2. weil ich zur Gehilfin meines Mannes von dem Herrn berufen bin, ich also meinem Mann in allen seinen Berufspflichten wo er mich gebrauchen kann, in des Herrn Namen helfen darf und muss“<sup>43</sup>. Damit stand Friederike hierarchisch zwischen der Direktion des Diakonissenvereins, i.e. besonders dem Inspektor, und der Schwesternschaft. Ihr oblag die innere Verwaltung der Diakonissen-Anstalt und sie war die unmittelbare Vorgesetzte der Diakonissen und Probeschwestern. Sie hatte den Balanceakt zu meistern, die Diakonissen gleichermaßen als mütterliche Freundin zu ermuntern und sie gleichzeitig in ihrem Wirken zu beaufsichtigen sowie die Probeschwestern zu unterrichten. Offiziell wurde der Anspruch an sie gestellt, „Überhaupt, alle hat sie mit unparteilicher Liebe zu umfassen und dahin zu wirken, daß jedes Glied der Anstalt in Einigkeit und pünktlichem, willigem Gehorsam harmonisch zum Wohl des Ganzen wie seiner selbst wirke.“<sup>44</sup> Die Entscheidung Friederikes zur Übernahme des Amtes der Vorsteherin legitimiert, sie als Mitbegründerin der Diakonissen-Anstalt zu bezeichnen.

Die Ehe der Fliedners wurde vom Tod von sieben ihrer insgesamt zehn Kinder überschattet<sup>45</sup>. Das Amt der Vorsteherin brachte die Notwendigkeit häufiger Dienstreisen mit sich, die die Arbeitslast Friederikes neben den Pflichten einer Hausfrau, Mutter und Pfarrfrau außerordentlich erhöhten<sup>46</sup> und vermutlich zu ihrem frühen Tod am 22. April 1842 bei der Geburt ihres letzten Kindes beitrugen, durch den drei Kinder (Luise, geb. 1830), Mina (geb. 1835) und Georg (geb. 1840) zu Halbwaisen wurden. Nach ihrem Tod wurde ihre Leben als Paradigma des dienst- und opferbereiten Wirkens der idealen Diakonisse stilisiert. Die Pflege ihrer Erinnerung entbehrte mithin nicht einer pädagogischen bzw. moralischen Komponente, indem ihre Fähigkeit zur Selbstverleugnung in biographischen Darstellungen als zentrale Charaktereigenschaft hervorgehoben wurde<sup>47</sup>.

Bis zu Friederikes Tod waren 50 Pflegerinnen in die Diakonissen-Anstalt eingetreten, von denen 30 geblieben waren, über 500 Kranke waren im Kaiserswerther Krankenhaus gepflegt worden, 91 Kinderpflegerinnen waren im Seminar ausgebildet und 77 Frauen und Mädchen im Asyl betreut worden<sup>48</sup>. Es besteht weitgehende Einigkeit in der Forschung, dass mit dem

---

gerecht zu werden, was sich als äußerst schwierig erwies und Selbstverleugnung zu einem zentralen Motiv werden ließ.

<sup>43</sup> So die Begründung Friederikes für die Übernahme der Position der Vorsteherin (zit. nach STICKER, A., Friederike Fliedner 144).

<sup>44</sup> Vgl. FA II Fb 2. Zur individuellen Interpretation des umfassenden Anspruchs der Instruction vgl. STICKER, A., Friederike Fliedner 134ff, FI III 60b.

<sup>45</sup> Vgl. die Zeittafel bei STICKER, A., Friederike Fliedner 382ff.

<sup>46</sup> Vgl. FA II Fb 3, die Arbeiten der Vorsteherin im Ersten Haus-Bericht vom 1. bis 13. Januar 1839.

<sup>47</sup> S. z.B. die Hervorhebung der Fähigkeit zur Selbstverleugnung Friederikes sowie ihre Mutterliebe im Bericht über den Tod der Vorsteherin durch Th. Fliedner im fünften Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt (GrFI IV a 4a, Fünfter Jahresbericht 75) oder den kurzen biographischen Abriss über Friederike Fliedner in KAISERSWERTHER VERBAND, Diakonissenbuch 139ff, der vor einer knappen Würdigung ihrer Bedeutung für die weibliche Diakonie mit den Worten schließt: „Im Dienste sich verzehrend, zum Kreuz willig, durch Leiden vollendet, so sehen die Nachgeborenen das Bild der ersten Diakonissmutter.“ Die Erhöhung Friederike Fliedners zu einer Märtyrerin und die vehemente Hervorhebung ihrer Bedeutsamkeit für das Diakoniewerk Kaiserswerth, die im 20. Jahrhundert in den 60er Jahren besonders durch die (nahezu hagiographischen) Arbeiten von A. Sticker über Friederike zementiert wurde, sind Gründe dafür, dass Friederikes Leben und Werk bis heute in wissenschaftlichen Publikationen (so z.B. Degen, J., Art.: „Fliedner“, in: TRE 214f) so stark gewichtet wird, dass man vergeblich nach einem Hinweis auf die zweite Frau Th. Fliedners sucht. Mithin kann man sich nicht dem Eindruck von KÖSER, S., Leitbild 140ff, entziehen, wenn sie feststellt, dass bereits Th. Fliedner mit Friederike den Idealtypus der Diakonisse entwarf, um sie den Diakonissen gleichsam als Leitbild voranzustellen. Im 20. Jahrhundert erfuhr die Darstellung Friederikes zwar Modifizierungen, doch blieb der funktionale Charakter ihrer Rezeption erhalten.

<sup>48</sup> Vgl. STICKER, A., Friederike Fliedner 387.

Tod Friederikes und dem Wegfall ihres wesentlichen Einflusses der erste Abschnitt in der Geschichte der Diakonissen-Anstalt beendet war und die Konsolidierungsphase begann<sup>49</sup>.

Abschließend ist festzuhalten: Am Vorabend der Eheschließung von Caroline Bertheau und Th. Fliedner existierten in Kaiserswerth das Diakonissen-Krankenhaus, Asyl bzw. der Magdalenenstift sowie die Kleinkinderschule, in der zu Beginn des Jahres 1843 bereits 122 Kleinkinderlehrerinnen ausgebildet worden waren. Im als jüngstem Zweig der Anstalt erst zwei Jahre bestehenden Mädchen-Waisenhaus wurden sieben Waisen erzogen. Seit Januar 1838 pflegten zwei Diakonissen im Bürger-Krankenhaus zu Elberfeld, zwei arbeiteten seit jenem Jahr im Versorgungshaus in Frankfurt am Main und hatten gerade Unterstützung durch eine dritte erhalten; seit 1840 verwalteten zwei Schwestern das Wilhelmshospital zu Kirchheim unter Teck; seit Oktober 1841 arbeiteten zwei Diakonissen im Städtischen Krankenhaus sowie im Versorgungshaus für Alte und im Versorgungshaus für Kinder in Kreuznach. Im November 1841 hatten die ersten Diakonissen ihre Tätigkeit im Hospital in Saarbrücken aufgenommen. Erst wenige Monate pflegten zwei Schwestern im neuen Krankenhaus zu Barmen<sup>50</sup>. War noch keine Diakonisse in der Gemeinde-Pflege tätig, überstieg die Nachfrage nach Diakonissen für die private Krankenpflege schon 1842 das Angebot.

1. „Ich trage in mir die Ueberzeugung, daß, indem ich Fliedners Antrag annahm ein Wille Gottes über mir in Erfüllung ging“ – Caroline an der Seite Th. Fliedners

#### 1.1 Von der Elbe an den Rhein

Im Februar 1843, knappe 10 Monate nach dem Tod seiner ersten Frau, reiste Th. Fliedner nach Berlin, um mit dem preußischen Kultusminister J.A.F. Eichhorn über die zu diesem Zeitpunkt noch schwebende Satzungsfrage zu verhandeln sowie den bevorstehenden Eintritt von fünf Diakonissen in die Berliner Charité zu besprechen. Darüber hinaus wurde der Wunsch des Königs nach einem „Institut zur Ausbildung evangelischer barmherziger Schwestern“ in der preußischen Hauptstadt diskutiert<sup>51</sup>. Von besonderer Bedeutung war das Bemühen um eine geeignete Vorsteherin. Auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. reiste Th. Fliedner von Berlin weiter nach Hamburg, um Amalie Sieveking um Übernahme dieses Amtes zu ersuchen. Amalie Sieveking lehnte jedoch das Angebot des Königs ebenso wie das Fliedners von 1837 ab und empfahl statt ihrer selbst einmal mehr Caroline Bertheau, die zu diesem Zeitpunkt bereits länger als zwei Jahre und zehn Monate als Oberaufseherin über die weibliche chirurgische Abteilung des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses wirkte<sup>52</sup>.

Am 20. Februar 1843 suchte Th. Fliedner Caroline in ihrem Arbeitsfeld auf und verschaffte sich bei einer Führung durch ihre Station einen Eindruck von den Fähigkeiten der Frau, die Amalie Sieveking für tüchtig genug hielt, um sie als Vorsteherin für das vom König geplante Krankenhaus zu empfehlen. Th. Fliedner fand die Einschätzung Carolines durch Amalie Sieveking bestätigt und traf, indem er zwei Tage später in das Krankenhaus zurückkehrte<sup>53</sup> und ihr eine Alternativfrage vorlegte – ob sie entweder als seine Frau nach Kaiserswerth

---

<sup>49</sup> Vgl. z.B. GERHARDT, M., Fliedner II 150; FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 28f; betont negativ bei STICKER, A., Wer 8.

<sup>50</sup> Vgl. DISSELHOFF, J., Jubilate 51; GrFl IV a 4a, Sechster Jahresbericht 80.

<sup>51</sup> Bereits im Juni 1839 hatte Friedrich Wilhelm IV., zu diesem Zeitpunkt noch Kronprinz, die Ausbildungsanstalten in Kaiserswerth besichtigt und ihnen Geldmittel bewilligt. Seiner Faszination entsprach, dass er Diakonissen für die Berliner Charité bestellte und eine selbständige „Ausbildungsstätte evangelischer barmherziger Schwestern“ stiftete.

<sup>52</sup> Vgl. v.a. GERHARDT, M., Fliedner II 160ff.

<sup>53</sup> Dieses Datum ergibt sich durch Rückrechnung der Tagebuchaufzeichnungen von Elise Averdick (s. GLEISS, H., Diakonissenmutter 6f) und einen Brief der Mutter Carolines an ihren Sohn Ernst (abgedruckt bei BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 7).

kommen und ihr Leben damit in den Dienst der Diakonissen-Anstalt stellen wolle oder ob sie Vorsteherin in Berlin werden möge – eine pragmatische Entscheidung<sup>54</sup>.

Leider ist nicht mehr zu entscheiden, ob er ebenso wie bei seiner ersten Brautwerbung von vorn herein seinen absoluten Anspruch als Mann geltend machte<sup>55</sup> oder ob ihn das hierarchische Gefälle zwischen ihm und der qua Herkunft sozial weit über ihm stehenden Caroline davon abhielt. Caroline – nach dem Tod des Vaters 1831 keiner männlichen Autorität mehr unterstellt und seit ihrem Eintritt in das Hamburger Allgemeine Krankenhaus weitreichende Entscheidungsbefugnis gewöhnt – dürfte sich m.E. schwer getan haben, einem Mann ihr Jawort zu geben, der unumwunden klarstellte: „[...]“, daß der Wille des Mannes vorzugsweise gelten und die Frau nachgeben müsse, nach menschlichem und göttlichem Recht, [...]“<sup>56</sup>. Carolines Mitteilung an ihren Bruder Ernst, „Fliedner richtet meine Blicke unaufhörlich hin auf den Herrn Herrn, [...]“<sup>57</sup> lässt es als wahrscheinlich erscheinen, dass Th. Fliedner sich zur Erreichung der Konformität seiner zukünftigen Gattin und zur Versicherung deren Loyalität des Verweises auf die gemeinsame Basis bediente und auf diese Weise sein Recht als Mann legitimierte – wer konnte opponieren, wenn Ziel und Zweck allen Handelns *der Herr* war?

Die wohl folgenschwerste Entscheidung, die Caroline in ihrem Leben traf, fiel rasch: Bereits vier Tage später, am 26. Februar, stand ihr Entschluss fest, Th. Fliedner nach Kaiserswerth zu folgen. Am folgenden Tag gab sie Th. Fliedner ihr Jawort, bevor dieser am 28. Februar aus Hamburg abreiste<sup>58</sup>. Wie sicher sie sich ihrer Wahl war zeigt nicht zuletzt, dass sie sich bereits endgültig entschieden hatte, bevor sie die Antwort ihres Seelsorgers Franz Claudius erhielt<sup>59</sup>, dessen Rat sie bei dieser Entscheidung ebenso wie vor früheren erbeten hatte. Offensichtlich war sie sicher, dass dieser Schritt in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes über ihrem Leben war<sup>60</sup>. F. Claudius' Antwort auf Carolines nicht mehr erhaltenen Brief mit der Bitte um Rat entkräftete direkt Zweifel, die Caroline trotz aller Gewissheit hinsichtlich ihrer Entscheidung für Th. Fliedner plagten. Ihre Sorgen hatten zunächst einerseits der Gefahr gegolten, den Willen Gottes zu verkennen und mit der Annahme der Werbung Th. Fliedners

---

<sup>54</sup> In Bezug auf die Chronologie mit GERHARDT, M., Fliedner II 164. Pragmatisch erscheint der Antrag v.a. insofern, als Th. Fliedner auf seiner verzweifelten Suche nach einer neuen Partnerin bereits zwei Fehlschläge hatte hinnehmen müssen: Im Sommer 1842 hatte Sophie von Wurstemberger, eine aus vornehmem schweizerischen Haus stammende Erweckte, deren Freundschaft mit Elisabeth Fry sie ebenso wie die Gründung eines Krankenvereins in Bern 1836 als ideale Partnerin hatte erscheinen lassen, seine Werbung abgelehnt. Mit deutlich reduzierten Ansprüchen war er daraufhin im Herbst an eine Freundin seiner Schwester herangetreten, deren Qualitäten er primär in ihrer Kranken- und Kinderliebe gesehen hatte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 157ff). Caroline musste durch ihren Hintergrund (s.o.) ohne jeden Zweifel als optimale Partnerin auf ihn wirken. Die Vorstellung Carolines im sechsten Jahresbericht der Diakonissenanstalt (GrFl IV a 4a, Sechster Jahresbericht 91) durch Th. Fliedner, die Betonung ihrer unbedingten Tauglichkeit aufgrund ihrer beruflichen Vergangenheit und ihrer theologischen Ausrichtung, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass seine Entscheidung für die 32jährige in erster Linie pragmatischer Art war, hinter die persönliche Neigungen zurücktraten (auch wenn diese im 19. Jahrhundert i.d.R. die Partnerwahl gerade bei Pfarrern bestimmte, vgl. JANZ, O., Kirche 146). Auch die Mitteilung seiner bevorstehenden Heirat an seinen Schwiegervater A.Chr. Münster in seinem Brief vom 2. März 1843 lässt Pragmatismus als Hauptgrund für seine Entscheidung erscheinen.

<sup>55</sup> Vgl. nochmals den Werbefrief, den Th. Fliedner am 14. Januar 1828 an Friederike Münster sandte bei STICKER, A., Friederike 13ff.

<sup>56</sup> Ebd. 15.

<sup>57</sup> FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 4. März 1843.

<sup>58</sup> S. die Tagebuchaufzeichnungen Elise Averdiecks bei GLEISS, H., Diakonissenmutter 7.

<sup>59</sup> Vgl. FA IV b2. Das Antwortschreiben von Franz Claudius datiert vom 26. Februar 1843, kann Caroline mithin erst nach ihrer endgültigen Entscheidung erreicht haben. Die Entscheidung für Th. Fliedner und die Diakonissen-Anstalt unterschied sich somit signifikant von früheren, sofern weder externe Affirmation noch Opposition handlungsleitend waren.

<sup>60</sup> Dem entspricht, dass Caroline am 4. März 1843 an ihren Bruder Ernst schrieb: „Ich trage in mir die Ueberzeugung, daß, indem ich Fliedners Antrag annahm ein Wille Gottes über mir in Erfüllung ging“ (FA IV a 18).

einem Verführungsversuch des Bösen zu erliegen<sup>61</sup>. Andererseits scheint sie gefürchtet zu haben, durch ihren Schritt Anstoß und Ärgernis innerhalb des Krankenhauses zu erregen<sup>62</sup>. F. Claudius' Antwortschreiben ermutigte Caroline indes, dem Heiratsantrag als „gnadenreiche Fügung des Erbarmers“ zu entsprechen. Typisch Hamburgisch fügte er jedoch hinzu, dass es für den Schritt unabdingbar sei, dass sie sich „von seiner innern Persönlichkeit [...] angezogen“ fühle. Auch nahm er seine Pflicht als Seelsorger wahr, Caroline die Ansprüche vor Augen zu stellen, mit denen sie in Kaiserswerth konfrontiert werden würde: „Sie ziehen von den Augen des Herrn geleitet [...] in Ihre neue Heimath, um den drei Mutterlosen Mutter, den Diaconissinnen erfahrene, kundige Schwester, den Instituten in Gemeinschaft mit Ihrem Mann treuer, umsichtiger Vorstand zu werden und in der Kraft und Gnade des Herrn reiche Aussaat zu streuen zur ewigen Erndte [...]“.<sup>63cc</sup>

Anders als der Eintritt in das Allgemeine Krankenhaus wurde Carolines Entscheidung von der ganzen Familie unterstützt: Die Mutter schrieb in einem Brief an ihren Sohn Ernst: „Er [i.e. Fliedner] [...] hat der ganzen Familie, soweit sich eine zu kurze Bekanntschaft beurteilen läßt, gefallen.“<sup>64cc</sup> Th. Fliedners Kontakte zu den erweckten Hamburger Pfarrern L.Ch.G. Strauch und J.W. Rautenberg sowie zu Senator Dr. M. Hudtwalcker erstickten das Bewusstsein, dass Caroline „unter Stand“ heiraten würde, ebenso im Keim wie seine zu diesem Zeitpunkt nicht mehr unerhebliche Bekanntheit. Die Erleichterung über die Aufgabe der Position der Oberaufseherin im Allgemeinen Krankenhaus, die Carolines Entscheidung für Th. Fliedner erforderlich machte, überwog besonders bei der Mutter die Trauer über das Scheiden Carolines von Hamburg. Die Familie war sicher, dass Caroline in Kaiserswerth glücklich werden würde<sup>65</sup>.

Das Bewusstsein der sie erwartenden Aufgabenfülle trug ebenso wie die Informationen, die Caroline über Friederike Fliedner erhielt, dazu bei, dass sie ihrer neuen Heimat nicht allein mit Freude und Respekt, sondern auch mit Angst entgegensah<sup>66</sup>. Viel zur Vorbereitung auf ihre neue Heimat vermochte Caroline indes in den drei Monaten, die zwischen Verlobung und Eheschließung lagen, nicht zu tun: Zunächst stellte sie sich in einem Brief der Mutter Th. Fliedners vor und bat sie um den „Muttersegen“ zu der Ehe<sup>67</sup>. Sehr zügig nahm sie auch Kontakt zu den drei Kindern Th. Fliedners auf, stellte sich ihnen direkt als „Mutter“ vor und drückte ihnen ihre Freude über diesen Sachverhalt aus<sup>68</sup>.

Am 1. März kündigte Caroline ihre Stelle und suchte gleichzeitig ihre Nachfolge dahingehend zu beeinflussen, dass der Posten weiterhin von einer Frau, vorzüglich von Elise Averdieck, bekleidet würde. Während die Krankenhausverwaltung, die Provisoren, Carolines Wunsch zu entsprechen suchten, forderten die Ärzte einen Nachfolger. Da es nicht möglich war, einen Konsens in der Frage zu finden, beschlossen die Provisoren am 4. April, die Stelle der Oberaufseherin nach Carolines Ausscheiden auf unbestimmte Zeit, zumindest bis Johanni,

---

<sup>61</sup> I.d.S. greift F. Claudius eine Befürchtung und direktes Argument Carolines gegen die Ehe auf „[...] daß der Satan in Lichtengelgestalt sich zu wandeln versteht [...] und der verborgene Mensch des Herzens [...] Schaden nehmen und Ihr treues Herz abgewendet werde von der Einfalt [...]“ (Brief von F. Claudius an Caroline vom 26. Februar 1843).

<sup>62</sup> Ebd. Derlei Rücksichten verdankten sich der Tatsache, dass es Caroline erst im Lauf der Zeit gelungen war, massive Zweifel an ihrer Tauglichkeit für den Beruf – besonders von Seiten der Ärzte – durch Leistung zu überwinden.

<sup>63</sup> FA IV b2, Franz Claudius an Caroline am 26. Februar 1843.

<sup>64</sup> Mutter Carolines an ihren Sohn Ernst am 28. Februar 1843, zitiert nach BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 7.

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> S. FA IV a 2, Caroline an ihre Schwiegermutter am 2. März 1843 sowie FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 13. Mai 1843. „Was Du über meine Vorgängerinn, die selige Fr. Pastorinn F. schreibst, hat mich eben so sehr erfreut, als geängstigt. Wie viel muß mir noch gegeben werden, ehe ich im Stande bin zu thun, was mir befohlen ist!“

<sup>67</sup> S. FA IV a 2, Caroline an ihre Schwiegermutter vom 2. März 1843.

<sup>68</sup> S. z.B. FA IV a 14, Caroline an Mina Fliedner am 7. März 1843; 5. April 1843.

unbesetzt zu lassen. Bei dem Versuch der Regelung ihrer Nachfolge begab sich Caroline in die Gefahr, ihrer Wunschkandidatin ohne Rücksichten auf mögliche Konflikte zu suggerieren, dass die Übernahme ihres Postens vermutlich dem Willen Gottes entspreche<sup>69</sup>.

Am 15. April 1843 erhielt Caroline ihre Entlassungspapiere vom Allgemeinen Krankenhaus<sup>70</sup>. Daneben wurde ihr als besondere Anerkennung ihrer Leistungen eine goldene Denkmünze überreicht, die auf der einen Seite die Ruinen des 1813 zerstörten Krankenhofes mit seiner Kapelle zeigte, auf der anderen das 1823 neu errichtete Gebäude<sup>71</sup>. Die freie Zeit zwischen der Kündigung der Stelle und der Eheschließung beabsichtigte sie als „Muße- u. Sammlungszeit“ zu nutzen<sup>72</sup>. Ursprünglich war die Hochzeit für den 8. Mai geplant: Caroline erwartete ihren Bräutigam für den 6. Mai, bis sie einen Tag vorher von seiner ältesten Tochter Luise postalisch von einer Erkrankung in Kenntnis gesetzt wurde, die einen mehrwöchigen Aufschub seiner Reise nach Hamburg notwendig machte. Erst Sonntag, den 28. Mai traf Th. Fliedner frühmorgens ein. Der Tag wurde von Th. Fliedner und Caroline mit Gottesdienstbesuch und Besuchen bei Bekannten verbracht<sup>73</sup>. Der Zweisamkeit wurde von Anfang an ebenso wenig Zeit wie dem wechselseitigen Kennenlernen eingeräumt: Es kann nur noch darüber spekuliert werden, welche Bedeutung den Brautbriefen im Prozess des wechselseitigen Kennenlernens zukam. Von Caroline wird lediglich selbst ein Ausschnitt aus den Brautbriefen, einer Absichtserklärung gleich, zitiert, als sie ihre Briefe durch Zufall bei Reinigungsarbeiten im Arbeitszimmer ihres Mannes fand: „Ich bin jetzt Deine Dich zärtlich u. innig liebende Braut, ich will werden Dein treues Weib, Deine Pflegerinn, Deine Dienerinn, Deine Gehülffinn, Deine Mitarbeiterinn, Deine freundliche Begleiterinn, Dein lenksames Kind, oder was Du sonst irgend aus mir machen willst, nach dem Willen Gottes.“<sup>74</sup> Von zentraler Bedeutung ist ihre Bereitschaft, sich völlig dem Willen des Mannes unterzuordnen. Das Paar wurde am folgenden Tag, dem 29. Mai 1843 um 10 Uhr in der Hamburger Kirche St. Georg von J.W. Rautenberg, einem der Führer der Hamburger Erweckten, vor einer großen Festgemeinde getraut. Rautenberg predigte lang und erbaulich über diverse Bibeltexte, bevor er sich direkt an Th. Fliedner wandte und die Vorzüge Carolines aufgrund seiner Erfahrungen mit ihr hervorhob. Ins Zentrum rückte dabei v.a. ihre Fähigkeit, andere Menschen zu unterstützen und ihnen jede Lebenslage zu erleichtern<sup>75</sup>. Caroline suchte er im

---

<sup>69</sup> Vgl. die Tagebuchaufzeichnungen von Elise Averdieck vom März und April 1843 bei GLEISS, H., Diakonissenmutter 8ff. Elise Averdieck stammte wie Caroline aus vornehmen Hamburger Verhältnissen, gehörte ebenso wie sie den erweckten Kreisen an und stand in Verbindung mit Amalie Sieveking und J.W. Rautenberg. 1843 leitete Elise Averdieck eine Knabenschule. Die Tagebuchaufzeichnungen lassen erkennen, dass Elise Averdieck den Wunsch Carolines, ihre Arbeit im Krankenhaus fortzusetzen, als Anspruch empfand, mit dem sie sich nicht identifizieren konnte und wollte, auch wenn sie sich zunächst dem Eindruck nicht entziehen konnte, dass er möglicherweise dem Willen Gottes entsprach. Die Diskrepanz zwischen eigenem, menschlichem Wünschen und dem, was sie aufgrund der Einschätzung Carolines und J.W. Rautenbergs („mit scheint doch das Werk, dazu Sie gerufen werden, größer als das was Sie haben“) als Willen Gottes fürchtete, stürzte sie in einen schweren inneren Konflikt („ich bete um Willenlosigkeit“), der letztlich durch den Dissens zwischen Krankenhausverwaltung und -ärzten gelöst wurde.

<sup>70</sup> Vgl. FA IV c 2, Auszug aus dem Buch über Angestellte. Legendarisch wird überliefert, dass der ihr zunächst äußerst skeptisch gegenüber eingestellt Oberarzt Dr. Bülow bei ihrem Fortgang geäußert haben soll: „Eine Caroline bekomme ich nie wieder.“ (zit. nach GERHARDT, M., Fliedner II 166).

<sup>71</sup> Vgl. CHRISTLICHE[R] VOLKSKALENDER, 53 (1894) 44. 1844 oder 1845 sandte Caroline die Münze einer Pfarrfrau in Elberfeld, damit jene sie an einen Münzsammler verkaufe. Der Erlös sollte einem in Elberfeld wohnenden katholischen Pfarrer gegeben werden, der zum Protestantismus konvertiert war. Trotz Einwänden beharrte Caroline darauf, dass die Münze verkauft und zur Hilfe eines fremden Menschen verwendet werde (FA IV a 16).

<sup>72</sup> Vgl. FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 13. Mai 1843.

<sup>73</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 7.

<sup>74</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 28. Mai 1850.

<sup>75</sup> RAUTENBERG, J.W., Traupredigt, entspricht mit diesem Urteil über Caroline völlig den Aussagen der Mutter über sie, die ihr zum Abschied ins Stammbuch geschrieben hatte: „Hart ist der Trennungsschmerz, meine heißgeliebte Caroline, auch Deinen sanften Tröstungen muß ich Schwergedrückte entsagen“ (FA IV c 7). Weiter teilte er der Festgemeinde seine Erwartung mit, dass die Ehe von Th. Fliedner und Caroline für beide Seiten zum

Folgenden ihren zukünftigen Ehemann nahe zubringen, dessen Qualitäten er ungleich unpersönlicher aus seinem Engagement für die Diakonissen-Anstalt ableitete. Schonungslos führte er Caroline die Konsequenzen ihrer Entscheidung für Th. Fliedner und seine Anstalten vor Augen, indem er die Trennung von Hamburg, von Familie und Freunden thematisierte, an deren Stelle mit der Heirat eine ungewisse Zukunft trat, die nur durch den Tod beendet werden konnte und damit endgültig war. Gewiss war sich Caroline der Konsequenzen ihrer Entscheidung bewusst, doch wird gerade die Traupredigt, wenn auch noch so ermutigend gemeint, ihr die Schattenseite ihrer Zukunft vor Augen geführt haben. Die Traupredigt, die nachhaltig die Notwendigkeit hervorhob, Christus in das Zentrum der Ehe zu stellen, stimmt ganz mit den Vorstellungen des Brautpaares hinsichtlich der Gestaltung ihrer Ehe überein: Wie das Motto seiner ersten Ehe hatte Th. Fliedner auch für die zweite den Wahlspruch „Ewig eins in Ihm“ vorgeschlagen, der in die Brautringe graviert wurde<sup>76</sup>. Nach der Kirche frühstückte das Brautpaar mit der gesamten Familie in Carolines Elternhaus. Später machten sich die Jungvermählten nach Wandsbeck auf, wo sie bis zum Abend blieben.

Der Hochzeit folgten unmittelbar die ersten Amtshandlungen Carolines: Bereits in Hamburg führte sie zahlreiche Gespräche in ihrer Funktion als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt. Es verdankte sich ihrer jahrelangen Erfahrung als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus, dass sie die an sie gestellten Ansprüche weder als erdrückend empfand, noch ihnen nicht gewachsen war<sup>77</sup>. Betriebsamkeit kennzeichnete die Ehe von Beginn an. Schon am 31. Mai reisten Th. Fliedner und Caroline nach Lübeck, wo ein Vortrag über die Diakonissen-Anstalt gehalten wurde<sup>78</sup>. Am 3. Juni kehrten die beiden nach Hamburg zurück. Am 8. Juni fuhren sie mit dem Dampfschiff nach Potsdam, um die ersten Kaiserswerther Diakonissen in ihr neues Arbeitsfeld in der Berliner Charité einzuführen. Bevor am 15. Juni die Stationen für weibliche Syphilitische und weibliche Krätzigige übernommen wurden, leitete Caroline die fünf Diakonissen zu ihrem Aufgabenkreis an, indem sie die Schwestern zwei Tage einführte und nachts mit ihnen in der Charité schlief<sup>79</sup>. Eine kompetentere Einführung hätte man wohl kaum finden können, hatte doch ein großer Teil der Patienten der Caroline unterstellten Station im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus an eben diesen Erkrankungen gelitten. Die Reise von Berlin nach Kaiserswerth wurde durch Besuche in Dresden, wo man Th. Fliedners Rat für die Gründung einer Diakonissen-Anstalt wünschte und der Besichtigung der Franckeschen Stiftungen in Halle unterbrochen. Um Caroline einen gründlichen Einblick in die Arbeitsfelder der Diakonissen-Anstalt zu geben, besuchte Th. Fliedner im Anschluss daran mit ihr die Einrichtungen in Frankfurt, in Kreuznach und Saarbrücken, in denen Kaiserswerther Schwestern tätig waren. Auch wurde Caroline auf dieser Reise, die mehr den Charakter einer Dienstantritts- als einer Hochzeitsreise trug, Th. Fliedners Mutter und seiner Schwester Käthchen in Wiesbaden vorgestellt. Noch Ende Juni erreichten die Eheleute Kaiserswerth, wo Caroline ein herzlicher Empfang bereitet war und sie sich rasch in den neuen Alltag eingewöhnte<sup>80</sup>.

---

Heil und zum Frieden sein werde. Die Kenntnisse, die Rautenberg über Caroline hatte, gaben mehr als nur Grund zur Hoffnung, dass Th. Fliedner in Caroline nicht nur die passende Ehefrau, sondern auch die richtige Mitarbeiterin für die Anstalten und die passende Mutter für seine drei Kinder aus erster Ehe gefunden hatte.

<sup>76</sup> Dieser Geist spricht auch aus dem von Th. Fliedner gedichteten Ehestands-Lied (FA II M b5). Leider ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, ob er es für seine eigene Hochzeit schrieb, oder für eine Trauung in seiner Funktion als Pfarrer. Die 1. Person Plural lässt ersteres als wahrscheinlich erscheinen. In den acht Versen erscheint Christus als das die Eheleute einende Element. Die eheliche Liebe erscheint als etwas Sakrales, das über jede Art fleischlicher Begehrlichkeit erhaben ist.

<sup>77</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 7.

<sup>78</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 8.

<sup>79</sup> S. GrFl IV a 4a, Siebenter Jahresbericht 105.

<sup>80</sup> Dem entsprach, dass Caroline ausdrücklich Familienbesuche wünschte, um ihre Familie von ihrem ehelichen Glück in Kaiserswerth überzeugen zu können (FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 18. Juli 1844). Darüber hinaus hatte sie keinerlei Interesse daran, 1845 mit ihrer Familie nach Berlin überzusiedeln, als zur Debatte stand, dass Th. Fliedner selbst die Leitung des vom König gestifteten neuen Mutterhauses Bethanien in

Die Briefe, die zwischen den Eheleuten während der zahlreichen beruflichen Abwesenheiten primär Th. Fliedners von Kaiserswerth gewechselt wurden, sind die Hauptquelle für die Rekonstruktion des Verhältnisses der Eheleute. Bei der Untersuchung des Verlaufs der Ehe wird der Frage nach partnerschaftlichem oder patriarchalischem ehelichem Verhältnis besonderes Interesse gelten. Um in diesem Punkt eine adäquate Einordnung zu erreichen, ist es unerlässlich, an dieser Stelle knapp die rechtliche Stellung der Frau zu umreißen. Der Modus der Kooperation der Eheleute hinsichtlich der Organisation der Anstalten – wiederum primär ihren Briefwechseln zu entnehmen – wird in dem Teil der Arbeit behandelt, der sich mit Caroline in ihrer Position als Vorsteherin beschäftigt.

Mit der Übersiedlung nach Kaiserswerth zog Caroline von Hamburg, wo das gemeine Recht galt, in die Rheinprovinz Preußen und wechselte damit in den Geltungsbereich des Code Napoléon. Das Allgemeine Preußische Landrecht (ALR)<sup>81</sup> von 1794, das mit dem Übergang der Rheinprovinz auf Preußen 1815 auf das Rheinland übertragen werden sollte, gilt zwar als „Muster aufgeklärter Staatsplanung“, indem es in §24 einen Gleichheitsgrundsatz formuliert<sup>82</sup>, ist jedoch charakterisiert durch die patriarchale Vorherrschaft des Mannes als „Haupt der ehelichen Gemeinschaft“ (§184), deren Begründung die „natürliche Schwäche des weiblichen Geschlechts“ war. Es wurden rechtliche Konstruktionen erfunden, um gegebene Verhältnisse, die man zu ändern nicht gewillt war, mit neuen Ansichten in Einklang zu bringen. Darüber hinaus waren Rechte, die Frauen zugesprochen waren, faktisch leer, da die Durchsetzbarkeit nicht geregelt war<sup>83</sup>.

Den liberalen Rheinländern gelang es, beim preußischen König 1818 einen Erlass zu erwirken, der davon absah, das preußische Landrecht auf die Rheinprovinz zu übertragen<sup>84</sup> und der bis 1900 als wesentliches Element des rheinischen Partikularismus bestehen blieb: Die Aufhebung des französischen Rechts im Rheinland hätte eine völlige Umwälzung des durch die Franzosenherrschaft eingeführten bürgerlichen Gesellschaftssystems bedeutet<sup>85</sup>. Während das ALR das Privileg adliger Geburt und Rechtsunterschiede des Adels kannte, wollte man am Rhein staatsbürgerliche Gleichheit gewahrt wissen und ebenso wenig auf die Schwurgerichte und das öffentliche und mündliche Prozessverfahren verzichten, die man dem Code Napoléon verdankte, womit die Emanzipation des Bürgertums durch die Herstellung der

---

Berlin übernahm (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 233; FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1845 aus Hannover). Aus Hamburg schrieb sie am 8. Mai 1849. „Die wenigen Gläubigen hier wissen kaum, wo sie zur Kirche gehen sollen. O, armes Hamburg!“, am 12. Oktober 1857: „Ach, es ist in Kaiserswerth viel besser, als in der großen, unruhigen Stadt!“

<sup>81</sup> Die folgende Darstellung der rechtlichen Situation der Frau ist primär orientiert an WEBER-WILL, S., Die rechtliche Stellung der Frau im Privatrecht des Preussischen Allgemeinen Landrechts von 1794, Frankfurt am Main 1983; WEBER, M., Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, Tübingen 1907; KROJ, K., Die Abhängigkeit der Frau in Eherechtsnormen des Mittelalters und der Neuzeit als Ausdruck eines gesellschaftlichen Leitbilds von Ehe und Familie, Frankfurt am Main etc. 1988.

<sup>82</sup> Vgl. GERHARD, U., Stellung 173ff. Die Proklamation dieses Grundsatzes erlitt freilich so viele Ausnahmen, dass im Ergebnis die Ungleichheit der Geschlechter überwog. Zur Rettung des Gleichheitsprinzips wurde angenommen, dass die Frau durch den „freien“ Ehevertrag in sämtliche Implikationen der Ehe freiwillig einstimme.

<sup>83</sup> GERHARD, U., Verhältnisse 155, formuliert insofern treffend, wenn sie feststellt: „Das Landrecht stellte auch in bezug auf sein Familienrecht einen Kompromiß dar zwischen überkommenem Zustand und zukunftsgerichteter Absicht.“ Das Gesetz an sich war vielfach frauenfreundlicher als seine Kommentare und die spätere Rechtsprechung (ebd. 156f).

<sup>84</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 281; KLAES, S., Post 256f.

<sup>85</sup> Der Code Napoléon war 1804 eingeführt worden. Aufgrund des in diese Zeit fallenden Nationalgüterverkaufs erfreute sich der Code schon bald großer Beliebtheit in der Bevölkerung, da er mit klaren gesetzlichen Vorschriften im Vertragsrecht und im Hypothekenwesen das Kaufgeschäft sicherte; die gezielte Notablenpolitik tat ihr Übriges, das französische Recht zu sichern. Leitende Posten im Justizwesen wurden ausschließlich mit Rheinländern besetzt (vgl. dazu ausführlich FEHRENBACH, E., Problematik 200ff).

Rechtsgleichheit und der Gewaltenteilung gefördert wurde<sup>86</sup>. Die bürgerliche Rechtsordnung förderte maßgeblich die rechtlich-politische Emanzipation des Bürgertums durch die Herstellung der Rechtsgleichheit. Darüber hinaus hatte der Code Napoléon als erstes bürgerliches Gesetzbuch die gesellschaftliche Ordnung des nachrevolutionären Frankreichs auf rechtliche Begriffe gebracht und endgültig die Auflösung der überkommenen feudalen, auf Grund- und Gutsherrschaft beruhenden Agrarstrukturen aufgelöst. Mit der Beseitigung der Adelsprivilegien und der Standesunterschiede wurden Freiheit der Person und des Eigentums gesichert<sup>87</sup>. Hinsichtlich der Rechte der Frau unterschied sich die rheinische Gesetzgebung hingegen kaum vom ALR, sofern es zur Anpassung an die preußische Gesetzgebung eine Reihe spezifischer Modifikationen erfuhr<sup>88</sup>.

Dem Mann oblag die offizielle Leitung des Hauswesens und die Vertretung seiner Interessen nach außen – was eine Fürsorgepflicht für Frau und Kinder einschloss –, während die Frau zur Erledigung der innerhalb des Hauses anfallenden Arbeiten verpflichtet war. Als hierarchische Spitze der ehelichen Verbindung stand dem Mann in gemeinschaftlichen Angelegenheiten das Letztentscheidungsrecht zu<sup>89</sup>. Dem korrespondierte auf der Gegenseite die Folgepflicht der Frau. Dem dennoch fortschrittlichen Charakter des Gesetzeswerkes entsprach, dass größere Entscheidungen gemeinsames Beraten der Eheleute voraussetzten. Selbstverständlich ging der Kodex von der Mitarbeit der Frau bei der wie auch immer gearteten Tätigkeit des Mannes aus und knüpfte so an traditionelle Einstellungen von weiblicher und kindlicher Beteiligung im Erwerbsleben an. Auch Caroline fügte sich mit ihrem Selbstverständnis, „Gehülfinn“ ihres Mannes zu sein, selbstverständlich in diesen zeitgenössischen Rahmen ein<sup>90</sup> – wenn sich auch einmal die kühne Deutung findet, dass auch Caroline die Ehepartner als wechselseitige Gehülfen betrachtete<sup>91</sup>.

Die dominierende Rolle des Mannes zeigte sich insbesondere im Güterrecht des französischen Rechts: Das Vermögen der Frau ging mit der Eheschließung mit Ausnahme des rechtlichen und vertraglichen Vorbehaltsgutes in die Verwaltung und Nutznießung des Mannes über. Selbständig handeln konnte die Frau in Bereichen des vorbehaltlosen Vermögens.

Unabhängiges rechtsgeschäftliches Handeln war für die Frau nur sehr eingeschränkt möglich: Die Ermächtigung zu rechtsgeschäftlichem Handeln war ganz in das Gutdünken des Mannes gestellt. Ohne Zustimmung des Ehemanns konnte sie lediglich Rechte erwerben sowie Notverwaltungsmaßnahmen ergreifen, Geschäfte im Rahmen der Schlüsselgewalt und solche über das vorbehaltene Vermögen vornehmen<sup>92</sup>.

Auch das Verhältnis der Eltern zu den Kindern war charakterisiert durch die Vorherrschaft des Mannes. Im Rahmen der Erziehung hatte die väterliche Gewalt Vorrang vor der Einwirkung der Mutter. Allein der Vater konnte die Kinder rechtskräftig vertreten. Wenn das Gesetz auch die gemeinschaftlichen Rechte und Pflichten anerkannte, wurde die

---

<sup>86</sup> Die institutionell gesicherten Rechtsgarantien der staatsbürgerlichen Freiheit hatten für die Rheinländer geradezu den Charakter eines Verfassungersatzes (vgl. KLAES, S., Post 255).

<sup>87</sup> Vgl. FEHRENBACH, E., Problematik 202ff. Dennoch war das rheinische Recht in mancherlei Hinsicht zum Nachteil der Klein- und Mittelbauern, was jedoch nicht daran hinderte, an die Beibehaltung des Code Napoléon den optimistischen Fortschrittsglauben zu knüpfen, dass die rechtlich-politische Emanzipation des Bauern- und Bürgerstandes allein bereits den sozialen und wirtschaftlichen Aufschwung verbürge.

<sup>88</sup> Vgl. KEMPIN, E., Stellung 91.

<sup>89</sup> Insofern machte Th. Fliedner in seinem berühmten Heiratsantrag an Friederike Münster 1828 (abgedruckt bei STICKER, A., Friederike Fliedner 13ff) lediglich sein ihm ohnehin zustehendes Recht geltend.

<sup>90</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848.

<sup>91</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 27. Mai 1850.

<sup>92</sup> Damit war die Geschäftsfähigkeit der Frau im französischen Recht nicht mehr ungebrochen patriarchal geregelt: Die Frau bedurfte nur bei Geschäften, durch die sie verpflichtet wurde, der Einwilligung des Mannes (vgl. ausführlich GERHARD, U., Verhältnisse 160f). Bei der Betreibung selbständiger Geschäfte (z.B. im Handel) bedurfte die Frau nicht der Ermächtigung des Ehemanns, da sie dabei nicht als Gehilfin auftrat. Dasselbe galt für Rechtsgeschäfte, die sie mit ihrem Mann abschloss oder die im Interesse der gemeinschaftlichen Haushaltung vorgenommen wurden.

Rechtsstellung des Vaters unter Berufung auf seine Gewalt verstärkt. Mit dem Tod des Vaters trat die Mutter im Unterschied zum ALR ipso iure in dessen Rechtsstellung ein. I.d.R. wurde eine Altersvormundschaft eingeleitet, von der die Mutter sich jedoch im Unterschied zum Vater befreien lassen konnte. Analog zur Rolle im Hauswesen wurde der Mutter dagegen vergleichsweise großer Einfluss auf Pflege und Erziehung des Kleinkindes eingeräumt<sup>93</sup>.

Allein im Scheidungsrecht standen sich die Ehegatten weitgehend gleich. – Bei der Entwicklung des Gesetzeswerks war die patriarchale Struktur der Ehe im Vergleich zu dem nur 40 Jahre zuvor entstandenen Kodex in vollem Umfang bestätigt worden. Allein an einigen Stellen hatte man sich um Verbesserung der Stellung der Frau, besonders hinsichtlich der Rechte als Mutter bemüht.

Angesichts der Gesetzeslage war das Maß an Freiraum, das eine Frau in der Ehe im 19. Jahrhundert genoss, weitgehend in das Ermessen des Mannes gestellt. Für emanzipierte Frauen wie Caroline Bertheau dürfte hier ein nicht unerhebliches Konfliktpotential gelegen haben. Gewohnt, weitreichende Entscheidungen autonom zu treffen, galt es für sie ab dem 29. Mai 1843, sich einem Mann unterzuordnen, der das Gesetz auf seiner Seite wusste, wenn er in seinem Werbebrief an seine erste Frau Friederike Münster formulierte: „[...] daß ich nämlich das Recht des Mannes, Herr im Haus zu sein, mit Festigkeit zu behaupten gewohnt bin“<sup>94</sup>.

Der Abschied Carolines von Hamburg am 15. Juni 1843 sollte ein endgültiger werden: Zwar wurde Caroline 1845 von ihrer Mutter und einer ihrer Schwestern, Therese, in Kaiserswerth besucht, und kehrte auch Cesar acht Jahre später in ihrer neuen Heimat ein<sup>95</sup>, lassen die Hamburg betreffenden Bemerkungen in Carolines Briefen an ihren Gatten grundsätzlich große Distanz erkennen – nicht zuletzt deswegen, weil nur ein Teil ihrer Familie von der Erweckungsbewegung ergriffen worden war. Als „zu eitel, zu weltlich“ schätzte Caroline v.a. ihre Mutter ein, um ihren neuen Lebensabschnitt in Kaiserswerth noch positiv begegnen zu können, nachdem sie die Anstalten kennen gelernt hatte<sup>96</sup>. Interessanterweise findet sich in der aus persönlichen Aufzeichnungen rekonstruierten biographischen Darstellung der Mutter Carolines von Paul Bertheau kein Hinweis darauf, dass die Mutter tatsächlich der Einschätzung Carolines entsprach<sup>97</sup>. Demgegenüber lassen sich Bemühungen Carolines nachweisen, ihre erweckte Schwester Therese für den Posten der Asyl-Vorsteherin zu gewinnen – woran ihre Übersiedlung nach Kaiserswerth scheiterte, ob Therese zu diesem Schritt nicht bereit war, oder ob Th. Fliedner letztlich nicht mit dem „innern Zustand“ der Frau zufrieden war, ist nicht mehr zu entscheiden<sup>98</sup>. Im Mai 1849 reiste Caroline nach Hamburg, als ihre Schwester Emma im Sterben lag<sup>99</sup>, im Oktober 1857 zur Beerdigung ihrer Mutter<sup>100</sup>. Während aus Carolines Berichten aus Hamburg von 1849 noch tiefe Betroffenheit über den Tod ihrer Angehörigen hervorgeht, ist der Bericht über ihre bereits verstorbene Mutter 1857 eher sachlich: „Unsere liebe Leiche hat sich bis jetzt ziemlich gut gehalten u. ihr Angesicht ist sehr lieblich u. freundlich. Freilich ist die Zeit zur Beerdigung noch lang, doch läßt sich bei den hamburger Weitläufigkeiten jetzt nichts mehr darin abkürzen.“ 14 Jahre Kaiserswerth hatten emotionale Distanz geschaffen, die zu rationaler Bewältigung des Geschehenen befähigte. Eine wichtige Rolle dürfte dabei auch die Frustration gespielt haben,

---

<sup>93</sup> Vgl. GERHARD, U., Stellung 182. Nach Vollendung des vierten Lebensjahres durfte der Mutter das Kind wider ihren Willen ihrer Aufsicht und Pflege entzogen werden.

<sup>94</sup> Zit. nach STICKER, A., Friederike Fliedner 15.

<sup>95</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1851.

<sup>96</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 30. August 1844; 6. Mai 1845.

<sup>97</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Die Großmutter 65. Entgegen der Erwartung Carolines lassen die Berichte ihrer Mutter erkennen, dass sie erfreut war, „auch Carolines Häuslichkeit kennengelernt und einen Einblick in ihr reiches Wirken getan zu haben.“

<sup>98</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844.

<sup>99</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 8. Mai 1849. Caroline wartete indes mit ihrer Rückreise nach Kaiserswerth am 13. Mai nicht den Tod der 1818 geborenen Schwester am 19. Mai ab.

<sup>100</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1857.

dass es ihr nicht gelungen war, ihre Mutter der erweckten Frömmigkeit zuzuführen: „Es liegt mir schwer auf dem Herzen, daß ich wohl wenig für meine arme alte Mutter hier werde thun können. Bitte doch für mich so recht um Weisheit u. Liebe“ bat sie Th. Fliedner am 8. Mai 1849. „Mit der Mutter sprach ich vor einer Stunde über ihren eigenen Seelenzustand“ wenig später.

### 1.1 Die Ambivalenz der Selbstverleugnung: Selbstverleugnung als Negation subjektiven Empfindens und Selbstverleugnung als Sicherung der Autonomie und Instrument zur Emanzipation

Der Versuch, die Ehe der Fliedners angemessen zu beurteilen, wird maßgeblich durch den Umstand erschwert, dass keine Tagebücher von Caroline erhalten sind bzw. wahrscheinlich auch nicht von ihr geführt wurden. Auch ist nicht bekannt, dass sie sich postalisch regelmäßig einer Freundin anvertraute, wie es etwa die erste Ehefrau Th. Fliedners tat<sup>101</sup>. Folglich sind die wenigen noch erhaltenen Briefe, die Caroline nach 1843 an ihre Familie nach Hamburg und Göttingen schrieb sowie die umfangreichen Briefwechsel, die primär während der häufigen dienstlichen Abwesenheiten Th. Fliedners von Kaiserswerth entstanden, Hauptgrundlage für die freilich äußerst fragmentarische Rekonstruktion des Verhältnisses der Fliedners.

Am 30. Mai 1848, beinahe auf den Tag genau fünf Jahre nach der Hochzeit, schrieb Caroline in einem leidenschaftlichen Brief an ihren Mann in London<sup>102</sup>: „Schreib mir doch auch einmal einen Brief, Du Lieber, wie diesen. Du merkst doch wenigstens, daß Deine Frau ihn geschrieben hat, u. wirst ihn doch für Dich behalten. Die Briefe, die Du mir schreibst, könntest Du eben so gut an jemanden andern Menschen hier adressiren.“<sup>103</sup> Die beiden Sätze vermitteln einen Eindruck von der Schwierigkeit, aus den Briefwechseln das persönliche Verhältnis der Eheleute zu rekonstruieren. Primär manifestiert sich in den Briefwechseln ihre geschäftliche Kooperation<sup>104</sup>. Während Caroline ihren Mann aus Kaiserswerth meist über die aktuelle Situation in den Anstalten informierte, um Rat fragte und ihn über ihre Entscheidungen in Kenntnis setzte, berichtete Th. Fliedner über seine Erlebnisse fern der Heimat, erteilte Aufträge geschäftlicher Natur und stand bei Entscheidungen beratend zur Seite.

Dennoch finden sich bereits in den ersten Ehejahren in den von Caroline geschriebenen Briefen zahlreiche Hinweise auf ihre emotionale Beziehung zu ihrem Gatten, der seinerseits jedoch stets sehr gemessen auf ihre persönlichen Äußerungen reagierte. Vielfach ist bei seinen Briefen lediglich formalisierten Wendungen, vornehmlich Anfangs- und Schlussfloskeln, zu entnehmen, dass es sich bei den Briefen um solche an seine Frau handelte. Aufgrund der wachsenden Prominenz der Anstalten erscheint es als nicht unwahrscheinlich, dass Th. Fliedner intime Äußerungen wegen der Wahrscheinlichkeit späterer Publikation weitgehend vermied.

Anhand von Carolines Briefen, die sie zwischen August 1844 und August 1864 an ihren Mann schrieb, lassen sich in Bezug auf ihr persönliches Verhältnis zu ihm zwei Phasen ausmachen: Die erste ist gekennzeichnet durch ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm und ihr

---

<sup>101</sup> Ein Teil der Briefe Friederike Fliedners an Amalie Focke ist abgedruckt bei STICKER, A., Friederike Fliedner 59ff.

<sup>102</sup> Im Juli 1848 war eine Zahlung von 2500 Thalern fällig, die von den Anstalten nicht aufgebracht werden konnte und für Th. Fliedner als Vorsteher eine Kollektenreise nach England notwendig machte, ihn nach London, Manchester und Liverpool führte (GrFI IV a 4a, Zwölfter Jahresbericht 47).

<sup>103</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848. Denselben Tenor – wenn auch nicht anklagend – trägt ihr Brief vom 23. April 1846, wenn sie anmerkt: „Dein Brief circulirt in den Anstalten“ (ebd.).

<sup>104</sup> Dem entspricht das quantitative Verhältnis von offiziellen und privaten Äußerungen: Schätzungsweise wird dem privaten Bereich bei Carolines Briefen durchschnittlich weniger als ein Zehntel eingeräumt, bei Th. Fliedner ist die Bilanz noch ausgeprägter zugunsten offizieller Informationen.

Verlangen nach Erwidrerung ihrer Gefühle, die sie v.a. in seinem starken beruflichen Engagement, besonders seinen zahlreichen Abwesenheiten von Kaiserswerth, verletzt sah. Die Sturm-und-Drang Phase endet dramatisch mit dem eingangs zitierten langen Brief nach London vom 30. Mai 1848 mit den Worten: „Ich mag Deine Gehülfinn nicht mehr sein, da Du mir gar nicht hilfst, gar keine Rücksicht auf mich nimmst.“

Ein noch am selben Tag geschriebener Brief markiert einen Wendepunkt im Verhältnis Carolines zu ihrem Mann: Ihr Aufbegehren gegen die noch am Vormittag subjektiv als nicht tragbar empfundene Situation erscheint ihr nun nicht nur als ungerechtfertigt, sondern gar als Sünde gegen ihren Mann und Gott. Bußfertig bezichtigt sie sich selbst des Trotzes, des Eigenwillens und der Eigenliebe und erklärt ihren Wunsch, ihre Leidenschaft durch Gebet zu überwinden, an deren Stelle Willenlosigkeit treten möge. Persönliche Äußerungen sind ab diesem Zeitpunkt in Briefen an ihren Mann geprägt von der Sorge um seine Gesundheit und sein Wohlergehen.

Die Gründe für das ab dem 30. Mai 1848 scheinbar abrupt dauerhaft veränderte Verhältnis Carolines zu ihrem Mann sind Ergebnis eines langen Dialogs der Eheleute, der im Folgenden ausführlich untersucht werden soll.

Bereits im zweiten noch erhaltenen Brief von Caroline an ihren Gatten<sup>105</sup>, den sie unmittelbar nach seiner Abreise zu einer mehrwöchigen Kur nach Kreuznach schrieb, formulierte Caroline sehr plastisch, was sich bis 1848 wie ein roter Faden durch ihre Korrespondenz zieht: „Ich war heute undankbar genug, indische Frauen glücklich zu preisen, die sich mit der Leiche ihres Mannes müssen verbrennen lassen.“ Erinnert man sich der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, die sich in Carolines beruflichem Werdegang manifestiert, mutet die Aussage erschreckend an. Ihre Identität schien völlig in der ihres Gatten aufgegangen zu sein, ein Leben ohne ihn wurde als nicht mehr lebenswert empfunden. Auch die Bewältigung der alltäglichen Aufgaben, die ja auch im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus außerordentlich umfangreich waren<sup>106</sup>, empfand sie häufig als schwer, da die Furcht vor verkehrtem Handeln unabhängige Entscheidungen erschwerte<sup>107</sup>. Genauso stehen die häufigen Klagen über Schlaflosigkeit, die 1844 erste Erwähnung finden<sup>108</sup> und im Sommer 1856 eine mehrwöchige Kur zunächst in Badenweiler notwendig machten, die im Juli in Rigi am Vierwaldstätter See fortgesetzt wurde<sup>109</sup>, in krassem Gegensatz zu der Hervorhebung der außerordentlichen Konstitution Carolines während ihrer Tätigkeit sowohl als Erzieherin in Depenau als auch als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus<sup>110</sup>.

Führt man diese Aussagen mit den zahlreichen leidenschaftlichen Liebesbezeugungen zusammen, die Carolines Briefe an ihren Mann kennzeichnen, entsteht ein spannungsreiches Bild: Wie konnte es sein, dass Carolines Gesundheit ebenso wie ihre psychische Disposition immer labiler wurden, während sie nach eigener Einschätzung in der Ehe die Erfüllung gefunden hatte, nach der sie sich immer geseht hatte, mit ihrem beruflichen Engagement in

---

<sup>105</sup> S. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. August 1844. Die Briefe, die Caroline von ihrer ersten Inspektionsreise im Dezember 1843 aus Worms und Frankfurt nach Kaiserswerth schrieb, sind leider ebensowenig noch erhalten wie die Briefe, die sie im April und Mai 1844 nach Berlin schrieb, wo Th. Fliedner auf königlichen Befehl hin seine Vorstellungen vom Bauplan für das geplante evangelische Mutterhaus in Berlin vorstellen sollte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 227).

<sup>106</sup> Dem entspricht, dass häufig mehrere Monate vergingen, ohne dass Caroline das Krankenhaus für einen Besuch bei ihrer Familie verlassen konnte (vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 6).

<sup>107</sup> S. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 11. August 1844.

<sup>108</sup> Vgl. etwa FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 19. August 1844.

<sup>109</sup> S. FA IV c 16; FA IV a 14, Caroline an Mina Fliedner am 28. Juni 1856 aus Badenweiler. Obgleich Schlaflosigkeit nicht unmittelbar als Ursache für die Notwendigkeit der Kur genannt wird, weil Caroline ihr „Leiden“ als bekannt voraussetzt, macht es doch die ausdrückliche Erwähnung: „Mein Schlaf ist hier ziemlich reichlich im Vergleich mit früher [...]“ wahrscheinlich, dass Schlaflosigkeit die Ursache dafür war, dass Caroline das Erfordernis der Kur mit den Worten begründete: „Alle die Kräfte u. Organe, die der Mensch zum Denken, zum Fühlen und zum Handeln gebraucht, sind bei mir krankhaft angegriffen.“

<sup>110</sup> BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 6.

den Anstalten an ihre Tätigkeit im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus anknüpfen konnte und jedes Kind als höchstes Glück empfand?

Es finden sich eine Reihe Hinweise darauf, dass die meisten Beschwerden Carolines psychosomatischer Natur waren, deren Ursache in einem grundverschiedenen Eheverständnis der Eheleute lag. Während für Th. Fliedner eheliche Liebe – jedenfalls offiziell – rein sakralen, keuschen Charakter trug<sup>111</sup>, entbehrte sie bei Caroline nicht eines hohen Maßes an Lust und Leidenschaft, denen sie in ihren Briefen an zahlreichen Stellen Ausdruck verlieh.

Mit seinem Eheverständnis konstituierte Th. Fliedner einen umfassenden Unabhängigkeitsanspruch, der ihm in Verbindung mit dem Anspruch, dem Willen Gottes entsprechend zu handeln, jegliche Rücksichtslosigkeit erlaubte<sup>112</sup>. Dennoch war es allein die theologische Legitimation, mit der er aus dem zeitgenössischen Rahmen heraustrat – eines umfassenden Machtanspruchs und der geistigen Führung seiner Frau<sup>113</sup> war Th. Fliedner durch die Legislative sicher. Mit der umfassenden theologischen Durchdringung selbst des Privatlebens entsprach Th. Fliedner völlig Klerikalisierungstendenzen in der Pfarrerschaft, die als Antwort auf zunehmende Säkularisierung und Entkirchlichung v.a. von der Neoorthodoxie und der Erweckungsbewegung postuliert wurden<sup>114</sup>. Pragmatisch formulierte er in seinem Ehestands-Lied<sup>115</sup> das, was für ihn in der Ehe konstituierend war: Christus war für ihn die Mitte der Ehe, auf die das Liebesleben der Ehegatten konzentriert sein sollte. Gen 1, 27, der Mensch im Bilde Gottes, war ihm Verpflichtung zur Keuschheit des „Liebeszugs“. Menschliches Begehren und körperliche Lust erschienen aufgrund ihrer Gebundenheit an die Dimensionen Raum und Zeit als inferior. Das Faktum der Zugehörigkeit der Eheleute zu Christus schloss aus, dass die Eheleute einander unmittelbar gehörten: Nicht wechselseitige Sympathie und Leidenschaft waren Grundlage der ehelichen Gemeinschaft, sondern die Zugehörigkeit beider zu Christus war das Element, das die Ehe mittelbar legitimierte und die Ehegatten verband. Im Eheverständnis Th. Fliedners wurde eheliche Erotik völlig vom Agape-Gedanken überlagert. Die gemeinsame Beförderung des Reiches Gottes, in diesem Fall Ausbau der Diakonissen-Anstalt, wurde für ihn so zur Hauptgrundlage seiner Ehe. Auf diese Weise wurde eheliche Liebe nicht nur abstrakt zu einem mehr oder minder ideellen Wert, das edle Motiv und der hohe theologische Anspruch an Ehe erstickten Kritik an Th. Fliedners Konzept im Keim. Die theologische Begründung seines Eheverständnisses ließ alle von seinem Konzept abweichenden Wünsche, die Caroline an ihre Ehe stellte, als egoistisch und ungeistlich erscheinen. Taktisch ein nicht minder gutes Vorgehen war das Motto der Ehe „Ewig eins in Ihm“, das Th. Fliedner bei seiner zweiten Ehe ebenso wie bei seiner ersten in die Brautringe gravieren ließ<sup>116</sup>. Undank und Aufbegehren Carolines gegen die ihr so

---

<sup>111</sup> Jedenfalls offiziell. Immerhin zeugte Th. Fliedner trotz seines Keuschheitspostulats während seiner 26 Ehejahre einschließlich belegter Fehlgeburten Friederikes und Carolines weit mehr als 20 Kinder, wofür wohl nicht ausschließlich seine weniger keuschen Gattinnen verantwortlich zu machen sind.

<sup>112</sup> Interessant ist an dieser Stelle, was die 1818 geborene Emma Bertheau, Schwester Carolines, nach einem Besuch Th. Fliedners in Hamburg Ende des Jahres 1844 schrieb: „Ich kann nicht leugnen, daß Fliedner, als er Caroline heiratete, einen anderen Eindruck auf mich machte als heute. Er kam mir sehr streng und rücksichtslos vor, doch dafür halte ich ihn nun nimmermehr, zwar übt er eine große Selbstverläugnung und kann darum auch von anderen Menschen mehr fordern, doch tut er das, so tut er es von einem solchen christlichen Standpunkte aus, das man sich freut, mit ihm gesprochen zu haben.“ (zit. nach BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 8). Die Einschätzung macht deutlich, dass Th. Fliedners Rigidität durch sein frommes Engagement für die Anstalten entschuldbar schien.

<sup>113</sup> Vgl. KROJ, K., Abhängigkeit 189.

<sup>114</sup> Vgl. v.a. JANZ, O., Kirche 134f. Mit der Resakralisierung des Privatlebens rückten erweckte Pfarrer von ihrem Selbstverständnis als Vertreter des gebildeten Bürgertums ab, um sich explizit als Vertreter des geistlichen Standes jenseits der bürgerlichen Gesellschaft und jenseits der bürgerlichen Berufswelt einzuordnen.

<sup>115</sup> Vgl. FA II M b 5.

<sup>116</sup> Vgl. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 1. Juni 1848.

verhassten Dienstreisen suchte er entgegenzuwirken, indem er ihr für die Zeit seiner Abwesenheit Christus zum Mann gab<sup>117</sup>.

Carolines Liebe zu ihrem Gatten entsprach keineswegs diesem spirituellen Charakter. Es entsprach nicht ihrer Persönlichkeit, Lust und Leidenschaft zu spiritualisieren: „Mein volles, warmes Herz grüßt dich mit innigster Liebe, u. mein Mund küßt dich so gern. Verwundere dich nicht, u. halte hübsch still, u. schäme dich nicht zu sehr, wenn er nach deiner Heimkehr das Versäumte nachholt<sup>118</sup>“, schrieb Caroline am Ende der Kur ihres Gatten im Sommer 1844 nach Kreuznach. Am 10. Mai 1845, genau einen Monat vor der Geburt ihres zweiten Kindes, schrieb sie nach Berlin: „Ich küsse Dich im Geiste tausendmal, so daß Du Dich gar nicht mehr retten kannst u. Dich freust, daß ich nicht wirklich bei Dir bin.<sup>119</sup>“ Der Nachsatz – wenn auch scherzhaft gemeint – zeigt deutlich, dass Caroline in sexueller Hinsicht nicht die passive, der bürgerlichen Frau im 19. Jahrhundert zugeschriebene Rolle einnahm<sup>120</sup>. Emanzipiert und selbstbewusst stellte sie sich damit nicht nur zur Verfügung, sondern sie stellte gleichzeitig Ansprüche. Ebenso wenig wie sie in Kaiserswerth aus dem Berufsleben ausgegliedert wurde, um auf Privatheit und Heim reduziert zu werden, entsprach sie in sexueller Hinsicht dem in erster Linie durch Schamhaftigkeit charakterisierten Ideal der Hausfrau und Mutter<sup>121</sup> – auch wenn sich bei ihr aufgrund der Begeisterung über jede Schwangerschaft keine Hinweise darauf finden, dass sie bereits zwischen Sexualität und Fortpflanzung differenzierte. Mit ihrem durch Leidenschaft charakterisierten Eheverständnis stand sie in krassem Widerspruch zu dem ihres Mannes: Ehefrauen, die ihre Rechte an der ehelichen Pflicht ihres Gatten geltend machten, liefen Gefahr, der Unkeuschheit und Unzüchtigkeit bezichtigt zu werden<sup>122</sup>.

---

<sup>117</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 23. und 30. April 1846. Th. Fliedner bediente sich so der Brautmystik, die auch auf Diakonissen häufig Anwendung fand: Durch solche Bindung sollten in seiner Abwesenheit evtl. aufbrechende Gefühle und Energien aufgefangen und in karitatives Engagement kanalisiert werden (vgl. RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 35).

<sup>118</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844. Ähnlich auch der Brief vom 21. August 1844: „Ich habe sehr viel Zärtliches für dich in meinem Herzen; es will sich aber nicht in Buchstaben zwingen lassen, wenn du's hören willst, mußt du selbst dir's abholen.“

<sup>119</sup> FA IV a 1 vol 1. Ähnlich der Schluss ihres am 24. April 1847 geschriebenen Briefs: „Leb' wohl, mein lieber, theurer Mann; ich küsse u. drücke Dich, daß du schreist“. Selbst nach sieben Ehejahren berichtete ihrem Mann noch in den Orient: „Jetzt sehe ich Dein liebes Bild an; u. obwohl Du so ernst aussiehst, zwingt ich Dich doch zum Lachen, weil ich Dich so lange küsse, bis Du sagst: „Schämst Du Dich nicht?“ Nein, ich schäme mich gar nicht; ich bin ja Deine Frau“ (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. April 1851). Bevor Caroline von einer mehr als dreiwöchigen Inspektionreise nach Kaiserswerth zurückkehrte, schrieb sie an ihren Mann: „Bereite Dich u. uns bald auf einen recht fühlbaren Empfang, u. sei nur ja nicht krank, damit ich Dich recht drücken u. küssen kann.“ (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. Oktober 1845).

<sup>120</sup> Vgl. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 35f. Die unkonventionelle Einstellung zu Sexualität dürfte sich einmal mehr der Erziehung bei Amalie Sieveking verdanken, die statt monotonem Handarbeiten, das ja gerade der Sublimierung von Sexualität dienen sollte, Selbsttätigkeit bei ihrem Unterricht zu fördern gesucht hatte (vgl. das Spannungsverhältnis bei TREIBER, H. / STEINERT, H., Fabrikation 112ff; LADJ-TEICHMANN, D., Erziehung 193f). Gleichzeitig wird deutlich, dass Caroline keinen Widerspruch zwischen Frömmigkeit und Sexualität empfand, wie es in erweckten Kreisen durchaus üblich war: Die fromme Schriftstellerin Dora Rappard berichtete 1869 über die Geburt ihres ersten Kindes: „Einige Monate vor seiner Geburt hatten mich die Worte des 51. Psalms ‚Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen‘ so überwältigt, daß ich nur weinen konnte über das Verderben, das meinem noch ungeborenen Kind schon anhaftete.“ (zit. nach HARDACH-PINKE, I., Angst 557).

<sup>121</sup> Das in diesem Punkt abweichende Verhalten Carolines dürfte nicht zuletzt aus ihrer Furchtlosigkeit vor Geburt und Schwangerschaft resultieren, die vielfach das Verhältnis von Frauen zur Sexualität bestimmte (vgl. z.B. KNIBIEHLER, Y., Leib 390f): Allein während der Abwesenheiten Th. Fliedners von Kaiserswerth wähnte sich Caroline mehrfach schwanger und verlieh ihrer Freude über das sie erwartende Mutterglück uneingeschränkten Ausdruck. Insofern war es nicht Th. Fliedner, der in Bezug auf Nachwuchs sein ihm qua lege zustehendes Recht an ihrem Körper geltend machte (vgl. KROJ, K., Abhängigkeit 165).

<sup>122</sup> Vgl. KROJ, K., Abhängigkeit 165; WALKOWITZ, J.R., Formen 418. Die auffälligen und für das 19. Jahrhundert recht ungewöhnlichen Freudenbezeugungen über jede Schwangerschaft werfen die Frage auf, ob Caroline möglicherweise gegenüber ihrem Mann gezwungen war, jeder Schwangerschaft gegenüber eine überaus positive

Mit der Notwendigkeit beruflicher Kooperation und ihrem Anspruch auf emotionales Engagement ihres Mannes – das sich als implizite Anklage bzw. Forderung durch ihre Briefe zieht – drang Caroline auf umfassende Partizipation an der Welt ihres Mannes. Beweisen die Einträge in ihr Stammbuch für ihre Hamburger Zeit zahlreiche Freundschaften, fehlt jeder Hinweis darauf, dass Caroline in Kaiserswerth ein freundschaftliches Verhältnis mit einer Frau unterhielt<sup>123</sup>. Ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Verständnis und Anerkennung suchte sie folglich allein über ihren Gatten zu befriedigen. Carolines Wunsch nach beruflicher Kooperation konnte Th. Fliedner in vollem Maß entsprechen, hinter die persönliche Bedürfnisse jedoch zurücktreten mussten.

Das Konfliktpotential lag durch die modern anmutenden Forderungen, die Caroline an ihren Mann stellte, zweifellos auf Carolines Seite. Nichts verband sie mit der Meinung, die die Daseinsberechtigung der Frau allein in der Fortpflanzung zu erblicken glaubte<sup>124</sup> und ihr nur einen untergeordneten Platz in der Ehe einräumte<sup>125</sup>. Sehr natürlich, ohne bewusst gegen Konventionen anzukämpfen, artikulierte sie Wünsche und Bedürfnisse, die weit über ihre Zeit hinauswiesen. Mit Strenge, i.e. Festlegung einer ehelichen Hierarchie trat Th. Fliedner seit dem ersten Ehejahr Anforderungen entgegen, die Caroline an ihr Privatleben stellte. Er hätte den hohen (Gleichberechtigungs)Ansprüchen nur unter Aufgabe seiner Identität entsprechen können: Sein Lebenswerk war die Diakonissen-Anstalt, in die seine Gattin nicht anders als er selbst mechanistisch eingebunden war. Als Instrument zur Sicherung ihrer Konformität nutzte er den Heiligungsgedanken, wozu Carolines Anerkennung seiner theologischen Autorität notwendige Voraussetzung war<sup>126</sup>. Es zeichnet Th. Fliedner aus, dass er trotz der unangemessenen Ansprüche Carolines und trotz ihres so gar nicht dem Weiblichkeitsideal des 19. Jahrhunderts entsprechenden Charakters ihr stets mit Achtung und Respekt entgegentrat. Vielfach reagierte er auf ihre aggressiv formulierten Forderungen mit ausführlichen Apologien, versuchte stets zu überzeugen, nicht nur zu überreden und trug auf diese Weise ihrer umfassenden Bildung sowie ihrer Leistung Rechnung.

Wie sehr Caroline sich rational Th. Fliedners Standpunkt zu eigen machte – was sich möglicherweise dem Bewusstsein ihrer ungewöhnlichen Ansprüche verdankte –, zeigt nicht zuletzt, dass sie selbst feststellte dass ihre überschwängliche Liebe zu ihm mit „tausend Unlauterkeiten“ vermischt<sup>127</sup> und ihre „schwache Seite“ war<sup>128</sup>. Gleichzeitig empfand sie auf ihrer Seite die Diskrepanz zu dem keuschen sakralen Charakter der Bindung der Eheleute, die ihr Mann sich wünschte, als Mangel, der sie wünschen ließ, Christus möge das Eheweib ihres

---

Einstellung zur Schau zu stellen, um nicht den Eindruck zu erwecken, der Geschlechtsakt diene primär dem Lustgewinn.

<sup>123</sup> Emotionaler Rückzug in Frauenfreundschaften war eine zentrale Erscheinung im 19. Jahrhundert und Mittel, den Ausschluss aus der Männerwelt zu bewältigen (vgl. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 29f; KNIBIEHLER, Y., Leib 404f). Indem Caroline sich gerade nicht ein weibliches Gegenüber zum Erfahrungsaustausch suchte, verschloss sie sich aktiv der Gefahr, ihre Identität über exklusiv weibliches Selbstverständnis zu definieren.

<sup>124</sup> §1 des ALR von 1794 trug dem mit der Formulierung: „Der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Kinder“ Rechnung.

<sup>125</sup> Vgl. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 32f; BUDDE, G.-F., Bürgerleben 44ff. Zeitgenössische Ehen wurden i.d.R. nur darum als harmonisch beschrieben, weil Frauen sich unterordneten, Spannungen aus dem Weg gingen, auf Ausgleich bedacht waren und Selbstverleugnung als altruistische Genügsamkeit lebten.

<sup>126</sup> Vgl. v.a. FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 15. Januar 1845. Caroline gibt ihrem nur ein Jahr später geheiratet habenden Bruder Ratschläge für seine Ehe, in deren Mittelpunkt Vergebungsbereitschaft sowie die gegenseitige Unterstützung in der Heiligung stehen. Aus eigener Erfahrung berichtet sie: „[...] ich war in allerlei verwickelt u. schwierige Verhältnisse gleichsam hineingestoßen, u. mußte rasch hinter einander viel Lehrgeld bezahlen. Fliedners Rath u. sein großer Ernst, ja seine Strenge, sind mir von unaussprechlich großem Nutzen gewesen.“

<sup>127</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844.

<sup>128</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner an 24. April 1846.

Mannes werden<sup>129</sup>. Nur selten beurteilte sie ihre Gefühle als legitim und einer Frau entsprechend<sup>130</sup>. Gewiss war sie sich des Anspruchs ihres Gatten an ihre Liebe bewusst, wenn sie im Anschluss an leidenschaftliche Liebeserklärungen schrieb: „Es ist mir eine große Erquickung, für dich zu beten!“<sup>131</sup> Aber es gelang ihr nicht, ihre Sehnsucht nach und Leidenschaft für ihren Gatten rein theologisch und rational zu bewältigen und ihre Liebe für ihn mit seinen Ansprüchen in Einklang zu bringen.

Caroline kannte die Forderung, die ihr Gatte an sie und ihre Liebe stellte: Die Verwobenheit bzw. Gleichsetzung ehelicher Liebe mit Gottesliebe räumte ehelicher Intimität keine besondere Stellung, folglich auch nicht viel Zeit ein. Ein Besitzanspruch der Gatten aneinander war ausgeschlossen<sup>132</sup>. War Caroline ängstlich um die Gesundheit ihres Gatten besorgt und zur Besserung derselben bereit, seine mehrfach notwendigen Kuren voll zu unterstützen<sup>133</sup>, konnte sie sich dagegen keineswegs mit seinem beruflichen Engagement, seinen häufigen Abwesenheiten von Kaiserswerth im Dienst der Diakonissen-Anstalt, identifizieren und fürchtete stets den Tag seiner Abreise<sup>134</sup>. Als Hamburgerin klagte sie: „Ich merke, daß ich nicht umsonst die Frauen von Schiffskapitänen so sehr bedauert habe, u. hätte nicht geglaubt, daß eine Pastorinn deren Leiden theilen müßte.“<sup>135</sup> Wenige Tage später schrieb sie: „O mein lieber Mann, wie ein trotzig u. verzagt Ding ist mein Herz! Wie schmerzlich sehne ich mich nach dir! [...] Ich kann mich noch gar nicht darein finden, dich dann [i.e. nach Abschluss der Kur und dienstlichem Aufenthalt in Süddeutschland] wieder so oft in Duisburg zu wissen, u. später vielleicht gar oft in Berlin. Dann denke ich, du hättest nicht wieder heirathen müssen, [...]“<sup>136</sup> Th. Fliedner war seinerseits nicht empathisch genug, die Emotionen seiner Frau zu verstehen<sup>137</sup> und interpretierte sie als „Pfahl im Fleisch“<sup>138</sup> –

---

<sup>129</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner 30. April 1846. Auch in anderen Briefen klagt sich Caroline mehrfach an, dass sie ihren Mann nicht genug liebe (v.a. FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 15. Januar 1845). Der Wunsch, der Herr möge Ehefrau Th. Fliedners werden, weist eindeutig darauf hin, dass Caroline sich nicht in der Lage sah, der keuschen Liebesvorstellung ihres Mannes zu entsprechen.

<sup>130</sup> So z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844: „Ich bin ein rechtes Weib, u. dein Weib, du lieber Mann, der du mir zu stark bist.“

<sup>131</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. August 1844.

<sup>132</sup> Als Th. Fliedner sich im Mai 1848 durch Caroline vor ganzheitliche Ansprüche an seine Person gestellt sah, empfand er dies als „abgöttischen[s] Hängen an d Creatur“ und drückte seinen Wunsch aus, dass Caroline den Wunsch entwickle, mehr Kind Gottes als seine Frau zu sein (FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline 1. Juni 1848).

<sup>133</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 11., 14., 30. August 1844. Die Sorge um die Gesundheit Th. Fliedners lastete wie ein Damoklesschwert über der Ehe der Fliedners, hatte doch bereits die Hochzeit im Mai 1843 aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands um einige Wochen verschoben werden müssen. Am 27. August 1844 schrieb sie: „Wenn ich denke, daß du mir bald könntest genommen werden, ich dich jetzt vielleicht nicht wiedersehe, da wird mir sehr bange, u. mein Gebet brünstig, der Herr möge – wenn’s nur irgend mit unserer Seelen Seligkeit vereinbar ist – uns noch wieder erhalten, uns mit einander u. durch einander segnen [...]“. Caroline war aus diesem Grund sehr bemüht, ihren Mann während seiner Kuraufenthalte zur Bewahrung von Ruhe anzuhalten, da sie fürchtete, ihr Gatte werde durch allzu häufige dienstliche Unterbrechungen den Erfolg der Kuren beeinträchtigen.

<sup>134</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner 27. August 1844: „Als ich vor 2 Nächten dich im Traum sah, [...] doch mußte ich armes Kind schon wieder deinen Koffer packen, kaum nach Hause gekehrt, wolltest du an demselben Tage noch wieder aufbrechen, u. ließest uns durch mein bitterliches Weinen dich zu einem Tage Aufschub bewegen.“ Vgl. auch Caroline an Th. Fliedner am 22. April 1847 (FA IV a 1 vol 2) dazu, wie stark die Abwesenheit ihres Gatten Caroline im Unterbewusstsein beschäftigte.

<sup>135</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 30. August 1844.

<sup>136</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844.

<sup>137</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 20. August 1844. Auf Carolines Erwähnung von „innerer Noth“ schrieb er: „Du bist mir sehr in den Gedanken wegen Deiner inneren Noth, u daß Du mir nicht einmal sagst, worin sie besteht.“

<sup>138</sup> FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 20. August 1844. Die Zufriedenheit über den Modus, wie Caroline den Anstalten vorstand, zieht sich wie ein roter Faden seit Beginn der Ehe durch die Briefe Th. Fliedners an seine Frau. Es mutet jedoch ironisch an, wenn er schreibt: „Doch sollst Du nicht stolz darauf [i.e.

außerdem war es im 19. Jahrhundert keineswegs ungewöhnlich, dass die Ehegatten die meiste Zeit voneinander getrennte Wege gingen<sup>139</sup>. Seine Abwesenheiten von Kaiserswerth waren ihr „Schmerzen der Liebe“<sup>140</sup>. Allein die Sorge um seine Gesundheit, die sich wie ein roter Faden durch ihre Briefe zieht, ließ Reiseverlängerungen, wenn ihr Mann schon einmal unterwegs war, als legitim erscheinen<sup>141</sup>. Sonst konnte Caroline seine Ankunft in Kaiserswerth kaum abwarten.

Caroline vermochte sich nicht mit dem Primat der Anstalten, denen nach Th. Fliedner das gleiche Liebesverständnis wie das der Ehe zugrunde lag, abzufinden. Die Kenntnis und Internalisierung dieses – für Th. Fliedner objektiven Nexus – stürzte Caroline in tiefe Konflikte. „Heute kann ich am allerwenigsten darüber [i.e. dienstliche Angelegenheiten] nachdenken, denn in mir halten wieder alle Teufel Versammlung. So ungefähr wie in mir, so muß es in Saul ausgesehen haben, wenn der böse Geist über ihn kam. [...] Mein ganzes Wesen ist dann eine furchtbare Empörung gegen Gott; keine Spur von Dank u. Liebe gegen Gott od. Menschen bleibt in mir, aber doch ein Schreien nach Hülfe. [...] Hielte dieser Zustand mehrere Tage an, er könnte mich auf's Äußerste u. ich glaube um meinen Verstand bringen. [...] O, könnte unter solchen Kämpfen mein scheußliches Ich todtgeschlagen werden, dann könnte der Herr mich noch brauchen für sein Reich auf Erden [...]. Meine leidenschaftliche Liebe zu dir spielt eine Hauptrolle dabei. Auf die verlaß dich aber nicht, mein süßer Mann, sie verdient den Namen Liebe nicht u. ist viel eher Haß.“<sup>142</sup> Auch Th. Fliedner empfand ihre Liebe, wenn sie sich in eifersüchtigen, ihn in seinen Aktivitäten einschränken wollenden Formen manifestierte, als Mangel an Liebe<sup>143</sup>. Trotz der Größe ihrer Verärgerung war Caroline in Übereinstimmung mit den Konventionen peinlich darauf bedacht, die Differenzen mit ihrem Mann nicht an die Öffentlichkeit dringen zu lassen<sup>144</sup>. Nicht nur als Kind der Erweckungsbewegung und Schülerin Amalie Sievekings war Caroline sich bewusst, dass die Fähigkeit zur Selbstverleugnung eines der Grunderfordernisse eines gottgefälligen Lebenswandels war<sup>145</sup>. Selbstverleugnung galt als zentrale Qualität der Frau im 19. Jahrhundert schlechthin, von der man glaubte, dass sie als Wesenszug keiner besonderen Anstrengungen bedurfte, vielmehr selbstverständliche Manifestation weiblicher Identität war<sup>146</sup>. Gerade mit ihrer Tätigkeit als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen

---

ihre Führungskompetenz] werden, der Herr ists, der Dir's gegeben, u der Dir auch daneben, gleich Paulo, einen Pfahl ins Fleisch gegeben, daß Du Dich nicht überhebst, [...]“ Die emotionale Unausgeglichenheit wurde folglich als Gottes Willen entsprechend interpretiert. Auf diese Weise konnte nicht der Eindruck entstehen, es stehe in Th. Fliedners Macht, Carolines psychische Disposition zu verbessern.

<sup>139</sup> Vgl. z.B. BUDDE, G.-F., *Bürgerleben* 45.

<sup>140</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 8. Mai 1847.

<sup>141</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 3. Mai 1847.

<sup>142</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844.

<sup>143</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 1. Juni 1848. Noch am 10. Juli 1849 stellte Caroline fest: „Ich liebe Dich nicht zu viel; ach nein, ich liebe Dich nicht genug. Alle meine Noth kommt nur daher, weil ich zu viel von Dir will geliebt sein.“

<sup>144</sup> Vgl. z.B. FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 28. Februar 1846; FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1847. Selbst ihrem Bruder teilte sie lediglich mit, dass mit der Reise ihres Mannes nach London schwere Zeiten auf sie zukämen, da die Leitung der Anstalten dann in ihren Händen läge und ihre Arbeitslast unverhältnismäßig vermehre. Es galt als ungeschriebenes Gesetz, dass das Pfarrhaus ein exemplarischer Ausschnitt aus der bürgerlichen Lebenswelt war, auf das die Augen der Öffentlichkeit gerichtet waren. Umgangsformen und äußeres Erscheinungsbild waren aus diesem Grund von zentraler Bedeutung für die Pfarrfamilien, deren eheliches Leben und Umgang mit den Kindern paradigmatisch für das der Gemeindeglieder war. Das Pfarrhaus war Vor- und Sinnbild christlicher Lebensführung, das von seinen Bewohnern absolute Disziplin und Integrität erforderte (vgl. v.a. STECK, W., *Pfarrfamilie* 121ff).

<sup>145</sup> Auch Luther hatte das Sich-selbst-Begehren des Menschen vor Gott als Ursprung aller Sünden entdeckt: Tatsünden galten als Folgeerscheinungen der *corruption naturae*, die das Selbstsein bestimmt (vgl. ZUR MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II: Theologie“, in: TRE XXI 540).

<sup>146</sup> Vgl. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., *Ohnmacht* 33. Weithin herrschte die Annahme vor, dass die Frau erst in der völligen Aufgabe ihres Selbst ihr Ich fände.

Krankenhaus hatte sie unter Beweis gestellt, dass sie in der Lage war, menschliches Wünschen und Streben dem unterzuordnen, was sie als Anspruch Gottes an sich selbst empfand<sup>147</sup>. In Kaiserswerth sah sie sich als Ehefrau nun in einer gänzlich neuen Situation: Ihre menschlichen Ansprüche als leidenschaftlich liebende Gattin standen dem Anspruch, den ihr Mann mit der Diakonissen-Anstalt an sie stellte, diametral und unvereinbar gegenüber. Selbstverleugnung war zu einem Anspruch emporgewachsen, der die Aufgabe ihrer menschlichen Wünsche in solchem Ausmaß verlangte, dass er ihre Identität in Frage stellte. Die Ernsthaftigkeit ihres Strebens nach Heiligung, die sie diese Forderung auch an sich selbst stellen ließ – nicht nur extern durch ihren Gatten, der freilich als unverhältnismäßiger Verstärker wirkte –, stellte ihre Persönlichkeit auf eine Zerreißprobe.

Selbstverleugnung bedeutete für Caroline ab 1843, „ihm [i.e. dem Herrn] mein Liebstes [i.e. ihren Ehemann] hinzugeben“<sup>148</sup>. Die Abschiedsgottesdienste mit Abendmahlsfeier, die Th. Fliedner stets vor größeren Reisen zu halten pflegte<sup>149</sup>, werden dazu beigetragen haben, dass Caroline sich stets der Möglichkeit bewusst war, den letzten gemeinsamen Tag mit ihm verbracht zu haben. Das Zusammenspiel dieses theologischen Anspruchs mit der Leidenschaft, die Carolines Verhältnis zu ihrem Mann bestimmte, waren verantwortlich für die Leiden, über die sie in ihren Briefen häufig klagte und die damit psychosomatischer Art waren. Die Klage über Schlaflosigkeit findet ihre erste Erwähnung in Zusammenhang mit ihrer als „Noth u. Verkehrtheit“ empfundenen Liebe. Es war die Liebe, die Caroline nach eigenem Empfinden den Schlaf raubte<sup>150</sup>. Dass es sich dabei nicht um die von ihrem Gatten als wünschenswert empfundene keusche Liebe handelte, die de facto alle Menschen in Christus verbindet, wird darin deutlich, dass sie solche Nächte als Plage des Teufels empfand<sup>151</sup>. Auch die als unverhältnismäßig empfundene Arbeitslast als Vorsteherin, die Furcht, Entscheidungen zu treffen und das Empfinden von Unheimlichkeit waren unmittelbar an Th. Fliedners Abwesenheit von Kaiserswerth gebunden<sup>152</sup>. Es ist letztlich nicht mehr zu entscheiden, wie das Verhältnis von objektiver Krankheit zu der Benutzung von Leiden als Druckmittel zur Rücksichtnahme war<sup>153</sup>. Die Reaktion Th. Fliedners dürfte unbefriedigend

---

<sup>147</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844. Als Caroline im Januar 1840 die Entscheidung traf, die Position der Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus anzunehmen, hatte sie zum ersten Mal die Erfahrung der positiven Auswirkung von Selbstverleugnung gemacht. Freiwillig hatte sie nach eigener Aussage einen Gegenstand ihrer Leidenschaft aufgegeben, was unmittelbar mit Frieden belohnt worden war.

<sup>148</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844 (ähnlich auch am 19. April 1847 (FA IV a 1 vol 2)). Zwei Wochen später, am 6. September, berichtete sie ihrem Mann, dass sie sich selber strafe, da sie nicht in der Lage sei, dem Herrn das Opfer seiner Abwesenheit zu bringen.

<sup>149</sup> S. GERHARDT, M., Fliedner II 624.

<sup>150</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844. Th. Fliedner konnte Caroline demgegenüber „Meisterschaft im Schlafen“ bescheinigen (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Oktober 1847), was aufgrund fehlender Empathie möglicherweise die Ignoranz Th. Fliedners gegenüber dem Schlafproblem Carolines erklärt. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass Schlaflosigkeit nicht immer im Zusammenhang mit schlechter psychischer Disposition auftaucht: Als Th. Fliedner auf seiner ersten großen Orientreise war, berichtete Caroline, die zu dieser Zeit bereits völlig in den Willen Gottes ergeben war: „Meine Nachtruhe ist nicht so gestört, wie öfter zu Zeiten Deiner Abwesenheit; doch mußte ich die letzten Nächte immer bis 2 od. 3 Uhr wachen. Der Herr schenkt aber des Nachts meiner Seele viele stille, wodurch mir dies Leiden sehr erträglich wird“ (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1851).

<sup>151</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 19. August 1844.

<sup>152</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 9., 11. August 1844, 6. November 1846.

<sup>153</sup> Caroline empfand ihren Mann als „zu stark“ (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844), was das Empfinden ihrer Ohnmacht in Worte kleidet. Möglicherweise erschien die Demonstration von Ohnmacht als Krankheit Caroline als wirksamstes Mittel, ihren Gatten zur Rücksichtnahme auf ihre Gefühle zu bewegen. Auch der verzweifelte Appell „Mir wird’s, wie mir scheint, je schwerer u. schwerer so ohne Dich hier zu sein u. Ordnung halten zu sollen, meine Leibes- u. Seelenkräfte schwinden immer mehr“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Mai 1848) zeigt, dass sie offensichtlich hoffte, ihren Mann durch Erregung von Mitleid zu Rücksichtnahme zu veranlassen. Im 19. Jahrhundert wurde Krankheit für Frauen generell zu einem Instrument, auf die eigenen Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Durch Krankheit vermochte sich die Frau

gewesen sein: Regelmäßig forderte er sie dazu auf, Mittagsruhe zu halten und sich nicht zu überarbeiten<sup>154</sup>; in Anstalten und Schwesternschaft als unbefriedigend empfundene Situationen führte er gelegentlich auf Carolines Unfähigkeit zurück, mit ihren Kräften hauszuhalten, um sie nutzenmaximal einsetzen zu können<sup>155</sup> und erhöhte damit massiv den Druck auf sie. „Fleißig sein heißt nicht: immer etwas thun, sondern das rechte zur rechten Zeit thun<sup>156</sup>“, gab Caroline als Lehre an ihre Kinder weiter und dürfte mit diesem Satz ihre Erfahrungen im Umgang mit der Bewältigung der täglichen Arbeiten zusammengefasst haben.

Trotz aller enttäuschten Erwartungen an ihre Ehe blieb Caroline ihrem Mann privat herzlich zugetan und wünschte ihm stets das Beste: In all ihren Briefen versäumte Caroline kaum je, ihn ihrer Gebete für seine Gesundheit und den Erfolg seiner Geschäfte zu versichern<sup>157</sup>.

Doch die Ohnmacht, die sie ihrem Mann gegenüber empfand und die die eheliche Hierarchie spiegelte, ihre weitgehende Einflusslosigkeit auf seine die Diakonissen-Anstalt betreffenden Tätigkeiten, sein Engagement, dem Rücksicht auf Frau und Familie fremd war, wirkten nachhaltig auf Carolines Loyalität in Bezug auf seinen Beruf. „Gott weiß, wie schwer mir diese Verzögerung der Rückreise wird. Er wird ja auch darin alles wohl machen u in meiner lieben Gemeinde keine Bitterkeit deshalb aufwachen lassen“<sup>158</sup>, hatte er die wiederholte Verzögerung seiner Rückreise aus Berlin begründet, als Caroline etwa sieben Wochen vor der Geburt ihres vierten Kindes stand. Empörung offizieller Stellen wegen Vernachlässigung seiner Amtsgeschäfte fürchtete er<sup>159</sup>, die Gefühle seiner hochschwangeren Frau, die überdies am kalten Fieber erkrankt war, schienen hingegen der Worte nicht wert<sup>160</sup>. „Die Gemeinde ist sehr bitter“<sup>161</sup>, schrieb sie daraufhin. „Viele schlaflose Nächte u. qualvolle, viele trübe Tage habe ich verlebt. [...] O, wie sehne ich mich nach der Kraft, Demuth u. der Selbstverleugnung, die es mir möglich machen würde, Deine wirkliche, treue, Dich beglückende Gehülfinn zu sein“, hatte sie wenige Tage zuvor nach Berlin geschrieben<sup>162</sup> und ihm gleichzeitig gebeichtet: „Ich hatte vorgestern einen schrecklichen Brief an Dich geschrieben u. freue mich, daß ich dem Geiste Gottes folgte, u. ihn zerriß, sonst würde er Deine Last nur noch vermehren.“ Der Inhalt lässt sich unschwer erahnen. Trotziges Aufbegehren war Caroline nur in Momenten

---

familiären Anforderungen und ehelichen Pflichten zu entziehen und bestätigte und kultivierte auf diese Weise die der Frau im 19. Jahrhundert zugeschriebene Zerbrechlichkeit (vgl. ausführlich HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 24ff).

<sup>154</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 26. August 1844.

<sup>155</sup> So Caroline an Th. Fliedner am 7. Juni 1856 (FA IV a 1 vol 3) unter Aufgreifen von Kritik ihres Mannes an ihrem Verhalten.

<sup>156</sup> FA IV c 16, aus einem Brief von Carolines Sohn Ernst an ihren Sohn Heinrich.

<sup>157</sup> Vgl. v.a. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. Juni 1849: „Du merkst am Ende wohl, was Du hier schon oft gemerkt hast, daß wenn ich Dir auch gern böse sein wollte, ich es nicht sein kann. Der Teufel bringt es auch nicht fertig.“

<sup>158</sup> FA II K a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 1. Juni 1847. Am 13. April war er von Kaiserswerth abgereist, um in Berlin im Wesentlichen die Ausarbeitung der Statuten für das neue, vom König gestiftete Mutterhaus zu unterstützen (GrFl IV a 4a, Elfter Jahresbericht 23).

<sup>159</sup> Und zog seine Konsequenzen: Am 20. Januar 1847 hatte er sein 25jähriges Gemeindejubiläum gefeiert, am 6. Juni d.J. teilte er dem Presbyterium mit, dass er entschlossen sei, das Gemeindepfarramt niederzulegen. Vor diesem Schritt war die Klärung des Verhältnisses zwischen Anstalts- und Ortsgemeinde notwendig: Nachdem das Kultusministerium im November 1848 die Anstalt zur eigenen Parochie erklärt hatte, war die Trennung zur Ortsgemeinde vollzogen. Am 28. Januar 1849 hielt Th. Fliedner seine letzte Predigt (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 277ff).

<sup>160</sup> Es verwundert daher auch nicht, dass Caroline in ihrem legendären Brief des Aufbegehrens am 30. Mai 1848 feststellte: „Deine arme Lina, die von Niemand weniger, als von Dir bedauert wird, u. darum gezwungen sich selbst aufs Höchste zu bedauern.“ Erstaunlicherweise finden sich einige Hinweise, dass Th. Fliedner in Zeiten, wenn seine Gattin auf Reisen war, ähnliche Empfindungen hatte (vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 9. Dezember 1843).

<sup>161</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 4. Juni 1847.

<sup>162</sup> FA IV a 1 vol 2. Der Brief ist nicht datiert und nur noch fragmentarisch erhalten. Da er auf einen Brief Th. Fliedners vom 15./16. Mai reagiert, wird er um den 20. Mai verfasst worden sein.

möglich, in denen sie sicher war, dass ihr Mann in seinem Handeln nicht notwendigerweise mit dem unbedingten Willen Gottes konform ging<sup>163</sup>. „Denke doch nicht mehr an die Reise nach Amerika, ich halte sie für unmöglich, u. zum Schaden der Diakonissen-Sache“<sup>164</sup>, bat sie ihren Mann in einem solchen Moment<sup>165</sup>. Tatsächlich war die Reise nach Amerika die einzige, bei der sie das Vorhaben ihres Gatten nicht wenigstens rational unterstützte<sup>166</sup>. Da ihr Mann alles dafür tat, um sein Handeln als direkt dem Willen Gottes entsprechend darzustellen<sup>167</sup>, blieb Caroline meist keine andere Möglichkeit, als ihren Widerwillen und ihre Angst vor dem Alleinsein als Anfechtung des Teufels zu interpretieren. Ringen, Beschwörungen gleich, um Überwindung dieses Zustands der „Glaubensschwäche“<sup>168</sup> kennzeichnen die Briefe, die sie im Oktober und November 1847 nach Berlin schrieb, wo ihr Mann an den Einweihungsfeierlichkeiten des Mutterhauses Bethanien teilnahm. „Der Herr fordert viel von mir; aber er weiß, was er fordert. Du forderst es auch von mir; aber Du weißt nicht, was Du forderst“<sup>169</sup>, klagte sie ihn an. Th. Fliedner suchte Caroline zu suggerieren, dass die Anfechtungen, die sie um der Diakonissen-Sache willen zu ertragen hatte, gerade Beweis ihrer Seligkeit waren<sup>170</sup>. Die von ihm in Briefen häufig genutzte Anrede „Mein liebes Kind“ tat ein Übriges, um den pädagogisch-theologischen Charakter seiner Briefe zu unterstreichen<sup>171</sup>.

Abgesehen von den theologischen Implikationen ihrer Ressentiments gegen Th. Fliedners berufliches Engagement trat Caroline allein durch ihre nicht uneingeschränkte Unterstützung aus dem zeitgenössischen Rahmen heraus: Generell wurden Männer in ihrem Handeln von Frauen nicht in Frage gestellt<sup>172</sup>. Es entsprach der üblichen Rollenaufteilung, dass der Mann –

<sup>163</sup> In Bezug auf sein eigenes Engagement konnte sich Th. Fliedner nicht zu der Erkenntnis „Der Herr kann auch ohne uns fertig werden“ durchringen, wie er am 26. August 1844 seiner Frau geraten hatte (FA II k a 13 1).

<sup>164</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Mai 1848.

<sup>165</sup> Interessanterweise behielt Caroline mit der Einschätzung der Amerikamission recht: Zwar entwickelte sich das erste Diakonissenkrankenhaus in den USA zu einem selbständigen Mutterhaus (vgl. FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 57), doch verließen in den ersten Jahren drei der vier von Th. Fliedner eingeführten Schwestern das Krankenhaus. In Amerika sah man sich v.a. der mit Assoziation katholischen Orden ausgesetzt. Der Frauenmangel sowie das Selbstbewusstsein der Frau in den USA tat ein Übriges, das Mutterhaus als wenig attraktive Lebensform erscheinen zu lassen (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 473f).

<sup>166</sup> S. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

<sup>167</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 20. August 1844. Th. Fliedner reagiert hier paradigmatisch auf einen Bericht Carolines über ihre „innere Noth“: Noch bevor er sich erläutern ließ, was hinter der Begriffswahl stand, stellte er fest: „Der Herr muß Dich freilich selbst trösten und stärken durch seinen Geist, u wird es nach seiner Treue gewißlich thun. Traue auf ihn, so wirst du nicht zu schanden!“ Von vorn herein galt es dem Eindruck entgegenzutreten, es stehe in seiner Macht, das Befinden seiner Frau durch Änderung eigener Verhaltensweisen zu bessern.

<sup>168</sup> Als solche betrachtete Th. Fliedner Carolines mangelnde Loyalität oder Konformität. Das Beispiel Abrahams war ihm jedoch Beweis für die Geduld Gottes, die bei dem Erzvater ebenso wie bei seiner Frau zu einer Überwindung dieses Zustands führen würde (FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 28. Februar 1848).

<sup>169</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. Oktober 1847.

<sup>170</sup> FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 3. November 1847.

<sup>171</sup> Pädagogisch scheint Th. Fliedners Umgang mit seiner Frau auch gewesen zu sein, wenn sie feststellt: „Ich bin ihm für nichts dankbarer als dafür, daß er mich von vorn herein nie verzogen hat u. für seine mißbilligenden u. strafenden Worte.“ (FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 15. Januar 1845). Wie streng der Umgang Th. Fliedners mit seiner Frau war, wird auch darin deutlich, dass Caroline, als sie vergeblich einen angekündigten Brief ihres Mannes aus Southampton erwartete, von wo dieser 1849 die Überfahrt nach New York antrat, ernsthaft in Betracht zog, er habe ihr diesen Brief aus Gründen der Züchtigung versagt, da sie ihm zuvor ihre schlechte psychische Disposition dargelegt hatte: „Wenn Du absichtlich nicht schreibst, mein Geliebter, in Folge meines Briefes an Dich vom 15/6, so erscheint mir das allerdings von Dir hart u. gewagt [...] es sei denn, daß Gott es Dir geboten, es nicht zu thun“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849). - Pädagogischer Umgang mit Frau und Kindern gilt indes als Charakteristikum von Pfarrern im 19. Jahrhundert, dem nichts Herabwürdigendes anhaftet: Die Familie partizipierte unfreiwillig an der beruflichen Welt des Pfarrers (vgl. STECK, W., Pfarrfamilie 113), wenn dieser der gerade in der Erweckungsbewegung laut gewordenen Forderung nach totaler Identität von Amt und Person gerecht wurde (vgl. JANZ, O., Kirche 135).

<sup>172</sup> Vgl. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 15.

egal in welchem Ausmaß – außerhäuslich tätig war, während die Frau aufgrund ihrer Assoziation mit Hauswirtschaft selbständig die im Haus anfallenden Arbeiten regelte. Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten erscheinen die Reaktionen Th. Fliedners auf Carolines subversive Opposition gegen seinen beruflichen Einsatz außerordentlich milde: Es finden sich keine Hinweise darauf, dass er ihren Protest unter Hinweis auf ihre Rolle als Frau unterdrückte. Stets war sein Argument die Notwendigkeit uneingeschränkter Engagements des Ausbaus des Reiches Gottes auf Erden. Ein gewisser Pragmatismus ist dabei einzubeziehen: Da Caroline mit der inneren Organisation der Anstalten unverzichtbare Aufgaben oblagen, die ihre meiste Zeit in Anspruch nahmen, war ein solch übergeordnetes Ziel auch Motivation für ihren uneingeschränkten Einsatz. Andererseits konnte er ihr aufgrund ihrer Berufstätigkeit – der sie selbst den Primat vor ihren Kindern eingeräumt hatte<sup>173</sup> – einen gewissen Anspruch auf Gleichberechtigung nicht versagen. Es unterschied sie von der gewöhnlichen Pfarrfrau, dass sie mit dem Amt der Vorsteherin der Anstalten einen offiziellen Status hatte<sup>174</sup>. Anders als bei der durchschnittlichen bürgerlichen Frau des 19. Jahrhunderts war es damit gerade nicht Carolines Hauptaufgabe, ihrem Mann und ihren Kindern ein behagliches Heim zu schaffen, das ihm Entspannung von der Berufswelt und den Kindern exklusive Zuwendung durch die Mutter gewährte. Dies waren Nebenaufgaben, die sie zu leisten hatte und die ihre Arbeitslast massiv erhöhten. Rationale Berufswelt und biedermeierliche Gemütlichkeit standen sich aufgrund der Berufstätigkeit Carolines nicht gegenüber. Diesen Gegebenheiten trug Th. Fliedner Rechnung, indem er ihr – nicht nur was ihr Amt als Vorsteherin betraf – weitgehende Autonomie einräumte, die zweifellos über den zeitgenössischen Rahmen hinausging<sup>175</sup>. Die hierarchische Struktur der Ehe war folglich nicht natürlich gegeben, sofern auch Caroline die Familie in der Öffentlichkeit repräsentierte. Th. Fliedner war gezwungen, den Primat seiner Vorstellungen bzw. der Anstalten auf andere Weise zu behaupten.

Solange es Th. Fliedner gelang, sie von der Identität des Willens Gottes mit seinen Plänen zu überzeugen, konnte sie von ihm nur Solidarität und Verständnis verlangen<sup>176</sup>: „Mein Lieber, komm bald u. hilf mir, u. sag‘ mir, daß auch solche Leiden über Dich ergehen.“<sup>177</sup> Th. Fliedner begegnete dieser Aufforderung einmal mehr theologisch: „[...], sondern Dir fleißig vorsagen u. vorklagen von diesen Kämpfen, während ich fühle, daß viele Rede u Schreiben davon mir Schaden brächte statt Nutzen, selbst wenn ich die Zeit dazu hätte, die ich aber nicht

---

<sup>173</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 15. Januar 1845. In Bezug auf ihren zehn Monate alten Sohn Theodor schreibt sie: „Mein Beruf erlaubt es nicht, ihm so viel Zeit zu widmen, wie die Mehrzahl der Mütter ihren Kindern schenken kann; [...]“ Tatsächlich war die Zeit, die Caroline tagsüber mit ihren Kindern verbrachte, auf eine Stunde am Morgen beschränkt.

<sup>174</sup> Vgl. BAUBÉRAUT, J., *Protestantische Frau* 225. Auch wenn die durchschnittliche Pfarrfrau i.d.R. weitreichendere Kompetenzen als andere bürgerliche Frauen hatte, hatte sie keinerlei institutionelle Legitimation. Bestimmte Funktionen waren ihr zugewiesen, jedoch mehr als Gehilfin ihres Mannes als als eigenständige Aktivität.

<sup>175</sup> Zu den im 19. Jahrhundert vielfach noch außerordentlich patriarchalisch geprägten Pfarrhäusern und der Rolle der Frau vgl. BEUYS, B., *Pfarrfrau* 56f. Gerade Pfarrer hielten nicht selten länger am traditionellen Bild der Frau fest und beharrten darauf, auch im privaten Rahmen das alleinige Entscheidungsrecht zu haben. Dies beinhaltete freilich dennoch, dass die Pfarrfrau in der Gemeinde und damit im öffentlichen Bereich eine Vielzahl von Aufgaben wahrzunehmen hatte. Caroline indes wies eine Sozialisation auf, die ihren Mann auf vielfältige Befruchtung der Diakonissen-Anstalt hoffen lassen durfte. Carolines Engagement in den Anstalten durch Beharren auf Konventionen und Rechten zu dämpfen wäre dem Ausbau der Organisation insofern abträglich gewesen.

<sup>176</sup> Im zweiten Ehejahr, als sich auch in den von Th. Fliedner geschriebenen Briefen vereinzelt noch Liebesbezeugungen persönlicher Art finden, formulierte auch er gelegentlich die Notwendigkeit seines beruflichen Engagements als aktives Spannungsverhältnis: „Ach, mein Kind, wie gern wäre ich heute zu Dir hinunter gefahren!“, schrieb er am 4. September 1844, als er im Anschluss an seine mehrwöchige Kur beruflich nach Stuttgart reiste. „Ich muß mich aber in des Herrn Willen fügen!“ (FA II k a 13 1).

<sup>177</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. Oktober 1847. Noch stärker findet sich das Bedürfnis Carolines nach Identität der Gefühle im Brief vom 30. Mai 1848.

habe!<sup>178c</sup> In einem anderen Versuch, sich seiner Affinität zu versichern, schrieb Caroline: „Der Gedanke, daß Du auch ohne mich ganz wohlgenuth bist, reizt mich zur Bitterkeit.“<sup>179c</sup> Zweifellos war ihr unbegreiflich, wie es sein konnte, dass sie keine Anzeichen fand, dass ihr Mann ihre Gefühle teilte<sup>180</sup>. Aufgrund der Unvereinbarkeit von Carolines Eheverständnis und seinen (theologischen) Ansprüchen an die Ehe wurde Th. Fliedner quasi gezwungen, ihre Frömmigkeit in Frage zu stellen<sup>181</sup>.

Nur Willenlosigkeit, *Selbstverleugnung*, schien Caroline diesen Zustand erträglich machen zu können. „Selbstverleugnung! Ja, das ist das Eine, was not tut“, stand als Mahnwort unter dem im Wohnzimmer der Familie hängenden Bild der ersten Frau Th. Fliedners<sup>182</sup>. Kaum jemand wird den Gehalt dieser Worte besser ermessen haben als Caroline. Bevor es ihr jedoch weitgehend gelang, ihr Verhältnis zu ihrem Mann maßgeblich vom Gedanken der Selbstverleugnung her zu bestimmen, fand das Crescendo ihres Aufbegehrens seinen Abschluss in einem ungeheuer aufgebrauchten Brief am 30. Mai 1848<sup>183</sup>, der die gesamten Eheprobleme bündelte und die ihr als weiblichem Geschlechtscharakter im 19. Jahrhundert zugeschriebenen Qualitäten ad absurdum führte: Weichheit, Duldsamkeit und Anschmiegsamkeit erscheinen substituiert durch Härte und Anklage. Allein ihr Mann wird in diesem Brief für ihre Leiden verantwortlich gemacht. Während seiner ohnehin als unerträglich empfundenen Abwesenheit klagte sie über Quantität und Qualität seiner Briefe an sie, aus denen sie kein Verständnis für ihre Situation ersehen konnte, da sie so allgemeiner Art waren, dass das personale Verhältnis der Eheleute, das gerade in Hamburg von zentraler Bedeutung war<sup>184</sup>, bedeutungslos zu sein schien. „ich bin zu stolz um zu sagen, das ist mein Leiden, daß mein Mann mich nicht liebt, oder mich nicht versteht, oder mich nicht für sein Herz, sondern nur für die Anstalten gebraucht“ brachte sie ihre Empfindungen auf den

---

<sup>178</sup> FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 3. November 1847.

<sup>179</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 28. Februar 1848 nach Schlesien. Caroline selbst litt auch auf ihren Dienstreisen massiv unter Heimweh nach ihrer Familie, das ihr häufig ebenso den Schlaf raubte wie die Abwesenheit ihres Gatten von Kaiserswerth (FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 28. Februar 1846).

<sup>180</sup> S. auch FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849. Uneingeschränkt teilte er nur ihre Gefühle, wenn sie ihrem Willen Ausdruck verlieh, ihrem Streben nach Selbstverleugnung eine zentrale Bedeutung in ihrem Leben einzuräumen (z.B. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 5. März 1848). In den uneingeschränkten Unterstützungen solcher Absichtserklärungen Carolines wird indes deutlich, dass sich die Bestätigung der Gefühle Carolines, die sie von ihrem Mann erhoffte und die, die sie von ihm empfing, diametral gegenüberstanden. Wenn NIPPERDEY, TH., Religion 77, Abneigung gegen allen Ausdruck von Emotionalem postuliert, scheint dies bei Th. Fliedner sehr zutreffend gewesen zu sein.

<sup>181</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 28. Februar 1848: „[...] u so rufe ich Dir zu, mein liebes Kind: Fürchte Dich nicht! Glaube nur immer wieder aufs neue, u bitte: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Wie wenig Th. Fliedner in der Tat in der Lage war, die Gefühle seiner Frau nachzuvollziehen bzw. dies vorgab, zeigt auch das Antwortschreiben vom 1. Juni 1848 auf ihren legendären Brief des Aufbegehrens vom 30. Mai, wenn er schreibt: „Da freut es mich, daß Du hast Himmelfahrtstag feiern können, wenn auch nur im Hause, wie es mich auch heute morgen erquickt hat, [...]“. Für Caroline ließ sich das menschliche Bedürfnis nach Nähe zu ihrem Mann nicht durch das Feiern kirchlicher Feste ersetzen, wie es für Th. Fliedner offenbar möglich war. Dem gegenüber entsprach es seinem Anspruch, seinen Primat der Theologie auf seine Frau zu übertragen und im Fall der Nichtübertragbarkeit die Echtheit ihres Strebens nach Heiligung in Frage zu stellen.

<sup>182</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 147. 565. Friederike Fliedner hatte diese Worte zwei Tage vor ihrem Ableben ausgesprochen, nachdem ihr Mann ihr von seiner Predigt über Selbstverleugnung (Mt 16, 24-27) berichtet hatte.

<sup>183</sup> FA IV a 1 vol 2.

<sup>184</sup> Dem permanenten Vergleich ihrer Ehe mit der ihrer Eltern entsprach auch, dass sie ihm die stete Missachtung ihres Hochzeitstages zum Vorwurf machte. Auch die häufige Erinnerung ihres Mannes an die Geburtstage der Kinder (z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. April 1851) sind Beweis dafür, dass das bürgerliche Familienideal die Art des Zusammenlebens war, die Caroline wünschte und an der sie die Qualität des Zusammenlebens maß. War das Pfarrhaus jedoch einerseits Paradigma bürgerlichen Lebens, konnte sich in ihm bürgerliches Leben aufgrund der nicht vorhandenen Trennung von Innen- und Außenwelt, von privatem und öffentlichem Bereich, nur sehr begrenzt entwickeln (vgl. STECK, W., Pfarrfamilie 116f).

Punkt<sup>185</sup>. Logisch war die bereits zitierte Konsequenz, die sie am Ende des Briefes zog: „Ich mag nicht mehr Deine Gehülfinn sein, da Du mir gar nicht hilfst, gar keine Rücksicht auf mich nimmst.“ Dass genau dies unmöglich war, hatte sie eingangs festgestellt: „Wenn ich nur irgend einen Mittelweg wüßte, zwischen dem in die Hölle fahren für ewig u. dem Ausharren in dem Verhältniß, darin ich nun einmal bin!“ Ein Ausbruch aus der Ehe war letztlich aufgrund der theologischen Vorstellungen undenkbar<sup>186</sup>. Mit seiner Antwort auf das erregte Schreiben stellte Th. Fliedner das gesamte Verhalten Carolines in Frage<sup>187</sup>: „Aber daß Du in d Stunden d Endsagung immer wieder mich deshalb anklagt, mir geradezu alle Liebe zu Dir deshalb absprichst, ja meinst, mir eben damit weh thun zu müssen, [...] durch diese spitzigen u stacheligen Vorwürfe [...] ob das eine Sprache, die Gott Dich gelehrt? Doch, meine, das gilst Du selbst nicht, Du hast ja so oft schon bekannt, dass das krkhaft ist, u dass, selbst wenn ich so fühllos gegen Dich wäre u so böse, wie Du klagst, Du nicht Böses mit Bösem vergelten dürftest als Christinn? Ich hoffe u flehe vertrauend zu Herrn [...], daß er Dein Ringen, v d Selbstsucht u d abgöttischen Hängen an d Creatur los zu werden, nicht wird vergeblich seyn lassen [...]. Misverstehe mich nicht, lieb Kind! Ich wünsche deshalb dennoch neben Dir zu wandeln vor ihm, solange uns bdn Er das Leben fristet.“ Caroline sah nicht die Chance, die in den Worten ihres Mannes steckte. Noch am demselben Tag schrieb sie einen weiteren Brief an ihren Mann, in dem sie sich reumütig ihrer Verkehrtheit und ihres Eigenwillens bezichtigte. Auch viele ihrer späteren Briefe stehen stark unter dem Eindruck dieses Briefs:

---

<sup>185</sup> Sicher wohlgemeinte Äußerungen, die Th. Fliedner in Blick auf die Gesundheit seiner Gattin besonders in den ersten Ehejahre geschrieben hatte, mussten in diesem Licht als reiner Pragmatismus erscheinen: „Ach, wie fühlt man doch ganz anders, was für einen unaussprechlichen Schatz der Herr einem in Frau u Kindern gegeben hat, wenn man sie eine Zeitlang entbehrt, u um Angst wegen ihrer ist!“ (FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 28. April 1843), schrieb er aus Berlin, als seine Frau nach Meldung von Unwohlsein zwei Wochen nichts von sich hören ließ. Ab 1847 macht sich gerade in den Briefschlussfloskeln ein zunehmender Verlust der Betonung des ehelichen Verhältnisses bemerkbar: Grüßte Th. Fliedner in den ersten beiden Ehejahren seine Gattin noch persönlich, entspricht der Satz „O wie hab ich Heimweh nach Euch u der Gemeinde u den Anstalten, aber auch nach der Ruhe des Volkes Gottes!“ (FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 15. Mai 1847) seiner zunehmenden Identifizierung Carolines mit den Anstalten. Erst ab Mitte des Jahres 1848, nachdem Carolines Widerstand gegen seine Reisen weitgehend gebrochen war, verließ er seiner Sehnsucht nach Frau und Kindern wieder häufiger Ausdruck.

<sup>186</sup> Wie Caroline i.A. persönlich zu Ehescheidung stand, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Als sie sich im August und September 1848 fünf Wochen zur Erholung bei der Schwester ihres Mannes, Käthchen, in Wiesbaden aufhielt, wurde sie unweigerlich mit der Trennung einer anderen Schwägerin, Lorchen, von ihrem Mann, dem Pfarrer A.J.Ph. Jöckel konfrontiert (der Mann hatte 1821 Henriette Fliedner, ebenfalls eine Schwester Th. Fliedners geheiratet. Vor ihrem Tod 1827 hatte sie den Wunsch geäußert, dass ihre Schwester Eleonore, die zu dieser Zeit Th. Fliedners Haushalt in Kaiserswerth führte, ihren Platz einnehmen möge. Diese war dem Wunsch nachgekommen und hatte zwei Töchter geboren. Bereits 1842 wurden die Kinder im Mädchenwaisenhaus aufgenommen, da die Eltern sich getrennt hatten). In ihrem Bericht über Vermittlungsversuche zwischen den entzweiten Ehegatten findet sich keinerlei Schuldzuweisung (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. August 1848), lediglich das Bestreben, eine Wiedervereinigung herbeizuführen.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man davon ausgehen, dass Ehescheidung jedoch für Caroline indiskutabel war: Die liberalen Bestimmungen zur Ehescheidung den Codices des 19. Jahrhundert waren für Konservative und Klerikale in Preußen von Anfang an in der Schusslinie der Kritik. Mit dem Regierungsantritt des von seinem Gottesgnadentum überzeugten Friedrich Wilhelm IV. wurde den Missständen ein Ende bereitet: Aufgrund königlicher Order wurde bereits 1842 ein Entwurf ausgearbeitet, der die Aufhebung von elf Scheidungsgründen vorsah, die maßgeblich die Liberalität der Ehegesetzgebung verbürgt hatten. Als die Bestrebungen durch eine Indiskretion an die Öffentlichkeit drangen, musste der König nachgeben (vgl. GERHARD, U., Verhältnisse 170ff).

<sup>187</sup> Bedenkt man, dass Th. Fliedner Caroline nach dem ersten Ehejahr in Bezug auf ihre unglücklichen Empfindungen noch Verständnis signalisiert hatte, musste ihr mit einer solche Reaktion geradezu der Boden unter den Füßen entzogen werden: Der einzige Mensch, dem sie sich mitteilen konnte, entzog ihr deutlich seine Loyalität. Carolines nach dem ersten Ehejahr geäußerte Hoffnung: „Ich verlasse mich auf dein Wort, demzufolge ich nicht wissen soll, wie lieb du mich hast. Da wirst du's ja schon in Geduld ertragen, daß ich dir so viel von mir u. meinem Elend geschrieben habe“ (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844) wurde mit der Reaktion ihres Gatten vernichtet.

„[...] bin ich dennoch, dennoch sehr ein's mit Dir, u. brauch auch nicht Dich, sondern nur mich fahren zu lassen, um durch die enge Pforte zu kommen.“<sup>188</sup> Die Zeilen machen deutlich, dass Caroline ernsthaft bezweifelte, noch in der Heiligung zu leben und sich des ewigen Heils sicher sein zu können. Gleichzeitig macht die Formulierung eine neue Sichtweise deutlich: Das Opfer, das der Herr von ihr forderte, war nicht mehr ihr Mann, sondern sie selbst.

Unterstellt man, Th. Fliedner habe solche Zeilen allein darum geschrieben, um frei von jeder Pflicht zur Rücksichtnahme zu werden, sollte dennoch der an sich höchst emanzipatorische Anspruch nicht überhört werden, den er mit diesen Worten an seine Frau stellte: Radikal begegnete er Carolines Versuchen, ihre Identität über ihn oder einen anderen Menschen zu definieren. Offensichtlich hielt er sie für stark genug, unabhängig und allein in ihrer Verantwortung vor Gott zu handeln. Th. Fliedner kannte Carolines Vergangenheit, ihre auf Selbständigkeit und Emanzipation hin angelegte Erziehung bei Amalie Sieveking, ihren beruflichen Werdegang vor der Hochzeit. Jeden einzelnen Punkt konnte er als Beleg dafür werten, dass Caroline nicht wirklich das „schwache Weib“ war, als das sie sich gern bezeichnete<sup>189</sup> und er sie zum einem „Werde, die du bist“ auffordern konnte. Auch aus der Distanz entwickelte sich Caroline in ihrer Ehe anders, als ihre jahrelange berufliche Selbständigkeit es hatte erwarten lassen: Statt sich an Freiräumen zu erfreuen, fürchtete sie sie und kämpfte gegen sie an. Es ist nicht auszuschließen, dass der Zeitpunkt der scharfen Reaktion Th. Fliedners in unmittelbarem Zusammenhang mit der anstehenden Amerikareise stand. Am 7. Juni 1849, drei Tage vor der Abreise, beantragte er in einer außerordentlichen Vorstandssitzung für seine Frau „Sitz und Stimme in der Direktion“ (s. IV. 1.2) und verlieh damit seiner Überzeugung Ausdruck, dass sie in der Lage war, wie ein Mann und in seinem Sinn die Geschicke der Anstalt zu lenken<sup>190</sup>. Der Schritt bedeutete eine außerordentliche Würdigung ihrer Leistungen und demonstriert gleichzeitig, dass die Ehe für Caroline nicht wie für viele Frauen im 19. Jahrhundert ein Schritt in Unterordnung und Abhängigkeit oder gar Aufgabe ihrer Identität war – jedenfalls nicht erzwungener Maßen<sup>191</sup>: Hätte Th. Fliedner ihr nicht bereits in den ersten sechs Ehejahren breite Entscheidungsbefugnis eingeräumt und sich so ihrer Führungskompetenz versichert, hätte er 1849 ihre Kompetenzen wohl kaum in solchem Maß erweitert. Carolines Selbstverständnis aber widerstrebte die Kompetenzerweiterung ebenso wie die ohnehin große berufliche Verantwortung. „Vierzehn Jahre vorher hatte ich meinen Mann gebeten, wenn Gott ihm für den Fall seines Abscheidens einen Rath für mich ins Herz gäbe, mir denselben nicht vorzuenthalten“, teilte sie den Schwestern knapp drei Wochen nach dem Tod ihres Gatten mit. „Und als er dann mehr von mir verlangte, als eine Mithelferin an der Anstalt in einzelnen Arbeitszweigen zu sein, wies ich ihn darauf hin, wie ich bisher mein Vorsteherinnen- u. Mutter-Amt in der Anstalt so ganz und gar nach seiner Anweisung und von ihm gestützt und vertreten führte, daß ich eigentlich nie Vorsteherinn war, sondern meines Mannes Gehülfinn.“<sup>192</sup> Autonomie, wirkliche Unabhängigkeit empfand Caroline nicht als wünschenswert. Ob sie mit der zitierten Erklärung in erster Linie bezwecken wollte, Th. Fliedner zu häufigerer Anwesenheit in Kaiserswerth zu bewegen, oder ob sich das Selbstverständnis als Gehülfinn völlig unabhängig von ihrem Leiden an der Einsamkeit entwickelte, muss dem Bereich der Spekulation überlassen bleiben – festzuhalten bleibt, daß Th. Fliedner die Emanzipation seiner Frau mehr förderte als sie selbst. Caroline war emotional nicht geneigt, in sich affektiv und dienstlich unabhängig von ihrem Gatten zu machen.

<sup>188</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner ohne Datum (März 1849).

<sup>189</sup> Z.B. FA IV a 1 vol 1.2, Caroline an Th. Fliedner am 30. April 1846; 8. Mai 1847. Auf die Frau des alttestamentlichen Mythos' Simson (Richter 16ff) rekurrierend stellte sie am 29. Oktober 1847 fest: „Ich bin wahrhaftig keine Delila!“

<sup>190</sup> Th. Fliedner wich mit seinem Gedanken der Koordination signifikant vom ALR ab, welches die Assistenz der Frau beim Beruf des Mannes als selbstverständlich voraussetzte.

<sup>191</sup> Vgl. z.B. HEINTZ, B. / HONEGGER, C., Ohnmacht 30.

<sup>192</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864.

Aus der Fremdverleugnung ihrer Gefühle und ihres Willens durch ihren Mann musste darum Selbstverleugnung werden, da sie sich bewusst war, dass es nicht möglich war, Th. Fliedners Anspruch auf ihre unbedingte Selbstständigkeit dauerhaft zu widerstreben. Carolines Wille richtete seit 1848 alle Anstrengungen darauf, alle eigenen Wünsche und Bedürfnisse, die nicht unmittelbar mit dem Engagement ihres Gatten für die Anstalten konform gingen, zu ersticken<sup>193</sup>. Auf diese Weise legte sie den Teil ihrer Identität ab, der sie als Hamburgerin verraten hatte: Sie gab ihr Ideal der auf Liebe gegründeten und Exklusivität postulieren könnenden Partnerschaft zugunsten eines altruistischen Ideals auf. Ambivalenz gewann dieser Prozess dadurch, dass Caroline auf diese Weise tatsächlich von ausschließlicher Orientierung an und der vollkommenen Identifikation mit ihrem Mann abgehalten wurde. Allein den Willen Gottes erfüllen wollend blieb sie eine autonome Persönlichkeit. Auch wenn man sich dem Eindruck U. Röpers nicht entziehen kann, dass Th. Fliedner latenten Protest von Frauen gegen patriarchalisches Verhalten seelsorgerisch so umdeutete, dass Frauen jegliche Artikulation von Protest aus moralischen-theologischen Gründen unmöglich gemacht wurde<sup>194</sup>, wurde Carolines Selbstständigkeit durch eben dieses Argumentationsmuster ihres Gatten gesichert. Anders als bei den Diakonissen diente die stete Mahnung zu Selbstverleugnung nämlich nicht der Aufgabe ihrer Eigenständigkeit, sondern der Sicherung derselben: Caroline war aufgrund ihres emotionalen Verhältnisses zu ihrem Gatten geneigt, ihre Identität völlig in seiner aufgehen zu lassen. Insofern war es nur bedingt Th. Fliedners Anliegen, seine Frau davon zu überzeugen, Macht vom Subjekt abzutreten und Ohnmacht als individuelle, religiöse Grunderfahrung anzunehmen. Ihr Handeln und ihre psychische Disposition sollten durch die religiöse Konzeption der Selbstverleugnung primär unabhängig von seiner Person, nur sekundär aus der Ohnmacht gegenüber Gott gesichert werden<sup>195</sup>.

Die scharfe Zurechtweisung Th. Fliedners hatte zur Folge, dass aus der Bertheau eine Fliedner wurde: Wie bei Friederike Fliedner geb. Münster begann ein verzweifertes Ringen um Selbstverleugnung, das die Fügung in alle Entscheidungen ihres Lebens erträglich machen sollte. Als Erweckte, die sich mit ihrem Mann dem Motto „Ewig eins in Ihm“ verschrieben hatte, konnte sie nicht davonlaufen, auch war es ihr unmöglich, das eiserne Engagement, mit dem ihr Mann den Anstalten vorstand, zu brechen. Th. Fliedner war es gelungen sie zu überzeugen, dass ihr Aufbegehren Manifestation eines falschen bzw. gestörten Gottesverhältnisses war. Es musste ihr folglich glücken, ihre persönlichen Wünsche dem unterzuordnen, was ihr Mann als Willen Gottes über sein Leben meinte erkannt zu haben bzw. was er aus persönlicher Eitelkeit oder Machtstreben zu tun müssen glaubte<sup>196</sup>. Anklagen oder der Versuch, als Frau mit der Diakonissen-Anstalt in Bezug auf Zeit und Engagement ihres Mannes konkurrieren zu können, waren nicht legitim<sup>197</sup>. Th. Fliedner honorierte das Bemühen seiner Frau: „Indeß, Dein Kämpfen wird doch gekrönt, u Du beschämst mich sehr mit Deinem steten Ringen nach Heiligung u Selbstverläugnung.“<sup>198</sup> „Du bist doch 1

---

<sup>193</sup> Aufgrund der untrennbaren Verbindung zwischen Frömmigkeit und Selbstverleugnung erscheint es sinnvoll, Carolines Auseinandersetzung mit dem Thema im Zusammenhang mit den Manifestationen ihrer Frömmigkeit ausführlich zu erläutern.

<sup>194</sup> Vgl. RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 69.

<sup>195</sup> Damit erfuhr die von Caroline in Kaiserswerth verlangte Selbstverleugnung eine weitgehende Umdeutung: Ohnmacht gegenüber Gott und das Fügen in seinen Willen wurde zum Vehikel, um Carolines Identifikation mit ihrem Mann entgegenzutreten. War der Gedanke der Selbstverleugnung sonst das Instrument, dessen sich Th. Fliedner bediente, um Autonomiebestrebungen von Frauen im Keim zu ersticken, sollte es bei Caroline das genaue Gegenteil erreichen.

<sup>196</sup> Letzteres hatte er selbst zugegeben: „[...] nie ohne Kampf mit Selbstgefälligkeiten u Trägheit u bes Lüsten allerlei Art bin“ (FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 3. November 1847).

<sup>197</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849: „Ich muß es ertragen bei Dir in Bezug auf Liebe keinen Vergleich auszuhalten mit Deinem Beruf. Ich kann das nicht mißbilligen; [...]“.

<sup>198</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 28. März 1849; ähnlich im Brief vom 11. Juni 1849 unmittelbar nach Antritt seiner Amerikareise: „Ich hoffe, der Herr hat Dir Ruhe u süßen Frieden gegeben, auch für d Leben, da er Deiner Seele so viel Ergebung u Selbstverleugnung geschenkt hat.“ Für den Fall, dass der Herr noch keine

apostolische Gehülfinn, wie Zinzendorfs u Spangenberg's Frau“, lobte er seine Frau 1853<sup>199</sup>. Häufige Sehnsuchtsbekundungen nach Frau und Kindern lassen den Eindruck entstehen, dass das Bemühen Carolines um Selbstverleugnung und die Aufgabe ihres Anspruchs an ihn dazu beitrug, dass die emotionale Haltung Th. Fliedners ihr gegenüber sich positiv veränderte. Carolines Bereitschaft zur Aufgabe ihrer individuellen menschlichen Wünsche ließ ihn ab 1848 in Caroline den Anspruch erfüllt sehen, den er an sie gestellt hatte.

Die Willenserklärung, der Caroline bis zum Tod ihres Mannes 1864 treu blieb, bewirkte natürlich nicht unmittelbar eine völlige Überlagerung ihrer Emotionen durch ihre Kognition. Sechs Tage nach der Abreise ihres Gatten nach Amerika schrieb sie ihm: „Da [i.e. nach Mitternacht] ging die Qual wieder furchtbar an: meine Seele war in großen Wassern, die sie in den Abgrund rissen; es war kein Gehen durchs Wasser; denn ich hatte keinen Boden mehr unter meinen Füßen. Ich kann nicht mehr beschreiben; es war Gottverlassenheit, Höllenqual.<sup>200</sup>“ „Was mich betrifft, so fühle ich das Bittere der Trennung von Dir ganz, u. die Schwere meines Berufes, ohne Dich zehnfach schwer<sup>201</sup>“, klagte sie ihm neun Tage nach seiner Abreise in den Orient. Doch insgesamt überwog die Einstellung: „Ich weiß es, Lieber, Du kämpfst auch gern, aber reisen ist nach Gottes Willen u. darum besser,<sup>202</sup> die demonstriert, dass Caroline sich rational die Einstellung ihres Gatten zu Eigen gemacht hatte. „Ich [...] freue mich auf Dein Kommen wie's Kind zur Weihnachtsgabe<sup>203</sup>“, schrieb sie ihrem Mann auch noch 1850. Leidenschaftliches Gebet und der konsequente Blick in die gemeinsame Zukunft, die getreu dem Motto ihrer Ehe über den Tod hinaus dauerte, waren Mittel, mit denen Caroline Trennungen von ihrem Gatten erträglich zu machen suchte<sup>204</sup>. Der

---

Selbstverleugnung geschenkt hatte, berichtete er ihr wenige Tage später, am 18. Juni, vom Schicksal einer gewissen Lady Richardson, die mit ihrem Gatten vor einiger Zeit Kaiserswerth besucht hatte. Um Gottes Willen zu entsprechen, war der Mann der Mutter von fünf kleinen Kindern vor 15 Monaten allein nach Amerika gereist. Seit neun Monaten schon hatte sie kein Lebenszeichen erhalten. Trotz kränkelder Kinder schien die Dame Gott jedoch fröhlich ergeben, berichtet Th. Fliedner Caroline – wohl wissend, dass sich an ihr Röm 5, 3-5 erfüllen werde. Des Gleichen habe er „unsere alte Mama Hermann“ getroffen, die – kinderlos verheiratet – zwei Jahre auf ihren Gatten habe warten müssen, als jener von einer Brüder-Gemeinde beauftragt worden war, die Mission der Brüder-Gemeinde auf verschiedenen Inseln zu untersuchen. War Erstere wie Caroline im Vorteil der Kinder, hatte jedoch anders als sie viele Monate keine Nachricht vom Verbleib ihres Gatten, erhielt Letztere zwar wie Caroline regelmäßig Nachricht, hatte jedoch nicht das Glück der Mutterschaft. Obwohl beide also in schlechterer Position als Caroline, empfanden sie die Zeit der Entbehrung des Gatten als großen Segen für ihr Leben. Mit dem Beispiel anderer Christinnen in ähnlicher Situation wie Caroline setzte Th. Fliedner seine Frau massiv unter Druck – wohl wissend, dass sie durch deren Paradigma ermutigt werden würde, sich in ihr Schicksal als Willen Gottes zu fügen. Die Reaktion Carolines wird kaum vom Erwarteten abgewichen sein, wenn sie auf den Bericht des Schicksals der beiden Frauen reagiert (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. July 1849): „Ich freue mich der Gnade, die der treue Herr der Lady Richardson geschenkt hat u. der alten Fr. Leischoff Herrmann; ich will mich aber nicht vor ihnen schämen, ob ich mich wohl vor Gott schäme, Dich mit einem Erröthen, das sich an sein Herz, in seine Arme legt, u. der Vergebung u. Hülfe gewiß ist.“

<sup>199</sup> FA II k a 13 3, Th. Fliedner an Caroline am 15. August 1853.

<sup>200</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849. Ausgelöst worden war dieser Zustand durch den Erhalt eines optimistischen Briefs Th. Fliedners, der ihr den Eindruck vermittelte, als entbehre Th. Fliedner jeglichen Verständnisses für ihre Situation. Die Mitteilung: „Ich ging nicht mit dem Kopf wider die Mauer; ich kam auch nicht auf den Einfall, Versuche wider mein Leben zu machen“, vermittelt den Eindruck, dass die Aggressionen, die sich vor 1848 während der dienstlichen Abwesenheiten gegen Th. Fliedner gerichtet hatten, danach durchaus noch existent waren, sich jedoch als Autoaggression äußerten.

<sup>201</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 26. März 1851.

<sup>202</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 5. Mai 1850.

<sup>203</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 24. Mai 1850.

<sup>204</sup> Dabei standen 1848 die längsten Abwesenheiten Th. Fliedners von Kaiserswerth erst noch bevor:

Am 9. Juni 1849 brach er mit vier Diakonissen nach Amerika auf, um in Pittsburgh auf Bitten des dort tätigen lutherischen Pastors W.A. Passavant – der am 11. Oktober 1846 in Kaiserswerth gewesen war – ein „Mutterhaus zur Bildung von Diakonissen“ zu gründen. Über London, New York, Philadelphia und Harrisburg erreichten sie am 12. Juli Pittsburgh, wo die Diakonissen am folgenden Tag das Krankenhaus übernahmen. Am 22. Juli fand die Einweihung des Diakonissen-Krankenhauses statt. Da der vom König gewährte Reisekostenzuschuss nicht ausreichte, um Th. Fliedners Rückreise zu finanzieren, musste er vor seiner Abfahrt jeweils eine Woche in

Tod ihres Mannes wurde zu einem zentralen Topos in ihren Briefen an ihn: „Ich denke viel an Deinen Tod, mein Geliebter. [...] Wie sehr freue ich mich auf die selige Ewigkeit!“, schrieb sie im März 1849 nach Breslau<sup>205</sup>, „Ich [...] freue mich, ewig Eins zu sein mit dir in Ihm“, am 20. März 1851 auf seiner Reise in den Orient<sup>206</sup>. Mit der Lossagung von allem Irdischen, besonders ihrem Mann, war dem Tod der Schrecken genommen<sup>207</sup> und wurde zu einem positiven Ereignis – so positiv, dass bei ihrem Mann der Eindruck entstanden sein muss, als sähe sie ihn lieber tot als auf Reisen<sup>208</sup>. Notwendige Voraussetzung für den Wandel in der Einstellung zum Tod war bewusstes Streben nach Heiligung, das Hoffnung auf ewiges Leben und ewige Wiedervereinigung begründete. Die Klärung der Frage des Umgangs mit dem Tod ihres Mannes – den sie zeitnah zu ihrem eigenen erhoffte<sup>209</sup> – wurde gleichermaßen zur Grundlage der Neuordnung ihres Verhältnisses zu ihm, die sie zeitlebens beschäftigten sollte,

---

Baltimore, Philadelphia und New York kollektieren. Am 30. August ließ er Caroline einen begeisterten Bericht von den Niagara-Fällen zukommen (FA II k a 13 2). Am 6. Oktober traf Th. Fliedner in Kaiserswerth ein (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 446ff; GrFl IV a 4a, Dreizehnter Jahresbericht 54).

Im April 1846 war Th. Fliedner dem Missionar S. Gobat begegnet, der von Friedrich Wilhelm IV. zum Bischof von Jerusalem vorgeschlagen wurde und Th. Fliedner seinen Wunsch vortrug, Diakonissen in Jerusalem einzusetzen. 1850 sandte Th. Fliedner Gobat in Jerusalem Anstaltsberichte und wiederholte sein Versprechen, Diakonissen zu dem Zeitpunkt nach Jerusalem zu senden, wenn sie in ausreichender Zahl zur Verfügung stünden. Die positive Reaktion Gobats legte Th. Fliedner im Oktober d.J. dem König vor, der finanzielle Unterstützung zusagte und ein Haus zur Verfügung stellte. Am 17. März 1851 reiste er schließlich mit vier Diakonissen in den Orient ab. Über Berlin, Breslau, Altdorf, Wien, Triest, Smyrna, Beirut und Jaffa erreichte die Gruppe am 17. April Jerusalem. Am 4. Mai wurde feierlich ein Diakonissenhaus eingeweiht. Wurden zunächst primär Kranke gepflegt, wurde die Einrichtung schon bald um eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter von Proselyten erweitert. Am 17. Mai reiste Th. Fliedner aus Jerusalem ab und erreichte am 26. Mai Beirut. Am 8. Juni kam er in Konstantinopel an, wo vereinbart wurde, zwei Diakonissen in die dort wachsende evangelische Gemeinde zu entsenden. Erst nach dem 26. Juni traf er in Pleß mit Caroline zusammen, die ihm entgegen gereist war (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. und 26. Juni 1851; GERHARDT, M., Fliedner II 492ff; GrFl IV a 4a, Fünfzehnter Jahresbericht 102f).

Die längste und letzte große Reise trat Th. Fliedner am 14. November 1856 an. Im Sommer 1856 hatten Ärzte ihm geraten, den Winter zwecks Heilung der Lungen aufgrund des Klimas in Kairo zu verbringen. Diesen Vorschlag griff er dankbar auf, da er hoffte, auf diese Weise die orientalischen Arbeitsfelder der Diakonissen-Anstalt, v.a. Smyrna und Jerusalem, noch einmal besuchen zu können. Über Berlin und Laibach reiste er nach Triest weiter, von wo er sich über Syra nach Smyrna einschiffte, wo bereits acht Kaiserswerther Diakonissen als Lehrerinnen tätig waren. Am 13. Dezember reiste er nach Alexandrien weiter, am 20. Dezember erreichte er Kairo, wo er sich für die Gründung eines Diakonissen-Hospitals engagierte, die jedoch zugunsten der Gründung eines Hauses in Alexandrien zurückgestellt wurde. Die Hoffnungen auf Besserung seines Gesundheitszustands erfüllten sich indes nicht: Während er Caroline noch am 16. März 1857 nachhaltige Besserung seines Befindens melden konnte (FA II k a 13 4), teilte er ihr Anfang April mit, dass sich das Blutspeien aufgrund ungewöhnlich heißer Witterung wiederingestellt habe. Stark angegriffen traf er am 12. April in Jaffa ein, von dort reiste er über Smyrna nach Konstantinopel. Am 23. Mai schließlich traf er Caroline in Frankfurt a.O.

<sup>205</sup> FA IV a 1 vol 2; Ähnlich ihre Briefe vom 10. September 1848 und 26. Juli 1849: „Wie freue ich mich, Dich noch wieder zu haben, u. dort ewig mit Dir bei dem Herrn zu sein.“

<sup>206</sup> FA IV a 1 vol 3.

<sup>207</sup> Ein sehr ähnliches Todesverständnis ist bei Th. Fliedner erkennbar, als er am 21. Januar 1842 an seine Frau Friederike über den Tod seiner am 1. und 17. November 1841 verstorbenen Töchter Simonette und Johanne schrieb: „Ja, die lieben Kinder, durch deren Heimnehmen er uns gebeugt hat, stehen oft vor meiner Seele. Ach, und doch muß man sich seiner Tränen und Schmerzen schämen. Ist es doch vielmehr was Großes, was Erhebendes, daß ein Teil von unserm Selbst schon im Himmel ist. O möge der Herr uns immer mehr mit Heimweggedanken erfüllen.“ (zit. nach STICKER, A., Friederike Fliedner 307). Bei Friederike war das Kämpfen um Internalisierung dieser ihr rational als richtig erscheinenden Sichtweise wesentlich ausgeprägter, wenn sie am 11. Dezember 1841 an ihre Eltern schrieb: „Für den Trost und für die Teilnahme danke ich. Ich bin ruhig, obgleich ich viel weine. Ich gönne meinen Kindern all ihr Glück. Ich weiß sie in Heilands Armen.“ (ebd. 281).

<sup>208</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. Juni 1849. Caroline verteidigt sich offensichtlich gegen eine in diese Richtung gehende Mutmaßung ihres Gatten, wenn sie schreibt: „Ich freue mich sehr, daß ich Dir schreiben kann, u. es ist nicht wahr, daß ich lieber Deinen Tod als eine öftere u. selbst 4monatliche Trennung von Dir ertragen will.“

<sup>209</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juni 1849.

und zur Rekonstruktion ihrer eigenen Identität<sup>210</sup>. Treffend formulierte sie die Problematik, vor die sie sich gestellt sah: „Als ich wieder vernünftige Gedanken bekam, konnte ich nicht begreifen, wie es je könnte möglich werden, daß ich mit aller Zärtlichkeit als Deine Frau Dir zur Seite stünde, was doch nur möglich ist, wenn ich Dich von ganzem Herzen liebe, u. dennoch mein Herz los u. frei von Dir erhalte.“<sup>211</sup>

Lebenslust und Lebensfreude schienen gebrochen bzw. waren von anderer Qualität. Edler sollte die Liebe zu ihrem Mann werden, hatte Caroline in ihrem Bußbrief am 30. Mai 1848 gelobt. Statt ihrer Leidenschaft Ausdruck zu verleihen, trat neben Liebesbezeugungen die Betonung anhaltenden Gebets<sup>212</sup>. Trennungen von ihrem Mann waren ihr immer noch nicht leicht, doch begegnete sie seinen Dienstreisen nicht mehr mit Aggression. Vielmehr empfand sie ihre Sehnsucht als Zeichen ihrer Sündhaftigkeit und ihrer zu starken Gebundenheit an das Irdische<sup>213</sup>. „Ich möchte auch nicht mehr so klagen, wie bisher, mein lieber Mann, wo der innerste Herzensgrund nur der war, Dich zu erweichen“<sup>214</sup>, beteuerte sie 1849. Ihr Anspruch als Ehefrau auf gemeinsame Zeit mit ihrem Mann wich der Klage über zuviel Arbeit<sup>215</sup>. Die permanente Angst, ihr Mann werde von einer seiner Reisen nicht mehr zurückkehren, bewältigte sie durch ihre Hoffnung, ohne Gottes Willen werde ihrem Mann nichts geschehen<sup>216</sup>. Darüber hinaus versuchte sie Zeiten der Trennung als von Gott gegebene, zu ihrem Heil notwendige Prüfungen zu begreifen<sup>217</sup>. Dennoch gehörte Schlaflosigkeit zu ihrem ständigen Begleiter. Besonders in der Zeit seiner Abwesenheit während der nicht von ihr unterstützten Reise nach Amerika rang sie mit wechselnde Gefühlslagen um Selbstverleugnung<sup>218</sup>, und erst die Aussicht auf seine baldige Rückkehr vermochte ihr Ruhe zu bringen: „[...] u. Deiner armen zappelnden Frau ist auch so zu Muthe, als wäre sie auf dem Gipfel des Berges, der jahrelang als unübersteigbar vor ihr lag, angekommen, als ginge es jetzt bergunter; sie freut sich Deiner Heimkehr von ganzem Herzen, schläft seit einigen Nächten besser, u. glaubt zu fühlen, daß auch ihr Körper mit Gottes Hülfe die Arbeit hier [...] doch noch 8 Wochen ohne Dich fertig bringt.“<sup>219</sup> Gebet war das Mittel zur Bewältigung aufkommender Bitterkeit. Erst 1851, als Th. Fliedner sich auf seiner ersten Reise in den Orient befand, stellte sie positiv fest, dass die durch die Abwesenheit des Gatten empfundene

---

<sup>210</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. September 1849:

<sup>211</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

<sup>212</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. Juni 1848: „Jetzt bete ich für Dich, u. liebe Dich sehr, sehr.“

<sup>213</sup> Auch deutete sie ihre gelegentliche Unzufriedenheit als „Launenhaftigkeit“ (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851).

<sup>214</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 8. August 1849.

<sup>215</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2. Am 14. September 1848 schrieb Caroline nach fünfwöchigem Aufenthalt bei ihrer Schwägerin in Wiesbaden an ihren Mann: „Es kommt mir vor, als wenn Ihr ziemlich matt u. müde werdet von aller Arbeit. Wie freue ich mich, Euch zu helfen! Nicht wahr, mein lieber Mann, Du kannst Dir jetzt recht vorstellen, wie schwer mir's oft wird, wenn ich Dich während Deiner Reisen oft so lange entbehren muß, daß ich da auch mitunter matt u. unlustig werde [...]“

<sup>216</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849.

<sup>217</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. April 1851. Am 30. November 1856, gut zwei Wochen nach seiner Abreise in den Orient, schrieb sie: „Oft ergreift mich eine tiefe u. schmerzliche Sehnsucht nach Dir; doch gehe ich dann zum Herrn, u. bekomme von ihm neue Kraft, mich seinem Willen u. seiner Führung gelassen hinzugeben, so wie die Ueberzeugung, daß diese Trennung für mein inneres Leben u. für meine Gemeinschaft mit dem Herrn förderlich ist.“

<sup>218</sup> Obgleich sie vor diesem Zustand weitgehend vor ihrem Schicksal kapituliert hatte, schrieb sie ihrem Gatten am 15. Juli 1849: „Weil Du nun [...] gelesen von deiner Frau, die ihre eigene Passion, aber nicht die Deinige ist, so sollst Du nun auch hören von der Anstalt, von der ich argwöhne, daß sie Deine Passion ist.“ Am 15. Mai 1851 schrieb Caroline an ihren Mann auf seiner Orientreise: „Als Du nach Amerika warst hatte ich's nicht so gut; da hatte ich mehr Kampf und weniger Sieg“ (FA IV a 1 vol 3).

<sup>219</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 7. August 1849.

„Trübsal“ Mittel aus „Gottes Vaterhand“ sei, „um sie [mich] von der geistigen Trägheit zu befreien, [...]“.<sup>220</sup>

Die Auseinandersetzung mit Th. Fliedners Tod findet ab 1848 in den ehelichen Briefwechseln Niederschlag. Im Dezember 1847 war er an einer schweren Lungenentzündung erkrankt, die ihn mehrfach an den Rand des Todes brachte. Im Januar 1852 trat in Verbindung mit Nervenfieber ein solcher Rückfall ein, dass Mina Fliedner, die zu diesem Zeitpunkt in der Diakonissen-Anstalt in Straßburg bei Franz Härter war, zurückgerufen wurde, um den Vater noch einmal zu sehen<sup>221</sup>. Überraschend trat eine Wende ein. Dennoch ließen Rückfälle seinen Tod ab diesem Zeitpunkt jederzeit als wahrscheinlich erscheinen<sup>222</sup>. Im Februar 1855 wurde Kaiserswerth von einem starken Hochwasser heimgesucht, bei dem Th. Fliedner mit einem Kahn Suppe an die von der Außenwelt abgeschnittenen Bewohner des Ortes verteilte. Dabei zog er sich eine Erkältung zu, die erst zum Ausbruch kam, als er nach Berlin reiste, um die Schwestern in der Charité und in der 1854 gegründeten Mägdeherberge zu besuchen sowie weitere Diakonissen nach Jerusalem zu entsenden. Wieder schien der Tod nahe; Caroline reiste unverzüglich nach Berlin, um die Pflege persönlich zu übernehmen. Schon am 19. März trat eine Besserung des Zustandes ein<sup>223</sup>.

Dennoch gebar Caroline ihrem Mann zwischen 1849 und 1853 zu den ersten drei weitere vier Kinder, was ihre Ressentiments gegen die Reisen wegen der Rücksichtslosigkeit gegen seine eigene Gesundheit verständlicher macht. Die Konfrontation mit Krankheit und Tod, die die Eheleute zu verstärktem gemeinsamem Gebet veranlasste, war jedoch schließlich der Grund dafür, dass sich die Art des Verhältnisses Carolines zu ihrem Mann vollständig in die von ihm von vornherein als wünschenswert empfundene selbstlose Liebe verkehrte und die Ehegatten nach subjektivem Empfinden tatsächlich „Ewig eins in Ihm“ machte<sup>224</sup>. Am 30. April 1857, einen Tag nachdem sie zwei Briefe von seiner als Lungenkur angetretenen zweiten Orientreise erhalten hatte, die sie von der dramatischen Verschlechterung seines gesundheitlichen Zustands in Kenntnis setzten, schrieb Caroline einen Brief an ihren Mann, der die willenslose Akzeptanz des Willens Gottes jeglichen Schicksals ausdrückte: „Er gab mir ein wunderbares Gefühl davon in's Herz, daß er unaussprechlich genau Acht auf uns habe, u. daß seine Wunderwege mit uns göttlich weise u. herrlich sind“<sup>225</sup>, tröstete sie sich selbst und ihren Mann. Das Bewusstsein völliger Ohnmacht, völliger Einflusslosigkeit auf das, was geschehen würde, lähmte jedes emotionale Engagement<sup>226</sup>.

Auch Carolines eigene Gesundheit gab ab 1847 immer wieder Anlass zu Besorgnis und veranlasste ihren Mann, Caroline regelmäßig zum Wahren von Ruhe und Delegieren von Arbeit anzuhalten<sup>227</sup>. „Deine Krankheit in Berlin kann ich Dir recht nachfühlen, weil ich solchen Zustand aus Erfahrung kenne. Man meint, jetzt ginge es zum Sterben“<sup>228</sup>, teilte sie

---

<sup>220</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 26. März 1851.

<sup>221</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 576.

<sup>222</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. April 1857. Zwar gönnte Th. Fliedner sich in den folgenden Sommern regelmäßig Kuraufenthalte in Ems, die gute Erfolge erzielten, nahm jedoch sonst nur wenig Rücksicht auf seine Gesundheit (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 578f).

<sup>223</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner im März 1855; FA IV a 12, Caroline an Luise Fliedner 19. März 1855; GERHARDT, M., Fliedner II 579f.

<sup>224</sup> S. v. a. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. April 1857.

<sup>225</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. April 1857.

<sup>226</sup> Ebd. Zwar hatte Caroline unmittelbar nach Erhalt der Briefe ihres Mannes einen Arzt konsultiert, um dessen Einschätzung zu erfahren, doch maß sie seinen Worten kaum Gewicht bei, wenn sie schrieb: „Das ist des Arztes Meinung. Wir wissen, Gott sei gelobt, beide, was wir davon zu halten haben, u. wer unser armes Erdenleben erhält oder abschneidet nach einem Rath voller Weisheit u. Erbarmen. Dieser große Herr ist unser Freund, o, mit welcher Seligkeit fühle ich das.“

<sup>227</sup> Selbst leise Vorwürfe Carolines, er verlängere Dienstreisen möglicherweise unnötig, konnte er unter dem Vorzeichen der angegriffenen Gesundheit Carolines freundlich begegnen (FA II k a 13 4, Th. Fliedner an Caroline am 22. Oktober 1854).

<sup>228</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. März 1848.

Th. Fliedner schon vor der Geburt der vier letzte Kinder mit. In den ersten vier Ehejahren hatte sie ihrem Mann vier Kinder geboren. Der am 22. Juli 1847 geborene Gustav starb unmittelbar nach seiner am gleichen Tag erfolgten Nottaufe. Die psychische und physische Disposition machte eine 14tägige Kur in Langenschwalbach nötig, die weitere vier Wochen in Wiesbaden fortgesetzt wurde, bei der sie ihre älteste (Stief)Tochter Luise begleitete<sup>229</sup>. Als sie im folgenden Jahr mit dem fünften Kind schwanger wurde, reiste sie mit ihrer jüngeren (Stief)Tochter Mina vom 16. August bis zum 21. September 1848 nach Wiesbaden, wo sie sich bei ihrer Schwägerin Käthchen erholte und die Heimat ihres Mannes, Eppstein, ebenso wie die Diakonissen im Frankfurter Versorgungshaus besuchte<sup>230</sup>. 1856 wurde ein langer Kuraufenthalt nötig, über dessen nähere Umstände nicht viel bekannt ist. Die Belastungen, denen Caroline permanent ausgesetzt war, mag ein Auszug aus einem Brief verdeutlichen, den Caroline zu Beginn des Jahres 1856 an eine im Mädchen-Waisenhaus im schlesischen Altdorf wirkende Diakonisse schrieb: „Mein lieber Mann muß sich diesen Winter sehr schonen. Ds thut ihm wohl und ist für seinen schwachen Leib durchaus notwendig. Er hustet sehr viel und ist recht blaß und mager. Der Herr erinnert und auf mannigfache Weise immer wieder an den Tod, und ich fühle, daß dies meiner Seele sehr wol thut; ich fühle mich wie nie früher, so recht als ein Gast und Pilgrim auf Erden, der nichts weiter zu thun hat, als der himmlischen Heimat mit jedem Schritt zuzueilen, zu wirken Gottes Werke in der Heiligung der eigenen Seele und der Erbauung Anderer, so lange es Tag steht, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand wirken kann.“<sup>231</sup> Schlaflosigkeit bzw. erschöpfte Nervenkräfte, als deren Grund M. Gerhardt die dauerhafte Pflege ihres Mannes nennt<sup>232</sup>, ließen Caroline ihrem Gatten im Juni d.J. zunächst nach Badenweiler folgen. Am 17. Juli kehrte Th. Fliedner nach Kaiserswerth zurück, während Caroline auf Empfehlung des Arztes mit einer erwachsenen Tochter für vier Wochen nach Rigi in die Schweiz weiterreiste<sup>233</sup>. Mit diesem Schritt folgte sie ihrem Pflichtbewusstsein, Gott, dem sie die Möglichkeit der Kur verdankte, dem Willen ihres Mannes und dem Rat ihres Arztes: Sie selbst fürchtete außerordentlich die Zeit der Abwesenheit von ihrer Familie. Der Gedanke, dass ihr Mann während ihrer Abwesenheit keine Reisen unternehmen musste, war nur ein schwacher Trost: Am 14. November d.J. trat Th. Fliedner seine lang geplante zweite Orientreise zur Besserung seines Lungenleidens an, kurz nachdem Caroline ihr Amt als Vorsteherin der Anstalt wieder aufgenommen hatte. Dieser Umstand, die Sehnsucht nach Mann und Kindern, mag dazu beigetragen haben, dass der Erfolg der Kur ausblieb<sup>234</sup>.

Mit Fassung sah Caroline der Reise ihres Gatten entgegen, deren Schritte sie im Geiste begleitete: „Daß der Herr mit Euch in's Schiff steigt ist mein süßer Trost“<sup>235</sup>, teilte sie ihm mit, bevor dieser in Triest das Schiff nach Smyrna bestieg. „Eine Frau muß, wenn sie, wie ich jetzt, für keinen Mann zu denken u. zu sorgen hat, eine ganz andere Lebensweise anfangen. Gott, der mir das Wollen gegeben, gebe mir auch das Vollbringen diese Zeit der Trennung von Dir recht auszukaufen für das Heil meiner Seele u. für das Wohl der Kinder, der Haus- u. Anstaltsgenossen [...] Ich kann Dich nicht fragen, mich nicht nach Dir richten“, teilte sie ihm ihre rationalen Beschlüssen mit, die ihr geeignet erschienen, einen Beitrag zur Bewältigung der Trennung zu leisten. Die Monate der Abwesenheit Th. Fliedners stellten eine massive

---

<sup>229</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 9.

<sup>230</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner im August und September 1848.

<sup>231</sup> FA IV b1, Caroline an Friederike Kühnendahl am 20. Februar 1856.

<sup>232</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 616; FA IV a 14, Caroline an Mina Fliedner am 28. Juni 1856. Caroline selbst äußert sich nur sehr vage zu ihrem Zustand – setzt ihn mit großer Wahrscheinlichkeit als bekannt voraus. Völlige Überarbeitung darf als Ursache dafür gelten, dass Caroline fürchtete, bei zu zeitiger Rückkehr ihren Aufgaben nicht nachkommen zu können.

<sup>233</sup> Vgl. CHRISTLICHER VOLKSKALENDER, 1894, 53.

<sup>234</sup> Ebd.; FAMILIENARCHIV BERTHEAU, BESIGHEIM, Caroline an ihren Bruder Gustav am 7. Oktober 1883: „Im Jahre 1856 war ich 4 Wochen auf dem Rigi, um dort wieder Schlaf zu finden, doch vergeblich.“

<sup>235</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. November 1856.

Belastung dar, sofern der Hauslehrer der Kinder weniger geeignet als seine Vorgänger erschien und Caroline sich aufgrund der Arbeit in den Anstalten nicht in der Lage sah, die Lücke zu füllen<sup>236</sup>.

Wie bedingt Carolines Gesundheitszustand dauerhaft nur gebessert war, wird darin deutlich, dass Caroline nicht in der Lage war, dem Wunsch ihres todkranken Gatten zu entsprechen, als dieser sie im April 1857 bat, ihm bis Pleß entgegenzureisen<sup>237</sup>. „Wegen eigener Schwäche“ war sie nicht fähig, ihm weiter als Frankfurt a./O. entgegenzukommen<sup>238</sup>. Nur langsam stabilisierte sich Th. Fliedners Gesundheitszustand in Kaiserswerth. Im Juli trat das Lungenleiden erneut mit solcher Heftigkeit auf, dass die Ärzte befürchteten, der Tod stehe nah bevor. Als wirksames Mittel erwies sich in den folgenden Wintern, der Empfehlung der Ärzte zu folgen und die Nächte im Kuhstall zu verbringen. Für Caroline bedeutete dies eine außerordentliche Belastung und permanente Überwindung von Ekel. Doch die Hoffnung, auf diese Weise das Leben ihres Gatten zu verlängern, ließ sie nicht von seiner Seite weichen<sup>239</sup>. Aufgrund der körperlichen Schwäche war es Th. Fliedner in seinen letzten Lebensjahren möglich, mehr Zeit mit seiner Familie zu verbringen, als es in seinen aktiven Jahren der Fall gewesen war<sup>240</sup>.

Zu Beginn des Jahres 1864 traten neben die Lungenkrankheit andere Leiden. Am 11. September 1864 nahm er am 28. Jahresfest der Diakonissen-Anstalt teil, was seine Kräfte aufs äußerste anstrengte. Am 14. September fuhr er mit Caroline und seinen beiden jüngsten Söhnen Carl und August nach Salem<sup>241</sup>. In der Nacht zum 18. September wurde er auf eigenen Wunsch nach Kaiserswerth zurückgebracht, um seine Söhne Ernst und Heinrich – deren Konfirmation er am 25. September durchzuführen beabsichtigte (wozu es jedoch aufgrund seines Kräftemangels nicht mehr kam) – am selben Tag in der Kirche zu prüfen. Als er sich nach seiner Ankunft in Kaiserswerth jedoch ins Bett legen musste, schien das Ende so nahe, dass die auswärtigen Familienmitglieder gebeten wurden, nach Kaiserswerth zu kommen, um Th. Fliedner noch einmal zu sehen. Am 25. September feierte die ganze Familie gemeinsam die von J. Disselhoff durchgeführte Konfirmation der beiden Söhne. Am Morgen des 3. Oktober versammelte er die gesamte Familie in seinem Studierzimmer, um von jedem einzelnen Abschied zu nehmen. Nachdrücklich forderte er seine Kinder auf, „der Mutter zu gehorchen“. Besonders seinen ältesten Sohn Georg und seine zweitälteste Tochter Mina – die Protokoll führte –, die beide in den Anstalten arbeiten sollten, forderte er auf, Caroline bei ihrer Arbeit zu unterstützen<sup>242</sup>.

Der Vollständigkeit halber die Worte, die Th. Fliedner in diesem Rahmen nach einer Rekonstruktion der Familie an Caroline richtete, vollständig zitiert: „Und Du, mein liebes, teures Kind, die Du so treu hast geteilt die Arbeit und die Freude und die Last mit mir, und durch die so viel, viel Segen der Herr mir beschert hat, Sein Segen komme über Dich wie ein Strom, sein Friede wie Meereswellen, daß Du auf Deine Kinder, auf Deine Hausgenossen, auf die Anstalt und auf die vielen Anstaltsgenossen in der Nähe und Ferne kannst davon ergießen. Der Herr wird selbst Dir zeigen, wie lange Du so arbeiten sollst, aber ich wünsche, daß Dich der Herr noch viele Jahre in Frieden und Segen an dem Werke wirken läßt, wozu er Dir hat besondere Gabe gegeben durch Deine frühere Lebensführung und durch die lange Erfahrungen. Das ist nicht nur mein Wunsch allein, sondern der Herr hat es ausdrücklich

---

<sup>236</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 19. Januar 1857.

<sup>237</sup> FA II k a 13 4, Th. Fliedner an Caroline aus Jaffa vom 14. April 1857.

<sup>238</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 634.

<sup>239</sup> FA IV a 14, Caroline an Mina am 3. Dezember 1859 und 16. Februar 1860.

<sup>240</sup> Sein Sohn Georg berichtet in der Biographie seines Vaters, dass Fliedner in den letzten sieben Lebensjahren lediglich zwei Nächte außerhalb Kaiserswerths verbrachte (vgl. FLIEDNER, GEORG, Fliedner 118).

<sup>241</sup> Salem war die 1853 für die Schwestern gegründete Erholungseinrichtung bei Ratingen (vgl. Disselhoff, J., Jubilate 51; ausführlich GERHARDT, M., Fliedner II 539ff).

<sup>242</sup> Vgl. auch den recht ausführlichen Bericht über die letzten Tage und das selige Sterben Th. Fliedners im ARMEN- UND KRANKENFREUND 16 (09/10 1864) 139ff.

gezeigt, daß Du es tun sollst. Laß nicht außer acht diese Gaben, die Anstaltsmutter zu sein, wie Du sie nicht nur nach meinem Urteil, sondern nach dem vieler hast. Schon jetzt danken Dir Tausende, und die Kirche Christi wird es dereinst noch mehr als bisher tun.<sup>243</sup>“

Nachdem Th. Fliedner sich persönlich jedem Familienmitglied zugewandt hatte und jedes gesegnet hatte, den Diakonissen gedankt und um Segen für sie gebetet hatte, betete Caroline das „Vaterunser“. Nachdem er einige Stunden geschlafen hatte, regelte er Geschäftliches und ließ sich nach dem Mittagessen in den Garten bringen, wo er mit Caroline Privates und Anstaltsangelegenheiten besprach. Ein am Abend herbeigerufener Arzt konnte Puls und Herzschlag kaum mehr feststellen. Nach dem im Familienkreis eingenommenen Abendessen las Caroline Ps 90 vor und sprach tröstende Worte zu dem Sterbenden. Danach besuchte sie die abendliche Betstunde. Als sie zurückkehrte, ließ Th. Fliedner sich von ihr Lieder vorsingen. Am Mittag des 4. Oktober starb er im Kreise der Familie<sup>244</sup>.

Nach mehr als 21 Ehejahren begann für Caroline mit einem neuen Lebensabschnitt eine Zeit der Neuorientierung.

## 2. Caroline als Mutter

2.1 Mutterschaft und Berufstätigkeit: Rivalität oder Kompatibilität? – die Ausgangsposition  
Reiner Pragmatismus wurde zunächst als Grund dafür unterstellt, dass Th. Fliedner im Februar 1843 um die Hand Caroline Bertheaus anhielt: Die Übernahme der Mutterrolle für seine drei halbverwaisten Kinder aus erster Ehe waren neben seinem Bestreben, eine adäquate Vorsteherin an die Spitze der Diakonissen-Anstalt zu stellen, Hauptmotiv für die erneute Eheschließung. Caroline selbst war sich des Anspruchs – möglicherweise weniger der Motivation – ihres Gatten wohl bewusst und bereit, sie zu erfüllen – seine Vorstellungen entsprachen der Erfüllung ihrer Lebenswünsche<sup>245</sup>. Wie bestimmte sich jedoch das Verhältnis zwischen den Ansprüchen ihres Gatten? Mit großer Selbstverständlichkeit ging Caroline von der Komplementarität, sogar dem Primat von Berufstätigkeit und / vor Mutterschaft aus. „Mein Beruf<sup>246</sup> erlaubt es nicht, ihm so viel Zeit zu widmen, wie die Mehrzahl der Mütter ihren Kindern schenken kann“, teilte sie ihrem Bruder Ernst im Januar 1845 in Bezug auf ihren ältesten, am 12. März 1844 geborenen Sohn Theodor mit<sup>247</sup>. Vergleichbar ist der Tenor, wenn sie feststellt: „[...] daß Gott mich berufen [...], theils um mir zu geben, was ich immer begehrt hatte, Mann u. Kinder; wodurch meine Lebensaufgabe erschwert wird sehr oft [...]“<sup>248</sup>. Als Lebensaufgabe und -erfüllung betrachtete Caroline also gerade nicht Mutterschaft, wie dies von einer Frau aus dem gehobenen Bürgertum zu erwarten gewesen wäre. Anders als andere verheiratete Frauen, etwa Friederike Fliedner – die durch die neu erschlossene Möglichkeit für protestantische Frauen, die diakonische Liebesarbeit, die Gesellschaft aktiv mitzugestalten – litt Caroline nicht darunter, ihre familiären den organisatorischen Aufgaben unterordnen zu müssen<sup>249</sup>. Auch ihre Herkunft aus dem

<sup>243</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864.

<sup>244</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner 800ff.

<sup>245</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

<sup>246</sup> Die Verwendung des Berufsbegriffs entspricht der in ihrem Brief an ihren Bruder Carl vom 21. November 1831 über ihre erzieherische Tätigkeit in Depenau, bezeichnet mithin eine gewisse Selbständigkeit. Obgleich sich verschiedentlich auf Stellen verweisen lässt, in denen Caroline sich explizit als „Gehülfinn“ ihres Mannes bezeichnet (wie dies im ALR vorgesehen und damit politisch korrekt war), belegen nicht nur die Zitate, sondern auch der außerordentlich hohe Anteil an geschäftlichen Informationen in ihren Briefen, dass sie sich primär um des offiziell nicht existenten Status‘ einer verheirateten Frau willen dieser Begrifflichkeit bediente.

<sup>247</sup> FA IV a 18. Der grundsätzliche Primat ihrer Berufstätigkeit vor der Mutterschaft geht nicht zuletzt auch daraus hervor, dass sie sich morgens lediglich eine Stunde ausschließlich ihren Kindern widmen konnte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 566).

<sup>248</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

<sup>249</sup> Vgl. dazu GAUSE, U., Feminisierung 126.

fortschrittlichen Hamburg liefert keine Erklärung für dieses fast maskulin anmutende Selbstverständnis.

Prägend für die ungewöhnliche Setzung der Prioritäten Carolines dürfte wiederum der Einfluss Amalie Sievekings mit ihrer Kritik am zeitgenössischen Frauenbild gewesen sein, die sich nicht allein auf ledige Frauen bezogen hatte: Die durch die Möglichkeit der Einstellung von Dienstpersonal freigesetzten Energien von Frauen hatte sie mit ihrem Verein einer sinnvollen Beschäftigung zuzuführen versucht und auf diese Weise gehofft, ihre Persönlichkeitsentfaltung über den häuslichen Rahmen hinaus fördern zu können. Die gesellschaftlichen Rollenerwartungen hatten folglich nicht prägend auf Caroline wirken können. Die Internalisierung der von Amalie Sieveking vermittelten Werte hätte es Caroline vermutlich als unvorstellbar erscheinen lassen, mit dem Eingehen der Ehe aus dem öffentlichen Leben auszuschneiden, um auf die Rolle der Ehefrau und Mutter reduziert zu werden – was einmal mehr zeigt, dass die Ehe mit Th. Fliedner für Caroline ebenso wie umgekehrt eines gewissen Pragmatismus<sup>250</sup> nicht entbehrte, sofern ihr Anspruch auf Berufstätigkeit quasi untrennbar mit ihrer Rolle als Ehefrau Th. Fliedners verbunden war. Durch die Heirat mit dem Vorsteher der Diakonissen-Anstalt war lebenslange Berufstätigkeit gesichert; folglich bedurfte Caroline nicht einer Ersatzbefriedigung des menschlichen Bedürfnisses nach Anerkennung durch ihre Kinder<sup>250</sup>. Indem sie auf diese Weise Unabhängigkeit wahrte und zu keinem Zeitpunkt versuchte, sich über ihre Mutterrolle zu definieren, entging sie gleichzeitig der Gefahr der Frustration durch enttäuschte Erwartungen. Die Selbstverständlichkeit des Primats des Berufs vor den Kindern sowie das Bewusstsein, letztere in den Händen eines erfahrenen Kindermädchens gut aufgehoben zu wissen<sup>251</sup>, ließen bei Caroline nie das Gefühl der Vernachlässigung ihrer Kinder aufkommen – was nicht dem Zeitgeist entsprach: Immer weniger bürgerliche Frauen waren bereit, die Sorge für die Erziehung der Kinder fremden Personen zu überlassen, und wenn – wie äußerst selten der Fall – Erwerbstätigkeit Frauen dazu zwang, litten Frauen häufig darunter, die ihnen gesellschaftlich zugeschriebenen Aufgaben in Bezug auf Ehemann und Kinder nicht adäquat erfüllen zu können<sup>252</sup>. Konsequenterweise blieb Caroline auf diese Weise ihrer bereits im holsteinischen Depenau erkennbaren Einstellung treu, sich über Arbeit und Leistung, nicht über dem weiblichen Geschlecht zugeschriebene Aufgaben zu definieren. Schon früh hatte Caroline ihr Interesse bewiesen, die Gesellschaft aktiv mitzugestalten, was in Kaiserswerth durch ihre Tätigkeit als Vorsteherin gesichert war<sup>253</sup>. Durch die Berufstätigkeit war das Familienleben für Caroline Rückzugsort, wo ihr – wie offiziell nur dem Mann in bürgerlichen Familien – Erholung von der Berufswelt zuteil wurde<sup>254</sup>. Der Umgang mit den Kindern wurde für sie auf diese Weise zu einem Freizeitvergnügen und stand damit dem der bürgerlichen Mutter im 19. Jahrhundert, deren Beruf – wenn man ihn als solchen bezeichnen kann – die Pflege des Nachwuchses bzw. die Erziehung desselben waren, diametral gegenüber. Lediglich eine Stunde widmete sie sich am Morgen ausschließlich den Kindern, um den Jüngsten

---

<sup>250</sup> Vgl. dazu BADINTER, E., Mutterliebe 168. Die Vollzeitbeschäftigung als Mutter führte häufig dazu, dass Frauen ihre (unerfüllten) Wünsche auf die Kinder projizierten. Eng damit verbunden war das Bestreben, die Kinderzahl einzuschränken, um die Zukunft weniger Kinder optimieren zu können – ein Bemühen, das sich bei Caroline ebenfalls an keiner Stelle andeutet.

<sup>251</sup> FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 15. Januar 1845.

<sup>252</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Angst 577.

<sup>253</sup> Genau diese Ambition war es, die man vergeblich bei den Frauen sucht, die den im Ausgang des 18. Jahrhunderts festgeschriebenen weiblichen Sozialcharakter im Verlauf des 19. Jahrhunderts quasi Realität werden ließen (vgl. BADINTER, E., Mutterliebe 171).

<sup>254</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. April 1851: „Welch eine Erquickung gewähren sie [i.e. die Kinder] in unserer vielen Mühe u. Arbeit uns!“

„einmal ganz Mutter“ sein zu können<sup>255</sup>. Für den Rest des Tages galt der Vorrang der Berufspflichten als Vorsteherin der Anstalten vor Mutterpflichten<sup>256</sup>.

Interessant ist, dass Caroline ihren Kindern gegenüber grundsätzlich nicht anders agierte als ihr Mann ihr gegenüber: Für Th. Fliedner bestimmte der Primat der Anstalten ihr gegenüber die Ehe, für Caroline bestimmte der Primat der Anstalten ihr Verhältnis zu den Kindern<sup>257</sup>. Das bürgerliche Familienideal, an dem sie ihren Mann in Bezug auf ihre Ehe maß, übertrug sie lediglich auf ihn, nicht auf ihr Verhältnis zu ihren Kindern: Die Familie kannte keinen abgeschlossenen Innenraum. Geburtstage, typische Familienfeste, wurden nicht im familiären Rahmen gefeiert, sondern mit bis zu fünfzig Diakonissen, das sonntägliche Essen wurde mit acht bis zehn Diakonissen eingenommen<sup>258</sup>. Als „Diakonissenuutter“ handelte Caroline nur konsequent, doch hätten die Kinder ihr gegenüber Vorwürfe wie sie gegen ihren Mann erheben können. Die Auswirkungen dieser im 19. Jahrhundert äußerst ungewöhnlichen Situation auf den Umgang mit ihren drei Stief- und sieben eigenen Kindern sollen im Folgenden ausführlich untersucht werden.

## 2.2 „Meiner Augen Lust u. meines Herzens Freude“<sup>259</sup>

Bei der Beurteilung des Verhältnisses Carolines zu den Kindern, noch mehr ihrer Einflussnahme auf die Erziehung, stößt man aufgrund der – als Briefwechsel fragmentarischen – Quellenlage einmal mehr an die Grenzen der Rekonstruierbarkeit. Pädagogische Grundsatzentscheidungen sowie die Aufteilung der Kompetenzen bezüglich der Erziehung der Kinder zwischen den Ehegatten waren während der Dienstreisen Th. Fliedners selbstverständlich nicht Thema der Korrespondenz – vielmehr erschöpfen sich die Informationen über die Kinder vielfach in Mitteilungen über deren Gesundheit. Nur vereinzelte Mitteilungen geben Hinweis auf mögliche Zuständigkeiten der Ehegatten, die jedoch nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass die Verantwortlichkeit der Ehegatten in Bezug auf die Kinder während der Abwesenheit Th. Fliedners von Kaiserswerth möglicherweise verändert war, sofern Caroline während dieser Zeiten den Vater gegenüber den Kindern zu vertreten hatte. Der folgende Versuch der Rekonstruktion des Verhältnisses Carolines zu den Kindern kann folglich keineswegs Ausschließlichkeit beanspruchen, sondern versucht nur den Eindruck abzubilden, den die Briefe Carolines während der Abwesenheit ihres Gatten in Bezug auf ihre Mutterrolle vermitteln.

Wie im 19. Jahrhundert aufgrund der hohen Sterblichkeitsrate von Frauen bei der Geburt nicht unüblich, trat Caroline mit der Heirat in die Mutterrolle ein. Aus der ersten Ehe Th. Fliedners hatten von zehn Kindern drei überlebt: Die am 23. April 1830 geborene Luise, die am 5. April 1835 geborene Wilhelmine (genannt Mina) und der am 13. Mai 1840 geborene Georg waren seit dem Tod Friederike Fliedners am 22. April 1842 Halbweisen. Die Briefe, die Caroline unmittelbar nach ihrer Zustimmung zum Antrag Th. Fliedners an die Kinder schrieb, vermitteln den Eindruck<sup>260</sup>, dass Caroline bereits als Stiefmutter ihren mehrfach bezeugten Wunsch nach Mutterschaft<sup>261</sup> erfüllt sah, für sie mithin kein Unterschied zwischen

<sup>255</sup> Der CHRISTLICHE[R] VOLKSKALENDER, 53 (1894) 50. Hatte Caroline die Möglichkeit der physischen Anwesenheit, musste sie bei der Verrichtung der Hausarbeiten helfen. Im Lauf der Zeit scheint Caroline mehr Zeit mit den Kindern verbracht zu haben: „Ich [...] bin nach Deinem Wunsche auch mehr mit den Kindern zusammen,“ berichtete sie im März 1849 nach Berlin (FA IV a 1 vol 2).

<sup>256</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849: „Der Theodor ist ein kleiner allerliebster Kerl, ich muß ihn oft jagen, weil er mich zu viel stört.“

<sup>257</sup> Sehr modern galt für Caroline aus diesem Grund die im 19. Jahrhundert selten vorhandene Einstellung, dass eine Frau, die berufliche Ambitionen hat und Mittel besitzt, diese zu befriedigen, die Bereitschaft, Zeit und Energie für die Aufzucht der Kinder zu investieren, geringer ist, als bei einer, die keine derartigen Ambitionen hat (vgl. BADINTER, E., Mutterliebe 171f. 181f).

<sup>258</sup> Ebd. 50.

<sup>259</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844.

<sup>260</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14, Caroline an Mina Fliedner am 7. März 1843.

<sup>261</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

ihren Stiefkindern und leiblichen Kindern bestand<sup>262</sup>. „Unser Georg ist erst 4 ½ Jahre alt, u. kann schon lesen u. Buchstaben schreiben. Ich wünsche sehnlichst, daß Theodor so gehorsam u. liebenswürdig werde, wie er ist<sup>263</sup>“, schrieb Caroline am 15. Januar 1845 an ihren Bruder Ernst und bestätigt damit wie in sämtlichen Briefen auch nach der Geburt ihres ersten leiblichen Kindes den Eindruck, dass sich ihre emotionale Beziehung zu den Kindern Friederikes von der zu ihren eigenen nicht wesentlich unterschied. Selbstverständlich pflegte sie das Andenken Friederikes, führte insbesondere mit Mina, die den Tod der Mutter 1845 noch nicht verkraftet hatte, Gespräche zur Bewältigung und besuchte am Todestag den Kirchhof<sup>264</sup>. Dem natürlichen Umgang mit ihrer Vorgängerin im Amt und als Mutter entsprach, dass auch ihre eigenen Kinder Friederike als „selige Mutter“ bezeichneten.

Freilich war aufgrund des erheblichen Altersunterschieds besonders das Verhältnis zu den Töchtern Friederikes anderer Art: Caroline unterstellte ihre leiblichen Kinder schon früh der Autorität Minas und Luises<sup>265</sup>. Ab 1849 lässt sich freundschaftlicher Kontakt zu Luise nachweisen, die sie 1847 zu ihrer Kur in Langenschwalbach und Wiesbaden nach der Geburt des am gleichen Tag verstorbenen Sohnes Gustav begleitete hatte<sup>266</sup>. Ihre emotionale Haltung zu dem bei ihrer Übersiedlung nach Kaiserswerth erst drei Jahre alten Georg scheint sich hingegen in keiner Weise von der zu ihren eigenen Kindern unterschieden zu haben: „Georg [...] ist im ganzen auch fleißig u. immer der liebe Junge, der Einem das Herz gewinnt.“<sup>267</sup>

Betont Caroline zwar 1844 besonders die Freude über ihren am 12. März d.J. geborenen ersten Sohn Theodor<sup>268</sup>, dass der Eindruck entstehen könnte, als eigenes Kind genieße er eine besondere Stellung, lassen sich in den folgenden Jahren verschiedentlich ähnliche Äußerungen über jeweils das jüngste Kind finden<sup>269</sup>. Entwicklungsfortschritte ihrer Stiefkinder nahm Caroline mit ebenso großer Begeisterung zur Kenntnis wie die ihrer eigenen Kinder. Wenn sie während der Dienstreisen ihres Gatten die Kinderbetten in das eheliche Schlafzimmer schaffen ließ, gehörten die ihrer Stiefkinder dazu<sup>270</sup>, und bei den meist dem Alter der Kinder folgenden Berichten über den Nachwuchs informierte Caroline ihren Gatten selbstverständlich zunächst über ihre Stiefkinder und versäumte selten ihre Freude über sie zu erwähnen<sup>271</sup>.

Die Mutterschaft an sich empfand Caroline als höchstes Glück, das selbst ihren größten Kummer, die zahlreichen dienstlichen Abwesenheiten ihres Gatten von Kaiserswerth, oft erträglich zu machen vermochte<sup>272</sup>. Insofern bedeuteten die Kinder nicht rein legalistisch den

---

<sup>262</sup> Die uneingeschränkt positive Einstellung zu den drei Stiefkindern dürfte sich nicht zuletzt ihrer Erfahrungen in ihrem Elternhaus verdanken: Caroline selbst war mit fünf Stiefgeschwistern aufgewachsen, nachdem die erste Frau ihres Vaters, die Schwester ihrer Mutter, drei Wochen nach der Geburt ihres sechsten Kindes am 12. März 1805, gestorben war (vgl. MEYER / TESDORPF, Wappen und Genealogien 29ff).

<sup>263</sup> FA IV a 18.

<sup>264</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 22. April 1845 und 23. April 1846.

<sup>265</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 22. Oktober 1846. Als Caroline im Sommer 1854 vor der Geburt ihres letzten Kindes ans Bett gefesselt war, waren die Kinder ausschließlich der Autorität Minas unterstellt (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 8. Juni 1854).

<sup>266</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2. 3, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849 und 20. März 1851. Luise war es, der sich Caroline mitteilen konnte, als ihr Mann nach Amerika aufgebrochen war (Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849).

<sup>267</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1851.

<sup>268</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 9. August 1844: „Es ist doch ganz unmöglich zu beschreiben, welch ein Vergnügen ich habe, wenn der kl. nackte Theodor auf meinem Schoße liegt. Die Größe der Mutterfreude, die ich empfinde, die läßt nicht ahnen, wie groß der Schmerz einer Mutter werden kann.“

<sup>269</sup> Zur besonderen Zuwendung der Mutter zum jeweils jüngsten Kind vgl. BADINTER, E., Mutterliebe 160f.

<sup>270</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1. 2, Caroline an Th. Fliedner am 24. April 1845 und 10. Oktober 1847.

<sup>271</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849: „Sie [i.e. die Stiefkinder] sind alle drei sehr lieb u. zärtlich gegen mich u. suchen mir Freude zu machen, wo sie können.“

<sup>272</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Schlusssatz des Briefes von Caroline an Th. Fliedner vom 29. April 1845: „Deine für Dich betende u. Dir innigst anhangende Lina, der Du eine große Freude machst, wenn Du sie Deine vielgeliebte nennst. Laß nur das „vielgeplagte“ weg, denn der Herr hat's vielleicht versüßt durch Dich und

Zweck der Ehe, sondern waren für sie höchster Ausdruck der Liebe<sup>273</sup>. „Lieber Mann, wir können nicht genug danken für unsere lieben Kinder, die der Herr uns in Gnade schenkte<sup>274</sup>“, schrieb sie im Oktober 1847 nach Berlin und gibt damit treffend den Tenor wieder, der in der gesamten erhaltenen Korrespondenz ihr Verhältnis zu den Kindern charakterisiert. „Wenn ich so heimlich mit Gott darüber [i.e. die sechste Schwangerschaft] spreche, so fühle ich mich hochbegnadigt u. kann ihm so recht danken, daß er mich gebraucht u. Dich, um Menschen zu schaffen, für die er sein Blut vergossen hat, die er ewig selig u. herrlich machen will<sup>275</sup>“, schrieb sie ihrem Mann im Sommer 1849 nach Amerika. Die Kinder waren ihr Kompensation für zahlreiche Entbehrungen, die ihre Aufgaben in Kaiserswerth mit sich brachten<sup>276</sup>. Der Geburt ihres ersten Kindes 1844 folgte am 10. Juni 1845 Friedrich und am 4. August 1846 gebar sie ihre einzige Tochter, Friederike. Am 22. Juli 1847 wurde sie von einem Sohn, Gustav, entbunden, der am demselben Tag nach der Nottaufe starb<sup>277</sup>. Im Herbst d.J. hatte Caroline sich so weit von der schweren Geburt erholt, dass sie ihrem Gatten am 10. Oktober nach Berlin berichtete: „Ich fühle mich sehr wohl u. kräftig, so wie ich mich seit unserer Verheirathung nicht fühlte; es macht mir große Freude zu arbeiten, u. ich kann viel mehr fertig bringen, als sonst.“ Am 17. Januar 1849 wurde Ernst geboren, am 9. Juni d.J. brach Th. Fliedner nach Amerika auf. Am 10. Juli kündigte Caroline ihm ihre sechste Schwangerschaft an: „Mit meiner Gesundheit geht es im Ganzen recht gut; nur ist mir mitunter so elend u. schwach zu Muthe, u. gegen Abend u. in der ersten Hälfte der Nacht so aufgeregt, wie es wohl zu sein pflegt, wenn der Herr uns wieder ein Kindchen schenken will. O, wie sehr gern ertrage ich dies Unwohlsein um solchen Preis.<sup>278</sup>“ Knappe zwei Wochen später teilte sie ihm mit, dass die Schwangerschaft nicht mehr(?) bestand<sup>279</sup>. Am 17. August 1850 gebar sie ihren Sohn Heinrich. Wie nach Amerika meldete Caroline ihrem Mann auch in den Orient eine erneute Schwangerschaft: „Freust Du Dich auch recht, daß der Herr uns noch ein Kindchen schenken will. O, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freue! Ich kann dem Herrn dafür auch recht voll u. innig danken.<sup>280</sup>“ Der Ausgang der Schwangerschaft ist nicht bekannt<sup>281</sup> – erst am 30. August 1853 gebar Caroline ihr siebtes Kind, Carl. Mit 43 Jahren wurde Caroline am 31. Juli 1854, nur elf Monate nach der Geburt ihres siebten Kindes, zum

---

unsere süßen Kinder“; FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 4. Dezember 1850: „Ich fühle, daß ich im Besitz der theuren Kinder einen großen Vorzug vor Dir habe.“

<sup>273</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Angst 555. Diese Interpretation der Bedeutung des Kindes lässt sich ab der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert feststellen.

<sup>274</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 24. Oktober 1847.

<sup>275</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849.

<sup>276</sup> Zur Kompensationsfunktion von Kindern vgl. z.B. BEHNKEN, I., SCHMID, P., Religion 73.

<sup>277</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 9. Diese Geburt führte auch Caroline an den Rand des Todes, so dass sie zunächst mit Luise für zwei Wochen nach Langenschwalbach reiste, wo sie von Th. Fliedner besucht wurde. Von Langenschwalbach aus besuchte sie zur Regeneration für weitere vier Wochen ihre Schwiegermutter in Wiesbaden. Interessanterweise lassen sich diese Informationen nur noch Briefen entnehmen, die Caroline an ihre Mutter nach Hamburg schrieb. Die Korrespondenz zwischen den Eheleuten aus dieser Zeit ist nicht mehr erhalten, lediglich ein Th. Fliedners an Caroline am 11. August aus Wiesbaden, in dem er einen Gruß des Sohnes Georgs ausrichtet und bittet, rasch wieder gesund zu werden. Die vierte Schwangerschaft scheint schwieriger gewesen zu sein als die vorherigen. So berichtet Caroline im Mai 1847 (FA IV a 1 vol 2) nach Berlin: „Diese letzte Nacht hat mir wieder große Angst u. wunderbare Beschwerden gebracht. Doch auch die Gewißheit, daß meine vielen Herzensbeängstigungen viel im Körper ihren Grund haben. Gegen Morgen fühlte ich zuerst das Leben unsers lieben unbekanntes Kindes, u. seitdem habe ich große Erleichterung.“

<sup>278</sup> FA IV a 1 vol 2.

<sup>279</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>280</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851.

<sup>281</sup> Während sie am 15. Mai 1851 aufgrund der Schwangerschaft noch vermeiden wollte, ihrem Mann nach Berlin entgegenzureisen und durch die Eisenbahnfahrt die Schwangerschaft zu gefährden, begründete sie am 15. Juni ihren Entschluss, ihn in Pleß in Schlesien zu treffen, mit völliger Überarbeitung und der Hoffnung, sich auf der Reise erholen zu können.

letzten Mal Mutter, wiederum eines Sohnes, August<sup>282</sup>. Während ihr Mann sich seit dem 31. Mai bis Anfang Juli in Ems zur Kur aufhielt, war Caroline nach einer Erkrankung im Mai, die die Schwangerschaft aufs höchste gefährdet hatte, bis zur Entbindung meist ans Bett gefesselt. Waren ihre Kräfte zwar so verbraucht, dass sie gleichermaßen um die Gesundheit des Kindes wie die Niederkunft fürchten musste<sup>283</sup>, war ihre Freude auf das Kind dennoch keinesfalls gemindert: „Dem lieben Kinde scheint meine Krankheit keinen Schaden gebracht zu haben: es bewegt sich kräftig u. fröhlich, was mir umso mehr Freude macht, da ich es als neu geschenkt vom Herrn hinnehme.“<sup>284</sup> Im Oktober 1856 scheint Carolines letzte Schwangerschaft durch einer Fehlgeburt beendet worden zu sein<sup>285</sup>.

Besonders auffallend ist Carolines unerschrockener Umgang mit Schwangerschaft und Geburt: Obgleich Schätzungen zufolge im 19. Jahrhundert zehn Prozent der Frauen bei der Geburt starben, und auch Caroline bei der Geburt des vierten Kindes in Lebensgefahr geschwebt hatte<sup>286</sup>, finden sich keine Hinweise darauf, dass sie die Geburt als Gefahr fürchtete. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass Caroline mit den spezifischen Ursachen der hohen Müttersterblichkeit vertraut war und sie diese gezielt zu meiden wusste<sup>287</sup>, eine andere, dass dem Tod aufgrund ihrer theologischen Vorstellungen der Schrecken genommen war. Die häufig bezeugte Freude über die Gesundheit der Kinder lässt hingegen ahnen, dass sie mit den Gefahren, die auch für das Kind bei der Geburt bestanden, vertraut war<sup>288</sup>.

Zwar muss es letztlich der Spekulation überlassen bleiben, aus welchem Grund mindestens drei Schwangerschaften Carolines mit Fehlgeburten endeten, doch es fällt auf, dass eine Verbindung zu der ersten und der zweiten großen Dienstreise Th. Fliedners, nach Amerika und in den Orient, bestehen könnte, was einmal mehr die Stresssituation, in der Caroline während dieser Zeiten stand, geradezu physisch bestätigt.

Jedes Kind war für Caroline Manifestation der Gnade Gottes. Die theologische Überhöhung der Mutterschaft führte zunächst zu einer uneingeschränkt positiven Einstellung gegenüber jedem Kind. Besonders der Säugling bedeutete uneingeschränkte Freude. Stets setzte sie ihren Mann über Gesundheit und Entwicklung, die sie aufmerksam, jedoch nicht überbesorgt beobachtete<sup>289</sup>, in Kenntnis und versäumte nicht, ihn auf das Glück der Gesundheit des

---

<sup>282</sup> Darin wird besonders deutlich, dass Caroline nicht von ihrem selbst im ALR festgelegten Recht „auch säugende Ehefrauen verweigern die Beiwohnung mit Recht“ Gebrauch machte (vgl. dazu TOPPE, S., Erziehung 81) – finden sich doch verschiedene Hinweise, dass die Kinder mehrere Monate gestillt wurden (z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 23. Oktober 1850).

<sup>283</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 11. Juni 1854.

<sup>284</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 7. Juni 1854.

<sup>285</sup> Am 15. Oktober 1856 schrieb Th. Fliedner aus Berlin an Caroline, wo er sich noch zwei Wochen aufhielt, bevor er seine zweite große Orientreise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit am 14. November 1856 antrat: „Daß Du meine beiden Briefe [...] noch nicht am 14ten hattest, thut mir sehr leid; aber noch viel mehr, daß es dem Herrn gefallen hat, die süßen Mutterhoffnungen, die er Dir gegeben, wieder zu nehmen“ (FA II k a 13 4). Es ist signifikant, dass von dem etwa 14tägigen Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt kein einziger Brief Carolines mehr erhalten ist, während von Th. Fliedner aus dem Oktober 1856 noch zehn Briefe überliefert sind.

<sup>286</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Die Großmutter 68. Interessanter sind die Informationen über den Zustand Carolines nach der Geburt des kleinen Gustav 1847 ausschließlich in ihrer Familie rezipiert worden.

<sup>287</sup> Zu den Gründen der Müttersterblichkeit vgl. v.a. TOPPE, S., Erziehung 76ff. Als häufige Gründe gelten die mangelhafte medizinische Versorgung von Frauen während und nach der Geburt, die Missachtung des Lebens der Schwangeren – die Verrichtung schwerer körperlicher Arbeiten unmittelbar vor und nach der Geburt, Geschlechtsverkehr unmittelbar nach der Geburt –, die Häufigkeit der Schwangerschaften sowie unzureichende Hygiene.

<sup>288</sup> Zu den berechtigten Ängsten, die sich um Tod von Mutter und Kind bei der Geburt rankten, vgl. HARDACH-PINKE, I., Kinderalltag 35ff.

<sup>289</sup> Besonders bei Erkrankungen der Kinder zeigte sich der professionelle Umgang Carolines mit Krankheit: Schien Ansteckungsgefahr zu bestehen, wurden die Kinder strikt voneinander geschieden; spürbare gesundheitliche Beeinträchtigungen der Säuglinge führte Caroline meist auf das Zahnen zurück, was Angst um die Kinder im Keim erstickte – was für das 19. Jahrhundert als eher ungewöhnlich gelten darf (vgl. BADINTER, E., Mutterliebe 166). Die Verordnung strikter Bettruhe war für Caroline bei Klagen der Kinder selbst über geringfügige Beschwerden erfolgreiches Mittel, Erkrankungen frühzeitig zu bekämpfen.

Nachwuchses hinzuweisen: „Nicht dankbar genug können wir dem Herrn für diese gesunden Kinder sein, u. nicht theuer genug die köstliche Gabe achten.<sup>290</sup>“ Jeder Zahn war für Caroline Grund, ihrem Gatten begeisterte Mitteilung zu machen, selbst wenn aufgrund dessen unruhige und schlaflose Nächte vorangegangen waren. Besonders der Säugling scheint für sie rein und integer, ausschließlicher Grund zur Freude gewesen zu sein<sup>291</sup>. Zur Sicherung der Gesundheit<sup>292</sup> der Kinder, die bei den Fliedners – wie für bürgerliche Familien im 19. Jahrhundert<sup>293</sup> charakteristisch – Hauptgegenstand der elterlichen Sorgen war, gehörten selbstverständlich Regeln zur Überwachung ihrer Hygiene und Reinlichkeit<sup>294</sup> sowie Spielen an frischer Luft, deren Förderung im Werk des königlichen Leibarztes Dr. Chr.W. Hufeland „Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren“ als Postulat primär an die Mutter herantrat<sup>295</sup>. Dem Bemühen Carolines, jedes einzelne Kind zu stillen, wird sich nicht zuletzt daraus resultiert sein, dass Caroline bis auf den eine Stunde nach der Geburt verstorbenen Gustav den Tod keines Kindes beklagen musste<sup>296</sup>: Neben den hygienischen Bedingungen und den Pflegepraktiken gilt die Stilldauer als zentrale Größe, die Einfluss auf die Überlebenschancen eines Kindes hatte<sup>297</sup>.

Mit der Begeisterung über die wachsende Kinderzahl unterschied sich Caroline signifikant von der durchschnittlichen Frau im 19. Jahrhundert, für die Kinder aufgrund fehlender Verhütungsmöglichkeiten vielfach notwendiges Übel waren, deren Zahl man möglichst in Grenzen zu halten suchte<sup>298</sup>.

Der uneingeschränkt positive Zugang änderte sich zu dem Zeitpunkt, als Caroline den Eindruck hatte, dass die Kinder auf ihr Verhalten direkt Einfluss nehmen konnten. So berichtete sie am 10. Juli 1849 über den noch nicht sechs Monate alten Ernst: „Wenn er auf sein Trinken nur etwas warten muß, so wird er feuerroth, zittert, schreit, daß er anfängt zu husten u. sich geberdet, als wollte er ersticken. – Wenn er noch ein wenig größer ist, werde ich ihm einmal einen Schlag geben, u. sehen, welchen Eindruck das macht.“<sup>299</sup> Als der Knabe wenig älter als zwei Jahre war, berichtete sie: „Wenn er sein Bett naß gemacht hat, u. von mir Schläge bekommt, so faßt er sich im nächsten Augenblick, u. macht mir mit den freundlichsten Mienen Häschen in der Kuhle u. Murrelthier vor, damit ich das Geschehene

---

<sup>290</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. April 1851.

<sup>291</sup> Vgl. dazu GESTRICH, A., Erziehung 67f. Traditionell galt besonders das Kleinkind in evangelischen Pfarrhäusern als Verkörperung von Unschuld und war mit einer geradz sakralen Aura umgeben.

<sup>292</sup> Angst um den Nachwuchs war Carolines ständiger Begleiter, als eine Epidemie in Duisburg zahlreiche Kinder dahinraffte und sie sich aufgrund eines Besuchs in Hamburg nicht täglich selbst ihrer Gesundheit versichern konnte (FA IV a 1 vol 2): „Ich hörte in Duisburg, daß mehrere Kinder dort an Bräue gestorben wären, u. ich muß viel in dieser Beziehung an unsere Kinder denken“ (Caroline an Th. Fliedner am 8. Mai 1849). Im folgenden Brief wiederholte sie: „Ich muß so viel an die Bräuen denken“ und mahnte: „Wenn die Kinder einen schlimmen Husten bekommen, so bitte ich, ihnen Speck um den Hals zu legen. Lläuft der Georg auch nicht zuviel umher u. bekommt nasse Füße?“

<sup>293</sup> Vgl. BADINTER, E., Mutterliebe 164f.

<sup>294</sup> Die Wertschätzung der Gesundheit der Kinder lässt sich gleichermaßen in der harten Disziplinierung der Kinder was die nächtliche Sauberkeit anging (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. April 1851) wie in der Erziehung zur Hygiene (ebd., Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851) erkennen.

<sup>295</sup> Vgl. die zentralen Aussagen des Buchs bei SCHÜTZE, Y., Mutter 29. Der Arzt empfahl die strikte Einhaltung medizinischer Regeln, auf die hin sich moralisch-sittliche Erfolge automatisch einstellen würden.

<sup>296</sup> Die offensichtlich in Folge der unglücklichen Geburt bei jeder Schwangerschaft strikt eingehaltene Ruhe (vgl. v.a. FA IV a 1 vol 3) könnte sich der Auseinandersetzung Carolines mit einer Fülle medizinischer, seit Ende des 18. Jahrhundert verbreiteter Literatur verdanken, die leichtfertiges Verhalten von Frauen für Totgeburten und Aborte verantwortlich machte (vgl. TOPPE, S., Mutterschaft 350f).

<sup>297</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Angst 538. Hinzugekommen sein dürften soziale und v.a. regionale Gründe: So lag die Säuglingssterblichkeit im Verwaltungsbezirk Düsseldorf mit 146 v.T. im Zeitraum 1862-1866, nur marginal hinter der an dieser Stelle interessierenden, signifikant unter dem Durchschnitt (ebd. 536f).

<sup>298</sup> Vgl. z.B. BUDDE, G.-F., Bürgerleben 57. GESTRICH, A., Erziehung 67f, weist indes darauf hin, dass sich die Einstellung gegenüber wachsender Kinderzahl in Pfarrhäusern häufig von der anderer Familien im 19. Jahrhundert unterschied.

<sup>299</sup> FA IV a 1 vol 2.

vergesse.<sup>300</sup> Das erste Beispiel weist darauf hin, dass Caroline die Kinder nicht nur während der Abwesenheit Th. Fliedners körperlich züchtigte, sondern sich selbstverständlich rigider erzieherischer Maßnahmen bediente, von denen i.d.R. nur der Vater Gebrauch machte<sup>301</sup>. Einseitige negative Beurteilung der Erziehungsmethoden verbietet sich indes, da körperliche Züchtigung noch im 19. Jahrhundert als Zeichen von „Elternliebe“ galt: Das Verwöhnen von Kindern und fehlende Kontrolle galten als Zeichen von Nachlässigkeit und fehlendem erzieherischen Engagement<sup>302</sup>. Gerade in Pfarrhäusern, wo die Erziehung der Kinder zwecks Sicherung des rechten Glaubens als eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben galt, waren eine kontinuierliche Überwachung der Kinder und Beeinflussung ihres Verhaltens eine Selbstverständlichkeit. Der allgemein akzeptierte pädagogische Leitsatz (Sprüche 19, 18) „wer sein Kind liebt, der züchtige es“, machte körperliche Strafen zu einer Notwendigkeit, die in erweckten und damit in pietistischer Tradition stehenden Kreisen geradezu als Postulat an Eltern herantrat<sup>303</sup> und in scharfer Abgrenzung zu dem aufgeklärten, etwa von J.J. Rousseau vertretenen Erziehungsideal stand, das dem Charakter des Kindes in den ersten zwölf Lebensjahren volle Entfaltung zugestand<sup>304</sup>. Bemerkenswert ist, dass bei den Kindern durch konsequente Erziehung Verständnis für Strafen geweckt wurde und sie diese akzeptierten – keineswegs erschien sie ihnen als bloße Willkür<sup>305</sup>, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein dürfte, dass den Kindern vor Strafen auseinandergesetzt wurde, was die Eltern als fehlerhaft an ihnen empfanden<sup>306</sup>. Wie in Pfarrhäusern üblich<sup>307</sup> begann der Unterricht für die Kinder der Fliedners sehr früh: Im Alter von drei Jahren fügten die Kinder Carolines Briefen bereits erste ungelene Sätze bei. Eine Lehrerin war für die Ausbildung der kleinen Kinder zuständig, die Vorbereitung für das Gymnasium in Gütersloh übernahm ein Pfarramtsanwärter, der auch sporadisch in den Anstalten predigte<sup>308</sup>. Indem Caroline den Kindern gegenüber streng und unnachgiebig aufgetreten zu sein scheint, auf der anderen Seite positives Verhalten mit Ausflügen anerkannte und belohnte<sup>309</sup>, findet

<sup>300</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. April 1851. Vgl. auch den Brief vom 30. Mai 1851: „Theodor u. Friedrich sind ein paar fixe Jungens; doch hören sie nicht immer u. haben neulich beide etwas auf den Buckel gekriegt.“

<sup>301</sup> Carolines Erziehungsstil entsprach augenscheinlich völlig dem ihres Gatten, indem er ebenso wenig wie sie Rücksicht auf das Alter Kinder nahm: „Theodor u. Fritz hätten Dir auch geschrieben. Aber, da Fritz heute, u. Theodor gestern gelogen hatten, so habe ich beide heute mit dem Stock bestrafen müssen, u. ihnen zu Strafe nicht erlaubt, heute an Dich zu schreiben. Ernst u. Rieckchen waren bei der Strafvollziehung zugegen. Ernst machte erst grosse Augen, dann weinte er. Ich hoffe, das Zuschauen wird ihm gut gethan haben.“ (FA II k a 13 3, Th. Fliedner an Caroline am 31. März 1852). Mit dem unnachgiebigen Vorgehen gegen Unwahrheit stellt Th. Fliedner sich ganz in die pädagogische Tradition des Pietismus, die durch ein tiefes Misstrauen gegen diese Welt und ihren Lügegeist geprägt war und aus diesem Grund die Forderung nach und Erziehung zu absoluter Wahrhaftigkeit ins Zentrum der Erziehung rückte (vgl. REBLE, A., Geschichte 131).

<sup>302</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Kinderalltag 190f.

<sup>303</sup> Bereits bei A.H. Francke wurde die Strafe des Zöglings als Mittel zur Beförderung seiner Gottseligkeit eingesetzt. Aus diesem Grund erschien der Zweck der Strafe nur erreicht, wenn der Erzieher von Gott zur Strafe autorisiert war (vgl. v.a. MENCK, P., Erziehung 48ff). Durch die Identifikation von Rute und Kreuz wurden Züchtigungen in pietistischen Elternhäusern häufig direkt als Strafe Gottes erfahren (vgl. GESTRICH, A., Erziehung 67f).

<sup>304</sup> Vgl. dazu SCHÜTZE, Y., Mutterliebe 119f.

<sup>305</sup> Vgl. etwa FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849: „Den armen Georg mußte ich neulich für eine Faulheit, die zu besiegen ich 14 Tage vergeblich versuchte, einige Stockprügel durch Herrn Ranke geben lassen. Er war nachher sehr dankbar dafür.“ In demselben Brief fasst sie die Reaktionen ihrer Stieftochter Luise auf verschiedene Kritik zusammen: „Sie läßt sich aber sagen u. ist freundlich u. dankbar. [...] Sie hat es wieder mit Beugung u. Innigkeit hingenommen. Umarmte mich sogleich auf's Zärtlichste, [...]“

<sup>306</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 11. Juni 1854: „Schon vorgestern Abend hatte ich mit ihm [i.e. Friedrich] über seine Hauptfehler gesprochen, wo ich ihn sehr zugänglich u. weich fand.“

<sup>307</sup> Vgl. GESTRICH, A., Erziehung 78.

<sup>308</sup> Vgl. das Protokoll der Sitzung des Kaiserswerther Vorstands vom 4. Mai 1858 im Protokoll Buch des Rheinisch-Westphälischen Diakonissen Vereins (ADK o. Sign.).

<sup>309</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851.

die Vermutung, dass die Berufstätigkeit Caroline den Kindern gegenüber maskulin agieren ließ, Bestätigung<sup>310</sup>. Die im 19. Jahrhundert der Frau als Natur zugeschriebene ausschließliche Fähigkeit zur Pflege und Gemütsbildung des Kindes einerseits und die Überzeugung, als Frau sei sie unfähig, über Wohl und Zukunft des Kindes zu entscheiden<sup>311</sup>, findet in der Ehe der Fliedners keinen Niederschlag, was die Biographie Carolines, resp. ihre Position im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus, auch kaum erwarten ließ.

Vergehen der Kinder, die Caroline als Sünde erschienen, waren ihr zuwider. Mit der rechten Reaktion darauf fühlte sie sich überfordert: „Es wird mir schwer, die liebe Kinderschaar durch diese Fest- u. Feiertage hindurch zu leiten, u. ihre Sünden betrüben u. ängstigen oft mein Herz, u. diese Sorge allein zu tragen erscheint mir als eine große Last“, teilte sie ihrem Mann am Ende des Jahres 1856 mit<sup>312</sup>. Fleiß und Gründlichkeit suchte Caroline zu fördern und zu verinnerlichen, indem sie „nach dem Worte Gottes’ wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“ verfuhr [2. Thess 3, 10]<sup>313</sup>. Verhaltensbesserungen der Kinder nach erhaltenen Strafen bestätigten die erzieherischen Maßnahmen<sup>314</sup>, die aufgrund theologischer Begründungen eine Sublimierung erfuhren<sup>315</sup>. Mit eiserner Erziehung zur Pflichterfüllung entsprach Caroline einerseits völlig der Erkenntnis des Bürgertums, dass Disziplin und Fleiß wichtige Instrumente waren, den künftigen Erfordernissen einer bürgerlichen Existenz zu entsprechen<sup>316</sup>. Andererseits lässt sich eine enge Verbindung zur Pädagogik des Pietismus herstellen, auf die A.H. Francke mit seiner Erziehung zum wahren christlichen Lebenswandel am nachhaltigsten gewirkt und das deutsche Bildungswesen beeinflusst hat<sup>317</sup>: In seiner pädagogischen Hauptschrift „Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind“ erklärte er die rechte religiöse Haltung des Erziehers selbst zur Voraussetzung für erfolgreiche pädagogische Einflussnahme. Neben Erziehung zu unbedingtem *Gehorsam* gegenüber Gott und dem Nächsten und zu *Fleiß* trat der Versuch, durch Abziehen des Menschen von weltlichen Genüssen, den menschlichen Eigenwillen zu brechen (*Selbstverleugnung*). Das Bemühen um Förderung der ersten beiden von H.A. Francke postulierten Haupttugenden ist in den Briefwechseln der Fliedners häufig nachzuweisen: Die schwer bestimmbare Fähigkeit zur Selbstverleugnung wurde dadurch zu erreichen gesucht, dass den Kindern Angenehmes in Aussicht gestellt und dies wieder zurückgenommen wurde. Die Reaktion der Kinder auf auf diese Weise enttäuschte Vorfreude war den Eltern Mittel zur Einschätzung ihrer Selbstverleugnung und wurde – wenn kein

---

<sup>310</sup> Carolines erzieherische Maßnahmen erwecken den Eindruck, dass geduldiger, liebevoller Umgang mit den Kindern, wie er mit der Festschreibung des weiblichen Sozialcharakters seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert von Frauen verlangt wurde (ausführlich BADINTER, E., Mutterliebe 168f), höchstens den jüngsten Kindern zuteil wurde. Die häufigen Abwesenheiten ihres Gatten von Kaiserswerth machten es allerdings notwendig, dass Caroline zur Disziplinierung des Nachwuchses nicht auf ihren Gatten angewiesen war, wie es wohl häufig der Fall war (vgl. SCHÜTZE, Y., Mutterliebe 126).

<sup>311</sup> Vgl. HARDACH-PINKE, I., Angst 567.

<sup>312</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 27. Dezember 1856.

<sup>313</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Juni 1854. Gut zeitgenössisch verstand Caroline offensichtlich Bildung primär als Nutzbarmachung des Menschen für das soziale Dasein (vgl. dazu ausführlich REBLE, A., Geschichte 251ff).

<sup>314</sup> Ebd. „Unserm Friedrich hat die Strafe von neulich sehr wohl gethan: er ist die Liebenswürdige selbst.“

<sup>315</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. Juni 1854. Nach einem nicht mehr erhaltenen Brief Th. Fliedners an seine Söhne, in dem er nachhaltig zu Gehorsam mahnte und in dem auch Drohungen nicht gefehlt zu haben scheinen, berichtet Caroline: „Ich hoffe, Deine Worte werden ihnen Allen wohlthun, sie haben sich überhaupt nach der letzten Katastrophe schon etwas zusammengenommen. Frd. denkt an die Leute in Ninive, [...]“. Doch das im Alten Testament im Prophet Jona angekündigte Gericht über die Stadt Ninive wirkte nicht nachhaltig genug: der neun Jahre alte Friedrich durfte seine Brüder Georg und Theodor sechs Tage später „wegen grober Lügen u. andern großen Unarten“ nicht zu einem Ausflug begleiten.

<sup>316</sup> Vgl. SCHÜTZ, Y., Mutter 32.

<sup>317</sup> Eine Beeinflussung Carolines durch A.H. Francke im pädagogischen Umgang mit ihren Kindern drängt sich nicht zuletzt darum auf, dass auch ihre Lehrerin Amalie Sieveking maßgebliche Impulse durch die Beschäftigung mit seinen Schriften erhalten hatte (s.u.).

Verdross beobachtet wurde – belohnt, indem den Kindern erneut etwas in Aussicht gestellt wurde<sup>318</sup>. Ökonomischer und gesellschaftlicher Erfolg war für A.H. Francke natürliches Resultat konsequenter Erziehung in diesem Sinne<sup>319</sup>.

Auffallend ist, dass Carolines einzige leibliche Tochter Friederike nur selten Erwähnung findet, während ihre „lieben Jungens“ häufig positiv hervorgehoben werden<sup>320</sup>. Während Caroline sich mit Luise und Mina positiv identifizieren konnte, stellte sie über ihre leibliche Tochter fest: „Riekchen ist gesund, doch etwas launisch, ein Erbfehler von ihrer Mutter, den diese strenge an ihr heimsucht.“<sup>321</sup> Bis auf die Erwähnung der Gesundheit des Kindes sucht man vergeblich nach Aussagen Carolines, die die Mutterfreude an ihrer Tochter ebenso erkennen lassen wie an ihren Söhnen. An ihre Stieftochter Luise schrieb sie 1855 aus Ems, wo sie ihren Gatten besuchte: „Es wäre mir sehr lieb, wenn Riekchen mir schriebe. Das Liebe Kind liegt mir recht schwer auf dem Herzen; möchte ich mich nur dadurch zu recht brünstigem Gebet für sie treiben lassen, u. möchte der Herr mir’s zeigen, wie ich Riekchen mehr Aufsicht u. Leitung verschaffen kann. Als Mädchen bedarf sie dessen mehr, als die Knaben u. hat doch weniger.“<sup>322</sup> Ähnlich äußerte sich Fénelon über die Notwendigkeit der Mädchenerziehung: „Unfraglich verursacht die schlechte Erziehung der Frauen mehr Unheil in der Welt als die der Männer.“<sup>323</sup> Während sie bei den Söhnen häufig Tugendhaftigkeit hervorhob, klagte Caroline häufig indirekt über Unartigkeit und Eigensinn des Mädchens, indem sie ihrem Gatten Verhaltensbesserungen des Kindes mitteilte<sup>324</sup>. Die negative Beurteilung lässt sich möglicherweise durch den qua Geschlecht begrenzteren Freiraum der Tochter erklären: Während Jungen die ersten Lebensjahre vergleichsweise unbeschwert genießen durften, waren Mädchen enge Grenzen gesetzt<sup>325</sup>. Eine weitere Interpretationsmöglichkeit wäre die, dass Caroline aufgrund der verbreiteten Geringschätzung von Mädchen dem Kind emotional anders gegenüberstand als ihren Söhnen, was auf die Sozialisation der Tochter von erheblichem Einfluss gewesen sein dürfte<sup>326</sup>. Besonders für Mina lässt sich feststellen, dass Caroline bei der Ausbildung der Töchter besonderen Wert auf die Förderung spezifisch weiblicher Fähigkeiten legte: Der Umgang des Kindes mit Puppen wurde begünstigt<sup>327</sup>, es wurde schon früh zu Handarbeiten herangezogen<sup>328</sup>, Caroline

---

<sup>318</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner im Juni 1854: Nachdem Mina zunächst versprochen worden war, ihren Vater bei seiner Kur in Ems besuchen zu dürfen und diese Hoffnung von Caroline ohne ersichtlichen Grund zerschlagen wurde, schrieb sie ihrem Mann am 21. Juni 1854: „Mina ist durch die fehlgeschlagene Hoffnung – obwohl ihre Vorfriede sehr lebhaft war – gar nicht verstimmt; ich muß sie sehr loben, u. um so mehr gönne ich ihr etwas.“

<sup>319</sup> Vgl. BLANKERTZ, H., Geschichte 50.

<sup>320</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1. 3, Caroline an Th. Fliedner am 24. April 1845 und 15. Mai 1851.

<sup>321</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851.

<sup>322</sup> FA IV a 12, Caroline an Louise Fliedner am 24. August 1855.

<sup>323</sup> Ohne explizit auf Fénelon zu rekurrieren, gibt Caroline damit recht unreflektiert die Auffassung Fénelons, mit dem sie sich 1847 ausgiebig beschäftigt zu haben scheint (s.o.), wieder: Mädchenerziehung, für die Fénelon entschieden eintrat, war für ihn eine Angelegenheit von gesellschaftlicher Bedeutung, da den Frauen nach Auffassung des Katholiken die Hauptschuld für die Missstände in der Welt zukam. Nach seiner Auffassung beruhte die Verkommenheit des männlichen Geschlechts vielfach auf dem schlechten Einfluss, den Ehefrauen und Mütter auf Männer ausübten (vgl. WITT, U., Bekehrung 96; SALLWÜRK, E.V, Fénelon 95-98. 107ff). Die erste deutsche Übersetzung der „Mädchenerziehung“ Fénelons geht auf A.H. Francke 1698 zurück.

<sup>324</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2. 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849; 16. April 1851,

<sup>325</sup> Vgl. z.B. BUDDE, G.-F., Bürgerleben 220.

<sup>326</sup> Die besondere Rolle bzw. Nicht-Rolle, die Riekchen auch im Leben Th. Fliedners spielte, wird auch in der Nicht-Erwähnung des Kindes in der Abschiedsrede Th. Fliedners deutlich: Während er allen Kindern seinen Wunsch ausdrückte, sie mögen ihr Leben unter den Willen Gottes stellen, um gewinnbringend für sein Reich wirken zu können, fehlt jede Anrede oder Erwähnung Riekchens (Vgl. GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864).

<sup>327</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 9. Dezember 1844. Von ihrer Inspektionsreise trug Caroline ihrem Gatten auf: „Sorge doch dafür, dass Mina’s Wünsche erfüllt werden, den Laden zu Weihnacht wiederhergestellt zu sehen, Helene kann dafür sorgen, daß ihrer Puppe die verlorenen Glieder wieder ersetzt

unterrichtete das Mädchen im Französischen<sup>329</sup>, und auch das bildungsbürgerliche Ideal der Klavier spielenden Tochter wurde kultiviert. Leider ist nicht mehr festzustellen, ob Caroline sich bei der Erziehung der Töchter an ihrer eigenen Lehrerin Amalie Sieveking orientierte, die sich ja dezidiert gegen die einseitige Förderung der dem weiblichen Geschlecht zugeschriebenen Qualitäten gewendet hatte. Es ist zu befürchten, dass gerade dies nicht der Fall war. – Auch in Bezug auf eine Schwester stellte sie einmal fest: „Ueberhaupt ist es mißlich, junge Mädchen ihres Alters durch Lernen u. Unterricht so anzustrengen<sup>330</sup>“. Wie stark der Einfluss ihres Gatten auf die Kultivierung weiblicher Qualitäten der Töchter gewesen ist und wie klein dementsprechend ihre Gestaltungsmöglichkeiten waren, muss offen bleiben<sup>331</sup>.

Zur Sozialisation der Kinder gehörte selbstverständlich regelmäßiges Gebet ihnen<sup>332</sup>, die Förderung des Umgangs mit der Bibel<sup>333</sup> und die Überwachung ihrer außerhäuslichen Erziehung<sup>334</sup>. Geburtstagsgeschenke wurden nach dem Kriterium ausgewählt, ob es der kognitiven Entwicklung der Kinder diene und damit ganz bürgerlichem Bildungsstreben untergeordnet<sup>335</sup>. Wurden Kontakte festgestellt, die nach Carolines Empfinden geeignet waren, einen negativen Einfluss auf die Kinder auszuüben, wurden sie dem Nachwuchs untersagt<sup>336</sup>. Wie erfolgreich massiv auf die Interessen der Kinder Einfluss genommen wurde, wird nicht zuletzt darin deutlich, dass bis auf den 1853 geborenen Karl alle sechs Söhne der Fliedners, die das Erwachsenenalter erreichten, eine theologische Ausbildung absolvierten<sup>337</sup>.

---

werden, u. Jettchen Roos könnte am besten [...] darauf hinwirken, daß Meister Vierhausen der Mina statt einer Puppenwiege einen Puppenkleiderschrank schenkte.“

<sup>328</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 26. April 1845: „Die dicke Mina mag lieber im Garten springen als stricken od. nähen.“ Offensichtlich wurde den Wünschen des Kindes in gewissen Grenzen stattgegeben: Caroline folgte damit ihrem Motto „Fleißig sein heißt nicht: immer etwas thun, sondern das rechte zur rechten Zeit thun“ (FA IV c 16), das in einem Spannungsverhältnis zur pietistischen Tradition steht, in der Arbeit für jeden Gläubigen zur heiligen Pflicht geworden war (vgl. TREIBER, H. / STEINERT, H., *Fabriktion* 112). Rastlose Tätigkeit galt schon für Kinder als bestes Mittel, Lüsterheit und sexuelles Verlangen zu ersticken. Besonders bei Mädchen dienten Textilarbeiten nicht zuletzt körperlicher Zucht, die verbunden mit dem Zwang zu gerader Haltung garantieren sollten, dass sie ihrer Sexualität nicht gewahr wurden (vgl. LADJ-TEICHMANN, D., *Erziehung* 190ff).

<sup>329</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. August 1848.

<sup>330</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 29. April 1850.

<sup>331</sup> Bemerkenswert erscheint an dieser Stelle, daß Caroline der Überzeugung war, daß nur bei Erziehung zu Hausarbeiten gewährleistet war, daß Mädchen später in der Lage waren, einem eigenen Haushalt angemessen vorzustehen: „Es scheint, Mutter Kampmann hat die Arbeit für die Töchter gethan“, bemerkte Caroline Jahre später im Hinblick auf eine Schwiegertochter, deren Haushalt ihr bei sechs Kinder zu verwahrlosen schien (FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 12. Februar 1885).

<sup>332</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1. 3, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844 und 21. April 1851. Auch die Betonung der Wichtigkeit des Gebets im Umgang Carolines mit den Kindern lässt möglicherweise eine Vertrautheit mit seiner Bedeutung in der Pädagogik A.H. Franckes erkennen: Nach Francke konnte es erst zu Gebet kommen, wenn der Mensch sich seiner Lage vor Gott bewusst war. Freies Gebet – wie von den Kindern der Fliedners praktiziert – war Garant, dass das Gebet nicht rein äußerlich war (vgl. MENCK, P., *Erziehung* 55f).

<sup>333</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 13. Mai 1845: „Heute Morgen, während der Andacht, erbot er [i.e. Georg, der an diesem Tag seinen fünften Geburtstag feierte] sich, daß ich d. 103ten Psalm ganz lesen möchte, weil er gar zu schön sei.“

<sup>334</sup> Regelmäßig ließ Caroline sich vom „Herrn Candidat“, der quasi Privatlehrer war, über die Lernerfolge ihrer Söhne unterrichten, die Schulhefte der Kinder kontrollierte sie selbst (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 11. August 1844).

<sup>335</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. April und 3. Mai 1847. Vor dem siebten Geburtstag des Sohnes Georg riet Caroline nach Rücksprache mit dem Lehrer, dem Kind ein geographisches Lehrwerk zu schenken, da der Vater mit geschichtlichen Werken hinreichend ausgestattet sei.

<sup>336</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 12. August 1853. Caroline berichtet, sie habe der 23jährigen Luise und der 18jährigen Mina den Kontakt zu einer etwa gleichaltrigen jungen Frau untersagt, da erstere auf deren Nachttisch ein „häßliches Buch“ gefunden hatte und die junge Frau sich mit einem „katholischen Kaufmann aus Antwerpen“ verlobt hatte.

<sup>337</sup> Der Erziehung zu unbedingtem Gehorsam entsprach, dass die meist vom Vater unter pragmatischen Gesichtspunkten getroffene Berufswahl bei Pfarrkindern i.A. keinen Protest hervorrief (vgl. v.a. GESTRICH, A.,

Caroline ging mit ihrem Mann darin konform, dass sie als unpassend empfundenenes Verhalten der Kinder auch nach Erreichen ihrer Selbständigkeit sanktionierte: Zwei Jahre nach der Hochzeit ihrer Stieftochter Luise mit Julius Disselhoff, der 1865 Vorsteher der Diakonissen-Anstalt wurde, machte letztere durch Schleiertragen auf sich aufmerksam und erregte damit aufgrund seines symbolisierten Luxus Unmut – nicht nur bei Th. und Caroline Fliedner, sondern auch bei Diakonissen. Caroline reagierte in Abwesenheit ihres Gatten direkt auf den Vorgang, indem sie die 27jährige zwar nicht unmittelbar maßregelte, sie jedoch von ihren Aufgaben in den Anstalten weitgehend suspendierte<sup>338</sup>.

Abschließend ist festzuhalten, dass Caroline wenig mit der – zumindest als Ideal festgeschriebenen – bürgerlichen Mutterrolle im 19. Jahrhundert verband. Ihre Berufstätigkeit führte dazu, dass die wachsende Familie zunächst uneingeschränkt positiv als Rückzugsort von der alltäglichen Geschäftigkeit erfahren wurde. Indem sie der Pflege der Kinder kaum Zeit widmen konnte, sie sie hingegen ebenso wie ihr Mann körperlich disziplinierte, erfuhr die Mutterschaft eine Umdeutung auf breiter Basis fort von der auf ihre biologische Funktion reduzierten Mutterrolle hin zu der einer verantwortlich und rational handeln wollenden Erzieherin. Carolines pädagogische Grundsätze lassen gleichermaßen eine Orientierung am pietistischen Erziehungsideal wie am bürgerlichen Leistungsethos erkennen, wobei letzteres nicht zuletzt durch ersteres begründet ist. Ebenso wie mit ihrem Eheverständnis trat Caroline als Mutter aus dem zeitgenössischen Rahmen heraus und antizipierte, was selbst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im aufgeklärten Westen nur bedingt Realität wurde. Anders als beim Eheverständnis führte ihre moderne Haltung den Kindern gegenüber jedoch nicht zu Differenzen zwischen den Ehegatten.

### 3. „Der Herr fordert viel von mir; aber er weiß, was er fordert“<sup>339</sup> – Gottvertrauen als Instrument zur Lebensbewältigung

Ausführlich wurden unter II. 3. 2 und dem Exkurs unter II. 4 die maßgeblichen theologischen Einflüsse dargelegt, die Caroline bis zu ihrer Übersiedlung nach Kaiserswerth 1843 prägten. Im Mittelpunkt der Theologie der Erweckungsbewegung und Amalie Sievekings stand die Überzeugung der totalen Depravation der menschlichen Natur, die ewiges Unheil als gerechte Strafe nur durch Buße, Umkehr und Reue vom Menschen abzuwenden vermochte. Zur Sicherung dieser (Heils)Erfahrung war der Mensch zu Heiligung verpflichtet, die sich in täglicher Buße und der Entsagung profaner Genüsse manifestierte. Häufiges Gebet und Gewissensforschung galten als Mittel zur Kontrolle und Aufrechterhaltung des Zustands. Die folgenden Überlegungen wollen untersuchen, in welcher Weise Caroline in Kaiserswerth an ihre Hamburger Prägungen, deren Internalisierung v.a. in ihren Briefen aus ihrer Zeit als Erzieherin in Holstein bezeugt ist, anknüpfte oder sie diese – etwa unter dem Einfluss Th. Fliedners – modifizierte. Anhand der Briefe Carolines an Th. Fliedner soll versucht werden, ihre individuelle Frömmigkeit zu rekonstruieren, bevor im Anschluss die konfessionelle Identifikation Carolines bestimmt werden soll. Im Kapitel „Amt und Amtsausübung bei Caroline Fliedner“ erst gilt es anhand weniger noch erhaltender Dokumente die Frömmigkeit zu rekonstruieren, die Caroline den Diakonissen zu vermitteln suchte. Hier wird interessant sein zu untersuchen, inwieweit die Theologie, die Caroline nach außen zu vermitteln suchte, mit ihrer individuellen Religiosität übereinstimmte.

---

Erziehung 69ff). Das Gütersloher Gymnasium, das als besondere Kaderschmiede neopietistischer und lutherischer Kreise galt, und das die Söhne Th. Fliedners durchliefen (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 803), gewöhnte die Kinder schon als Jugendliche an ein kirchlich geprägtes Milieu (vgl. JANZ, O., Kirche 137).

<sup>338</sup> FA II k a 13 4, Th. Fliedner an Caroline am 11. März 1857. Leider ist der Brief, in dem Caroline ihrem Mann nach Kairo über den Vorgang berichtet, nicht mehr erhalten.

<sup>339</sup> Carolines Einschätzung des göttlichen Handelns im Gegensatz zu Th. Fliedners: „Du forderst auch von mir, aber Du weißt nicht, was Du forderst“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. Oktober 1847).

3. 1 Frömmigkeit als Diktat des Gatten: „Wir beide sind auf so grüne Weide geführt worden von unserm guten Hirten unser Leben lang [...], daß Du gewiß mit mir in den Entschluß einstimmen wirst: Wir wollen seine Schäflein bleiben<sup>340</sup>“

„Frömmigkeit“ bezeichnet [...] religiöse Handlungen, physische wie psychische“, definiert F. Wintzer die Formen religiösen Tuns<sup>341</sup>, denen Kirchenhistoriker begegnen. Vielfach erscheinen fromme Handlungen als Manifestation eines frommen Sinns, für den rituelle und sittliche Reinheit als natürliche Voraussetzungen gelten. Geistige Reinheit und Lauterkeit, basierend v.a. auf der Erlangung inneren Friedens und dem Abgleich zwischen eigenen Wünschen und den Erfordernissen, die ein gottgefälliges Leben zu stellen scheint, gelten als weiterer Anspruch und Implikation des Bemühens um frommen Lebenswandel, um den Caroline nahezu ihr ganzes Leben rang. Im Folgenden ist zu zeigen, wie Frömmigkeit sich bei Caroline primär im Ringen um die Herstellung geistiger Reinheit äußerte. Außerdem soll die Frage diskutiert werden, ob sich bei Caroline möglicherweise eine Form spezifisch weiblicher Religiosität nachweisen lässt<sup>342</sup>.

Geprägt von der Hamburger Erweckungsbewegung, doch durch fast neun Jahre erzieherische Tätigkeit in Holstein und weitere drei Jahre als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus darf man sich Caroline Bertheau am Vorabend ihrer Heirat mit Th. Fliedner 1843 als theologisch eigenständige Persönlichkeit und geradezu als Paradigma der protestantischen Frau vorstellen, der durch existentielle Frömmigkeit und Selbstvergewisserung der Aufbruch in die Öffentlichkeit ermöglicht wurde – noch bevor der Protestantismus der Frau analog zu katholischen Orden durch Gründung der weiblichen Diakonie offiziell außerfamiliäre Arbeit ermöglicht hatte<sup>343</sup>. Weder ihre Berufstätigkeit in Holstein noch ihre verantwortungsvolle Position im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus hatten ihr erlaubt, sich durch regelmäßige Gottesdienstteilnahme oder den Besuch von inoffiziellen Versammlungen direkt einem Geistlichen anzuschließen. Der unmittelbaren Möglichkeit geistlicher Einflussnahme entzogen, darf man ihre Motivation zum Festhalten an den v.a. bei Amalie Sieveking erhaltenen theologischen Anstößen als intrinsisch betrachten<sup>344</sup>, die durch sporadische Gottesdienstbesuche und mehr noch durch persönliche Kontakte ihre individuelle Ausgestaltung erhielten und jederzeit autonome Entscheidungen ermöglichten<sup>345</sup>. Wie v.a. unter II. 5. 1. 2 gezeigt, lassen sich den wenigen noch erhaltenen Briefen Carolines aus dieser Zeit Denkstrukturen entnehmen, die für erweckte Kreise geradezu repräsentativ waren.

---

<sup>340</sup> FA II k a 13 4, Th. Fliedner an Caroline am 26. Januar 1857.

<sup>341</sup> GRESCHAT, H.-J., Art.: „Frömmigkeit I“, TRE XI 671; vgl. analog HAMM, B., Frömmigkeit 466: „Wo man von Frömmigkeit sprechen kann, geht es immer [...] um die Verwirklichung bestimmter christlicher [...] Verkündigungen, Lehren, Ideen, Wertvorstellungen, Hoffnungen, Gebote, Anleitungen, Traditionen oder Gewohnheiten im konkreten Lebensvollzug durch eine bestimmte Lebensgestaltung.“

<sup>342</sup> Zur Entwicklung der Vorstellung einer spezifisch weiblichen Frömmigkeit vgl. v.a. den programmatischen Aufsatz von WELTER, B., „Frauenwille ist Gottes Wille“. Die Feminisierung der Religion in Amerika 1800-1860. Nach der Differenzierung von GÖTZ V. OLENHUSEN, I., Feminisierung 37, wird eine geschlechtsspezifische Frömmigkeit als Manifestation der für das 19. Jahrhundert postulierten Feminisierung von Religion betrachtet.

<sup>343</sup> Vgl. v.a. GAUSE, U., Feminisierung 126f.

<sup>344</sup> Anders als vielfach postuliert, bestand die Motivation Carolines zum Vordringen in die Öffentlichkeit nicht darin, abgespaltene Kommunikationsräume zu formieren und über Kontakt zu anderen Frauen eine neue bürgerliche Identität zu konstituieren. Üblichen Formen öffentlicher weiblicher Religiosität entsprach Caroline lediglich, sofern sie sich sozial engagierte (vgl. HABERMAS, R., Fragilität 133ff).

<sup>345</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1845. Caroline vergleicht hier eine Predigt, der sie in Hannover beiwohnte und der es an „Entschiedenheit für Christum“ mangelte mit Gottesdiensten in Hamburg. Zusammenfassend beurteilt sie die Predigt: „Ich habe mich nicht auf's Höchste erbaut; doch konnte ich recht aufmerksam sein u. bin nicht ungesegnet geblieben.“ Offensichtlich war Caroline in ihrem theologischen Denken so stark geformt, dass nur Predigten, die mit der theologischen Vorstellungswelt der Erweckten konform gingen, eine uneingeschränkt positive Wertung erfahren konnten.

Im Folgenden ist zu zeigen, dass die Übersiedlung Carolines nach Kaiserswerth, in einen Rahmen, der zunächst eine massive Feminisierung erwarten lassen würde, zu spezifischen Modifikationen ihres theologischen Denkens und Handelns führte, die maßgeblich auf den Einfluss Th. Fliedners zurückzuführen sind: Carolines gesamte Lebensgestaltung wurde ab diesem Zeitpunkt nämlich der Realisierung eines spezifischen Gottesverhältnisses untergeordnet, dessen Regeln weitgehend von ihrem Gatten gesetzt wurden<sup>346</sup>. Anders als es nämlich von einer an sich höchst eigenständigen Frau zu erwarten gewesen wäre, war Caroline mit ihrer Heirat im Mai 1843 mehr als bereit, sich ihrem Mann in jeder Beziehung unterzuordnen und seine geistliche Autorität als Haupt der ehelichen Gemeinschaft in allen Fragen uneingeschränkt anzuerkennen<sup>347</sup>. „Du weißt wohl, daß ich Dir gehorche, so lange kein bestimmtes göttliches Gebot dawider ist, aber bitte doch recht den Herrn, Dich zu erleuchten, daß Du nichts von mir forderst, was Du nicht um Gottes willen von mir fordern mußt<sup>348</sup>“, schrieb Caroline 1845 von ihrer ersten großen Inspektionsreise und beweist damit ihre weitgehende Identifizierung des Willens ihres Mannes mit dem Willen Gottes sowie ihre daraus resultierende Bereitschaft, ihrem Mann ihre geistliche Vormundschaft zu übertragen<sup>349</sup>. In Verbindung mit ihrem Anspruch auf Intimität und Zweisamkeit, den Th. Fliedner nicht uneingeschränkt zu erfüllen bereit war, entstand ein erheblicher Konflikt zwischen freiwilliger Unterordnung und Aufbegehren gegen die Implikationen derselben – es ist unschwer zu zeigen, dass Caroline die Folgeschwere ihres freiwilligen Entschlusses unterschätzt hatte.

Wie bereits die wenigen noch erhaltenen Briefe aus der Zeit vor ihrer Heirat mit Th. Fliedner, sind auch die in der Ehe geschriebenen geprägt von einer tiefen Frömmigkeit, die in Zeiten der Empfindung von Einsamkeit und Verzweiflung umso stärkeren Niederschlag findet. Bereits sehr bald nach der Eheschließung lässt sich bei Caroline eine Entwicklung feststellen, die auf einen völligen Wandel ihrer Frömmigkeit hindeutet und die erst allmählich in ihre ursprüngliche Form zurückgeführt wurde. „Ich bin gesund dem Leibe nach. Meiner armen todtkranken Seele wolle sich der Arzt Immanuel erbarmen, dem ich sie dringend befehle“<sup>350</sup>, teilte sie ihrem Mann gut ein Jahr nach der Hochzeit mit und verlieh damit ihrem Empfinden Ausdruck, dass ihre Seele noch nicht endgültig durch die Erfahrung von Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung gerettet sei, was man aufgrund ihrer zu diesem Zeitpunkt mehr als 20 Jahre währenden Verbindung mit der Erweckungsbewegung und ihrer positiven Beurteilung durch Amalie Sieveking hätte annehmen dürfen<sup>351</sup>. Selbst in den subjektiv als äußerst schwer empfundenen Jahren als Erzieherin in Depenau und Lehmkuhlen finden sich keine derartigen Äußerungen, vielmehr manifestiert sich in den aus dieser Zeit erhaltenen Briefen das Bemühen, durch das Bewusstsein der ewigen Rettung der Seele aufgrund

---

<sup>346</sup> Vgl. HAMM, B., Frömmigkeit 466. Die Frömmigkeit wurde damit zu einem Diktat des Gatten, sofern Selbststeuerung der Lebensgewohnheiten, die der Verwirklichung bestimmter religiöser Vorstellungen, d.h. eines bestimmten Gottesverhältnisses diene, durch Fremdsteuerung substituiert wurde.

<sup>347</sup> FA IV c 2, Caroline an ihre Schwiegermutter am 2. März 1843; FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 28. Mai 1850.

<sup>348</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1845. Zur Debatte stand die Übersiedlung der Familie nach Berlin, ein Gedanke, der Caroline mehr als widerstrebte.

<sup>349</sup> Damit löste Caroline sich völlig von ihrer Lehrerin Amalie Sieveking, die sich durch ihren Verzicht auf die Ehe dezidiert von „menschlicher Vormundschaft“ (vgl. KUESSNER, TH., Erweckungsbewegung 68. 72) emanzipierte. Während Amalie Sieveking sich in allem Handeln direkt auf Gott berief, wurde Th. Fliedner quasi zu einem Mittler zwischen Caroline und Gott.

<sup>350</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 17. August 1844.

<sup>351</sup> De facto beurteilte sie sich selbst auf diese Weise nicht anders als ihre Mutter, die sie als „sehr verirrt“ empfand (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844). Offensichtlich stand die Mutter erweckten Kreisen distanziert gegenüber, was Caroline die ewige Rettung bzw. von Erweckten als notwendig empfundenen Heilserfahrungen derselben wünschen ließ: „Daß aber meine arme, alte Mutter sich noch um die 1te Stunde von dem Herrn rufen ließe“ (Caroline an Th. Fliedner am 30. August 1844).

spezifischer Erfahrungen, unangenehme äußere Umstände erträglich zu machen<sup>352</sup>. Auch unverheiratet war Religion für Caroline Mitte ihres Lebens gewesen. War ihr ihre äußere Situation als unerträglich erschienen, hatte sie die Möglichkeit, die ihr ihre Glaubensüberzeugung bot genutzt und sich völlig auf die gemachten Heilerfahrungen zurückgezogen. Temporäre Gefühlsschwankungen hatte sie durch das Bewusstsein ewigen Heils überwunden.

Wie unter III. 2. 2 bereits ausführlich dargestellt, wurde Th. Fliedner „der Gegenstand“ in Carolines Leben, „an dem das Leben meines [ihres] wider Gott streitenden Ichs am meisten offenbar wird [wurde].<sup>353</sup>“ Außerdem ist unschwer zu zeigen, dass Th. Fliedner unter dem Eindruck permanenter Resistenz Carolines gegen seine Dienstreisen zur Sicherung der Realisierung seiner eigenen Pläne gezwungen war, massiven Einfluss auf ihre theologische Entwicklung zu nehmen. Dies führte bei Caroline zunächst zu einem Verlust ihrer Heilsgewissheit und nahm ihr quasi den Boden unter den Füßen<sup>354</sup>. Sie selbst stellte eine Zäsur fest, indem sie bereits 1844 die gegenwärtigen Anfechtungen deutlich von jenen unterschied, die sie v.a. während ihrer Zeit als Erzieherin in Holstein geplagt hatten<sup>355</sup>. Wie unter II. 2. 1 dargestellt, hatte Th. Fliedner mit seinem spirituellen Eheverständnis von vorn herein einen umfassenden Machtanspruch konstituiert. Sein Anspruch, stets dem Willen Gottes entsprechend zu handeln, machte sämtliche Entscheidungen die er traf unanfechtbar. Wurde dennoch gewagt, Entscheidungen anzuzweifeln, trat derjenige, der Kritik zu üben wagte, in direkte Opposition gegen Gott und den Ausbau seines Reiches auf Erden. Dass hier möglicherweise eine Quelle für ungerechtfertigten Hochmut lag, scheint Caroline erkannt zu haben: Immer wieder forderte sie ihren Gatten zu Demut auf<sup>356</sup>. Das Erkennen und Befolgen des Willens Gottes war für die Erweckten eine existentielle Frage, die über ewiges Heil und Unheil entschied. Sofern sich Caroline also emotional häufig nicht in Übereinstimmung mit den Plänen ihres Mannes befand – jedenfalls, wenn sie Abwesenheiten von Kaiserswerth notwendig machten –, sie ihn jedoch als höchste geistige Autorität anerkannte und geradezu apothetisch verehrte<sup>357</sup>, erhielt die fehlende Übereinstimmung dadurch Brisanz, dass sie sich mit ihren Ressentiments in direkte Opposition gegen Gott begab, was ihre Heilerfahrung

---

<sup>352</sup> Vgl. z.B. den Brief Carolines an ihren Bruder Carl vom 26. Mai 1839 aus Lehmkuhlen: „Sollte ich klagen, - so darf ich nur mich anklagen, daß ich über der Freuden größte mich nicht inniger u. lebendiger freue; ich meine meine Kindschaft bei Gott, von welcher ich das Zeugniß des Geistes in mir trage.“

<sup>353</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 4. Juni 1848.

<sup>354</sup> Dem entspricht z.B., dass sie am 4. Mai 1845 feststellte: „Wie giebt es doch nur eine Sache von Wichtigkeit, die allein der Sorge werth ist: daß die Seele errettet werde! O, daß meine Sorge darum größer u. anhaltender wäre!“

<sup>355</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844. Caroline beugt hier einem möglichen Eindruck ihres Gatten bezüglich der Anfechtungen vor. Sie fürchtete, ihr Mann könne glauben „der Erzbösewicht schösse seine feurigen Pfeile gegen mich von einer Seite her, von welcher er mich anfechten durfte während 11 Jahren, bis ich ins hamb. Krankenhaus ging, [...] Nach langem, gewaltigem Kampfe hat darauf der Herr mit plötzlichen, vollständigen Sieg geschenkt in einem Augenblick, wo ich ihm so nahe war, wie nie vorher u. nie nachher, da durfte ich bitten, was ich wollte, u. es musste mir wiederfahren. [...] Von der Zeit an, es war im Januar 1840, hat mich noch kein leises, noch so vorübergehendes Sehnen nach dem früheren Gegenstande meiner Leidenschaft jemals wieder beunruhigt.“ Am 31. Oktober 1847 teilte sie ihrem Mann mit: „Gegen diesen Kampf war jener, in dem der Herr mir einst Sieg gab, nichts.“

<sup>356</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 30. August 1844: „Leb' wohl, mein stolzer Mann, den ich noch oft demüthigen werden“; FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 19. April 1847.

<sup>357</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844: „Ja wohl kann ich mich dir offenbaren; es ist gar nichts in meinem Herzen, was mir selbst bewußt ist, u. was ich dir nicht mittheilen könnte, alle meine Sünde u. Schande u. gräuliche Untugend könnte ich dir vorlegen, wie ich sie dem Herrn vorlege, wenn ich ihn anrufe um Vergebung, um Hülfe u. Heiligung.“ Am 22. Juli 1849 (FA IV a 1 vol 2) schrieb sie ihm: „Ich halte Dich aufrichtig für Einen, dem Gott den Glauben zur Gerechtigkeit rechnet, den er um Christi willen sicher u. ewig selig macht [...]“

grundsätzlich in Frage stellen musste<sup>358</sup>: Die Bereitschaft zu innerweltlicher Askese durfte nicht auf materiellen Verzicht beschränkt bleiben – den Caroline unbedingt zu leisten bereit war<sup>359</sup> –, sondern erforderte den Willen, all dessen zu entsagen, was den Komfort des irdischen Lebens erhöht hätte. Ging sie mit der Meinung ihres Gatten konform, vermochte sie hingegen selbstbewusst festzustellen: „[...] ich meine doch sagen zu können, dass unsere Feinde die Feinde Gottes sind.“<sup>360c</sup>

Mittel zur Rückgewinnung der Heilsgewissheit konnte aus diesem Grund stets nur die Erreichung unbedingter Loyalität mit ihrem Mann, i.e. die Bekämpfung ihrer Ressentiments gegen seine Dienstreisen sein<sup>361</sup> durch Vergegenwärtigung der Tatsache, „daß ich [sie] kein Eigentums-Recht auf Dich habe [hatte]“<sup>362c</sup> sowie die Bewusstmachung der Überzeugung, dass Gott alles gut machen werde: Fehlende Loyalität, das Trauern über die gegenwärtige Situation, die ihr Gatte ihr um des Ausbaus des Reiches Gottes willen als Postulat des Herrn darstellte, konnte sie nur als Angriff des Teufels begreifen, der durch subversive Generierung von Aggressivität in ihrer Person die Sache Gottes zu schädigen versuchte<sup>363</sup>.

Zunehmend kam es bei Caroline zu einer Verstärkung eines für Erweckte spezifischen schwarz-weiß Denkens<sup>364</sup>: Alles, was vom als ideal Empfundene abwich, was sie selbst an uneingeschränkter Opferbereitschaft und grenzenlosem Dank hinderte, schien ihr tendenziell geeignet, sich selbst und ihr Heil in Frage zu stellen<sup>365</sup>. Ambiguität und Ambivalenz wurden nicht ertragen. Tiefreligiös, war es ihr natürliches Bestreben, dem Willen Gottes entsprechend zu handeln und den Ausbau seines Reiches auf der Erde zu fördern. Ihr Mann, der sich stets

---

<sup>358</sup> Zur Verdeutlichung der Brisanz der Frage sei noch hervorgehoben, daß es bei der Heilserfahrung um *ewiges* Heil und Unheil ging: „Ich weiß, dass er Dich u. auch mich erhält, u. daß wir einst mit Vielen, Vielen satt werden in Gerechtigkeit, wenn wir erwachen nach seinem Bilde!“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Flidner am 8. Mai 1847). Am 28. Februar 1848 schrieb sie ihrem Mann: „[...] laß uns noch einmal einen Bund machen miteinander, den Weg der Selbstverleugnung zu gehen, um des ewigen Gnadenlohnes willen.“ Lässt sich bei Caroline ein intensives Bemühen um die ewige Rettung von Seelen sowohl in ihrem familiären Umfeld (FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 22. März 1846) und soziale Randgruppen nachweisen (ehemalige Strafgefängene (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Flidner am 6. Mai 1845), syphilitische Kranke (ebd., Caroline an Th. Flidner am 14. Oktober 1845)), scheiterte sie lange Zeit an der Selbstvergewisserung. Ausgeprägtes missionarisches Engagement lässt sich auch im Umgang mit Bekannten in Hamburg nachweisen: Im Mai 1849 berichtete sie von dort an ihren Gatten über ihre „älteste Jugendfreundinn, oder vielmehr Gespielinn“, die „von ihren reichen u. vornehmen Eltern im höchsten Grad verzogen u. verweichlicht ward, u. jetzt, von ihrem Mann verlassen, mit ihren 3 Kindern kaum das tägliche Brot hat [...]. Ich hatte die große Freude, daß sie ohne Rückhalt gegen mich sich aussprach u. ausweinte [...]. Ich konnte [...] den Herrn preisen, indem ich vertraue, daß dieser Jammer der Anknüpfungspunkt des Lebens aus Gott in ihr wird.“

<sup>359</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Flidner am 10. Dezember 1844.

<sup>360</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Flidner am Mai 1846.

<sup>361</sup> Die Unterstellung, dass auch die theologischen Probleme Carolines sich im Grunde nur auf die Dienstreisen Th. Flidners verdankten, ist ebenfalls schon in Carolines Brief an ihren Gatten vom 24. August 1844 zu belegen: „Was ich damals erfahren durfte [i.e. die durch Gebet herbeigeführte Befreiung vom „früheren Gegenstande meiner Leidenschaft“], das hilft mir zuweilen noch jetzt, wenn mir’s scheinen will, als könnte ich’s nicht ertragen, dich dem Herrn hinzugeben u. allein auf der Erde zurückzubleiben. Da kann ich denken, der mir einmal wunderbar half, ihm mein Liebstes hinzugeben, u. zwar freiwillig u. gern, zutrauen, daß er mir wieder u. noch öfters dazu helfen werde. Ja, mein süßer Mann, du bist mir mein Liebstes!“

<sup>362</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Flidner am 12. November 1844.

<sup>363</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Flidner am 19. August 1844: „Einige Nächte habe ich wieder an Schlaflosigkeit gelitten u. da hat der Teufel mich wieder arg geplagt; dann bin ich sehr unglücklich. Aber wenn der Herr dann wieder mein Gebet hört, u. ihn fortschickt, dann bin ich wieder sehr licht und froh u. habe dich unaussprechlich lieb.“

<sup>364</sup> Außerdem weist der Dualismus Caroline als Lutheranerin aus: Nach Luther stand der Mensch als *totus homo* entweder unter der Macht der Gnade oder der Sünde. Ebenso wurden Fleisch und Geist nicht als Teile des Menschen verstanden, sondern als zwei sich diametral gegenüberstehende Seinsweisen (vgl. ZUR MÜHLEN, K.-H., Art: „Luther II: Theologie“, in: TRE XXI 541).

<sup>365</sup> Vgl. REITER, M., Subjektconstitution 97. Die Bekehrung zum Glauben verpflichtete per se zu uneingeschränktem Dank gegenüber Gott, der im Dienst am Nächsten abzugelten war.

ihrer uneingeschränkten Anerkennung seiner geistigen Führung sicher sein durfte<sup>366</sup>, verfolgte dasselbe Ziel, was es ihr zunächst auch ermöglicht hatte, der Gravur in den Eheringen „Ewig eins in Ihm“ uneingeschränkt zuzustimmen<sup>367</sup>. Ihre prinzipielle Akzeptanz des Mottos der Ehe und ihre Anerkennung seiner Autorität als Haupt der ehelichen Gemeinschaft ermöglichte Th. Fliedner mit seinem Anspruch, stets dem Willen Gottes zu folgen, ohne jede Rücksichten auf Ehe und Familie zu agieren, was wie unter III. 1. 2 gezeigt dazu führte, dass Caroline sich in Rivalität und Konkurrenz zu der Arbeit ihres Mannes für die Anstalten, i.e. der Erfüllung des Willens Gottes begab. Die Aporien, in die Caroline durch das verhängnisvolle Zusammenspiel von Theologie und der Verfolgung persönlicher Interessen gestürzt wurde, waren vorprogrammiert. Wille Th. Fliedners war Wille Gottes, musste folglich auch ihr Wille sein<sup>368</sup> – dies zu begreifen und bedingungslos anzuerkennen gelang ihr freilich oft nicht<sup>369</sup>. Die Internalisierung dieses Anspruchs führte unweigerlich dazu, dass heftige emotionale Vorbehalte gegen Dienstreisen, die sich vermutlich zunächst nur einer Abneigung gegen Alleinsein verdankten, eine Sublimierung erfuhren, mit der sie in direkte Opposition gegen göttlichen Willen trat. 1850, als Caroline ihre Ansprüche schon weitgehend überwunden wähnte, nannte sie ein weiteres Ressentiments generierendes Motiv: „Mein altes Böses Herz kann es nicht ertragen, wenn es Dich in einem Gewirre u. Troubel weiß, [...] weil es fürchtet, dann von Dir vergessen zu werden.“<sup>370</sup> Ihre Besitzansprüche kollidierten mit denen Gottes. Die Erkenntnis der Unmöglichkeit der Erreichung der Übereinstimmung von Emotionen mit dem objektiv als Willen Gottes Empfundenen führte dazu, dass Caroline sich in einer unüberbrückbaren Kluft wieder fand, die sie in Depressionen stürzte, die sich u.a. in Schlaflosigkeit äußerten<sup>371</sup>.

Die Darstellung macht deutlich, dass die Rekonstruktion der individuellen Frömmigkeit Carolines aus den Briefwechseln mit ihrem Gatten noch bruchstückhafter und mit noch mehr Schwierigkeiten behaftet ist als die Rekonstruktion ihres Verhältnisses zu ihren Kindern oder zu Th. Fliedner an sich. Leider wurde nur auf Dienstreisen korrespondiert, und in dieser Zeit befand Caroline sich in der dargestellten Stresssituation, den Willen Gottes als ihren zu akzeptieren, obgleich er ihren Wünschen diametral gegenüberstand. Ihre Religiosität war folglich ganz auf die Wiederherstellung des Gottesverhältnisses fokussiert, was selbstverständlich nicht als repräsentativ für ihre individuelle Frömmigkeit gelten darf. Dennoch soll im Folgenden dargestellt werden, auf welche Weise Caroline ihrem von ihrem Mann als Willen Gottes deklarierten Schicksal begegnete, da auch so die zentrale Rolle des Gottesverhältnisses in ihrem Leben deutlich werden dürfte.

---

<sup>366</sup> Vgl. den Auszug aus einem Brautbrief, den Caroline in einem Brief an Th. Fliedner am 28. Mai 1850 zitiert (FA IV a 1 vol 3). Bereits als Braut hatte sie gelobt, „lenksames Kind“ ihres Bräutigams werden zu wollen, „oder was Du auch sonst irgend aus mir machen willst, nach dem Willen Gottes.“ – Von Anfang an hatte Caroline folglich die Entscheidungen ihres Mannes mit dem Willen Gottes identifiziert.

<sup>367</sup> Vgl. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 1. Juni 1848.

<sup>368</sup> Wie leicht es Th. Fliedner offensichtlich fiel, seine Absichten in Auseinandersetzung mit andern Menschen – nicht nur den Diakonissen – als Willen Gottes zu deklarieren, zeigt nicht zuletzt, dass auch sein Bruder Christian, der zwischen 1842 und 1846 als Buchhalter in den Kaiserswerther Anstalten tätig war (vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 172), bei Äußerung seines Wunschs, aus den Anstalten auszusteigen, auf Th. Fliedners Unwillen hin zunächst bezweifelte, ob seine Absichten dann noch dem Willen Gottes entsprechen könnten.

<sup>369</sup> So etwa FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 4. Juni 1847. Nach der Ankündigung einer weiteren Verlängerung einer Reise nach Berlin schrieb Caroline: „Es ist der Herr, der auch dieses thut: er thue, was ihm wohlgefällt! Und lasse uns durch Stillesein u. Hoffen stark sein!“

<sup>370</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 5. Mai 1850.

<sup>371</sup> Dem entspricht, dass das Laster der Schlaflosigkeit primär darum als unerträglich empfunden wurde, weil Caroline Schlaf „nur damit ich nicht zu denken brauche“ gleich einem Betäubungsmittel für kurze Zeit von allen Sorgen befreite (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849).

„O, könnte unter solchen Kämpfen mein scheußliches Ich todtgeschlagen werden, dann könnte der Herr mich noch brauchen für sein Reich auf Erden – so aber ist's unmöglich<sup>372</sup>“, teilte Caroline ihrem Mann nur ein gutes Jahr nach ihrer Heirat mit, als sie sich in den erhaltenen Briefen erstmals umfassend über ihre schlechte psychische Disposition äußerte. „Er wird mir diese Qual [...], von der mir's vorkommt, als bereitete ich sie mir selbst, die als eine ungeheure Schuld mich belastet, auch noch zum Besten dienen lassen“, versuchte sie ihre Verzweiflung umzudeuten und ihr einen Sinn zu geben. Beide Äußerungen machen deutlich, dass Caroline einzig sich selbst für einen Zustand verantwortlich machte, den sie beschrieb: „[...] in mir halten wieder alle Teufel Versammlung. So ungefähr wie in mir, muß es in Saul ausgesehen haben, wenn der böse Geist über ihn kam. [...] Mein ganzes Wesen ist dann eine furchtbare Empörung gegen Gott, keine Spur von Dank u. Liebe gegen Gott od. Menschen bleibt in mir.“ Deutlich wird, dass es allein der Konflikt zwischen eigenen Wünschen und der als unumstößlich, weil Gottes Willen entsprechend, gegebenen Situation war, der Carolines Befinden massiv störte. Dem streng dualistischen Weltbild der Erweckten entsprach, dass positive Ereignisse als von Gott kommend betrachtet wurden<sup>373</sup>, während Negatives dem Teufel zugeschrieben wurde. Da das Engagement Th. Fliedners nun schlechthin nicht dem Bösen zugeschrieben werden konnte, war Caroline gezwungen, das Diabolische als sich selbst inhärent zu betrachten. Rational war sie sich völlig bewusst, dass die Änderung des Zustands theoretisch in ihrer Macht lag: Gelang es ihr, rein menschliche Bedürfnisse, i.e. das triviale menschliche Bedürfnis nach Zweisamkeit, zu unterdrücken und ihre Wünsche mit dem in Einklang zu bringen, was ihr Mann als Willen Gottes meinte erkannt zu haben und dies widerspruchslos zu unterstützen, schien der Konflikt einfach zu lösen. Nicht nur das zeitgenössische Frauenbild postulierte Selbstverleugnung als Hauptqualität zur Konsolidierung der bürgerlichen Familie, auch die Theologie der Erweckungsbewegung und Amalie Sieveking sahen den Menschen in der Fähigkeit, den eigenen Willen zu verleugnen, auf dem Weg der Heiligkeit fortschreiten. Caroline musste sich durch ihre Empfindungen folglich gleichermaßen gesellschaftlich wie theologisch gescheitert sehen. Anders als bei Friederike Fliedner, die bereits lange vor ihrer Heirat mit Th. Fliedner um die völlige Selbstnegation rang und den Verlust der persönlichen Eigenschaften und der Beziehung zur irdischen Realität zugunsten der Läuterung von Sünde und der Vereinigung mit Christus anstrebte<sup>374</sup>, erscheinen die Bemühungen Carolines um Auflösung des konkreten Selbstseins – zumindest nach ihrer Heirat – mehr als Mittel zur Rettung ihrer Ehe und Befriedigung der Wünsche ihres Gatten<sup>375</sup>.

Menschlich sah Caroline sich nicht in der Lage, ihre Gefühle auf Dauer wirkungsvoll zu unterdrücken. Bis 1848 finden sich allein in den erhaltenen Briefen Carolines an Th. Fliedner drei Stellen, die eindeutig belegen, dass sie Opferbereitschaft noch nicht als ohnmächtige Lebenshaltung angenommen hatte, sie dies jedoch als wünschenswert empfand<sup>376</sup>. Allein Erfahrungen, die sie in der Vergangenheit bei „innerlichem Streit“ gemacht hatte, ließen sie

<sup>372</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844; ähnlich FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 6. März 1848: „Ich wünsche [...], daß die Liebe Christi [...] dränge zu einer Selbstverleugnung, die [...] die Bürde der Selbstsucht täglich weniger drückend macht, weniger hemmend für das gute Werk, das der Herr [...] befohlen hat.“

<sup>373</sup> Auch bei Caroline zeigt sich dieses Denken sehr stark: Sowohl im privaten Bereich als auch in den Anstalten waren vorteilhafte Entwicklungen häufig Anlass für den Ausruf „Wie freundlich sorgt der Herr!“ (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 3. Mai 1845), gesundheitliches Wohlergehen und Freude an ihren Aufgaben als Vorsteherin empfand Caroline als direkte Fügungen Gottes (ebd., Caroline an Th. Fliedner am 24. Oktober 1845).

<sup>374</sup> Vgl. GAUSE, U., *Feminisierung* 129.

<sup>375</sup> Freilich dürfte sich auch Caroline bewusst gewesen sein, dass eben diese Emotionen vor Gott sündiges Selbst-Begehren waren, die Manifestation der Korruptiertheit ihrer Natur und nach lutherischem Verständnis Ursprung aller Sünde waren (vgl. zur MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II: Theologie“, in: TRE XXI 540).

<sup>376</sup> FA IV a 1 vol 1. 2, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844, 29. Oktober 1847, 10. September 1848.

darauf hoffen, dass Gott auch in die durch ihre eifersüchtige eheliche Liebe entstandene Situation eingreifen und ihre Emotionen läutern werde. Durch das Bewusstsein spiritueller Einheit hoffte sie der Inferiorität physischer Nähe gewahr zu werden und Trennungen mit zunehmendem Gleichmut hinnehmen zu können<sup>377</sup>. Gegen ihre Ohnmacht, kognitiv Einfluss auf ihre Emotionen zu nehmen, schien anhaltendes Gebet einziges Mittel, ihr menschliches Wünschen, ihr „Selbst“, in Einklang mit Gottes Willen zu bringen: „Aber wir wollen uns miteinander auf den Herrn verlassen. Wollte er nicht seine Auserwählten erretten, die zu ihm Tag u. Nacht rufen? Wahrlich, ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze, spricht der Mund der ewigen Wahrheit!“<sup>378</sup> Die Transformation von Gedanken an ihren Mann in Gebet war gelegentlich erfolgreiches Mittel, aufkommende Aggressivität im Keim zu ersticken<sup>379</sup> und somit einzig legitime Form der Selbstvergewisserung. Betend flüchtete sie in die Illusion, ihr Mann sei ihr nahe und teile ihre Empfindungen über die gegenwärtige, von ihr als unerträglich empfundene Situation. Insofern wurde das Gebet für Caroline zum Mittel, fundamentale Unterschiede zwischen ihrer Disposition und der ihres Gatten zu nivellieren<sup>380</sup>. Damit unterschied sie sich signifikant von anderen Formen der Schicksalsbewältigung von Frauen, die analog zu sich selbst besonders das Opferlamm Christus hervorhoben<sup>381</sup> und auf diese Weise die Identifikation mit dem Numinosen erreichten<sup>382</sup>. Litt sie nicht an Trennungen von ihrem Mann, führte sie dies auf die Macht des Gebets zurück, das sie selbst sprach als

---

<sup>377</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 6. und 10. März 1848: „Gestern Abend kam mir’s so vor, als wären wir nicht geschieden, indem ich mit lebhaft vorstellte, daß derselbe Gott, der auf mich sah u. mein Gebet hörte, auch in demselben Augenblicke Dich sah; so sind wir denn im Herrn u. durch seine Vermittlung geeinigt.“ Vgl. auch FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 27. Dezember 1856: “[...] der Herr schenkte mit auch Glauben u. Ergebung, um meine Sorge für Dich u. meinen Schmerz u. meine Einsamkeit in Seine Macht u. Gnade, in seinen heiligen u. seligen Gotteswillen zu versenken. [...] Gestern war mein Schmerz um Dich sehr tief; aber Herr öffnete meine Augen, daß ich erkannte, wie nahe Er mir u. zugleich ebenso nahe Dir sei, u. so warst Du mit durch seine Vermittlung nicht mehr fern.“

<sup>378</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844. Caroline empfand es als nicht in ihrer Macht stehend, sich ohne göttliches Eingreifen „ohne Rückhalt völlig diesem guten Herrn ganz u. gar hinge[zu]geben“.

<sup>379</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 19. April 1847: „Ich bin wieder Deine alte zärtliche Lina, die so viel an Dich denkt, u. alle diese Gedanken werden Gebete. Es geht mir recht gut nach Seele u. Leib.“

<sup>380</sup> Im Gebet allein erreichte Caroline Identität der Gefühle, hier projizierte sie ihre Empfindungen direkt auf ihren Gatten, was zur Folge hatte, dass ihr ihr Schicksal erträglicher erschien. Nochmals: „Der Herr mache es in uns, mit uns u. durch uns nach seinem Wohlgefallen! Laß uns recht fest zusammenhalten, mein süßer Mann, in allen unsern Trübsalen, Anfechtungen u. Freuden; es ist gewiß des Herrn Wille, uns durch einander zu stärken u. zu segnen.“ (Ebd., Caroline an Th. Fliedner am 25. Mai 1847). Ähnliches lässt sich in den Briefen nachweisen, in denen Caroline Besserung, i.e. Duldsamkeit und Selbstverleugnung gelobte: „Es wird Dir wohl auch oft recht sauer, mein süßer Mann? Möchtest Du Dich recht Gottes, Deines Heilands, freuen können“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 8. Mai 1847).

<sup>381</sup> Dass Caroline Christus gerade nicht als den Leidenden sah, der Identifikationsmöglichkeiten bot, wird v.a. in der Aussage: „Gestern Abend bedauerte ich eine Minute, daß der Herr Jesus kein Eheweib gewesen, u. nicht aus Erfahrung wisse, wie mir zu Muthe sei“ deutlich (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 30. April 1846). Nur ein einziges Mal findet sich ein Hinweis darauf, dass der leidende Christus ihr Trost im Leid war (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849): „Ich habe auch wie Jacob mit Gebet u. Thränen gerungen. Vor mir läßt sich der Herr nicht überwinden. – Jesus selbst allein ist mir ein Trost; er hatte es noch schwerer. Blut habe ich noch nicht geschwitzt.“

<sup>382</sup> Vgl. WELTER, B., *Frauenwille* 331: „Frauen und der gekreuzigte Christus waren sich in einer Hinsicht sehr ähnlich, beide verkörperten Leiden und Unschuld.“ GÖTZ V. OLENHUSEN, I., *Feminisierung* 38, vermutet in der neuen protestantischen Erweckungsfrömmigkeit pietistischer Prägung analog zum Rekonfessionalisierungsprozess im Katholizismus des 19. Jahrhunderts (der sich v.a. im Marienkult, Wallfahrten zu stigmatisierten Frauen und Seherinnen manifestierte) die Betonung femininer Elemente in Kulturen und symbolischer Interaktion. Die Tatsache, dass sich bei Caroline keine Tendenzen finden, die auf eine Besinnung auf feminine Elemente in Gottheit oder Kult hindeuten, bestätigt die These GAUSES, U., *Feminisierung* 125, dass die nachweislichen Feminisierungstendenzen im Katholizismus möglicherweise zu schnell auf den protestantischen Bereich ausgedehnt wurden.

auch andere für sie sprechen ließ<sup>383</sup>. Häufig zweifelte sie jedoch daran, dass Gott tatsächlich eingreifen und ihre Emotionen wenden werde und rekurrierte auf Röm 7, 24: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes? – Wollte ich wohl noch einmal mit Paulus den Nachsatz sagen können? Ich fühle wohl, daß es dem Herrn mißfällt, wenn ich solchen Muth u. solchen Glauben nicht fasse.“<sup>384</sup> Als nicht unwahrscheinlich erscheint auch, dass der Glaube an Gott und biblische Wahrheiten, v.a. die Hoffnung auf ewiges Leben, für Caroline zunehmend darauf reduziert wurde, ihre eheliche Frustration zu bewältigen: „Jetzt bete ich für Dich, u. liebe Dich sehr, sehr. Im Himmel brauchen wir uns nicht mehr zu trennen. Wir wollen hier treulich kämpfen u. dulden, u. uns aufs Jenseits freuen.“<sup>385</sup> Mit dem Diesseits hatte sie resigniert abgeschlossen: „[...] u. ich freue mich, mit Dir ihn einst ewig preisen zu dürfen. Da, da ist es Licht; aber hier ist es sehr finster!“<sup>386</sup> Die Erkenntnis dieser Funktionalisierung dürfte das Empfinden eigener Sündhaftigkeit noch verstärkt haben. Wie für viele Frauen im 19. Jahrhundert wurde Religion für Caroline zu einem Opiat, um das Diesseits ertragen zu können<sup>387</sup>.

Gebet und Glaube – der sich idealerweise in Dank äußern sollte<sup>388</sup> – waren für Caroline die einzige Möglichkeit, ihre Situation zu bewältigen: Sie hoffte auf eine dahingehende Änderung ihrer Situation, die ihren Mann seine Dienstreisen massiv reduzieren, oder sie durch völlige Willenlosigkeit keinen Schmerz über den Primat der Anstalten vor der Ehe mehr empfinden ließ. „Ewig eins in Ihm“ konnten die Ehegatten jedoch nach Th. Fliedners Auffassung nur bei Letzterem werden, wenn es seiner Frau gelang, die Zeit der Trennung positiv als Möglichkeit zur uneingeschränkten Gemeinschaft mit Gott zu begreifen<sup>389</sup>. Für Caroline hatte folglich die Bedeutung von Religion nicht von Anfang an ganz selbstverständlich darin gelegen, dass ihre Klagen in der Zwiesprache mit Gott einen Ort fanden und sie für ihr Leben einen Sinn erhielt – erst Th. Fliedner musste sie zu dieser Einsicht führen<sup>390</sup>. Wenn Caroline in diesem Sinne betete, dass ihr Mann bei Zusammenkünften mit führenden Vertretern aus Politik und Gesellschaft die richtigen Worte finde<sup>391</sup>, geschah dies in dem Bewusstsein, dass sie die gegebene Situation akzeptieren und uneingeschränkt unterstützen musste.

Bedingungsloses Gottvertrauen kennzeichnete Carolines Alltag generell und schloss lediglich die häufigen Abwesenheiten ihres Gatten aus: Die Überzeugung, dass Gott stets das Richtige und Notwendige senden werde, ließ sie in bedrängter finanzieller Situation der Anstalten<sup>392</sup>

---

<sup>383</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. Oktober 1845, 30. April 1846 und vom 26. März 1851.

<sup>384</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. September 1844.

<sup>385</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juni 1848.

<sup>386</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>387</sup> Vgl. HABERMAS, R., Fragilität 130. Die ambivalente Funktion, die Religion vielfach für Frauen hatte, nämlich einerseits als Opiat und Rechtfertigung männlicher Hegemonie, andererseits als transzendente und befreiende Kraft, erlebte Caroline nicht. Ihre Frömmigkeit war zu stark an ihren Gatten gebunden, der das Gottesverhältnis Carolines ausschließlich zur Wahrung seiner Interessen beeinflusste.

<sup>388</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 25. April 1846; FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 19. April 1847.

<sup>389</sup> Vgl. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 18. Juni 1849: „Da siehst Du, mein lieb Kind, warum der Herr uns für 1 Zeitlang von einander reißt, damit wir auch lernen, mehr absehen von uns auf ihn, von d Sichtbaren auf d Unsichtbare. Ewig Eins in Ihm! Ob wir dies mehr halten, das hängt davon ab, ob wir Ewig Eins für Ihn sind, u das zeigt sich darin, daß wir uns zurücksetzten, u unser Leben für einander dem Leben für Ihn, nur im Thun ausleben, nur soweit wir im Leben für Ihn vermögen, Ieinander lieben.“

<sup>390</sup> Vgl. BEHNKEN, I., SCHMID, P., Religion 73. Für viele Frauen scheint die Funktion von Religion darin bestanden zu haben, das Leben schlechthin zu ertragen.

<sup>391</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 22. April 1845.

<sup>392</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 10. Mai 1845: „Vielleicht beschert Gott der Anstalt auch in Berlin Geld durch Dich, das sollte mir recht lieb sein; sonst wird er auf andere Weise Rath wissen.“ Positiv wurden Geldsendungen als direkte Geschenke Gottes begriffen (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 8. Mai 1847).

oder bei dem Ausbruch von Epidemien<sup>393</sup> ruhig bleiben. Die Überzeugung, dass der Kampf zwischen unsichtbaren Mächten, zwischen Gott und Teufel, Gut und Böse, stets zugunsten ersteren entschieden werde, ließ sie Widerwärtigkeiten grundsätzlich optimistisch begegnen. Probleme jeder Art waren für sie Anlass, Gott um Hilfe zu bitten und danach in dem Bewusstsein ruhig zu werden, dass die offenen Probleme zum Besten aller gelöst würden<sup>394</sup>. Doch umso gewisser sie dieser Überzeugungen war, desto dringlicher stellte sich auch die Frage, was sie selbst häufig daran hinderte, der Zukunft positiv zu begegnen: „Ich hoffe gewiß, daß ich noch dazu komme, den Herrn immerdar zu loben u. bezweifle oft nicht, daß ich es nicht jetzt schon immer thue. Aber ich muß noch fast täglich heiße Stunden der Anfechtung durchmachen, die über mich hereinbrechen wie ein Ungewitter aus blauem Himmel“ berichtete sie ihrem Mann 1847 nach Berlin und verlieh damit der Überzeugung Ausdruck, dass ein enger Zusammenhang zwischen rechter Haltung gegenüber Gott und emotionalem Befinden bestehe.

„Nur Schade, daß uns in der Kirche Alles viel leichter u. möglicher scheint, als es sich im wirklichen Leben u. in der Ausführung befindet“<sup>395</sup>, formulierte sie die Diskrepanz zwischen Emotion und Ratio. Im Lauf der Zeit musste das Gefühl permanenter Unvereinbarkeit von Gottes mit ihrem Willen zu einem Gefühl der Verworfenheit und der Gottferne führen. Außerdem macht das Zitat deutlich, dass Caroline sich mit ihrer Alltagsfrömmigkeit gedanklich keineswegs in Predigt und Kirche repräsentiert sah. Dies dürfte auch eine partielle Distanzierung von ihrem Mann eingeschlossen haben, sofern dieser primär als Seelsorger und Theologe auf das Familienleben Einfluss nahm und damit bei Caroline als Verstärker des Zwiespalts gewirkt haben dürfte, der zwischen offizieller Direktive und privatem Wohlergehen bestand: Die Verkündigung zwang Caroline quasi zu religiösem Rückzug in die Privatheit, zu stark wich die Theorie, die die Kirche proklamierte, von Realität und Alltag ab. Strenges Festhalten an der offiziellen Lehre hätte für Caroline vermutlich zu Aporien, zu dem totalen Verlust ihrer Heilsgewissheit geführt: Aus diesem Grund musste sie sich zur Konservation ihrer Glaubenshoffnungen in Individualität und Privatheit zurückziehen<sup>396</sup>. In diesem Verhalten wird außerdem deutlich, dass Caroline sich nicht als Teil der Schwesterngemeinschaft betrachtete, ihre Frömmigkeit nur unwesentliche Modifikationen durch die Gemeinschaft mit Frauen erfahren haben dürfte<sup>397</sup>.

1847 scheint Caroline sich ausgiebig mit den Schriften Fénelons, einem französischen Priester (1651-1715),<sup>398</sup> auseinandergesetzt zu haben<sup>399</sup> und in seinen Publikationen Bestätigung

---

<sup>393</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 25. Mai 1847.

<sup>394</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 6. März 1848: „Der Herr wird uns helfen, das Rechte zu wählen“; vier Tage später tröstete sie ihren Mann, als der von ihm selbst ausgewählte Geistliche des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin, Ferdinand Schultz, das Regelwerk, das Th. Fliedner in Analogie zu dem der Anstalten in Kaiserswerth für Berlin vorgeschlagen hatte, modifizieren wollte: „Und so glaube ich zuversichtlich, daß der Herr auch seine sichere Hand über Bethanien hält, u. seine Meisterschaft dadurch beweist trotz aller feindlichen Gewalten, seinem Werke dort Wachsthum u. Gelingen zu schenken.“

<sup>395</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 5. März 1848.

<sup>396</sup> Vgl. SCHLÖGL, R., Glaube 291. Der Rückzug der Religiosität in die Privatheit zeigt sich bei Caroline auch nicht zuletzt darin, dass sie bei den schwersten „Anfechtungen“ Zuflucht nicht bei Geistlichen, sondern bei ihrer Stieftochter Luise nahm (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849). Sie bestätigt damit den Eindruck, dass sich Menschen in „der modernen Familie in ihrer ungeteilten Identität“ begegnen.

<sup>397</sup> Damit entfällt ein maßgebliches Charakteristikum, wie es für weibliche Religiosität im 19. Jahrhundert postuliert wird: „Frauen, auch junge Mädchen bildeten schon in der frühen Neuzeit eigenständige religiöse Kreise, besuchten wohl auch vielfach die Gottesdienste häufiger und ließen [...] ihren Eifer für die reine Lehre und Gottseligkeit zuerst und am meisten sehen“ (vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 51).

<sup>398</sup> Im Rahmen der Darstellung des Universitätswesens und des Theologiestudiums in Holland hatte Th. Fliedner 1828 ausführliche programmatische Forderungen für die Universitätsseelsorge und für die Ausgestaltung der theologischen Vorbildung in Preußen geknüpft. Der besseren Vorbereitung auf das praktische Amt sollten u.a. „paränetische Lektionen“ nach Franckes Vorbild mit seinen Studenten dienen, in denen die Abhaltung von Hausandachten, die Heiligung des Sonntags und Erbauungsliteratur unterrichtet werden sollten, zu denen neben Arndt, Kempis, Baxter, Thomas Scott auch Fénelon gehören sollte (vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 367ff).

erfahren zu haben, die ihr sonst versagt blieb<sup>400</sup>: „Ich lese mit Großer Freude und mit Segen noch immer in dem Buche von Fénelon, u. kann mich darin zu recht erkennen, wie ich bin u. was mir fehlt“, teilte sie ihrem Gatten im April mit. Sechs Monate später fügte sie einem Brief an ihren Gatten unkommentiert ein Zitat Fénelons zu, von dem man annehmen darf, dass sie ihm uneingeschränkt zustimmte und sich der Autorität Fénelons zur Artikulation eigener Wünsche und Gedanken bediente: „Selbst in Geschäften, die heilig u. nothwendig sind, muß man sich nur mit vieler Vorsicht einlassen. Das, was Du thust, ist lobenswerth, ich will es glauben, sagt der heil. Bernard zu dem Papst Eugen; aber sei auf Deiner Hut, daß Du, indem Du Andern Gutes thust, Dir selbst nicht Böses thust; sei nicht der einzige, der an der Vorsorgen, die Dein Eifer Dir eingiebt, keinen Antheil habe; siehe zu, daß Du, indem Du an Andere denkst, Dich nicht selbst vergessest; überlaß Dich nicht ganz, noch allezeit dem Handeln, sondern behalte Dir einen Theil Deines Herzens u. Deiner Zeit zur Betrachtung der ewigen Wahrheiten vor.“ Offenkundig identifizierte Caroline sich weitgehend mit den Aussagen Fénelons und sah in ihnen zumindest partiell ihre Klagen über die Betriebsamkeit ihres Gatten gerechtfertigt. Zum ersten Mal erschienen ihre Ressentiments gegen hohes berufliches Engagement auch theologisch begründbar.

Immer stärker reifte in Caroline jedoch die Überzeugung heran, dass ihre eigene Willenskraft selbst in Verbindung mit Gebet nicht ausreichte, ihre Ressentiments gegen Th. Fliedners Dienstreisen dauerhaft zu bekämpfen und ihr emotional zu einem Gleichmaß zu verhelfen – was theologisch beinahe klassisch als Postulat an die Frau herantrat<sup>401</sup> –, das sie auch für die Anstalten gewinnbringender wirken ließ. „O, daß mein Ich stürbe, daß ich dem Herrn von ganzem Herzen gehorchte u. Dich in ihm liebte! Wie würde mein Herz so weit werden u. so Viele u. Liebe umfassen können!<sup>402</sup>“ Ihr dualistisches Denken nahm immer ausgeprägtere Formen an: „Ich [...] will streben den Versuchungen zu widerstehen, u. lieber des Herrn Hülfe zum Guten, als des Satans Hülfe zum Bösen annehmen<sup>403</sup>“, teilte sie ihrem Mann geradezu paradigmatisch für ihre immer neuen guten Vorsätze mit. Deutlich empfand sie die ausgeprägten Sachzwänge, die einen Ausbruch aus dem System unmöglich zu machen schienen. Da die Anstalten für sie unzweifelhaft Werk Gottes waren, in das sie als Vorsteherin massiv eingebunden war, versuchte sie, ihrer Qual einen Sinn zu geben, indem sie annahm, der Mensch wäre nur unter äußeren Zwängen bereit, den Willen Gottes

---

<sup>399</sup> François de Pons de Salignac de la Mothe Fénelon, geb. 1651 in Sainte-Mondane, empfing 1675 die Priesterweihe und leitete 1676-1688 ein Internat für junge Konvertitinnen. Durch die Bekanntschaft mit der späteren Frau Ludwigs XIV. kam er in Kontakt mit dem Hof. 1689 bestimmte ihn Ludwig XIV. zum Erzieher seiner Enkel. 1695 wurde er zum Erzbischof von Cambrai geweiht. Als in den 90er Jahren Auseinandersetzungen mit dem Quietismus ausbrachen, ergriff Fénelon für diesen Partei, was ihm die Verbannung vom Hof und milde päpstliche Zensurierung eintrug. Seit dieser Zeit trat er mit theologischen, pädagogischen und schöngeistigen Schriften hervor. In der rein theozentrischen Theologie Fénelons tritt Christus als Erlöser und Mittler fast völlig zurück. Traditionelle, an den Kultus gebundene Frömmigkeit, tritt ebenso wie Betonung der menschlichen Sünde und Sterblichkeit zugunsten der freudigen Hingabe des Menschen an Gott in den Hintergrund. Fénelon ging aus der Auseinandersetzung mit dem Quietismus moralisch als Sieger hervor: Seine Gegnerschaft zur Lehrmeinung der katholischen Kirche förderte sein Ansehen v.a. im Zeitalter der Aufklärung, in dem man ihn als Idealfigur edlen Menschentums und zum Tugendhelden erhob. Gleichzeitig wurde Fénelon zunehmend von der praktischen Theologie in England und dem pietistischen Deutschland beachtet (vgl. Heitmann, K., Art.: „Fénelon“ in: TRE XI 81ff). Innerhalb der Erweckungsbewegung einte Fénelon Protestanten und Katholiken, sofern er als Repräsentant der Mystik ein Band zwischen den Konfessionen herstellte (vgl. KANTZENBACH, F.W., Geschichte 111). Die Beschäftigung Carolines mit Fénelon verwundert, sofern Fénelons Engagement für die Religionspolitik Ludwigs XIV., unter deren Einfluss ihre Vorfahren ihre Heimat ja hatten verlassen müssen, in protestantischen Kreisen nicht unumstritten war.

<sup>400</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 19. April und 24. Oktober 1847.

<sup>401</sup> Vgl. BENAD, M., Alltag 142. Bereits die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Gestühlinschriften in der Stadtkirche Idstein beweisen, dass Frauen mit der festen Erwartung konfrontiert wurden, sich durch „stillen Geist“ und „beständiges Gemüt“ auszuzeichnen.

<sup>402</sup> FA IV a 1 vol 2, Brieffragment Caroline an Th. Fliedner am Mai 1847.

<sup>403</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 25. Oktober 1847.

uneingeschränkt zu tun. Das Verhältnis zu den Anstalten wurde auf diese Weise positiv zementiert, da Caroline sie partiell als Mittel Gottes zur Sicherung ihres eigenen Heils betrachtete, dem sie sonst quasi fluchtartig entkommen wäre<sup>404</sup>. Geistige Einheit, wie Th. Fliedner sie an die Stelle physischer Nähe meinte setzen zu können, war für Caroline kein akzeptables Substitut. Aus der Indifferenz ihres Gatten gegenüber seinen häufigen Abwesenheiten schloss sie Unverständnis, v.a. für ihre Empfindungen, so musste sie Trost ausschließlich bei Gott suchen, der jedoch letztlich für die Situation verantwortlich war, sofern ihr Gatte lediglich den höheren Ratschluss ausführte.

Caroline sah sich vor die Alternativen gestellt, die Erfordernisse, die das Leben als Vorsteherin und Ehefrau des Vorstehers mit sich brachten, als lebenslanges Opfer zu begreifen und gelegentlich durch verzweifelte Ausbrüche „aus dem heißen Tiegel herauszuspringen“<sup>405</sup>, oder sich selbst, eigenen Bedürfnissen und Wünschen völlig zu entsagen. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“ war die Verheißung an die sie sich klammerte. Wie der Verlust des eigenen Lebens auszusehen hatte war freilich unklar: „Glaube Du, u. schau die Herzlichkeit Gottes. Ich konnte es auch einst – o wie fröhlich, aber ich kann’s nicht mehr“<sup>406</sup>, erreichte ihr Aufbegehren gegen das Empfinden der Gottverlassenheit im Mai 1848 die Klimax. Obgleich Caroline zum Zeitpunkt dieser Äußerung rational bereits erkannt hatte, dass ihr Befinden und ihr Gottesverhältnis nur durch völlige Aufgabe des eigenen Willens erreicht werden konnten und sie damit die Aktivitäten ihres Mannes bedingungslos als Willen Gottes anerkannt hatte, stellte sie das totale Scheitern ihrer Gottesbeziehung aufgrund ihrer Unfähigkeit, ihre Absicht zu realisieren, fest.

Wegen ihrer Identifizierung von Willen Gottes und Willen ihres Mannes markiert der reuevolle, noch am gleichen Tag geschriebene Brief nicht nur die Wende in ihrem Verhältnis zu Th. Fliedner, sondern auch in ihrem Verhältnis zu Gott: Nach wie vor erschien das willenlose Herz, totale Passivität, als geeignetes Mittel, zunächst das Verhältnis zu ihrem Mann, dann auch das zu Gott zu retten: Wünsche des Mannes mussten als Wille Gottes internalisiert werden, was v.a. die unbedingte Anerkennung der Überlegenheit spiritueller Einheit von Ehegatten vor physischer Nähe beinhaltete<sup>407</sup>. Deren Ausführung wurde zum einzig legitimen Agieren. Charakteristisch ist, dass Carolines Hoffnung auf Selbstverleugnung gleichermaßen der Rettung der Ehe wie der Wiederherstellung des Gottesverhältnisses diene. Auf diese Weise zeichnete sich das Gottesbild Carolines ausschließlich durch maskuline Attribute aus<sup>408</sup>.

Anstatt selbständig zu versuchen, „aus dem heißen Tiegel herauszuspringen“, richtete sie ihre Hoffnungen darauf, dass „der Herr“ sie aus „der Glut reißen“ möge<sup>409</sup>. Ab dem 30. Mai 1848 suchte Caroline die Schuld für ihr Befinden ausschließlich bei sich, eine Belastung ihres Gatten für ihr Befinden, Gedanken wie: „In solcher Arbeit, die Deine Kräfte weit übersteigt, u. Dir Deinen sonst so guten Schlaf raubt, die Dein Leben verzehrt, lässt Dein eigener Mann Dich mit ruhigem Herzen!“ wurden als „große u. schwere Sünde“ empfunden<sup>410</sup>. Die Vermeidung und Unterdrückung der Bewusstmachung von Alternativen, die Akzeptanz der

---

<sup>404</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. Oktober 1847.

<sup>405</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848.

<sup>406</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848.

<sup>407</sup> Ebd. „Der Herr wird uns erquicken, uns Glauben halten lassen, u. wir werden seine Herrlichkeit schauen. Obwohl wir’s nicht verdienen, wird er uns doch wieder zusammenführen.“ Aus Epstein schrieb sie am 20. August 1848: „Deine Sehnsucht nach der Ruhe der Kinder Gottes im himmlischen Vaterhause finde ich sehr gerecht u. gut. Der Herr wolle meine Liebe zu Dir so reinigen u. verklären, daß ich lerne, Deiner Hoffnung u. Sehnsucht mich von Herzen zu freuen, u. die Gewohnheit ablege, immer auf’s neue hinnieden mir eine Hütte bauen zu wollen.“ Am 21. August 1849 freute sich Caroline: „Wie ist man sich so nah in seinem Gott!“

<sup>408</sup> Die Feminisierung des Gottesbildes gehört zu den Hauptbestandteilen der Feminisierung des Religiösen, wie es etwa von WELTER, B., Frauenwille 331, vertreten wird.

<sup>409</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>410</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849.

Unabänderbarkeit der, weil allein Gottes Willen entsprechenden, Situation wurden als Erfolg gewertet, da sie „nicht wieder in Verzweiflung u. Sünde u. Schande, in Schreien u. Toben“ kam<sup>411</sup>. Unter dem Eindruck ihres Gatten wurde Caroline gezwungen, Affekte und Spontaneität aus dem Verhältnis zu Gott auszuschneiden und Demut als rationale Grundhaltung anzunehmen, was vielfach von den männlichen Repräsentanten der Kirche als wünschenswert empfunden wurde<sup>412</sup>. Religion wurde passiv erfahren, Ohnmacht zur religiösen Grunderfahrung. Die Vergegenwärtigung der alttestamentlichen Erzählungen über Hiob, Elias und David, die Gottes helfendes Eingreifen nach Zeiten großer Leiden erfahren hatten, boten Identifikationsmöglichkeiten, indem sie sie auf dieselbe Erfahrung hoffen ließen<sup>413</sup>. Die Erziehung Carolines zu Duldsamkeit und Demut durch Th. Fliedner ist jedoch keineswegs als bewusste Generierung einer spezifisch weiblichen Religiosität zu betrachten, da es sich um Qualitäten handelt, die sich auch bei profaner Erziehung von Frauen nachweisen lassen. Der Rollenanspruch, den Th. Fliedner völlig unabhängig von Religion an seine Frau stellte, wurde lediglich durch Kirche und Religion stabilisiert<sup>414</sup>.

Da Caroline den durch Gleichmut, Passivität und Geduld gekennzeichneten Zustand, der die Situation für alle Beteiligten entspannen würde, trotz aller Beteuerungen bis zum 30. Mai 1848 nicht herbeizuführen vermocht hatte, sie sich vielmehr zunehmend als Spielball unsichtbarer dualistischer Mächte, Gottes und Satans, des Lichts und der Finsternis begriff<sup>415</sup>, schien für Th. Fliedner nach Erhalt des ersten Briefes des 30. Mai 1848 die Zeit gekommen, sich seiner theologischen Autorität zu bedienen. In den ersten Ehejahren waren ihm Carolines Klagen über Anfechtungen allenfalls Grund gewesen, Freude über die Mitteilung des Endes derselben zu äußern<sup>416</sup>, bei Berichten über anhaltende Anfechtungen begründete er dieselben positiv theologisch: „O gedenke doch, daß selig ist, der die Anfechtung erduldet, u daß Du nicht allein stehst, daß, wenn ich auch gerade jetzt 1 besds gnädige Zeit haben, nicht so viel damit geplagt zu seyn, ich doch [...] das Frühjahr vielmehr damit geplagt war, u nie ohne Kampf [...] bin. Aber ist uns solcher Kampf nicht verordnet?“<sup>417</sup> Mit dieser Interpretation wurden Carolines Konflikte unumschränkt zur Kenntnis genommen und geradezu zu einem Heilserweis sublimiert. Das Beispiel der Glaubenskrisen des Erzvaters Abraham Gen 12ff war Beweis, dass gerade Erwählte – und diesen rechnete er seine Frau bedingungslos zu – mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten, die jedoch durch Gottes rettendes Eingreifen letztlich immer neue Gnadenerweise waren<sup>418</sup>. Carolines Bitte „laß uns noch einmal einen Bund machen miteinander, den Weg der Selbstverleugnung zu gehen“<sup>419</sup>, begrüßte er begeistert: „Mit grosser Freude habe ich aus Deinem Brf vom 29sten ersehen, daß Deine Seele stille ist vor dem Herrn, u Du begehrt, 1 neuen Bund zu machen mit unserm Gott zu neuer Selbstverleugnung Ja, ich habe das auch nöthig, Laß uns auf den Ruf des Herrn: Kommt her zu mir, ihr abtrünnigen Kdr, so will ich euch heilen von eurem Ungehorsam, mit Jenen

---

<sup>411</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849.

<sup>412</sup> Damit vereitelte Th. Fliedner in seiner Familie weitgehend die im 19. Jahrhundert übliche Emotionalisierung von Religion (vgl. GÖTZ V. OLENHUSEN, I., Feminisierung 11). Vergegenwärtigt man, dass für die Fliedners die geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen ohnehin nicht von Bedeutung waren (was für die Familiarisierung von Religion als Hauptgrund gilt, (vgl. HABERMAS, R., Fragilität 130)), handelte er konsequent.

<sup>413</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. Juni 1849.

<sup>414</sup> Mit HÖLSCHER, L., Religiosität 46. 51.

<sup>415</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849: „Ich bin auch sein [i.e. des Herrn] u. ich schwöre darauf, daß ich es ewig bin, u. wenn Satan mich schon zwischen den Krallen hätte, werde ich doch der Raub des Stärkeren u. eine Beute seiner Schmerzen, ein Lohn seiner Liebe.“ Ähnlich schrieb sie am 15. Mai 1850: „Ich habe heute auf's Neue erfahren müssen, daß, wenn er's nicht thut, in mir auch zu dem kleinsten Guten kein Vermögen ist, daß ich bin eine Beute der satanischen Macht.“

<sup>416</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 24. Mai 1847.

<sup>417</sup> FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 3. November 1847.

<sup>418</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 28. Februar 1848.

<sup>419</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. Februar 1848.

sprechen: Siehe, wir kommen zu Dir, denn Du bist der Herr unser Gott.<sup>420</sup> Interessant ist der Interpretationswandel der Anfechtungen Carolines: Deutete Th. Fliedner sie noch wenige Monate zuvor positiv als zum Leben des Christen, mehr noch des Erwählten, unabdingbar dazugehörend, wurden Anfechtungen schlagartig Manifestation von Ungehorsam gegen Gott. Der Druck, dem er sich durch Carolines Klagen zunehmend ausgesetzt sah – v.a., indem sie direkt ihn für ihren Zustand verantwortlich machte<sup>421</sup> – zwang ihn zu einer umfassenden Umdeutung der psychischen Disposition seiner Frau. Indem er sich der 1. Pers. Pl. bediente, schloss er sich selbst zunächst noch explizit in die Selbstanklage ein. Carolines Schreiben vom 30. Mai 1848 machte solche Solidaritätsbekundungen indes endgültig unmöglich. „Ich hoffe u flehe vertrauend zum Herrn, daß er Dich wird auch diesseits noch genesen lassen v. dieser Rzbarkt u düstrem Anschauungswahn, daß er Dein Ringen, v d Selbstsucht u d abgöttischen Hängen an d Creatur los zu werden, nicht wird vergeblich seyn lassen, u Dich wird mich mehr lieben lassen um seinetwillen, daß Du mehr sein Kd seyn wollest, als mein Wb, mehr vor ihm wirst zu wandeln begehren, als neben mir,“ verurteilte er Carolines Empfindungen nun endgültig als Sündhaftigkeit und erkannte gleichzeitig an, dass es nicht länger allein in Carolines Verantwortlichkeit bzw. in ihre Macht lag, den Zustand zu ändern. Unmissverständlich suchte er die Frömmigkeit seiner Frau auf eine Ebene zu lenken, sie sich primär in einer Gott völlig ergebenen Innerlichkeit und damit Passivität manifestierte<sup>422</sup>. Deutlich trennte Th. Fliedner, was Caroline gerne identifiziert hätte: die Rollen Carolines als „Kind Gottes“ und seine Ehefrau traten in ein Spannungsverhältnis. Der Erhalt des am selben Tag geschriebenen Briefs von Caroline, der den aggressiven vom 30. Mai 1848 quasi zurücknahm, war für Th. Fliedner wiederum Anlass, seine spontane Reaktion zu entkräften, indem er Carolines Aufbegehren nun wieder als „Versuchung des Satan“ deutete, die „der treue Herr“ sie hatte überwinden lassen<sup>423</sup>. „O, er ist ein starker, liebender Herr, er, aber er will auch um seine Hülfe gebeten seyn, u ganz anders, als wir es in guten Tagen thun. Darum schickt er Regen u Sturm, mehr als wirs nöthig glauben. U doch ist das die Zeit des Wachsthums am inwendigen Menschen“, stellte er abschließend sachlich fest und legte die verzweifelte Unzufriedenheit Carolines, die sich ja allein seinen Reisen verdankte, ad acta. Es wird deutlich, dass Th. Fliedner die umfassende theologische Interpretation menschlichen Lebens, die Deutung jeden Ereignisses als göttliches Zeichen, wie sie v.a. in der Erweckungsbewegung üblich war, in hohem Maß funktionalisierte: Verzweiflung, von Caroline als Anfechtung bezeichnet, konnte gleichermaßen positiv als Beweis für rechtes Christsein wie negativ als Gefahr des Verlusts der Heilserfahrung gedeutet werden – gerade wie die Situation es erforderte. Übertrat Caroline mit ihren Forderungen eine unsichtbare Grenze, indem sie ihrem Mann zu nahe kam und ihn persönlich für ihr Befinden verantwortlich machte, sah Th. Fliedner sich gezwungen, Carolines Frömmigkeit in Frage zu stellen, um seine Aktivitäten nicht reduzieren zu müssen. Dies durfte jedoch nur im äußersten Notfall geschehen, da er allein um den reibungslosen Ablauf des Anstaltslebens während seiner Reisen zu gewährleisten auf die unbedingte Loyalität Carolines angewiesen war. Die Solidarität Carolines indes war ihm umso gewisser, je höher ihre theologische Konformität mit ihm war, i.e. je mehr sie sich ihrer Heilserfahrung verpflichtet wusste. Die gewichtige Rolle, die Th. Fliedner bei der individuellen Frömmigkeit Carolines spielte, und die Bedeutung, die sie seinen Worten beimaß, waren letztlich verantwortlich für das erfolgreiche Bemühen um Wiederherstellung der Gottesbeziehung. Am 30. Mai 1848,

<sup>420</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 5. März 1848.

<sup>421</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848: „Ich denke, alle Deine Leiden seien gar nicht gegen meinen, die zu ändern, ja zu vertilgen, Dir ein Leichtes wären, wenn Du nur ein Herz dafür hättest.“

<sup>422</sup> Vgl. BENAD, M., Alltag 148. Seit dem 17. Jahrhundert lässt sich nachweisen, dass Männer darauf hinwirkten, Frömmigkeit zu funktionalisieren, indem sie unter dem Begriff Innerlichkeit bis hin zur Geisterfülltheit verstanden, aus der heraus sich Keuschheit, Sanftheit, Freundlichkeit und bereitwillige Erfüllung der Pflichten einer christlichen Hausfrau entwickelten.

<sup>423</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 9. Juni 1848.

geradezu in symbolischer Nähe zur Märzrevolution, hatte Caroline eine Revolution geprobt, deren Ziel – wenn auch unbewusst – letztlich die Emanzipation des Individuums von einem Gott war, der unerträgliche Ansprüche an den Menschen stellte. Das Scheitern hatte aufgrund der Tragweite des fehlgeschlagenen Aufstands und des daraus resultierenden Gefühls großer Schuld die Flucht in eine tiefere Frömmigkeit zur Folge – gleichermaßen aus Alternativlosigkeit wie aus der zunehmend oktroyierten Unterordnung unter ihren Mann<sup>424</sup>. Über seinen Tadel an ihrem „abgöttischen Hängen an d Creatur“ tief verunsichert, begann Caroline jegliche Emotionen zu bezweifeln, die im Zusammenhang mit ihrem Gatten standen: „Ich habe mir auch schon vorgenommen, mich nicht zu freuen, wenn Du wiederkommst; weil ich Dich doch nur haben soll, als besäße ich Dich nicht. Dieses Vornehmen aber ist vom Teufel; u. ich freue, mich, daß es mir unmöglich sein wird, es auszuführen. Wenn Gott mir Freude giebt, so will ich sie mit Danksagung nehmen u. mich nicht fürchten vor der Zukunft.“<sup>425</sup> Zumindest die Briefe vermitteln ab 1848 den Eindruck, als suchte sie die Schuld für ihr Unglück ausschließlich bei sich selbst. M.E. kam es nach 1848 unter dem Einfluss Th. Fliedners zu einer partiellen Feminisierung der Frömmigkeit Carolines: das „Dein Wille geschehe“ wurde zum Leitmotiv ihres Lebens, in das sie sich zunehmend passiv fügte<sup>426</sup>. Zumindest bei der individuellen Frömmigkeit lässt sich für Caroline jedoch kein ausgeprägt feminines Muster religiöser Identität ausmachen, das einen uneingeschränkt positiven Zugang zur Religion ermöglicht hätte, wie dies v.a. für den Pietismus postuliert wird<sup>427</sup>. Religion wurde auch von Caroline in erster Linie funktionalisiert und zum Instrument der Lebensbewältigung. Aufgrund der anhaltenden Fixierung auf ihre Gatten entwickelte sich Carolines Religiosität nicht weiter, als Th. Fliedner es für opportun hielt. Über die Mangelhaftigkeit und Unerträglichkeit des diesseitigen Lebens begann sie sich durch ständige Bewusstmachung biblischer Verheißungen, v.a. der des ewigen Lebens, hinwegzutrösten und folgte damit der Aufforderung ihres Gatten: „Schwinge Dich über die Natur!“<sup>428</sup> Das Bewusstsein, trotz des rational vorhandenen Bemühens noch immer nicht jegliche Resistenz gegen den gegenwärtigen Zustand überwunden zu haben, führte Caroline dazu, Römer 8, 28 zu modifizieren: „Auch habe ich auf's neue erfahren, daß denen, die Gott

<sup>424</sup> Oktroyiert insofern, als Th. Fliedner bei seiner Frau ähnlich wie bei den Diakonissen (vgl. RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 68f) massiv in die Formung ihrer individuellen Religiosität eingriff. Die pädagogisch-theologische Einflussnahme auf Caroline diente vordergründig der Unterstützung der Herstellung des guten Willens, der als Dank für die Erfahrung von Bekehrung und Wiedergeburt jeden Gläubigen verpflichtete. Letztlich dürfte es Th. Fliedner jedoch um Sicherung seiner Freiheitsspielräume gegangen sein.

<sup>425</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849.

<sup>426</sup> Vgl. zu dieser Entwicklung WELTER, B., Frauenwille 332ff. 346f. Die Anerkennung der Tatsache, dass die Beeinflussung ihres Schicksals jenseits ihrer Möglichkeiten lag, führte dazu, dass Frauen sich zunehmend in ihre passive Rolle fügten und Gemeinschaft mit anderen Frauen suchten, die ebenfalls aus der Religion das Verständnis und die Unterstützung schöpften, die ihnen gesamtgesellschaftlich versagt blieben. Gleichwohl lässt sich bei Caroline – vermutlich aufgrund ihrer Position als Vorsteherin – eine starke Distanz zu den Diakonissen ausmachen: Bei Caroline trug die Entwicklung einer dem weiblichen Geschlecht zugeschriebenen Frömmigkeit in erster Linie resignative und individualistische Züge. Außerdem ist bei der Postulierung einer partiellen Feminisierung der Frömmigkeit Carolines zu berücksichtigen, dass passive Fügung in ihr Schicksal im 19. Jahrhundert von Frauen generell verlangt wurde, völlig unabhängig von theologischen Motiven. Die Religion wurde von Th. Fliedner lediglich instrumentalisiert, sofern sie es erlaubte, Verzicht zu sublimieren.

<sup>427</sup> Vgl. GÖTZ v. OLENHUSEN, I., Feminisierung 13. Da sich bei Caroline keine Hinweise auf die Konstituierung einer positiven weiblichen, unabhängigen Frömmigkeit finden, sie vielmehr der zweckrationalen Religiosität ihres Gatten folgte, ist davon auszugehen, dass sie nach 1843 nicht unbedingt in pietistische Tradition einzuordnen ist. Aufgrund der fehlenden Untersuchungen der Manifestationen weiblicher Religiosität in der Erweckungsbewegung ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob Caroline als repräsentativ gelten darf. Unzweifelhaft wurde jedoch auch Caroline durch die Zwiesprache mit Gott zur Bewältigung ihrer Aufgaben befähigt, wie GAUSE, U., Feminisierung 131, es abschließend für Friederike Fliedner feststellt – mit dem maßgeblichen Unterschied allerdings, dass bei Caroline die Eigenmotivation für den Rückzug in Gebet schwächer als der Fremdantrieb war.

<sup>428</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 18. Juni 1849.

lieben, *oder nur lieben möchten*, alle Dinge zum Besten dienen, [...].<sup>429</sup> „Gieb ihr, was du forderst, u. dann fordere, was Du willst“<sup>430</sup>, betete der Pfarrer in der Kirche für Caroline. Ihre völlige Identifikation mit der Fürbitte macht deutlich, dass Caroline ihr Gottesverhältnis ausschließlich passiv-rezeptiv erfuhr und nicht mehr aktiv gestaltete. Der resignative Rückzug in fromme Hoffnungen macht deutlich, dass Religion für Caroline zunehmend Mittel wurde, um die Desillusionierung in ihrer Ehe auszuhalten und sie nicht länger für die Enttäuschungen verantwortlich gemacht wurde. Außerdem wurde sie zum Schutz gegen seelische Übergriffe ihres Gatten, die sich v.a. in seinen langen Abwesenheiten von Kaiserswerth äußerten<sup>431</sup>. Während die ständige Konfrontation mit Geburt, Krankheit, Tod bei vielen Frauen Hauptbestandteil ihrer Frömmigkeit schlechthin war<sup>432</sup>, wurde die menschliche Endlichkeit für Caroline erst zu einem zentralen Topos ihrer Religiosität, als Th. Fliedner ihren Hoffnungen und Erwartungen, bereits im Diesseits Lebensfreude genießen zu dürfen, nach genau fünfjähriger Ehe eine endgültige Absage erteilt hatte. Carolines Persönlichkeit musste durch religiöse Argumente verändert werden, um sie zu einer Frau zu machen, die sich weitgehend in das Bild fügte, das das 19. Jahrhundert vom weiblichen Geschlecht zeichnete. Das Erdenleben suchte sie sich zu erleichtern, indem sie ihrem Gatten in positivem Denken folgte und fast zwanghaft selbst marginale Ereignisse als Grund für Dank und Freude empfand.

Obgleich Caroline 1848 mit der Hoffnung auf Besserung ihrer diesseitigen Situation gewissermaßen abschloss und – zumindest in den erhaltenen Briefen – kein Protest über die gegebene Situation mehr laut wird, beschrieb sie unmittelbar nach der Abreise ihres Gatten nach Amerika noch einmal den Schrecken ihres Empfindens der Gottverlassenheit<sup>433</sup>, der wiederum allein auf die Abwesenheit Th. Fliedners von Kaiserswerth zurückgeführt wurde. Wich Th. Fliedner von ihrer Seite, schien Gott ebenfalls fern. An die Stelle des Aufbegehrens, des Versuchs, die Situation zu ändern, trat die Suche nach dem Sinn für ihre Not: „[...] an Dir soll mein Ich langsam zum Tode bluten. So hat es Gott geordnet. Ich bete ihn an, ich halte ihm still; er wird's vollenden; ich werde ihn preisen.“<sup>434</sup> Die emotionale Loslösung von allem Irdischen, ihren Mann eingeschlossen, und die Konzentration auf Erfüllung des Willens Gottes führten zu einer nahezu indifferenten Haltung gegenüber dem diesseitigen Leben. Caroline gelang es ab 1848, sich schrittweise von der Identifizierung ihres Mannes mit Gott

<sup>429</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849.

<sup>430</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 5. Mai 1850.

<sup>431</sup> Vgl. HÖLSCHER, L., Religiosität 56. Allerdings kann die Bewältigung von Enttäuschungen durch Religion nicht als spezifisch weibliches Charakteristikum angesehen werden.

<sup>432</sup> Vgl. HABERMAS, R., Fragilität 129f. Die steigende Verantwortung der Frau für Reproduktion und Leiblichkeit formte und förderte nahezu durchgängig eine spezifisch weibliche Religiosität, da viele bürgerliche Frauen erst allmählich von den Erfolgen der Medikalisierung erfuhren und daran partizipierten. Es ist zu vermuten, dass Caroline sich mit profunden medizinischen Fachkenntnissen anders als die meisten Frauen Krankheit und Geburt nicht ohnmächtig gegenüber sah. Die Anwendung ihres Wissens dürfte dazu beigetragen haben, dass existentielle Widerwärtigkeiten sie nur sekundär in den Glauben flüchten ließen.

<sup>433</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849: „[...] als ich Deinen Brief gelesen hatte, schlugen die Wasser der Anfechtungen über meinem Haupte zusammen. [...] Ich kämpfte fürchterlich mit aller Anstrengung Leibes u. der Seele. [...]; ich schrie aber an den Namen des Herrn, u. er hörte nicht. [...] Es ward unter vielem Ringen u. Seufzen etwas besser, u. Gott gab mir Schlaf bis Mitternacht. Da ging die Qual wieder furchtbar an: meine Seele war in großen Wassern, die sie in den Abgrund rissen; es war kein Gehen durchs Wasser; denn ich hatte keinen Boden mehr unter meinen Füßen. Ich kann nicht mehr beschreiben; es war Gottverlassenheit; Höllenqual.“

<sup>434</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849. Die Internalisierung und uneingeschränkt positive Akzeptanz des Gedankens der Verordnung des Zustands der Trennung von ihrem Mann durch Gott, wie Th. Fliedner ihn ihr am 3. November 1847 bereits vorgetragen hatte (FA II k a 13 1), wird in ihrem Brief vom 21. April 1851 deutlich: „Er [i.e. der Herr] hat mit diesen Schmerz verordnet, u. weiß genau, wie groß er ist. So oft ich mit meinem beschwerten, ungeduldigen Herzen zu ihm gehe, schenkt er mir aufs Neue Willigkeit, die Last fortzutragen. [...] Doch erkenne ich bestimmt, daß die Trennung von dir aus Gnaden vom Herrn geordnet ist zu meinem zeitlichen u. ewigen Heil.“

zu lösen, was es ihr schließlich auch ermöglichte, im September 1849 wie in ihrer Zeit als Erzieherin in Holstein trotz aller Widerwärtigkeiten zu bekennen: „Ich weiß, daß er mein Gott ist, u. ich sein ewiges Eigenthum.“ „Ihn will ich allein, ihn will ich ewig preisen“<sup>435</sup>, drückte sie ihren Entschluss aus, ihre Identität wieder ausschließlich über Gott zu definieren und entsprechend der lutherischen Theologie das Heil wieder ausschließlich in Christus als der Mitte der Heiligen Schrift zu suchen. Die Klagen, die sie auch nach 1849 noch geäußert hatte, als Th. Fliedner in Amerika war, verurteilte sie selbst als Manifestation ihres „kindischen Wesens“<sup>436</sup>.

Durch Carolines Übereinstimmung mit Th. Fliedner, „daß auch im Geistlichen kein Kind ohne verzehrende Schmerzen geboren wird“, und ihren Zustand, ihre Anfechtungen positiv als Wille Gottes anerkannt wurde<sup>437</sup>, machte sie es ihrem Gatten leicht, die besitzergreifenden Anflüge Carolines allein aufgrund ihrer offenkundigen Konsolidierung und Ergebung in ihre Schicksal positiv zu deuten: „Doch hat er ja auch Dir Licht in die Finsterniß gegeben, u Sieg nach dem Kampf, u Dir leuchten lassen sein frdl Angesicht, daß er seine Friedensgedanken Dir aufs neue vor Augen gestellt hat, warum er Dich so schwere Wege führt. Dafür sey er hochgelobt!“<sup>438</sup> Sich selbst stellte er paradigmatisch als leidenden Gerechten dar: „Mich hungert u dürstet nach Dir aus diesem fernen Land, auf diesem gezwungenen Stilleben, um Dir zu helfen in aller Deiner Arbeit, u mich Deiner u der Kinder zu freuen. Aber ich muß still halten, das ist einmal des Herrn Wille, [...]“<sup>439</sup> Emphatisch betete er Caroline in seinen Briefe vor: „Darum sey still, meine Seele, u harre auf ihn!“<sup>440</sup> Permanente Vergegenwärtigung diverser positiver Ereignisse und Hervorhebung gesundheitlichen Wohlergehens waren für Th. Fliedner Mittel, Caroline moralisch zu fortwährendem Dank zu verpflichten und sie damit in dem Sinn auf Distanz zu halten, dass sie ihr Ergehen nicht ausschließlich von seiner Präsenz in Kaiserswerth abhängig machte<sup>441</sup>. Aus Amerika schrieb er in diesem Sinn: „O daß der treue, gnädige Herr mich Euch alle wohl finden lasse u in seiner Liebe ruhend. Wie ist er so treu u gut! Wie verdient er, daß man sich ihm ganz vertrauend überlasse. Auch mir thut er sehr viel Gutes, erhält mich gesund, macht unserer Sache Bahn, u öffnet Herzen zum Geben.“<sup>442</sup> Caroline indes schien schon froh, allein Gebete formulieren zu können – Dank gegen Gott war ein noch weitergehender Schritt, der erst in dem Moment möglich wurde, in dem Caroline nicht nur rational, sondern auch emotional von dem Bewusstsein „Ich bin auch sein, u. ich schwöre darauf, daß ich es ewig bin, u. wenn Satan mich schon zwischen den Krallen hätte, werde ich doch der Raub des Stärkeren u. eine Beute seiner Schmerzen, ein Lohn seiner Liebe“<sup>443</sup> durchdrungen war. Psychisches Wohl Carolines war für Th. Fliedner Grund, ihr dies als absoluten Gnadenerweis Gottes darzustellen<sup>444</sup>. Die Betonung häufigen

---

<sup>435</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. September 1849.

<sup>436</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 8. August 1849.

<sup>437</sup> Ähnlich tröstet Caroline sich am 27. Juni 1849: „Ich freue mich, daß die Erde überall des Herrn ist, daß auch von Deinem Haupte, mein theurer Mann, kein Haar fällt ohne seinen Willen, [...]“

<sup>438</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 18. Juni 1849.

<sup>439</sup> Ebd. Vgl. auch besonders den Brief Carolines an Th. Fliedner am 22. Oktober 1854 aus Peterswaldau.

<sup>440</sup> FA II k a 13 3, Th. Fliedner an Caroline am 10. April 1851.

<sup>441</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849: „Der Herr läßt mich nicht untergehen, wahrscheinlich auch nicht krank werden um Deinetwillen.“

<sup>442</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 11. September 1849. Als er im März 1851 in den Orient aufbrach, versäumte Th. Fliedner kaum je Ähnliches zu erwähnen wie: „Wie ist der Herr so freundlich u gnädig über alles Erwarten“ (Brief vom 29. März 1851). „Gott sey gelobt, daß er Dich wieder sobald hat besser werden lassen, u meine Angst gehoben hat! Er ist gar freundlich u barmherzig, geduldig u voll grosser Güte“, schrieb er 1854 unmittelbar nach der Nachricht der Genesung Carolines von vermutlich vorzeitigen Wehen.

<sup>443</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>444</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 3, Th. Fliedner an Caroline am 7. Mai 1851: „Ja, er grüßt Dich u mich aus seinem obern Heiligthum. Das habe ich aus Deinem lieben Brief vom 26 März gesehen [Caroline hatte darin berichtet (FA IV a 1 vol 3): „Abends u Morgens fühle ich große Körperschwäche. Meine Seele aber ruhet in Gott, der mir hilft mit seinem Angesicht. Wenn ich auch die Arbeitslast u. den Schmerz der Trennung von Dir täglich fühle, so

Gebets für seine Frau war für Caroline dauerhafte Verpflichtung, konform zu bleiben: „Nun so wolle der Herr einen neuen Frühling in Deiner Seele heraufführen, u seine Gnade Dich grünen u blühen lassen, wie mein Baum im Maischmuck,“ wünschte Th. Fliedner ihr, als sie sich 1852 auf einer Dienstreise in Berlin befand.

Tatsächlich scheint Th. Fliedner dahingehend erfolgreich gewesen zu sein, dass Caroline immer weniger Klage über ihre Situation äußerte: „Ja, ich kann Dich dem treuen Heiland recht ans Herz legen, u ich hoffe, er erweist sich auch Dir wieder als der Arzt des Leibes, wie er sich als der Arzt Deiner Seele erwiesen hat“, schrieb er am 7. Juni 1854. Dennoch galt, Carolines Loyalität durch zahlreiche Adhortative zu sichern<sup>445</sup>. Durch die gesamte Ehe bestätigte sich der Eindruck Carolines, „Fliedner richtet meine Blicke unaufhörlich hin auf den Herrn Herrn, [...]“<sup>446</sup>, den sie bereits vor der Hochzeit gehabt hatte. Die Beharrlichkeit, mit der Th. Fliedner die Frömmigkeit seiner Frau lebendig hielt, in ihr Gottesverhältnis eingriff und es quasi determinierte, entsprach der Wichtigkeit, die ihr Gottesverhältnis hatte, um ihre Loyalität auf seiner Seite zu wissen und zu sichern ohne ihn durch die Geltendmachung von einem vermeintlichen „Eigentums-Recht“<sup>447</sup> an ihm einzuschränken. Die gesamte Ehe scheint durchdrungen von der Verpflichtung auf fromme Werte, die wiederum Th. Fliedner rechenschaftsloses Agieren ermöglichten<sup>448</sup>.

Durch weitgehende Weltflucht, v.a. indem sie sich der Illusion der geistigen Einheit hingab und auf eine Zukunft hoffte, die die Eheleute nicht mehr auseinander reißen konnte<sup>449</sup>, gelang Caroline die Überwindung der Auflehnung gegen Gott und ihr Schicksal. „[...] möchte ich meinen süßten Heiland stets fragen u. mich so gern nach ihm richten, wie ich Dir gern unterthan bin!“<sup>450</sup> Freilich kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, als flüchte Caroline sich zunehmend in die Religion, weil sie Trosts bedurfte und nicht, weil sie religiös war. Freilich verlor das Diesseits – soweit man es aufgrund der in der Abwesenheit ihres Gatten verfassten Briefe beurteilen kann – jede Qualität – was ihr Gatte ihr auch stets als

---

bin ich durch des Herrn Gnade in diesem guten Gotteswillen doch ganz ergeben; ich will das leiden, u. ich zweifle nicht, daß der Herr mir hinüber helfen wird.“], daß er Dir besonders gnädig ist, daß er Deinen Geist hebt u trägt u stärkt, wie ich es nicht erwarten konnte, u Dir getrosten Muth erhält.“

<sup>445</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 4, Caroline an Th. Fliedner am 14. Juni 1854: „Möge der treue, immer freundliche Heiland [...] vor Allem Dich u mich immer mehr in allen seinen Wegen sehen lassen, wie es sind liebliche Wege, u alle seine Steige sind Friede.“ Als der Kuraufenthalt in Ägypten nicht die gewünschten Erfolge zeigte, bzw. Th. Fliedner einen längeren Aufenthalt als zunächst beabsichtigt für wünschenswert hielt, teilte er ihr mit, dass sein Gebet sei, dass ihr „innerstes Herz u Wesen“ von der Überzeugung durchdrungen werde, dass „er nur Gedanken des Friedens mit uns hat, u nicht des Leides, u daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen“ (Caroline an Th. Fliedner am 11. März 1857).

<sup>446</sup> FA IV a 18, Caroline an ihren Bruder Ernst am 4. März 1843.

<sup>447</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. November 1844.

<sup>448</sup> Wie stark Th. Fliedner selbst die Intimsphäre manipulierte, macht nicht zuletzt der Kosename deutlich, den er seiner Gattin offensichtlich schon sehr früh verliehen hatte: Am 18. Dezember 1844 schloss Caroline einen Brief mit den Worten: „Dein altes Schaaf“ (FA IV a 1 vol 1). Ab 1854 (FA II k a 13 4) griff Th. Fliedner wiederholt die Schafs-Anrede auf: „Du armes, liebes Schaf“ (Th. Fliedner an Caroline am 2. Juli 1854); „Habe denn Geduld mit mir, armes Schäflein“ (Th. Fliedner an Caroline am 22. Oktober 1854); „U wie geht es Dir denn, m liebes Schäflein“ (Th. Fliedner an Caroline am 26. November 1856). Die Anrede seines Briefs an Caroline vom 21. Januar 1857 „Mein liebes, theures Schäflein Christi“ macht deutlich, dass das „Schaf“ wenig mit einem Kosnamen gemein hatte: Der Brief öffnet mit den Worten: „Wir beide sind auf so gründe Weide geführt worden von unserm guten Hirten unser Leben lang, [...], daß Du gewiß mit mir in den Entschluß einstimmen wirst: Wir wollen seine Schäflein bleiben, bei ihm wird uns nichts mangeln.“ Die Reminiszenzen an Ps 23 machen deutlich, dass selbst intime eheliche Anreden der Verpflichtung Carolines auf die gemeinsame Basis, die Bibel, dienten, die zu interpretieren Th. Fliedner vorbehalten war. Zu ihrem Geburtstag schenkte er ihr eine Papierkrone – wohl als Zeichen ihrer Gotteskindschaft – auf der der Bibelvers „Dennoch bleibe ich stets bei Dir – stand (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849).

<sup>449</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>450</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. November 1856.

Notwendigkeit darstellte<sup>451</sup>. Zum Idealtypus des Christen wurde für Caroline der Mensch, „der aufhörte zu lachen u. zu weinen, u. ein vom Frieden Gottes erfüllter Gleichmuth sei.“<sup>452</sup> Depressive Stimmungen, die auch nach ihrer als erfolgreich empfundenen emotionalen Lösung von ihrem Mann bestehen blieben, führten dazu, dass das eigene Leben zunehmend an Bedeutung verlor: „[...] diese Qual [...] mich es lehren wird, mein Leben nicht zu lieben bis in den Tod.“<sup>453</sup> Der Gleichmut ermöglichte schließlich die Gewinnung einer positiven Einstellung gegenüber ihren Aufgaben als Vorsteherin: „Wenn die Liebe Gottes uns dringet u. hebt u. treibt, dann erscheint der Beruf mir leicht u. süß“<sup>454</sup>, stellte sie 1850 fest. Massive Unterstützung und uneingeschränktes Verständnis für die Notwendigkeit dienstlicher Abwesenheiten fand Th. Fliedner ab seiner ersten Orientreise 1851 bei Caroline. „Meiner Seele geht es sehr gut. Sie kann Gott recht preisen u. ganz in seiner Fügung ruhen“<sup>455</sup>, war der Tenor fast jeden Briefs, den Caroline während der drei Monate währenden Abwesenheit ihres Gatten in den Orient sandte. Ereignisse, die ihren menschlichen Wünschen zuwiderliefen, begriff sie als ihrem Heil dienendes pädagogisches Mittel Gottes<sup>456</sup>. Freilich blieb „Trübsal“ über die Trennung von ihrem Mann bestehen, doch glaubte sie fest, „jeder Ausweg“ würde ihr „nur noch größeres Herzeleid“ bereiten und die Abwesenheit ihres Gatten sei „Mittel in ihres [meines] Gottes Vaterhand, um mich [sie] wieder unmittelbar an sich zu gewöhnen, damit ich [sie] nicht in einem Geschöpf Ruhe habe, [...]“<sup>457</sup> Aktuelle Gemeinschaft mit ihrem Mann erschien – wenn Reisen notwendig waren – als unrechtmäßige Antizipation eines Rechts, das erst nach dem Tod zu uneingeschränkter Geltung gelangen konnte: „Aber droben, mein lieber Mann, wenn wir nicht mehr Mann u. Weib sind, da sollst Du aber mit mir den Herrn loben, u. mir nicht mehr wegfliegen.“<sup>458</sup> Anflüge von Eigenliebe wurden durch Gebet bekämpft: „O, möchte ich Dich, Du meine edle, süße Gottesgabe, recht fassen, recht lieben, recht lassen können.“<sup>459</sup> Die Konzentration auf Christus, die an die Stelle der Orientierung an Th. Fliedner trat, ermöglichte ihr das Bekenntnis mit Paulus: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Inwieweit es dabei freilich lediglich um eine niedrigere Zeitpräferenz ging, i.e. um ihre Bereitschaft, den Erhalt des Rechts auf Gemeinschaft mit ihrem Mann auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, muss der Spekulation überlassen bleiben.

Erwähnung verdient schließlich die Gelassenheit, mit der Caroline der Möglichkeit des nahen Todes ihres Gatten begegnete: Als sie im März 1855 die Nachricht von einer schweren

<sup>451</sup> Vgl. v.a. FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 18. Juni 1849: „Laß, was irdisch ist, dahinten: Schwinde Dich über die Natur! [...] Da begehrt d treue Herr des Menschen Natur Schweigen, das sich loslassen mit d Gst v d ird [...] Trachten [...]“

<sup>452</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 7. August 1849. Am 12. Oktober 1845 (FA IV a 1 vol 1) hatte Caroline demgegenüber noch geschrieben: „Ich weiß, er wird es [...] wohl machen [...] u. wie wird dann am Ende unser Mund voll Lachens u. unsere Zunge voll Ruhmens sein!“

<sup>453</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1849.

<sup>454</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 27. Mai 1850.

<sup>455</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Mai 1851.

<sup>456</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1851. Verzweifelt hatte Caroline mehrere Wochen auf einen ihr von ihrem Mann zugesagten Brief gewartet. Als deutlich wurde, dass der Brief anders als befürchtet nur verloren gegangen war, interpretierte Caroline den Umstand: „Der Herr hat den Brief nicht kommen lassen, um mich in der Geduld, um Glauben u. in der Ergebung zu üben.“

<sup>457</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 26. März 1851. Ähnlich am 30. Mai 1851. Am 21. April 1851 schrieb sie: „So habe ich denn unaussprechlich viel Gutes empfangen u. genossen, u. hatte die große Freude, auch Andern viele Freude machen zu können; ich war auch recht froh, u. preise den gnädigen u. barmherzigen Heiland, der so sanft mich leitet; aber alles dies viele Gute kann nicht aus meinem Herzen verdrängen den Schmerz der Sehnsucht nach Dir; bin ich doch unter allen den Fröhlichen wie eine Wittve u. Einsame.“ Das Ende der Aussage verwundert stark: Indem Caroline sich „wie eine Wittve u. Einsame“ unter den Diakonissen empfand, grenzte sie sich dezidiert von der Schwesternschaft ab. Gerade in Zeiten der Abwesenheit Th. Fliedners von Kaiserswerth wäre ein enger Anschluss an die Diakonissen zu erwarten gewesen.

<sup>458</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. April 1851.

<sup>459</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1851.

Lungenentzündung ihres Gatten in Berlin erhielt, reagierte sie ungewöhnlich gefasst: „[...] ich freue mich durch den Glauben gewiß zu sein, dass Alles, was uns zu Theil wird, Leid od. Freude, Kampf od. Friede, Tod od. Leben, uns durch die für uns durchgrabene Hand gereicht wird. – Er, Jesus der Gekreuzigte u. Auferstandene, ist auch Dein Hirte, Dir wird nicht mangeln! Und da wir Eins sind in Ihm trennt uns auch kein Tod, sondern macht uns – wenn Er ihn uns sendet – nur völliger in Seiner ewigen u. herrlichen Lebensgemeinschaft u. in der süßen Liebesgemeinschaft untereinander.<sup>460</sup>“ Wurden bis 1848 selbst nur wenige Wochen lange Trennungen als unerträgliche Belastung empfunden, erscheint Trennung durch Tod akzeptabel, sofern die Einheit der Ehegatten durch das Ableben eines der Partner keineswegs beendet wird, sondern intensiviert zu werden schien. Der überlegene Umgang mit der existentiellen Nähe des Todes legt den Verdacht nahe, dass Hauptgrund des Leidens an den Reisen ihres Gatten tatsächlich verletzte Eitelkeit und weniger Unfähigkeit war, die Aufgabenfülle zu bewältigen. Mit dem Tod Th. Fliedners brauchte sie nicht mehr zu fürchten, dass er anderen Projekten Priorität vor Zweisamkeit mit ihr einräumte. Das Bewusstsein der Schwäche ihres Mannes machte sie stark, seine vermeintliche Angewiesenheit auf sie verlieh ihr Selbstbewusstsein: „Er wolle sich auch Deiner Seele erbarmen, wie er sich meiner Seele erbarmt hat. [...] Er wird Dich in seinen Armen halten, Er wird Dich trösten, wie Einen seine Mutter tröstet, Er wird Dir Kraft geben u. Stärke genug, u. Sein Gruß wird Dir Friede sein!<sup>461</sup>“ Von der im November 1855 angetretenen zweiten Orientreise Th. Fliedners zur Heilung seines Lungenleidens sind lediglich zwei Briefe erhalten<sup>462</sup>. Beide sind charakterisiert durch Carolines unbedingte Bereitschaft, den Willen Gottes als ihren zu akzeptieren. Im ersten Brief, der unmittelbar nach Abreise des Gatten von Kaiserswerth geschrieben wurde, verlieh Caroline ihrer Hoffnung Ausdruck, Gott werde „thun nach seinem Wohlgefallen“ und klammerte sich an die Verheißungen von Psalm 91. Ein einziger Brief Th. Fliedners lässt als Reaktion auf nicht mehr erhaltene Korrespondenz Carolines ahnen, dass die Monate der Abwesenheit wieder Verzweiflung Carolines mit sich brachten: „Der Herr erhöhe Dich in der Noth<sup>463</sup>“, wünschte er ihr zu ihrem 46. Geburtstag am 26. Januar 1857. Die Angst, die sie bei Erhalt zweier Briefe ihres Gatten am 29. April 1857 verspürte, lässt ahnen, dass bei allem Willen zur Fügung in den unergründlichen Ratschluss Gottes die Angst vor dem Kommenden noch nicht völlig besiegt war: „Weil sie [i.e. die Briefe Th. Fliedners] mich Abends immer sehr aufregen, hatte ich mir vorgenommen, sie nur langsam u. nach Gebet zu eröffnen, ich sang noch erst mit den Kindern, dann bat ich Gott brünstig zur Ergebung in seinen heiligen Willen, wie immer ihr Inhalt sein möge.“ Nach Kenntnisnahme des erschreckenden Inhalts der Briefe, der rapiden Verschlechterung seiner Gesundheit, fasste Caroline sich – freilich nach eigener Beschreibung – schnell: „Als Ich auf Deine Studirstube kam konnte ich Gott fröhlich loben; er gab mir ein wunderbares Gefühl davon in’s Herz, daß er unaussprechlich genau Aucht auf uns habe, u. daß seine Wunderwege mit uns göttlich weise u. herrlich sind. [...] Wir wissen, Gott sei gelobt, beide, [...] wer unser armes Erdenleben erhält oder abschneidet nach einem Rath voll Weisheit u. Erbarmen. Dieser große Herr über Leben u. Tod ist unser Freund, o, mit welcher Seligkeit fühle ich das.“

Im Verlauf ihrer Ehe wandelte sich das Gottesverhältnis Carolines stark, was nicht zuletzt auf die eigentümliche Verbindung zwischen ihrer Ehe und ihrem Gottesverhältnis zurückzuführen ist: Nach der Hochzeit 1843 war sie – nahezu zwanghaft – bereit, ihre zuvor aus dem zeitgenössischen Rahmen signifikant hervortretende emotionale Eigenständigkeit aufzugeben

<sup>460</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. März 1855.

<sup>461</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 17. März 1855. Leider ist der im Fieber bei einer Lungenentzündung aus Berlin geschriebene „völlig verworrene Brief“ Th. Fliedners nicht mehr erhalten, auf den Caroline auf diese Weise reagierte. – Dem Fliedner-Biographen GERHARDT, M., Fliedner II 579, stand er in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts offensichtlich noch zur Verfügung.

<sup>462</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 15. November 1856 und am 30. April 1857.

<sup>463</sup> FA II k a 13 4, Th. Fliedner an Caroline am 3. Januar 1857.

und sich exklusiv an ihrem Gatten zu orientieren (wie noch zu zeigen sein wird, betraf dies nicht ihre Fähigkeit, berufliche Entscheidungen selbständig zu treffen). Von dem Gedanken permanenter Gemeinschaft mit Th. Fliedner besessen, trat sie bei fast jeder Dienstreise, die ihr Mann als Postulat Gottes an sich herantreten sah und sich dementsprechend verpflichtet fühlte, sie auszuführen, in direkte Opposition gleichermaßen gegen ihren Mann wie gegen Gott. Wille und Fähigkeit, ihre Wünsche dem Willen Gottes unterzuordnen, schienen gebrochen. Obgleich sie heftig darunter litt, nicht in der Lage zu sein, ihre Emotionen mit den Ansprüchen Gottes und ihres Gatten in Einklang zu bringen, gelang es ihr erst 1848, die Situation als gegeben hinzunehmen bzw. als ihr Schicksal zu akzeptieren. Die Auflehnung gegen ihr Los wandelte sich ab diesem Zeitpunkt in Klage, die Hoffnung auf Änderung der Situation, i.e. das Enden der Dienstreisen ihres Gatten, in Hoffnung auf Erreichung der Fähigkeit, diese Zeiten als Erziehungsmittel Gottes an ihr als seinem Geschöpf zu begreifen. Intensive Pflege ihres geistlichen Lebens, Gebet und Bibellese, führten schließlich dazu, dass es Caroline gelang, den Zustand williger Akzeptanz des Willens Gottes herbeizuführen und denselben sogar zu unterstützen. Allmählich gelang es ihr, selbst der Möglichkeit des Todes ihres Gatten gefasst ins Auge zu sehen und ihn in den letzten Jahren vor seinem Tod nicht nur beruflich, sondern auch seelsorgerisch zu unterstützen.

Obgleich Caroline sich selbstverständlich in die Rolle der Tradentin von Religion im Familienkreis fügte, sie mit den Kinder die Bibel las, betete und geistliche Lieder sang<sup>464</sup> und auf diese Weise einen Beitrag zur Familiarisierung von Religion leistete<sup>465</sup>, lässt sich für ihr individuelles Gottesverhältnis keine Emotionalisierung bzw. spezifische Feminisierung der Frömmigkeit nachweisen: Die passive Demut, die ihr Gottesverhältnis ab 1848 nachweislich bestimmte, war Manifestation nicht einer spezifisch weiblichen Frömmigkeit, sondern Ergebnis erfolgreicher theologischer Einflussnahme ihres Gatten, der sich bei der Generierung profaner Tugenden, die im 19. Jahrhundert vom weiblichen Geschlecht erwartet wurden – v.a. der der Selbstverleugnung – geistlicher Argumente bediente und sie auf diese Weise sublimierte. In den erhaltenen Dokumenten finden sich außerdem keinerlei Hinweise darauf, dass Caroline kultische Handlungen um spezifisch weibliche Elemente bereicherte. Während die erweckte Frömmigkeit in ihrer Jugend der Impetus für ihren Vorstoß in die Öffentlichkeit – zunächst als Erzieherin in Holstein, dann als Oberaufseherin im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus – war, entwickelte sich Carolines Spiritualität in der Ehe nicht in der Weise fort, dass es zu einem neuen Selbstverständnis geführt hätte, welches sie als gleichberechtigte Partnerin neben ihrem Mann stehen ließ. Gegenüber ihrem Mann behielt Caroline den Status des Objekts der Seelsorge<sup>466</sup>. Gleichwohl blieb bestehen, dass Caroline aufgrund ihrer Position der Vorsteherin mehr Zugang zu öffentlichen Räumen und mehr Möglichkeiten der Einflussnahme als andere Frauen hatte.

### 3.2 Konfessionelle Identifikation: Zur Bedeutung des Luthertums für Caroline

Nachdem ausführlich dargestellt worden ist, wie sich das Gottesverhältnis während Carolines Ehe mit Th. Fliedner gestaltete, soll im Folgenden kurz erörtert werden, welche Rolle kirchliche Rituale in ihrem Leben spielten und wie sich ihre konfessionelle Zugehörigkeit zum Luthertum in den Briefwechseln mit Th. Fliedner niederschlägt. Die gewichtige Rolle, die die Ehe in ihrem Leben spielte und zu allererst Manifestation ihrer Verwurzelung im Luthertum ist, ist in aller Ausführlichkeit dargestellt worden<sup>467</sup>. Die weitaus meisten Themen,

<sup>464</sup> Die Belege s. unter III.2.2.

<sup>465</sup> Vgl. dazu v.a. HABERMAS, R., Fragilität 128f.

<sup>466</sup> Mit diesem Fazit entfallen die beiden Hauptbedingungen, die GÖTZ V. OLENHUSEN, I., Feminisierung 12f, an die These der Feminisierung der Religion stellt.

<sup>467</sup> Durch Luther hatte die Ehe eine besondere Aufwertung erfahren: Mit der Kritik am Klerikerzölibat hatte Luther die Ehe als „äußerlich weltlich Ding“, als Gott wohlgefällige Anordnung für die Menschen mit dem Ziel der Kinderzeugung begriffen. Nach Luther hatte der Sündenfall nichts daran geändert, dass Partnerschaft und Geschlechtstrieb in der Ehe unter dem Schöpferwillen Gottes stehen (vgl. ZUR MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II:

die sich auf konfessionelle Zugehörigkeit beziehen, betreffen das Verhältnis zum Katholizismus, nur wenige Aussagen erlauben einen Rückschluss auf die Rolle von Kirche, Predigt und Abendmahl. Die Taufen ihrer Kinder werden leider nie thematisiert.

Die Einstellung Carolines gegenüber dem Katholizismus war bestimmt von einer Differenzierung zwischen den Katholiken als Individuen<sup>468</sup> und der römisch-katholischen Kirche als Institution. Während sie als Lutheranerin der Institution reserviert gegenüberstand<sup>469</sup>, beurteilte sie den Katholiken als Mensch ebenso wie den Protestanten, der noch nicht von der Erweckung ergriffen worden war. „Der Mensch ist wirklich lebendig – ich meine vom Geiste Gottes – ergriffen, er hat ein vages Sündengefühl u. scheut sich nicht, seine Schuld zu bekennen, ihn verlangt nach Erkenntniß<sup>470</sup>“, teilte sie ihrem Gatten über einen Patienten mit, der geäußert hatte, als Katholik in den Anstalten geistlich schlechter als die protestantischen Patienten versorgt zu sein und beurteilte seinen Seelenzustand damit ebenso positiv, wie sie es bei Protestanten getan haben würde, die durch Erkenntnis ihrer eigenen Sündhaftigkeit die erste Voraussetzung erfüllten, Buße zu tun und durch die Erfahrung von Bekehrung und Wiedergeburt geläutert zu werden. Vom Tenor entspricht dem die aufschlussreiche Wiedergabe eines Teils einer Rede, die J.H. Wichern in Düsseldorf hielt, während Th. Fliedner in Amerika war: „Bei unsern christlichen Bestrebungen aus der cath. Confession Proselyten zu machen, nannte er richtig als etwas, das nach dem Urtheil aller Sachverständigen, der protestantisch christlichen Sache bedeutend schaden würde, ja ihr den Tod bringen könnte. Vor gemeinsamem Wirken der beiden Confessions-Glieder in einem Verein warnte er leider nicht, ermunterte auch gerade nicht dazu; doch hatte er sich auf seinen Reisen auch mit Katholiken, um ihrer christlichen Bestrebungen wille, eng verbunden gefühlt, u. sich mit ihnen befreundet. Katholische Geistliche hatten früher schon brieflich u. jetzt persönlich seinen Rath sich erbeten.<sup>471</sup>“ Offensichtlich bemühte man sich in Kaiserswerth nicht, Katholiken zur Konversion zu bewegen<sup>472</sup>. Als grundsätzlich negative Erscheinung wurde der Katholizismus in dem Moment erfahren, wenn Menschen zu Entscheidungen gezwungen wurden, die nicht mit ihrem Gewissen zu vereinbaren waren<sup>473</sup>. Weniger die Tatsache einer katholischen Taufe an sich als das Handeln wider die eigene Überzeugung aufgrund äußerer Zwänge waren das Verwerfliche<sup>474</sup>. Gut protestantisch führte Caroline den

---

Theologie“, in: TRE XXI 558). Indem Caroline der Ehe uneingeschränkt positiv gegenüberstand, sie die Tage ohne ihren Gatten häufig als höchste Anfechtung empfand, darf man ihr Eheverständnis als dezidiert lutherisch betrachten – was freilich in ihrer Funktion als Vorsteherin der Schwesterngemeinschaft einer gewissen Brisanz nicht entbehrte, da sie im Interesse der Anstalten gezwungen war, den Diakonissen die Notwendigkeit ihres zölibatären Lebensentwurfs zu kommunizieren.

<sup>468</sup> Damit folgte Caroline letztlich auch der Einstellung ihres Gatten, der bei Personalentscheidungen, die Männer betrafen (bei der Einstellung von Probeschwestern freilich nicht) – wie z.B. der Einstellung eines Arztes (vgl. STICKER, A., Krankenpflege 36f) – Qualifikation über Konfession stellte. So sah auch Caroline keine Schwierigkeit darin, auf einer Inspektionsreise einen katholischen „Wärter u. Hausknecht“ im Hospital zu Soest einzustellen, solange er eine Entlastung der Schwestern zu sein versprach (FA IV a 1 vol 1, Brief Caroline an Th. Fliedner vom 12. Oktober 1845). Die Fliedners begegneten den Katholiken – soweit es sich den Briefwechseln entnehmen lässt – mit weitaus mehr Toleranz als ihnen selbst durch sie entgegengebracht wurde (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 23. April 1846).

<sup>469</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 30. Oktober 1845. Als Opponenten der Diakonissen-Anstalt erschienen Katholiken nur, wenn sie als Repräsentanten der katholischen Kirche auftraten.

<sup>470</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. August 1844.

<sup>471</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849.

<sup>472</sup> Bei dem Vorwurf der „Proselytenmacherei“ handelte es sich ohnehin in den meisten Fällen um ein soziales Stereotyp, das der sozialen Realität nicht entsprach (vgl. ausführlich KÖHLE-HEZINGER, CHR., Evangelisch-katholisch 352ff).

<sup>473</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1. 2, Caroline an Th. Fliedner am 11. August 1844 und am 15. Juni 1848. Als inakzeptabel erschien v.a., wenn Eltern unter Androhung des Verlusts ihres Arbeitsplatzes gezwungen wurden, ihre Kinder katholisch taufen zu lassen oder eine protestantische Frau aufgrund der Heirat mit einem Katholiken Gefahr lief, zur Teilnahme an der Messe verpflichtet zu werden.

<sup>474</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1844.

Schriftbeweis<sup>475</sup>, um nachzuweisen, dass fehlender „Glaubensmuth“ die Ursache für Handeln gegen das eigene Gewissen war. Ein anderer Fall, der zu erfordern schien, dem Katholizismus grundsätzlich eine skeptische Haltung gegenüber anzunehmen, war der, wenn bestimmte Ereignisse Schadenfreude bei der katholischen Bevölkerung hervorriefen<sup>476</sup>.

„Ich [...] freue mich sehr auf die Kirche [...] um mit Dir u. mit Euch [...] mich lehren, strafen u. erquicken zu lassen von dem Gotte unsers Heils<sup>477</sup>“, fasste sie ihre positive Einstellung gegenüber Gottesdiensten zusammen. Von den Predigten, „rein u. lauter verkündigt<sup>478</sup>“, erwartete sie in erster Linie Erbauung, folglich wurden sie auch in erster Linie nach diesem Kriterium be- oder verurteilt: „Heute Morgen hörten wir eine vortreffliche Predigt über den unfruchtbaren Feigenbaum, für welchen der Gärtner bittet<sup>479</sup>“ lobte sie eine Predigt, deren Inhalt in erster Linie pädagogischer Art gewesen sein dürfte. „Der Herr Prediger hat während Deiner Abwesenheit ohne Ausnahme sehr erbaulich gepredigt<sup>480</sup>“, qualifizierte sie den Vertreter ihres Gatten als adäquaten Ersatz. Die Predigt war für Caroline Verpflichtung auf einen frommen Lebenswandel, um den sie gleichermaßen sich selbst wie auch ihren Mann mahnte<sup>481</sup>. Besonders während der Abwesenheiten ihres Gatten empfand sie die Unterweisung als eine Quelle, aus der sie nicht nur Kraft und Trost für die Bewältigung des Alltags schöpfte, sondern auch einen Ort, an dem ihr Gottesverhältnis wiederhergestellt wurde<sup>482</sup>. Es fällt auf, dass stark individualistische Züge Carolines Erwartung an Kirche prägen: Primäre Erwartung scheint ihre persönliche Erbauung gewesen zu sein<sup>483</sup>, der für Luther zentrale Begriff der *communio sanctorum*, der von der Erweckungsbewegung mit der Vorstellung von

---

<sup>475</sup> Ebd. Dan 3, „die 3 Männer im feurigen Ofen“ wurde vorgelesen, um unfreiwilligen Konvertiten deutlich zu machen, dass es bei Gott lag, ein Handeln, das objektiv wenig opportun erschien, zu wenden. Am 23. April 1846 berichtete sie von Auseinandersetzungen mit einer Familie, die zur Pfarrgemeinde Th. Fliedners gehörte, und die seitdem aus Verärgerung ihre Kinder in die katholische Schule von Kaiserswerth schickte. Auch hier entsteht der Eindruck, dass Caroline allein deshalb Bedarf zur Beilegung der Streitigkeiten sah, um die Familie davor zu schützen, wider ihre Überzeugung zu handeln. Auch sonst fällt auf, dass manche Familien die katholische Erziehung ihrer Kinder offensichtlich als probates Mittel betrachteten, um die Anstalten zu sanktionieren (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 2. November 1846).

<sup>476</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 12. August 1853. Über die Verlobung einer Tochter des Lehrers der Anstalt berichtete Caroline: „Diese Verlobung erweckt in der ev. Stadt- u. Anstalts-Gemeinde allgemeinen Unwillen u. die Katholiken halten sich triumphierend darüber auf.“ Es scheint, als sei die ursprünglich tolerante Haltung Carolines gegenüber Katholiken seit Beginn der 50er Jahre zunehmend von Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten in Kaiserswerth bestimmt worden (s. z.B. Caroline an Th. Fliedner am 24. Mai 1854)

<sup>477</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1845.

<sup>478</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 28. Mai 1850.

<sup>479</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. Mai 1846.

<sup>480</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 21. Mai 1846. Predigten, die dem Anspruch der Erbauung nicht genügten, kritisierte Caroline: „Heute Morgen hörte ich [...] Herrn Wilhelmi predigen. Ich habe wenig Erbauung gefunden, weil nur so im Allgemeinen gepredigt ward; man weiß nicht recht, was man für sich herausnehmen soll. [...] Es ist u. war nur Menschenwort. Du gibst aus Gotteswort, mein lieber Mann, u. Prediger Stricker auch, das ist viel besser“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. September 1848). Erfreut stellte sie am 21. Oktober 1850 fest: „Ich bin nocht ganz erquickt u. froh von der schönen gestrigen Feierstunde in der Kirche. Wie glücklich bin ich, daß der Herr mir auch durch Dich Erbauung schenkt!“

<sup>481</sup> S. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 7. September 1848: „Vielmehr Sorge habe ich um Dich, mein lieber Mann, ob Du in Betreff der Versuchungen, die Dir Wichern's wegen werden, wohl bestehest u. am innern Menschen dadurch gefördert werdest; [...]. Denke doch recht viel an Philo: 1, 15-19 u. an das, was Du uns darüber am 13 Aug: in der Kirche sagtest, mit Hinzuziehung der Beispiele von Jonathan u. Johannes dem Täufer.“ In Anlehnung an Luther wird sich die Differenzierung zwischen innerem und äußerem Menschen auf die Unterscheidung von Seele und Leib bzw. von altem und neuem Menschen bezogen haben (vgl. zur MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II: Theologie“, in: TRE XXI 541).

<sup>482</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1851.

<sup>483</sup> Freilich ist bei solcher Beurteilung wieder zu berücksichtigen, dass Caroline während der Abwesenheiten ihres Gatten von Kaiserswerth, aus denen die für die Eruierung des Kirchenbegriffs zugrunde gelegten Dokumente stammen, vermutlich stärker auf sich selbst fixiert war, da sie stets um Überwindung von Anfechtungen kämpfte.

echter Gemeinschaft und Bruderschaft wieder aufgegriffen wurde<sup>484</sup>, tritt völlig zurück – dasselbe gilt für ihre Äußerungen über das Abendmahl.

Die sonntägliche Erbauung wurde ergänzt durch informelle Andachten, bei denen die Anwesenheit eines Geistlichen nicht notwendig war<sup>485</sup>. Andachten boten die Möglichkeit, außergewöhnliche Ereignisse wie etwa den Tod einer Diakonisse oder die Abreise Th. Fliedners, in nahezu privatem Rahmen zu thematisieren und sich durch gemeinschaftliches Gebet Trost zu spenden<sup>486</sup>. Persönliche Bibellese war schließlich selbstverständliche Grundlage des individuellen Glaubenslebens, die als „Lebensbrot“ gleichermaßen der Erbauung wie der Versicherung des Heils diente<sup>487</sup>.

Von der stets mit Freude erwarteten Teilnahme am Abendmahl erwartete Caroline die Gabe des Heiligen Geistes, die für Wachstum der Anstalten, i.e. Ausbau des Reichs Gottes, von fundamentaler Bedeutung war<sup>488</sup>. „Ich habe eine Abendmahls-Freude in der letzten Hälfte des Tage u. eine Abendmahlsfeier heute gehabt, wie noch nie. Ich weiß wie nie, daß ich Seines Lebens bedarf u. daß ich es in seinem Blut u. seinem Fleisch habe<sup>489</sup>“, formulierte sie die Selbstvergewisserung, die sie in der Eucharistie erfuhr. Damit erfüllte das Abendmahl für Caroline exakt die Funktion, die Luther ihm zugeschrieben hatte: Der innere Mensch sollte in Brot und Wein umfassende Förderung an Leib, Seele und Geist empfangen<sup>490</sup>.

Carolines Briefe lassen den Eindruck einer stark individualisierten Religionsausübung entstehen, sofern sie religiöse Rituale meist in der Hoffnung vollzogen zu haben scheint, ihr Gottesverhältnis auf diese Weise stärken und läutern zu können. Konfessionelle Unterschiede traten völlig hinter eine schlichte, existentielle Frömmigkeit zurück, die als Instrument zur Lebensbewältigung primär der Selbstversicherung diente.

#### 4. Zusammenfassung

Sehr rasch, vermutlich gleichermaßen aufgrund spontaner Zuneigung zu Th. Fliedner wie unter dem Eindruck vielfach enttäuschter Hoffnungen auf eine eigene Familie, hatte Caroline sich im Februar 1843 entschlossen, den Heiratsantrag Th. Fliedners anzunehmen und von der zweitgrößten Stadt in Deutschland nach Kaiserswerth zu ziehen. Anders als im Normalfall ließ sie sich mit dieser Entscheidung nicht nur auf einen Mann ein, der ihr kaum bekannt war, sondern auch auf seine drei Kinder aus erster Ehe und, was ihr Leben noch mehr beeinflussen würde, auf die 1843 massiv expandierenden Diakonissen-Anstalten. Die Reise von Hamburg, wo das Ehepaar am 29. Mai 1843 getraut wurde, an den Rhein wurde von Th. Fliedner genutzt, um Caroline mit verschiedenen Arbeitsfeldern vertraut zu machen und führte ihr die Unruhe vor Augen, die ihre Entscheidung für den Gründer der Diakonissen-Anstalt und damit für ihr Amt als Vorsteherin derselben mit sich gebracht hatte. Die Übersiedlung an den Rhein an sich fiel Caroline nicht schwer: In der neuen Familie, in der Caroline von vorn herein auch den Kindern affektiv wie leiblichen gegenüberstand, fühlte sie sich von Anfang an ebenso wohl wie in dem Ort Kaiserswerth selbst. Zusammen mit dem affektiven Moment, das sie Th. Fliedner von Anfang an verbunden hatte, schienen die Voraussetzungen geradezu ideal, am

---

<sup>484</sup> Vgl. KANTZENBACH, F.W., Geschichte 110.

<sup>485</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, 2, Caroline an Th. Fliedner am 9. Dezember 1844, 13. Mai 1845, 30. April 1846, 19. April 1847. Sowohl der Teilnehmerkreis von Andachten als auch ihr Inhalt scheint nicht festgelegt gewesen zu sein: Caroline hielt auf Dienstreisen mit Schwestern Andacht, morgens im Kreis der Familie, abends z.B. mit „den großen Kindern, den übrigen Hausgenossen u. zwei Lehrerinnen“. Im Mittelpunkt stand die Rückbesinnung auf das Wort Gottes, die durch Bibellese, Gebet und Gesang zu fördern gesucht wurde.

<sup>486</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. September 1849 und 26. März 1851.

<sup>487</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 8. Juni 1854.

<sup>488</sup> FA IV a 1 vol 2, Briefe Carolines an Th. Fliedner vom 21. Mai 1847, 4. Juni 1848 und 22. Juli 1849: „Ich war auch unter den Tischgenossen, u. weiß, daß ich nicht ungesegnet geblieben bin.“

<sup>489</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. September 1849.

<sup>490</sup> Vgl. ZUR MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II: Theologie“, in: TRE XXI 554.

Rhein die Erfüllung zu finden, die sie in Holstein und Hamburg entbehrt hatte. Vermochte Caroline die Position der Vorsteherin erwartungsgemäß auszufüllen, wie im nächsten Schritt zu zeigen sein wird, waren es dennoch letztlich die Diakonissen-Anstalten, die einen dunklen Schatten über ihre 21 Ehejahre werfen sollten.

Hauptproblem lag darin, dass anders als es aufgrund ihrer langen Selbständigkeit zu erwartet war, Caroline sich ab dem Zeitpunkt ihrer Heirat ausschließlich über ihren Mann definierte. In unvorstellbarer Weise litt sie unter dem beruflichen Engagement ihres Gatten. Seine zahlreichen wochen-, oft monatelangen dienstlichen Abwesenheiten stellten für ihre psychische Disposition eine unbegreifliche Belastungsprobe dar, die sie gelegentlich selbst den Tod als wünschenswert empfinden ließ. Das vermehrte Arbeitsaufkommen während dieser Zeiten ist als Grund für ihre meist pessimistischen Äußerungen auszuschließen, der Caroline die Zeiten des Alleinseins in Kaiserswerth unerträglich machte. Vielmehr scheint Caroline persönliche Eitelkeiten verletzt gesehen zu haben, wenn ihr Mann dem Ausbau der Diakonissen-Anstalt Vorrang vor ehelicher Zweisamkeit einräumte. Schon sehr früh zeigte sich ein grundsätzlich verschiedenes Eheverständnis der Ehegatten: Während die Ehe bei Caroline nicht eines hohen Maßes an Lust und Leidenschaft entbehrte – für bürgerliche, noch dazu erweckte Kreise im 19. Jahrhundert fast skandalös – vertrat Th. Fliedner ein sakrales Eheverständnis und sah die eheliche Gemeinschaft nur mittelbar durch die Zugehörigkeit beider Ehegatten zu Christus legitimiert. Caroline trat in Bezug auf die Ansprüche an ihre Ehe dezidiert aus dem zeitgenössischen Rahmen hinaus, so dass das Konfliktpotential auf ihrer Seite, nicht auf der ihres Mannes lag. Anders als die zeitgenössische Rollenaufteilung es vorsah, war Caroline emotional nicht bereit, sich bedingungslos in die Lebensgestaltung ihres Gatten einzufügen. Profane Argumente desselben, um sie zur Akzeptanz der Situation, zum Primat der Diakonissen-Anstalt zu bewegen, stießen auf taube Ohren, so dass Th. Fliedner sich zunehmend gezwungen sah, sein Handeln theologisch, als dem unbedingten Willen Gottes entsprechend, zu legitimieren – indem er sich überhaupt massiv rechtfertigte und seiner Frau die Gründe für sein Tun darlegte, bewies er, dass er sie in höherem Maß als ebenbürtige Partnerin respektierte, deren Ansprüche es mit seinen Plänen in Einklang zu bringen galt, mehr als im 19. Jahrhundert üblich. Doch die Differenzen waren unüberbrückbar. Rational folgte Caroline der theologischen Argumentation ihres Gatten und empfand ihre Gefühle zunehmend als illegitim. Wirkliche Selbstverleugnung, die Fähigkeit zur völligen Negation ihrer Gefühle, gelang ihr jedoch bis Mai 1848 nicht. Th. Fliedner befand sich zu diesem Zeitpunkt auf einer mehrwöchigen Kollektenreise durch England und Caroline konnte sich in Kaiserswerth des Eindrucks nicht erwehren, von ihrem Mann lediglich als Vorsteherin für die Diakonissen-Anstalt gebraucht und instrumentalisiert zu werden. Ein empörter, selbst für heutige Leser impertinent anmutender Brief an ihren Mann veranlasste diesen zu einer scharfen Reaktion, in der er aus Carolines Äußerungen v.a. den Vorwurf eines gestörten Gottesverhältnisses ableitete. Mit der scharfen Zurechtweisung erreichte er tatsächlich eine Willenserklärung Carolines zur Negation ihrer Gefühle, der sie bis auf unbedeutende Anflüge von Aufbegehren treu blieb. Ambivalenz gewann dieser Schritt, den man freilich einseitig negativ als Beispiel für die fehlende Respektierung der Frau im 19. Jahrhundert werten kann, dadurch, dass Th. Fliedner Caroline von einer einseitigen Fixierung auf seine Person lösen wollte, um ihr weitgehend unabhängiges Handeln in der alleinigen Verantwortung vor Gott zu ermöglichen und ihr auf diese Weise Autonomie bot. Anders als von einer aus verantwortungsvoller Position kommenden Frau zu erwarten gewesen wäre, wies Caroline Handlungsautonomie radikal von sich. Aus diesem Grund kann man mit Recht behaupten, dass aus der Fremdverleugnung von Carolines Gefühlen Selbstverleugnung wurde. Nach 1848 erscheinen ihre Erwartungen an die Ehe mit Th. Fliedner deutlich reduziert: Das Bedürfnis nach Zweisamkeit bewältigte sie durch die Hoffnung auf postmortale Gemeinschaft mit ihrem Gatten, die ihr über irdische Freuden erhaben schien. Der Tod wurde somit zu einem positiven Ereignis. Die Internalisierung der

Auffassung Th. Fliedners, dass die Erfüllung des Willens Gottes Reisen ohne Einschränkungen erforderte, ließ Caroline die Situation zunehmend akzeptieren, wenn ihre Lebensfreude ab 1848 auch weitgehend gebrochen scheint. Bis 1864 stand die Ehe von diesem Zeitpunkt an unter dem Zeichen des Todes, sofern Th. Fliedners physische Konstitution seinen Tod ab 1847 auch jederzeit wahrscheinlich erscheinen ließ. Carolines psychische und physische Gesundheit litt neben den dauerhaften Belastungen als Ehefrau, Mutter von drei Kindern aus erster Ehe Th. Fliedners und sieben eigenen und der Position der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt in den ersten zehn Ehejahren primär an den häufigen Abwesenheiten ihrer Mannes, danach an der dauerhaften Pflege, der er bis zu seinem Tod 1864 bedurfte. Zur Genesung ihres Hauptleidens, Schlaflosigkeit, verbrachte sie im Sommer 1856 mehrere Wochen zunächst in Badenweiler, dann in der Schweiz. Nachhaltige Besserung trat nicht ein.

Freude brachten indes ihre drei Stief- sowie ihre sieben eigenen Kinder in ihr Leben. Anders als in bürgerlichen Kreisen üblich, gelang Caroline die Synthese von Berufstätigkeit und Mutterschaft perfekt. Im Gegensatz zu ihrem Eheverständnis scheint ihr Verhältnis zur Mutterschaft äußerst progressiv gewesen zu sein: Obgleich sie ihre erzieherischen Aufgaben ernst nahm, stand ihr Beruf im Vordergrund. Nur wenig Zeit konnte sie mit ihrem Nachwuchs verbringen, was zu einer uneingeschränkt positiven Einstellung gegenüber demselben führte. Die Kinder waren für sie, wie i.d.R. nur für den Mann in bürgerlichen Familien, ein Freizeitvergnügen, das für anstrengende Berufsarbeit entschädigte und nicht Belastung. Jede Schwangerschaft empfand sie als Zeichen der Gnade Gottes und der Verbundenheit mit ihrem Gatten. Auffallend ist ihre emotionale Haltung zu ihrer einzigen leiblichen Tochter Riekchen: Während sie ihren Söhnen vorbehaltlos positiv gegenüberstand – was freilich rigide erzieherische Maßnahmen nicht ausschloss – empfand sie die Erziehung des Mädchen vielfach als belastend und das Kind selbst als negative Identifikationsfigur. Während ihr pädagogischer Umgang mit den Kindern generell als modern bezeichnet werden darf und besonders bei der Umsetzung ihrer Mutterrolle Reminiszenzen an ihre Verbindung zu Amalie Sieveking deutlich werden, förderte sie in krassem Gegensatz zu der ihr selbst zuteil gewordenen Erziehung bei Amalie Sieveking bei ihren beiden Stieftöchtern und ihrer eigenen Tochter die Herausbildung der Eigenschaften, die im 19. Jahrhundert für das weibliche Geschlecht wünschenswert galten.

Die religiöse Entwicklung Carolines zwischen 1843 und 1864 ist gekennzeichnet durch massive Einflussnahme ihres Gatten, der sich zur Sicherung seiner Unabhängigkeit primär theologischer Argumente bediente und ihr Gottesverhältnis nahezu neu definierte. Im Vertrauen darauf, dass auch Th. Fliedner das höchste Ziel seines Lebens in der Erfüllung des Willens Gottes sah, hatte sich Caroline mit der Heirat freiwillig seiner geistlichen Vormundschaft unterstellt. Die Implikationen dieses Schritts wurden Caroline schon bald bewusst: Letztlich hatte sie Th. Fliedner zu ihr gegenüber rücksichtslosem Handeln legitimiert. Dienstreisen trat er nämlich – zumindest nach außen – in der festen Überzeugung an, den Willen Gottes zu erfüllen. Caroline war folglich gezwungen, die Entscheidungen ihres Gatten als Willen Gottes mitzutragen und zu akzeptieren, auch wenn sie unmittelbare Auswirkungen auf sie hatten und sie aufgrund des Alleinseins während dieser Zeiten dem Willen Gottes letztlich diametral gegenüberstand. Da sie kognitiv wenig Einfluss auf ihre psychische Disposition zu nehmen vermochte, musste der Zustand dauerhaft zu einem Gefühl der Gottferne und Verworfenheit führen. Umso mehr, als Carolines Alltag generell von bedingungslosem Gottvertrauen gekennzeichnet, sie sonst in jeder Beziehung zu Askese bereit und fähig war, nur ein einziges Opfer, nämlich temporäre Trennungen von ihrem Mann, ihre Möglichkeiten zu verzichten überstieg. Die völlige Negation des eigenen Willens, an der sie unsichtbare dämonische Mächte bis 1848, dem Jahr, das auch zur Wende ihrer Ehe wurde – letztlich ging es sowohl in der Ehe wie in ihrer Frömmigkeit ja um dasselbe, die Überwindung ihrer Ressentiments gegen die Dienstverpflichtungen ihres Gatten – zu hindern

schienen – versuchte Caroline erfolglos auf verschiedene Weisen herbeizuführen, nachdem ihr durch ständige Bewusstmachung der Notwendigkeit, weil Gottes Willen entsprechenden Reisen durch ihren Mann die Rechtmäßigkeit des Gebets um Reduktion seiner Abwesenheit nicht mehr gegeben zu sein schien: Die Vergegenwärtigung der Inferiorität physischer gegenüber geistiger Nähe mit ihrem Mann war neben permanentem Gebet das Hauptinstrument, mit dem Caroline ihr „Es“ zu überwinden hoffte. Auf die Kirche setzte sie zur Änderung ihrer Disposition von Anfang an wenig Hoffnung: zwar empfand sie Predigten häufig als erbaulich, doch führten sie ihr auch die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis vor Augen. Auch das Studium von Schriften von Autoren, die sie zu bestätigen schienen, vermochte letztlich weder den Willen Gottes noch seine Erkenntnis durch Th. Fliedner zu ändern. Der bereits im Zusammenhang mit der Beurteilung der Ehe erwähnte Schriftwechsel zwischen den Ehegatten 1848 markiert schließlich auch die Wende im Gottesverhältnis Carolines: Caroline realisierte zu diesem Zeitpunkt ihre völlige Einflusslosigkeit auf die gegebene Situation und schied daraufhin alle aktiv-gestaltenden Elemente aus ihrem Gottesverhältnis aus und nahm Passivität als rationale Grundhaltung an. Bewusst war ihr diese Lösung des Konflikts bereits früher geworden, doch bedurfte es zur Internalisierung dieser Erkenntnis massiver äußerer Einflussnahme, die Th. Fliedner in unterschiedlichster Form nahm. In ihren ersten Ehejahren wollte, konnte Caroline nur bedingt mit Gott leben und realisierte 1848, dass sie nicht ohne Gott leben konnte. Ihr Mann, der ihre psychische Disposition in unterschiedlichster Weise deutete, zwang sie zur Entscheidung für oder gegen ein Leben vor Gott, die Caroline letztlich nur positiv entscheiden konnte. Passiv fügte sie sich in ihr Schicksal, das ihr Mann und Gott von ihr zu fordern schienen und hoffte ebenso auf Betäubung ihrer Emotionen wie auf ewiges Leben. Wenigstens nach außen gelang es ihr, überzeugend den Eindruck eines emotionalen Gleichmaßes zu vermitteln und sogar ihren Mann im Angesicht des Todes seelsorgerisch zu betreuen.

Entgegen eines möglicherweise anderen Eindrucks knüpfte Caroline in Kaiserswerth an ihre alte Glaubenspraxis, v.a. an die durch Amalie Sieveking vermittelten Werte an. Durch den Umstand, dass ihre Emotionen in Bezug auf die Dienstreisen ihres Gatten und das, was Th. Fliedner als Willen Gottes deklarierte, diametral auseinander fielen, sah sie sich damit konfrontiert, den Ansprüchen eines Lebens in der Heiligung, um das sie so bemüht gewesen war, nicht mehr zu genügen. Zur Generierung des subjektiven Empfindens der Erreichung dieses Zustands bedurfte es massiver Anstrengungen und der Veränderung des Verhältnisses zu Gott von aktiver Gestaltung hin zu passiver Rezeptivität.

#### IV. Amt und Amtsausübung bei Caroline Fliedner

Nach der Darstellung des Privatlebens Carolines während ihrer 21 Jahre bestehenden Ehe mit Th. Fliedner soll im Folgenden ihre facettenreiche Position als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt untersucht werden.

Immer wieder ist postuliert worden, dass ihre Amtswahrnehmung maßgeblich durch die politischen Ereignisse beeinflusst worden ist<sup>1</sup>. Um diese These angemessen beurteilen zu können, werden im Folgenden zunächst die wichtigen politischen Ereignisse, v.a. die Revolution von 1848 unter besonderer Berücksichtigung des für die Kaiserswerther Entwicklung bedeutsamen Friedrich Wilhelm IV. sowie die Situation der Kirche im Rheinland im 19. Jahrhundert als spezifische Voraussetzungen für ihre Äußerungen dargestellt. Nach der Angabe des äußeren Wachstums des Werks zwischen 1843 und 1883 sollen anhand der Hausordnungen und Instructionen die Aufgaben ausführlich dargestellt werden, für die Caroline als Vorsteherin verantwortlich war. Aus ihren handschriftlichen Korrekturen der Instructionen von 1849 und 1865 soll daneben ihr spezifisches Amtsverständnis eruiert werden. Auf dieser Grundlage gilt es im nächsten Schritt – ausgehend von von ihr erlassenen Verfügungen – für die Zeit zwischen 1843 und 1864 primär aus der Korrespondenz mit ihrem Mann die Umsetzung ihrer Weisungen zu untersuchen – leider sind aus dieser Zeit nur noch wenige Briefe von ihr an Schwestern bzw. von Schwestern an sie vorhanden. Ab 1864 soll anhand zahlreicher Briefe Carolines an die Schwestern und der Schwestern an sie geprüft werden, ob die Wahrnehmung der Rolle Carolines als Vorsteherin durch den Tod Th. Fliedners Veränderungen erfuhr. Besonderes Interesse soll dabei der Frage gelten, ob sie in ihrer exponierten Position Selbständigkeit der Schwesternschaft förderte oder einschränkte, mithin einen Beitrag zur Emanzipation von Frauen im 19. Jahrhundert leistete, i.e. die von ihr bereits im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus geforderte unbedingte Selbständigkeit auf die Diakonissen übertrug, oder als retardierendes Element wirkte, indem sie einen Beitrag zur Konsolidierung überkommener Strukturen leistete.

##### 1. „Die Pöbelherrschaft ist [...] arg<sup>2</sup>“: Die politische Situation im Rheinland

Nachdem im Zuge der Auflösung des Deutschen Reichs unter dem Protektorat Napoleons 1806 der Rheinbund gegründet worden war, wurde nach den Befreiungskriegen eine umfassende Klärung der Verhältnisse auch im Rheinland notwendig. Die im Juni 1815 verabschiedete Wiener Kongressakte, in der die auf dem Wiener Kongress 1814/15 erfolgte Neuordnung Europas festgeschrieben war, sah für die Teilung Sachsens die Entschädigung

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 37: „Aber Caroline ist ein Kind ihrer Zeit. Die Demokratisierungsbestrebungen waren endgültig gescheitert, und der preußische Minister von Rochow sagte in bezug auf die Göttinger Sieben: „Es geizt dem Untertan, seinem König und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei der Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, die die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt.“

<sup>2</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 14. September 1848. Kurz zuvor hatten ihr ihre Erfahrungen in Nassau gezeigt, dass das Volk „so entsetzlich unruhig u. aufrührerisch ist“ (Caroline an Th. Fliedner am 29. August 1848). Mit der Loyalität zum Königshaus standen die Fliedners ganz in pietistischer Tradition: „Der Pietismus [...] als soziale Bewegung, die die fundamentalistisch-religiöse Durchdringung aller gesellschaftlichen Verkehrsformen fordert. Sie zeichnet sich durch das ehrgeizige Projekt aus, im noch feudal verfaßten Deutschland die antagonistischen Bereiche der absolutistischen Staatsverwaltung, der ländlichen Patronatsverhältnisse und des bürgerlichen Geschäftslebens im Religiös-Moralischen miteinander kompatibel zu machen“ (vgl. REITER, M., Subjektkonstitution 65). Der Konservatismus Carolines zeigt sich auch in gänzlich anderem Zusammenhang: Aus Wiesbaden schrieb sie ihrem Gatten im Zusammenhang mit seiner geplanten Reise in die USA nach dem Gespräch mit einer Dame, die sich mit ihrer Familie einige Zeit in New York aufgehalten hatte, am 17. August 1848: „Es gibt dort [i.e. in New York] etliche schöne Straßen, aber auch eine große Menge enge schmutzige Gassen, welche durch die hohen Häuser zu beiden Seiten sehr dunkel sind. In diesen laufen viele Neger und Schweine.“

Preußens mit der Rheinprovinz und Westfalen vor. Im selben Monat wurde der Deutsche Bund gegründet, der aus 39 Mitgliedern bestand und auch die Rheinprovinz umfasste. Der Zusammenschluss sah ein lockeres Bundesverhältnis vor, das die Souveränität der deutschen Einzelstaaten nicht gefährden sollte. Die Restaurationspolitik des Bundestages in Frankfurt (ständiger Gesandtenkongress unter österreichischen Vorsitz) garantierte eine Periode der äußeren Ruhe. Ebenfalls im selben Jahr verpflichteten sich in der Hl. Allianz die Monarchen Russlands, Österreichs und Preußens zu einer christlichen und patriarchalischen Regierung „gemäß den Worten der Hl. Schrift“. Aus der Verantwortung vor Gott wurde das Recht zur Intervention gegen alle nationalen und liberalen Bestrebungen abgeleitet; insbes. für Metternich, den Vertreter Österreichs, wurde die Hl. Allianz zum Machtinstrument seiner konservativen Politik, die von Adel, konservativem Beamten- und Bürgertum gestützt wurde und liberale Ideen, wie sie v.a. in England und Frankreich verbreitet waren, radikal ablehnte. Friedrich Wilhelm III. (1797-1840) hielt starr an den Grundsätzen der Hl. Allianz fest, verfolgte nationale Opposition und versuchte sie zu ersticken. Innere Reformen wurden eingestellt, die ländliche Selbstverwaltung nicht verwirklicht, die Bauernbefreiung gehemmt. Die Aussicht auf eine Verfassung, die sich im Rheinland an die Befreiung von der französischen Fremdherrschaft geknüpft hatte, wurde 1815 wie eine Reihe weiterer liberaler Wünsche bitter enttäuscht<sup>3</sup>, so dass die Propaganda der Rheinländer für eine preußische Verfassung temporär verstummte. Hoffnungen der nationalen Opposition knüpften sich an Friedrich Wilhelm IV., der 1840 den Thron bestieg<sup>4</sup>. Zwar amnestierte er zunächst als Demagogen gebrandmarkte Oppositionelle und setzte mit dem Kölner Dombaufest 1842 – das als Zeichen seines Willens zur Wiederherstellung des Friedens mit der katholischen Kirche gewertet werden darf<sup>5</sup> – und der „Tausendjahrfeier des Reiches“ 1843 zunächst nationale Symbole, verweigerte jedoch eine Verfassung und entschloss sich 1847 nur zögernd zur Berufung der Vereinigten Landtage und einer beratenden ständischen Vertretung. Bereits 1830/31 hatten Unruhen in Deutschland Verfassungen in Sachsen, Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel erzwungen. Mit dem politischen Interesse des Volkes wuchs der Druck der öffentlichen Meinung. Dichter des „Jungen Deutschland“ publizierten im neuen Stil des politischen Journalismus ihre demokratischen Ideale. Der revolutionäre Geist äußerte sich auf dem Hambacher Fest 1832 und 1833 beim Frankfurter Wachesturm. Auch im Rheinland kam das politische Leben durch die Julirevolution 1830 wieder in Gang: In den 1840er Jahren rang der rheinische Landtag Seite an Seite mit Liberalen aus Ostpreußen, Schlesien und Sachsen um Periodizität und Weiterbildung der preußischen Monarchie zum Konstitutionellen. Wie in Süddeutschland, in dessen Nähe das Rheinland durch die wirtschaftliche Verbindung im Zollverein von 1834 gerückt war, rang das Bürgertum darum, selbständig Einfluss auf die Gesellschaftsordnung nehmen zu können. Dabei wurde die soziale Frage, die immer virulenter wurde, zwar als wichtigste anerkannt, doch schien sie nur befriedigend zu lösen zu sein, wenn wirtschaftliche Kraft und politische Geltung des Bürgertums angemessen entwickelt waren. 1847 traten liberale Abgeordnete der Rheinprovinz beim versammelten Landtag in offene Opposition zum preußischen König, indem sie freiwillige Mitarbeit der Bürger an einem Staatswesen mit garantierter Verfassung postulierten. Während sich die Situation in der 2. Hälfte des Jahres 1847 zuspitzte, besuchte Friedrich Wilhelm IV. am 17. September d.J. Kaiserswerth. Von den Fließern wie vom

---

<sup>3</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 276.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. BLASIUS, D., Friedrich Wilhelm IV. 88ff. Hoffnungen auf Liberalisierung des Staatslebens speisten sich v.a. aus dem Testament, das Friedrich Wilhelm III. 1827 für seinen Sohn verfasst und in dem er nachdrücklich vor zu starker Konservierung gewarnt hatte. Gründlich enttäuscht wurden die Erwartungen, als der neue König im Oktober 1840 in einer Kabinettsordre einen neuen Verfassungsanlauf zurückwies und damit die Verfassungsbedürfnisse in die Sphäre königlicher Entscheidungsgewalt vorverlagerte.

<sup>5</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 290. Mit dem Dombaufest legte Friedrich Wilhelm IV. u.a. den Kölner Kirchenstreit, der seit 1835 gewährt hatte, bei. Weiter gewährte er der katholischen Kirche und ihren Bischöfen weitreichende Autonomie. 1841 wurde im Kultusministerium eine Katholische Abteilung eingerichtet.

konservativen Protestantismus i.a. wurden diese Bestrebungen, die sich schon zu diesem Zeitpunkt in Demonstrationen äußerten, als gefährlich empfunden<sup>6</sup>. Der König blieb einmal mehr dabei, dass die preußische Krone „dem Gesetz Gottes des Landes gemäß“ mit eigener freier Bestimmung herrschen müsse, der Landtag versagte Friedrich Wilhelm IV. daraufhin eine dringend benötigte Anleihe für den Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg. Wie Caroline in Hamburg im Kreis um Amalie Sieveking stand sie an der Seite Th. Fliedners im Rheinland einer Demokratie und damit Partizipation der Bürger fordernden Mehrheit gegenüber, die dem Aufbau seiner Anstalten gewiss grundsätzlich nicht mit Verständnis begegnen konnte.

Im Februar 1848 löste das Verbot eines Reformbanketts in Paris die Februar-Revolution (22.-24. Februar) aus: Nach Barrikadenkämpfen erzwangen Studenten, Arbeiter und Nationalgarde die Abdankung des „Bürgerkönigs“ und riefen die Republik aus. Nach der Bildung einer provisorischen Regierung fanden im April die ersten allgemeinen Wahlen zur Nationalversammlung statt, die eine bürgerliche Mehrheit brachten. Die französischen Februarunruhen griffen im März auf Deutschland, v.a. das Rheinland, über<sup>7</sup>: In Demonstrationen und Bürgerversammlungen, die in Düsseldorf am 3. März begannen, wurden Vereins- und Pressefreiheit, Schwurgerichte und Volksmiliz gefordert. Auch der Ruf nach nationaler Einheit wurde verstärkt laut<sup>8</sup>. In den folgenden Wochen entwickelte sich im preußischen Rheinland eine erste Massenpetitionsbewegung für die Bewilligung konstitutioneller Reformen. V.a. das Fortbestehen des Partikularrechts, in der Literatur als „Rheinisches Recht“ bezeichnet, leistete nach nahezu einhelliger Meinung der Forschung einen maßgeblichen Beitrag zur Durchsetzung rechtsstaatlicher Prinzipien und für die Verbreitung liberalen Gedankenguts im Rheinland<sup>9</sup>. Während die Radikalen – v.a. mobilisierte rheinische Bauern und Kleinbürger<sup>10</sup> – eine demokratische Republik anstrebten, begnügte sich das liberale Besitz- und Bildungsbürgertum mit gemäßigten Petitionen<sup>11</sup>. Allen gemeinsam war der Wunsch nach nationaler Einheit. Der neopietistisch-orthodoxe Konservatismus hingegen sah die von Gott wohlgeordnete Welt im Chaos versinken. Im Gegensatz zu den Einheitsbestrebungen förderte er den deutschen Partikularismus<sup>12</sup>. Besonders im Rheinland resultierte daraus – zusätzlich noch durch die von Preußen verschiedene Konfession und Kultur – Zurückhaltung gegenüber Preußen<sup>13</sup> – immerhin waren

---

<sup>6</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. April 1848: „Der Volksaufuhr, den die Zeitungen melden, wird hoffentlich jetzt gestillt sein. Er scheint ja nicht sehr gefährlicher Art. [...] Mein Blut ist jetzt wieder sehr in Bewegung u. lässt meine Hände zittern; aber ich fürchte nichts, da wir uns in so treuen Gotteshänden befinden.“

<sup>7</sup> Hinzuweisen ist v.a. auf K. Marx und F. Engels, die auch vom Ausland her mit ihrer rheinischen Heimat in Verbindung geblieben waren: Bereits im März 1847 war es in Köln zu einem kommunistischen Vorstoß gekommen, als die Arbeiterführer dem Gemeinderat weitgehende Forderungen des Volkes unterbreitet hatten: Primär wurden Gesetzgebung und Verwaltung durch das Volk gefordert, allgemeines Wahlrecht, Pressefreiheit, Aufhebung des stehenden Heeres zugunsten einer Volksbewaffnung (vgl. AUBIN, H., Geschichte 299).

<sup>8</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 270ff. Nachdem das Rheinland 1814 von 13 Jahren Franzosenherrschaft befreit worden war, wurden in der von der Zensur befreiten Presse v.a. nationale Gedanken laut: V.a. Görres bekannte sich in seinem seit 1814 herausgegebenen „Rheinischen Merkur“ zum Deutschtum. Die politischen Interessen des Rheinlandes wurden seit dieser Zeit durch ein ideelles Moment, das Nationalbewusstsein, befruchtet und waren nicht länger ausschließlich von wirtschaftlichen Interessen geleitet. Im Rheinischen Merkur wurde von Anbeginn an die selbständige Mitarbeit des Volkes gefordert.

<sup>9</sup> Vgl. KLAES, S., Post 256.

<sup>10</sup> Vgl. HERRES, J., Rheinland 16f. Das Rheinland war bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine der wenigen bedeutenden frühindustrialisierten Gewerbelandschaften. Elend und Massenarmut begleiteten den Aufstieg einer kleinen wirtschaftsbürgerlichen Minderheit, die vom Wirtschaftsaufschwung profitierte.

<sup>11</sup> Zur Differenzierung zwischen den wichtigsten an der Revolution beteiligten politischen Parteirichtungen (Liberalismus, Demokratie, politischer Katholizismus) vgl. HERRES, J., Rheinland 29ff.

<sup>12</sup> Vgl. GRANE, L., Kirche 122.

<sup>13</sup> SPERBER, J., Radicals 470 stellt fest: „Rhenish democrats, all firm German nationalists, were equally firm enemies of Prussia.“

80% der Bevölkerung des Rheinlands katholisch<sup>14</sup> und verhielten sich den Demokraten gegenüber loyal. Am 23./ 24. März versammelten sich 18 rheinische Städte zum ersten rheinischen Städtetag, auf dem primär die Frage diskutiert wurde, wie das Wahlrecht für das preußische Verfassungsparlament ausgestaltet sein sollte. Das Anwachsen der Arbeitslosigkeit in der Rheinprovinz trug im Sommer maßgeblich dazu bei, dass sich die revolutionäre Erregung erneut steigerte<sup>15</sup>.

Die Landesfürsten reagierten auf die bundesweiten Unruhen, indem liberale „Märzministerien“ berufen wurden. Der Bundestag in Frankfurt hob die Zensur auf. Im Mai 1848 fanden im Rheinland Volksvertretungswahlen statt, durch die der Liberalismus zugunsten von Positionen bürgerlicher und sozialistischer Färbung geschwächt wurde. Von einiger Bedeutsamkeit für den Verlauf der Revolution im Rheinland war die Tatsache, dass viele rheinische Städte als Garnisons- oder Festungsstädte große Militärbevölkerungen beherbergten, die Revolutionsbewegung sich hier mithin von Anfang an mit einem funktionierenden Militärapparat konfrontiert sah<sup>16</sup>.

Zur Vorbereitung einer Nationalversammlung traten am 5. März 51 Mitglieder süddeutscher Landtage in Heidelberg zusammen. Anfang April beschloss das Frankfurter Vorparlament die Aufnahme Schlesiens, Ost- und Westpreußens in den Bund sowie allgemeine freie Wahlen. Am 18. Mai wurde die verfassungsgebende Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche eröffnet. Unter Präsident Heinrich von Gagern wurde ein Reichsverweser gewählt, der eine provisorische Reichsregierung bildete, die zwischen Juli und Oktober 1848 die Grundrechte beriet, die im Dezember verkündet wurden und in deren Mittelpunkt das Recht auf Persönlichkeit, Freiheit, und Menschenwürde stand. Die verkündeten Grundrechte griffen tief in die Verhältnisse der Kirchen ein. Betroffen waren v.a. das Verhältnis zwischen Staat und Kirche sowie die kirchliche Schulaufsicht. In verschiedenen rheinischen Städten wurde in übereinstimmenden Petitionen die Unabhängigkeit von Kirche und Staat gefordert. Im März 1849 wurde das konstitutionelle Problem zugunsten einer Gewaltenteilung zwischen Reichstag und Erbkaisertum entschieden.

Längst hatte sich die Revolution auf Österreich und Preußen ausgebreitet. Als Th. Fliedner im März 1848 auf seiner Rückreise von Schlesien, wohin er aufgrund der ausgebrochenen Hungersnot und Typhusepidemie Diakonissen gebracht hatte<sup>17</sup>, nach Berlin zurückkehrte, erlebte er die Wehen der Revolution und stellte sich völlig an die Seite des preussischen Königshauses, indem er an Caroline schrieb: „Welch 1 schwere Zeit bricht herein! Über unser Deutschland, Preussen, wohl auch über unsere Anstalten! Da ist Glaube und Geduld der Heiligen noth!“<sup>18</sup> Gleichwohl stellt M. Gerhardt mit Recht fest: „In dem Ausbruch der Revolution, deren drohende Anzeichen er seit Jahren mit wachsender Besorgnis beobachtet hatte, erblickte er in erster Linie die Entfaltung dämonischer, antichristlicher Mächte, vor denen er wiederholt ausdrücklich gewarnt hatte. Darum bedeutete diese Erschütterung der bestehenden Ordnung in seinem ganzen Denken keinen wesentlichen Einschnitt.“<sup>19</sup> Am 18. März 1848 fand in Berlin ein Barrikadenaufstand statt, auf den Friedrich Wilhelm IV.

---

<sup>14</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 272; SPERBER, J., Radicals 469. Die protestantische Minderheit lehnte sich an Preußen an und fühlte sich über die Religion hinaus aufgrund von Präferenzen für die Dynastie und ökonomischen Interessen sowie Beschäftigungsgarantie (z.B. durch das Heer) mit dem Königshaus verbunden.

<sup>15</sup> Vgl. HERRES, J., Rheinland 22f. Der politische Radikalismus der Arbeiter- und demokratischen Bewegung steigerte sich, die katholische Kirche und katholische Vereine mobilisierten weite Bevölkerungskreise für kirchenpolitische Petitionsbewegungen.

<sup>16</sup> Vgl. ebd. 17. 25f. Als Mittel der politischen Reaktion griffen die preußischen Behörden im November 1848 in Düsseldorf wie in diversen anderen rheinischen Städten zur Verhängung des Belagerungszustands. Durch diese Maßnahme wurde das Militär wieder zur entscheidenden Ordnungsmacht. Durch die Festigung der bürgerlichen Ordnung erwarb es sich neue Sympathien im Mittelstand und im Bürgertum.

<sup>17</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 256ff.

<sup>18</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 14. März 1848.

<sup>19</sup> GERHARDT, M., Fliedner II 261.

reagierte, indem er die Truppen aus der Stadt abzog, ein liberales Ministerium berief und unter dem Druck des Volkes den 230 „Märzgefallenen“ huldigte<sup>20</sup>. Zur Beratung der Verfassung versprach er eine Nationalversammlung, die im Mai 1848 zusammentrat. Ihre Aufgabe war, einen Kompromiss zwischen geschwächter Krone und bürgerlichen Begehrlichkeiten zu finden, die Macht zwischen Königtum und den vorgesehenen Kammern neu aufzuteilen. Am 20. März verkündete er das Aufgehen Preußens in Deutschland und erteilte dem alten preußischen Staat zugunsten des Bekenntnisses zu einem einheitlichen Deutschland eine Absage. Mit diesem Akt stellte sich der König quasi an die Spitze der Revolutionsbewegung<sup>21</sup>. In Auseinandersetzung zwischen Linksmehrheit und Krone entstand die „Konservative Partei“ zur Erhaltung der Standesprivilegien und der königlichen Autorität. Die Niederschlagung der Wiener Revolution am 31. Oktober 1848 verstärkte die Reaktion. Am 8. November berief Friedrich Wilhelm IV. ein Reaktionsministerium und verlegte die Nationalversammlung vor ihrer Auflösung nach Brandenburg. Das Parlament protestierte und bestritt dem König das Recht, die Versammlung zu verlegen. Große Teile der rheinischen Liberalen und Katholiken fühlten sich durch die preußische Staatsstreichpolitik herausgefordert, die konservative Geistlichkeit hingegen begrüßte die Handlung, da dadurch endlich der „überaus traurige und unwürdige Zustand“, wie er seit März 1848 in Berlin herrsche, beendet werde<sup>22</sup>. Dieser Schritt markierte den Wendepunkt der deutschen Revolution. Im Dezember 1848 wurde der liberale Verfassungsentwurf im konservativen Sinn mit der Einführung des Drei-Klassen-Wahlrechts geändert<sup>23</sup>. Dennoch war die Verfassung überraschend liberal und wirkte versöhnlich – besonders im Rheinland, wo sie einen großen Teil der Forderungen der katholischen Kirche befriedigte. Zur Lösung der nationalen Frage sollte Preußen fortan in Deutschland aufgehen. Die Aussicht auf nationale Einheit generierte vielerorts die Bereitschaft, die durch Einführung des Drei-Klassen-Wahlrechts erfolgte Preisgabe der Freiheitsrechte zu akzeptieren. Doch Friedrich Wilhelm IV. hatte letztlich kein Interesse an der preußischen Führung in Deutschland, die vielfach auch im Rheinland als wünschenswert empfunden wurde<sup>24</sup>. Konsequenter lehnte er aus diesem Grund im März 1849 die ihm angetragene Würde ab, die den preußischen König zum Erbkaiser wählen wollte, da sie „mit dem Ludergeruch der Revolution“ behaftet sei<sup>25</sup>. Nach der Verabschiedung der Verfassung war es in der Paulskirche nicht gelungen, ein Oberhaupt für Deutschland zu gewinnen. Trotz radikaler Volkserhebungen am Rhein, in Berlin, Dresden, Baden und der Pfalz galt die Revolution im Dezember 1849 als gescheitert. Das Rheinland reagierte entsetzt. Bereits im März d.J. war Gagern zurückgetreten, die Paulskirche war aufgelöst worden. Das Rumpfparlament, das sich im Mai in Stuttgart konstituiert hatte, wurde einen Monat später

---

<sup>20</sup> Dieser Gestus gilt heute als Symbol der politischen Kapitulation des Königtums. Überdies wurde diese Totenzeremonie dem Wertegefüge Preußens entrissen (vgl. BLASIUS, D., Friedrich Wilhelm IV. 128).

<sup>21</sup> BLASIUS, D., Friedrich Wilhelm IV. 130, fasst zusammen: „Mit der Totalübernahme liberaler Programmpunkte schien Friedrich Wilhelm IV. eine abrupte Abkehr von seiner bisherigen Politik zu vollziehen, für die der Erhalt ständischer Institutionen im Mittelpunkt gestanden hatte. Man darf freilich die Einkleidung dieser ‚neuen‘ Politik nicht übersehen, formuliert in Sätzen, aus denen deutlich die inneren Widerstände des Königs beim Abfassen dieser Proklamation herausgelesen werden können.“

<sup>22</sup> Vgl. HACHTMANN, R., Revolution 1848 550.

<sup>23</sup> Vgl. SETHE, P., Geschichte 36. Das Drei-Klassen-Wahlrecht erfuhr schärfste Kritik, sofern es gänzlich unpreußisch weder Herkunft noch Leistung, Verdienst oder Alter, Kinderzahl oder Kriegsrühm zum Kriterium der Einteilung in Klassen machte, sondern die finanzielle Ausstattung der Individuen. Ein Wähler der ersten Klasse galt soviel wie drei der zweiten und achtzehn der dritten Klasse. Caroline berichtet ihrem Gatten nach Amerika am 22. Juli 1849 amüsiert von der versuchten und gescheiterten Durchführung demokratischer Wahlen.

<sup>24</sup> Vgl. AUBIN, H., Geschichte 271. Seit dem Sommer 1814 wurde der Gedanke, dass Preußen als einem durch Geist und Macht zur Herrschaft berufenen Staat die Hegemonie in Deutschland gebühre, v.a. durch E.M. Arndt und J. Gruner vertreten. Die Mehrheit im Rheinland trat indes für die Wiederherstellung der habsburgischen Monarchie ein.

<sup>25</sup> Die hochkonservativen Berater des Königs erblickten in diesem – eher als spontan denn als planvoll erfolgten Schritt des Königs – „eine folgenschweren Schlag in der Herz der Revolution“ (vgl. BLASIUS, D., Friedrich Wilhelm IV. 166).

durch das Militär aufgelöst. Als es im Juli 1849 in Baden nochmals zu heftigen Unruhen kam, bei denen „viele treue Preussen schwer verwundet“ wurden<sup>26</sup>, bot Caroline dem preussischen General v.d. Gröben schnelle unbürokratische Hilfe durch die Sendung von Diakonissen an, die jedoch abgelehnt wurde<sup>27</sup>. Im Dezember 1849 trat schließlich auch der Reichsverweser zurück. Auch den ersten Ansätzen der Frauenbewegung wurde mit dem Scheitern der Revolution zunächst ein Ende gesetzt<sup>28</sup>. Als Gründe für die Entwicklung gelten heute v.a. die Angst der Mehrheit der Bürger vor radikalem Revolutionismus, der Mangel an politischen Erfahrungen, die Obrigkeitstreue des Heeres und des Beamtentums. Der Wunsch nach nationaler Einheit blieb lebendig. Das enttäuschte Bürgertum wandte sich verstärkt der Wirtschaft zu. Friedrich Wilhelm IV. suchte die nationale Frage durch eine Fürstenunion zu lösen, gegen die jedoch der Ministerpräsident der Donaumonarchie, Schwarzenberg, die Mittelstaaten gewann und sie damit verhinderte. Nicht ohne Erfolg war Friedrich Wilhelm IV. der Revolution begegnet, indem er zunächst vor ihr zurückgewichen war, dann vor ihr kapitulierte, um sich später von ihr zu trennen. Im Sommer 1849 war Preußen wieder geschlossener Staat des Königtums, des Adels, Heeres und der Beamtenschaft, der die Chance verpasst hatte, dem Wunsch des Volkes stattzugeben und Deutschland durch Markierung von Grenzen nationaler Einheit zuzuführen. Erhebliche Vorteile trugen die Katholiken aus dem Jahr 1848 davon: Die preußische Verfassung von 1850 verlieh der katholischen Kirche eine veränderte, von den Fesseln staatlicher Kirchenhoheit befreite Stellung.

Im Rheinland hatte die Revolution tief greifende Veränderungen der politischen Kultur hinterlassen. Demokratie war v.a. durch die modernen Mittel politischer Meinungsäußerung und Willensbildung erfahrbar geworden. Seit Mitte des Jahres 1848 hatte sich im Rheinland eine Vielzahl von Vereinsbildungen vollzogen, die in ihren Satzungen und ihrem Wirken von echtem Demokratieverständnis zeugten<sup>29</sup>. Dennoch gelang es den Kaiserswerther Anstalten, sich zu behaupten: Th. Fliedner notierte im zwölften Jahresbericht: „Das zwölfte Jahr, das Jahr 1848, ist geendigt, ein Jahr voll Stürme u. Wetter rings um uns her. Doch ist kein Stein an unsern Anstalten verrückt worden. Sie haben vielmehr sich im Innern befestigt, haben ruhig nach außen wirken dürfen, nach wie vor, haben an Ausdehnung zugenommen, und selbst der nöthigen äußern Mittel nicht entbehrt, [...]“<sup>30</sup> Zweifellos war es für die Anstalten opportun gewesen, daß er unverrückt an der Seite des Königs gestanden hatte. Ob Carolines Haltung gegenüber den Aufständischen milder war, kann muß der Spekulation überlassen werden: Jedenfalls unterließ sie im Oktober 1848, als Th. Fliedner in Berlin weilte, feierliche Beleuchtung zu Ehren des königlichen Geburtstages anzuordnen, wofür Th. Fliedner sie denn auch in einem Brief maßregelte: „Daß Du auf Kgs Geburtstag nicht Muth gehabt hast, unsere Dankbarkeit u Liebe gen d Kg durch Illuminiren öfftl zu bezeugen, u Dich von ein Paar Tagen hast schrecken lassen, thut mir sehr leid.“<sup>31</sup>

Die Reaktionszeit 1850-62 war gekennzeichnet durch die Unterstützung des Polizei-Systems des Ministeriums durch Großgrundbesitz, protestantische Kirche und Beamtentum. Gegen die

---

<sup>26</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849.

<sup>27</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Juli 1849. Als Grund wurde die Ablehnung der „pietistischen Schwestern“ durch die Ärzte angegeben.

<sup>28</sup> Vgl. BAUMANN, U., Protestantismus 14f. Die Organisierung von Frauen war im Kontext der revolutionären Bewegung in den 1840er Jahren erfolgt. In der um 1848 herausgegebenen „Frauen-Zeitung“ hatten Frauen für die Partizipation von Frauen an einem demokratischen Staat geworben. Im Gebiet des deutschen Bundes bestanden 1848 demokratische Frauenvereine, die karitativ zugunsten der Familien politisch Verfolgter wirkten und sich Erziehung und Fortbildung zur Aufgabe machten.

<sup>29</sup> Vgl. HERRES, J., Rheinland 28f.

<sup>30</sup> GrFl IV a 4a, Zwölfter Jahresbericht 29. Zunächst war durch Konjunkturstockungen auch der Fortbestand der Kaiserswerther Anstalten gefährdet erschienen: Durch Aussetzung des Handels waren viele Gönner der Anstalten nicht mehr in der Lage gewesen, Kaiserswerth zu bezuschussen. Th. Fliedner war infolgedessen im Mai 1848 gezwungen worden, in England zu kollektieren.

<sup>31</sup> FA II k a 13 2, Th. Fliedner an Caroline am 22. Oktober 1848.

protestantische Kulturpolitik, von der nicht zuletzt Th. Fliedner mit seinen Anstalten profitierte<sup>32</sup>, wandte sich ab 1852 die katholische Fraktion, die ab 1859 als Zentrum auftrat. 1861 bestieg Wilhelm I. den Thron, der schon seit 1858 als Regent für den geistig erkrankten Friedrich Wilhelm IV. an der Macht war, und berief ein liberales Ministerium. Der auf Auseinandersetzungen zwischen Landtag und Krone hin zum Ministerpräsident berufene Otto von Bismarck verhinderte 1862 die Abdankung des Königs und war bereit, auch gegen Verfassung und Landtag zu regieren – was die Rheinprovinz dazu veranlasste, in totale Opposition zu gehen und den von ihr gestellten Finanzminister zurückzuberufen. Zu den Zielen der Realpolitik Bismarcks gehörten v.a. die Festigung der Monarchie zur Stärkung Preußens sowie die preußische Führung im Deutschen Bund mit und gegen Österreich. 1864 zwang Preußen Dänemark nach dem deutsch-dänischen Krieg im Frieden von Wien Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abzutreten – sich auch noch nach der Ära Friedrich Wilhelms IV. zu unbedingter Loyalität mit Preussen verpflichtet wissend, sandte der Kaiserswerther Vorstand bereits im Februar 1864 Diakonissen zur Lazarettpflege nach Holstein<sup>33</sup>. Im deutschen Krieg 1866 kapitulierte zunächst die hannoversche Armee bei Langensalza, bevor es zu einem Entscheidungssieg der Preußen kam und alle gegnerischen Staaten nördlich der Mainlinie außer Sachsen und Hessen-Darmstadt annektiert wurden. Dieser Schritt veranlasste die Rheinprovinz, die ihrem Streben nach nationaler Einheit treu geblieben war, ihre Position gegenüber Bismarck und Preußen zu überdenken. Als sich Kaiserswerther Diakonissen zunehmend mit kritischen, den deutschen Krieg betreffenden Fragen konfrontiert sahen, sah Caroline sich gezwungen, am 25. Mai 1866 einen Brief an die Schwesternschaft zu richten, in dem sie eindeutig, wenn auch letztlich ratlos, für Preußen Partei ergriff<sup>34</sup>. 1870 kam es zum deutsch-französischen Krieg, bei dem Frankreich Preußen primär aus Furcht vor preußisch-deutschem Hegemonialstreben den Krieg erklärte. Nach heftigen Kämpfen erklärte Paris im Januar 1871 die Kapitulation. Die nationale Kriegsbegeisterung nutzte Bismarck zur Gründung des (zweiten) deutschen Kaiserreichs nach Verträgen mit den Einzelstaaten. Die Verfassung des Deutschen Reichs (1871-90) sah einen Bundesstaat unter Hegemonie Preußens vor. Das Reich kontrollierte die Streitkräfte, Zoll, Handel, Verkehr und die Post. Den Bundesstaaten unterstanden Verwaltung, Justiz und Kultur. Wichtigstes Reichsorgan war der Bundesrat mit Gesetzgebungs-, Verwaltungs- und Aufsichtsrechten, das erbliche Präsidium die (Krone) mit dem Titel „Deutscher Kaiser“ vertrat den Bund nach außen, führte den militärischen Oberbefehl, ernannte und entließ den Reichskanzler, der zugleich preußischer Ministerpräsident und Vorsitzender des Bundesrates und der Staatssekretäre war. Der Reichstag galt als demokratisches Zugeständnis, indem er über Gesetzesvorlagen abstimmte und den jährlichen Reichshaushalt bewilligte. Der Kulturkampf als Ausdruck des Gegensatzes von Staatsanspruch, weltlich unterstützt von der liberalen Bewegung, und dem politischen Katholizismus (Ultramontanismus) wurde seit dem Unfehlbarkeitsdogma des Vatikan 1870 virulent. Der Versuch, katholische Geistliche dem Staat zu unterstellen und ihre Verbindung zur Kurie auf diese Weise zu beeinflussen,

<sup>32</sup> Folgerichtig blieben die Fliedners und Kaiserswerther dem Königshaus und ab 1870/71 dem Kaiser verpflichtet und verliehen dieser Verbundenheit in den Publikationsorganen Ausdruck (vgl. paradigmatisch „Das Lied von der Königin“, in: CHRISTLICHER VOLKSKALENDER 19 (1860) 59f).

<sup>33</sup> Vgl. z.B. GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 22. November 1864.

<sup>34</sup> Vgl. GrFl IV g 3a: „Neulich wurden wir von einer unserer Diaconissen, die nicht in Preussen arbeitet, um Auskunft darüber gebeten, ob unser lieber König Recht darin thue, wenn er nicht auf alle Weise den Krieg verhindere. Bei der Entrüstung gegen unsern König, die sich unter ihrer Umgebung äußere, u. bei ihrer Liebe zu demselben möchte sie gern etwas Gewisses über die Verhältnisse wissen zu ihrer eigenen Beruhigung u. um, wenn es passend wäre, ihn gegen Andere vertheidigen zu können. Vielen von Euch mag es wie dieser Schwester gehen; daher ist es Euch gewiß lieb, wenn ich Euch ein Wort unsers Königs mittheile, aus dem Ihr sehen könnt, daß der nicht Krieg nicht wünscht, u. daß er mit Gott zu handeln begehrt u. nicht ohne Gebet. So viel wie möglich meidet alle Gespräch über die Staats-Verhältnisse, die Ihr so wenig wie ich beurtheilen könnt. Laßt uns dagegen treulich u. ernstlich beten für unsern König u. seine Rathgeber, für alle Fürsten u. Obrigkeiten, für Erhaltung des Friedens.“

scheiterte am passiven Widerstand des Klerus, der Zentrumspartei und der katholischen Bürger.

Friedrich III. starb 1888 kurz nach der Thronbesteigung, ihm folgte Wilhelm II (1888-1918), der Bismarck 1890 aufgrund von persönlichem Ehrgeiz und dem Willen, die Geschicke des Reichs autonom zu lenken, entließ.

Die erweckten Kreise fanden ihre politische Einstellung v.a. durch den konservativen Theoretiker Ernst Ludwig v. Gerlach (1795-1877) repräsentiert, der den reinsten Ausdruck der Anschauungen des politisch-konservativen Pietismus in Preußen darstellte und dessen politische Einflussphäre mit der Regentschaft Friedrich Wilhelm I. 1858 endete, da sie ganz an die Politik Friedrich Wilhelms IV. gebunden war. 1819 war er in Kontakt mit der Erweckungsbewegung gekommen. Obgleich er sich in den 20er Jahren der kirchlichen Orthodoxie zuwandte, blieb er zeitlebens dem Gemütschristentum der Erweckungsbewegung verbunden. Zwischen 1842 und 1857 hatte er faktisch großen Einfluss auf die Politik Preußens, obgleich er zu keinem Zeitpunkt einen Ministerposten innehatte. Als seine größten Verdienste gelten die Gründung der konservativen Partei und das Publikationsorgan des Konservatismus, die Kreuzzeitung (beide 1848), mit denen er die konservativen Ideale seines Lebens fundamentierte und der Revolution die Reaktion gegenüber setzte. Gerlach ging davon aus, dass Preußen Rechtsstaat war. Aufgrund dessen galt es, absolutistische Züge des Königtums zu bekämpfen – Königtum von Gottes Gnaden war für ihn ein reiner Rechtsbegriff, der die Heiligkeit der Rechte aller Untertanen strikt erforderte. Absolutistische Züge erschienen ihm als geeignet, Absolutismus zu generieren. Das Gottesgnadentum des Königtums haftete nach der Auffassung Gerlachs an seinem Amt, nicht an seiner Person<sup>35</sup>.

Die protestantische Geistlichkeit in Berlin zeichnete sich indes durch dezidierten Konservatismus aus, was dazu führte, dass sich das freisinnige Bürgertum und der liberale Mittelstand rationalistischen Anschauungen öffneten<sup>36</sup>. Die offizielle protestantische Kirche vertrat im Blick auf die revolutionären Ereignisse aus diesem Grund in Anlehnung an Röm 13, 1. 2 „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung“. Jede Revolution wurde von konformen Pfarrern der protestantischen Kirche konsequent als Aufruhr wider die Obrigkeit gebrandmarkt. Nachdem im Frühjahr des Jahres 1848 breite Kreise innerhalb der Berliner Bürgerschaft ihren Unmut über die Ereignisse kundgetan hatten, wagten die protestantischen Pfarrer, öffentlich mit ihren Meinungen hervorzutreten. Politik und Religion gehörten für den Hof wie für den Klerus zusammen. Die von neuorthodox-pietistischen Strömungen dominierte preußische Landeskirche wurde als Belastung für eine angestrebte demokratisch-konstitutionelle Monarchie angesehen, da sie politischen Reformen widerstrebe.

Zweifellos ist die Bedeutsamkeit der unbedingten Loyalität der Fliebers mit dem preußischen Königshaus, von dem die Diakonissen-Anstalten stets auf maßgebliche finanzielle Förderungen hoffen durften, von kaum zu unterschätzender Bedeutsamkeit für das Verständnis der Frömmigkeit Caroline Fliebers, die – wie noch zu zeigen sein wird – stets eine hierarchische Orientierung erkennen lässt.

## 2. Die evangelische Kirche im Rheinland im 19. Jahrhundert

1803 hatte der Reichsdeputations-Hauptschluss die Enteignung der geistlichen Territorien und die Übereignung der kirchlichen Vermögen an weltliche Fürsten beschlossen<sup>37</sup>. Dem Verlust

---

<sup>35</sup> Vgl. SCHOEPS, H.J., Preussen 11-92.

<sup>36</sup> Vgl. HACHTMANN, R., Revolution 1848 543ff.

<sup>37</sup> Auf diese Weise führte der Reichsdeputations-Hauptschluss die größte territoriale Umwälzung in der deutschen Geschichte herbei (vgl. ausführlich WEITLAUFF, M., Staat 33ff). Die Folgen der Säkularisation schädigten nicht nur die katholische Kirche in Organisation und äußerem Bestand, aufgrund des Verschwindens

der Landeshoheit entsprach, dass die Organisation der Reichskirche zerstört und der Rahmen für das bisherige religiöse Leben in Deutschland völlig verändert wurde: Die alten rheinischen Erzbistümer Mainz, Köln und Trier verschwanden ebenso wie das Erzbistum in Salzburg. Auf diese Weise verschwanden auch die Domkapitel, der Staatsapparat löste zahlreiche Klöster und Abteien auf.

Die Gestalt der protestantischen Kirchen war durch die Maßnahmen indes weniger direkt betroffen. Allein das Denken der Aufklärung und die staatsergebene Haltung der Kirchen hatten der Frömmigkeit schwere Schäden zugefügt. Idealistisches Gedankengut und Elemente der Erweckungsbewegung verschmolzen noch vor den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts zu einem deutschen, religiös-patriotischen Selbstverständnis, das dem preußischen Staat eine führende Rolle bei der Herstellung der deutschen Einheit zuwies<sup>38</sup>. Im Zuge der preußischen Reformen wurde das Kirchenwesen in die Staatsverwaltung eingebaut. Kirchliche Behörden wurden aufgehoben und die Befugnisse einer Zentralverwaltung unterstellt. Überlegungen zur Einführung eines Synodalsystems für die evangelische Kirche wurden verworfen. Friedrich Wilhelm III. (1797-1840) hatte zunächst dem Wunsch nach einer freien Synodalverfassung nachgeben wollen und einen Verfassungsentwurf ausarbeiten lassen, der eine Verbindung der Konsistorialverfassung mit Elementen der Presbyterial- und Synodalverfassung vorsah. Doch unter dem Einfluss Schleiermachers und seiner Freunde, nach deren Vorstellungen die Presbyterien und Synoden allmählich die staatskirchlichen Behörden entbehrlich machen sollten, fasste eine 1819 einberufene brandenburgische Provinzialsynode so radikale Beschlüsse, dass Friedrich Wilhelm III. das Fortbestehen des landesherrlichen Kirchenregiments in Gefahr sah und die Liquidierung des probeweise in Gang gesetzten Synodalapparates befahl. Bei der Reorganisation der Kirchenverwaltung beschränkte man sich auf die Wiederherstellung der beseitigten Provinzialkonsistorien und richtete ein selbständiges Kultusministerium ein. Die 1829 eingeführten Generalsuperintendenten gehörten gleichermaßen den königlichen Konsistorien wie den geistlichen Regierungsabteilungen an. Auf diese Weise gelang es dem König in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, eine straff zentralisierte Landeskirche zu schaffen. Die organisatorischen Veränderungen wurden in weiten Kreisen der Bevölkerung mit höchster Skepsis verfolgt. 1817 wurde für die Rheinprovinz ein Entwurf ausgearbeitet, der vorsah, durch den König Superintendenten auf Lebenszeit ernennen zu lassen. Damit lag das Schwergewicht kirchlicher Verwaltung in staatlich berufenen Konsistorien und löste die durch Presbyterial- und Synodalverfassungen noch verkörperte kirchliche Selbstverwaltung weitgehend ab. Die Synoden beriefen sich daraufhin auf ihre Synodalverfassungen<sup>39</sup>. Man wollte dem Staat lediglich das *ius circa sacra*, das Aufsichtsrecht zugestehen, das *ius in sacra*, die eigentliche Kirchengewalt, wollte man hingegen durch die Synoden ausgeübt sehen. Auch Th. Fliedner trat 1834 mit einer umfangreichen Streitschrift gegen die Konsistorialverfassung „Die apostolische Presbyterial- und Synodalverfassung der evangelischen Kirche in Jülich, Berg, Kleve und Mark“ an die Öffentlichkeit<sup>40</sup>. Schließlich wurde in der Rheinprovinz und in

---

von 112 Reichsständen ergaben sich tief greifende Veränderungen der Reichsverfassung zuungunsten der Katholiken.

<sup>38</sup> Die Vereinigung von Romantik und Vaterlandsgefühl zerbrach ab 1830 zunehmend, so dass erweckte Theologen sich zunehmend ausschließlich auf die Bekämpfung rationalistischer Theologie konzentriert sahen. Der restaurative Konservatismus bot die Möglichkeit, sich gemeinsam mit den politischen Kräften gegen Reformbewegungen des politischen und sozialen Lebens zu engagieren, indem sie als Gottlosigkeit gebrandmarkt wurden (vgl. GRANE, L., Kirche 152).

<sup>39</sup> Vgl. ROSENKRANZ, A., Geschichte 104ff; HASHAGEN, J., Protestantismus 35ff. Mit der Entgegnung wurde von der Rheinprovinz die Kirche als selbständige und unabhängige Gemeinschaft postuliert, die selbst bis 1817 nicht für das gesamte Rheinland repräsentativ gewesen war. Auf einer Synode wurde 1818 beschlossen, dass die Superintendenten von den Kreissynoden nicht lebenslanglich, sondern auf bestimmte Zeit gewählt werden sollten und den Synoden verantwortlich seien.

<sup>40</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner I 378ff; ROSENKRANZ, A., Geschichte 108f.

Westfalen 1835 eine Kirchenordnung erlassen, nachdem ein Jahr zuvor die königliche Bestätigung der „Agende mit besonderen Bestimmungen und Zusätzen für die Provinz Westfalen und die Rheinprovinz“ vorangegangen war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Kirchengemeinden ihre Unabhängigkeit gewahrt. Durch lange Verhandlungen zwischen Repräsentanten der Provinzialkirche und der Staatsregierung kam schließlich eine Verfassung zustande, bei der die presbyterial-synodalen Elemente durch konsistoriale so stark beschränkt wurden, dass das Prinzip einer staatsunabhängigen Kirchenordnung für lange Zeit geltungslos wurde<sup>41</sup>. Die allgemeine Leitung der Kirche übernahm ein vom König gebildetes Konsistorium und ein königlicher Generalsuperintendent.

Friedrich Wilhelm III. hielt überdies die Zeit für gekommen, durch eine innerterritoriale Konsensusunion eine preußische evangelische Landeskirche zu begründen, für die die herrschenden theologischen Richtungen im 18. Jahrhundert den Weg bereitet hatten, indem sie das dogmatische Gewicht der Unterscheidungslehren nachhaltig geschwächt hatten und eine Unterscheidung zwischen Religion und Dogma obsolet erscheinen ließen<sup>42</sup>. Die nach den Befreiungskriegen neu erwachte Herzensfrömmigkeit gab Hoffnung, die 300 Jahre alte Kluft zwischen Lutheranern und Reformierten nivellieren zu können – diese Erwartung ließ sich indes nur so lange halten, bis die Rückkehr zur Gläubigkeit dem konfessionellen Luthertum Leben einhauchte und die konfessionellen Unterschiede erneut ins Bewusstsein der Menschen rückten. Bereits 1798, unmittelbar nach seinem Regierungsantritt, hatte Friedrich Wilhelm III. den Gedanken an einen Zusammenschluss zwischen Lutheranern und Reformierten gefördert und in dem wohl im 19. Jahrhundert bedeutendsten Theologen F.D.E. Schleiermacher (1768-1834) einen namhaften Unterstützer gefunden<sup>43</sup>. Zum Jahrestag der Reformation 1817 forderte er die protestantische Öffentlichkeit auf, gemeinsam das Abendmahl zu feiern<sup>44</sup>. Neben dem Drängen auf Union strebte Friedrich Wilhelm III. eine neue Agende an<sup>45</sup>. Im 18. Jahrhundert war die Gottesdienstordnung durch den Einfluss der Aufklärung willkürlich und uneinheitlich geändert worden, was dem König u.a. Grund für die zunehmende Säkularisierung zu sein schien. Ebenso wie die Unionsfrage hatte der König die der Agende erstmals 1798 in die Diskussion gebracht. Nach gründlicher Auseinandersetzung mit Luther und alten Kultusformen entwarf der Monarch 1816 eine Gottesdienstordnung, die nach probeweiser Einführung in Garnisons- und Hofkirche 1822 in den Kirchen seines Territoriums eingeführt wurde. Aufgrund von kircheninternen Widerständen, die besonders im Rheinland stark ausgeprägt waren<sup>46</sup>, sah sich der König genötigt, repressive Maßnahme zu ergreifen und nur solche Pfarrer von der königlichen Regierung ernennen und bestätigen zu lassen, die ihren Beitritt zur Union dem Konsistorium der betreffenden Provinz schriftlich

---

<sup>41</sup> Vgl. dazu ausführlich HASHAGEN, J., Protestantismus 41ff. ROSENKRANZ, A., Geschichte 109, weist mit Recht darauf hin, dass zu dem Zeitpunkt, als die Kirchenordnung 1835 verabschiedet wurde, kein Spannungsverhältnis zwischen Staat und Kirche bestand, dieses vielmehr erst mit Wegfall des preußischen Königshauses auftrat. Für Preußen war es Postulat der Stunde, die ihm angegliederte Rheinprovinz auch der eigenen Struktur anzupassen.

<sup>42</sup> Überdies empfahl sich die Union auch aus politischen Gründen, da im Zuge der Gebietsveränderungen nach den Freiheitskriegen alte Territorien aufgelöst und neu zusammengefügt worden waren (vgl. dazu näher KANTZENBACH, F.W., Geschichte 119f).

<sup>43</sup> Vgl. GRANE, L., Kirche 65. Die uneingeschränkte Unterstützung durch Schleiermacher blieb dem König versagt, da ersterer ein Gegner der Stellung des Königs als *summus episcopus* war und vergeblich an der Durchführung einer Synodalverfassung gearbeitet hatte.

<sup>44</sup> Vgl. BESIER, G., Religion 20. Anders als Schleiermacher, der lediglich eine allgemeine Kommunikantenduldung im Sinne einer Kultusunion unter Annahme einer überparteilich gedachten Abendmahlsform anstrebte, hegte der König die Absicht, eine Konsensusunion zu begründen. Aufgrund dessen kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Friedrich Wilhelm III. und Schleiermacher, die den Unionsgedanken nachhaltig schwächte.

<sup>45</sup> Damit verlieh Friedrich Wilhelm III. seiner Überzeugung Ausdruck, dass das *ius liturgicum*, das Recht, Verordnungen über den Gottesdienst zu erlassen, zum Kirchenregiment gehöre.

<sup>46</sup> Zur Art der Widerstände vgl. ausführlich KANTZENBACH, F.W., Geschichte 123ff; HASHAGEN, J., Protestantismus 37ff).

erklärten. Besonders die unprotestantisch-katholisierenden Tendenzen des Werks gaben Anlass zu heftiger Kritik. Dennoch wurde die Agende 1829 durch Kabinettserslass – nach erheblichen Modifikationen – endgültig eingeführt<sup>47</sup>, nachdem sie auch im Rheinland massive Kritik erfahren hatte<sup>48</sup>.

V.a. im konfessionellen Luthertum erfuhr die Union schon früh Kritik<sup>49</sup>. Im Rheinland hingegen wurde sie uneingeschränkt begrüßt<sup>50</sup>. Zum Reformationsjubiläum 1817 veröffentlichte der Kieler Pfarrer Claus Harms 95 Thesen, die das Neuluthertum begründeten. In seinen Thesen brandmarkte er u.a. den Unionsgedanken als Verirrung des Rationalismus. Nach offiziellem Inkrafttreten der Union separierten sich schon bald neulutherisch gesinnte Gemeinden in Schlesien, Pommern und Brandenburg. Da der Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. keinen Hehl aus seinen Sympathien für das Neuluthertum machte<sup>51</sup>, war konsequentes Eingreifen zur Durchsetzung der Union nicht möglich.

Seit Ende der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts setzten theologische Richtungskämpfe zwischen konfessionellem Luthertum auf der einen und Vermittlungs- und Unionstheologie auf der anderen Seite ein. Die durch die Union ausgelöste konfessionelle Selbstbesinnung wirkte nachhaltig auf die vielfach konfessionellen Grenzen gegenüber indifferenten Lutheranern. Die französische Julirevolution 1830, die auch in einigen deutschen Bundesländern zu Unruhen führte, gilt als verantwortlich dafür, dass der kirchliche Liberalismus suspekt wurde. Die Landesherren verbanden sich mit der konfessionellen lutherischen Orthodoxie. Sowohl der Gedanke einer vom Staat unabhängigen Kirche als auch der Unionsgedanke wurden durch diese Entwicklung erheblich beschädigt. Die Erweckungsbewegung hingegen profitierte insofern von ihr, als ihr so die Möglichkeit eröffnet wurde, sich mit der Orthodoxie zu verbinden.

Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 den Thron bestieg, stellte sich die christliche Kultur nahezu als eine in Auflösung begriffene dar<sup>52</sup>, der die Erweckungsbewegung (s.o.) entschieden entgegentrat. Um den Zerfall der alten Kräfte zum Stillstand zu bringen, war es dem neuen Monarchen Anliegen, das gesellschaftliche Leben mit den Kräften der Erweckungsbewegung zu durchdringen<sup>53</sup>. Gleichmaßen aus religiösen wie aus sozialpolitischen Gründen hatte er als Kronprinz zweimal die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth besucht. Kaiserswerth erschien ihm als geeignetes Instrument zur Lösung eines Teils der sozialen Frage, die für ihn

---

<sup>47</sup> Vgl. BESIER, G., Religion 22. Um den Widerständen effektiv begegnen zu können, gestattete man die Ausgabe von Provinzialagenden mit Parallelformularen, die den provinziellen Eigentümlichkeiten und konfessionellen Anschauungen Raum ließen. Der Unionsgedanke wurde also nicht als Konsensusunion, sondern als konföderative Union realisiert. Formal bedeutsam war schließlich, dass der König sich im Agendenstreit als höchster Bischof, nicht als Staatsoberhaupt handelnd verstand (vgl. GRANE, L., Kirche 66).

<sup>48</sup> Vgl. ROSENKRANZ, A., Geschichte 104. Hauptwiderstand hatte im Rheinland die Maßnahme des Königs hervorgerufen, die die Annahme der Agende mit der Gewährung einer Kirchenordnung verknüpfte.

<sup>49</sup> Vgl. BESIER, G., Überblick 135ff. Der Widerstand innerhalb des konfessionellen Luthertums wurde v.a. durch die Bewusstmachung gebrochen, dass die lutherische Kirche in der preußischen Union noch existent und in ihrem Recht grundsätzlich anerkannt war. Außerdem vergegenwärtigte man, dass der Kampf für das gute Recht der lutherischen Kirche nur innerhalb der Landeskirche geführt werden könne. Insgesamt blieb es bei wenigen Abspaltungen, so dass sich das Luthertum in der Union zunehmend dem Bild anglich, das man von außen an es herantrug: halbherzig und kompromisslerisch.

<sup>50</sup> Vgl. ROSENKRANZ, A., Geschichte 102.

<sup>51</sup> Vgl. BESIER, G., Religion 24. Eine offizielle Duldung der Altlutheraner erfolgte erst mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. 1840.

<sup>52</sup> Verantwortlich war v.a. die offensichtliche Inkompatibilität von Christentum und Wissenschaft. D.F. Strauß und L. Feuerbach publizierten kritische Schriften, die beim politischen Liberalismus und beim theologischen Rationalismus gleichermaßen Beifall fanden.

<sup>53</sup> Die Frömmigkeit Friedrich Wilhelms IV. entstammte dem erneuerten Pietismus, der nur partiell mit der Erweckungsbewegung gleichgesetzt werden darf. Theologische Bildung hatte er sich v.a. im Gespräch mit theologisch versierten Vertrauten gebildet, die die konservative Einstellung vertraten, dass der Mensch sich durch Studium der Hl. Schrift, durch Sündenerkenntnis, Gebet und christlichen Lebenswandel auf den Empfang der Heils- und Gnadengabe vorbereiten könne (vgl. BUBMANN, W., Preußen 120).

primär in kirchlichen Notständen, i.e. der zunehmenden Entkirchlichung der Bevölkerung, bestand<sup>54</sup>. Die noch nicht abschließend gelöste Unionsfrage regelte er, indem er nach dem Scheitern separierte Lutheraner wieder in die Landeskirche zu integrieren suchte und den Dissidenten 1845 durch eine Generalkonzession die Möglichkeit gab, sich zu eigenen, von der Landeskirche unabhängigen Gemeinden zusammenzuschließen. Auch der Kurs gegenüber den Katholiken wurde zunächst gemildert. Übergeordnetes Ziel seiner Bemühungen war indes letztlich auf den Zusammenschluss aller Kirchen des Abendlandes hinzuwirken. Zu diesem Zweck schwebte ihm die Umformung der evangelischen Kirche zu einer straff organisierten bischöflichen Hofkirche nach anglikanischem Vorbild vor, die auf der Unterscheidung dreier kirchlicher Ämter basierte<sup>55</sup>: Diakone, Presbyter, Bischöfe. Zeitgenössische Verfassungstheorien, insbes. das demokratische Presbyterialsystem, verwarf er. Dennoch wurde die Notwendigkeit, der Kirche mehr Eigenständigkeit zuzugestehen, immer stärker gesehen. Allein das summepiscopale Selbstverständnis des Königs verhinderte, kirchliche Vertretungen als Gegenüber zu den ernannten staatskirchlichen Behörden zuzulassen.

1843 gelang es Kultusminister J.A.F. Eichhorn den König davon zu überzeugen, wieder Kreissynoden der Pfarrer einzuberufen, die über Union und Konfession, Synodalordnung und Kirchenregiment verhandelten. Die 1844 zusammengetretenen Provinzialsynoden forderten die Einsetzung presbyterialer Organe und rein kirchlicher Verfassungsbehörden. 1846 stimmte Friedrich Wilhelm IV. der Einberufung einer Generalsynode zu, deren einziger Beschluss vor der Vertagung die Bildung eines Oberkonsistoriums unter Vorsitz des Kultusministers war<sup>56</sup>. Erst 1856 wurde zumindest indirekt auf der Berliner Kirchenkonferenz im Schloss Monbijou an die Generalsynode angeknüpft, auf der auch Th. Fliedner ein Gutachten „Die Diakonie und den Diakonat betreffend“ vorstellte<sup>57</sup>.

Die Einberufung der Vereinigten Landtage 1847 durch den König war nicht allein ein politisch bedeutsames Ereignis, sondern alarmierte auch den christlichen Konservatismus, indem er sich gegen die Gleichstellung von Juden und deistischen Sekten wandte und durchsetzte<sup>58</sup>. Der Erfolg verdankte sich nicht unwesentlich der Protektion durch Friedrich Wilhelm IV., der diesen Strömungen durch entsprechende Besetzung von Lehrstühlen und der preußischen Kirchenleitung großen Einfluss eingeräumt hatte – konnte er sich doch der uneingeschränkten Loyalität dieser Richtungen im Gegensatz zum theologischen Rationalismus, der politisch eher die Interessen des Liberalismus und der Demokratie vertrat, mit dem Königshaus gewiss sein<sup>59</sup>.

---

<sup>54</sup> Nach Auffassung Friedrich Wilhelms IV. war die Pflege armer und kranker Menschen adäquates Mittel, der Kirche und religiösen Werten wieder Ansehen in der Bevölkerung zu verschaffen. Die Unterstützung der Diakonissen-Anstalten war folglich Teil der auf Moral und Sittlichkeit orientierten Bildungspolitik. Zu den Vorbildern des christlichen, sozialpolitischen Fürsorgekonzepts vgl. RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 78ff.

<sup>55</sup> Zum persönlichen Kirchenverständnis Friedrich Wilhelms IV. vgl. ausführlich BARCLAY, D.E., Anarchie 136ff; BUBMANN, W., Preußen 120ff. Kurz nach der Thronbesteigung sah Friedrich Wilhelm IV. das Hauptproblem in der Form der kirchlichen Organisation, die ihm eine Trennung von Geistlichkeit und Gemeinde zu fördern schien.

<sup>56</sup> Das erst im Januar 1848 eingesetzte Oberkonsistorium wurde aufgrund der revolutionären Unruhen und seiner Unvereinbarkeit mit demokratischen Bestrebungen bereits zwei Monate später wieder abgesetzt. Nach dem Erlass der revidierten Verfassung von 1850 kam der Monarch auf die Idee zurück und setzte im Juni d.J. einen weitgehend selbständigen Oberkirchenrat ein, dem die Verwaltung aller kirchlichen Angelegenheiten oblag (vgl. ausführlich BARCLAY, D.E., Anarchie 148).

<sup>57</sup> Vgl. GERARDT, M., Fliedner II 603. 615f.

<sup>58</sup> Vgl. BESIER, G., Religion 37. Pietistische und romantische Gedanken vereinigten sich mit strenggläubigem Luthertum, indem sie argumentierten, dass zu den wesentlichen Staatsaufgaben die Stärkung und Erhaltung des Christentums als Volks- und Staatsreligion gehöre.

<sup>59</sup> An dieser Stelle sei nochmals daran erinnert, dass besonders bei der Erweckungsbewegung aufgrund der eschatologischen Einstellung, die das Ende nahe wähnte, Missionierung an die Stelle politischer Aktivität trat (vgl. z.B. GRANE, L., Kirche 81), Unterstützung des Bestehenden mithin opportun war. Die Sympathien Friedrich Wilhelms IV. für die Erweckung führten zu einer noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der Rationalismus nahezu uneingeschränkt die Kanzeln beherrschte, unvorstellbaren Verschiebung der

Die Ereignisse im März 1848 verschärfen die Polarisierung der Theologen. Während viele liberale Theologen keinen Hehl aus ihren Sympathien für die Revolution machten, wählten die Konservativen das Ende nahe. Die Stimmung in der Theologenschaft bei der Beurteilung der Revolution änderte sich im Lauf der Zeit zugunsten der Konservativen, die sich einschließlich der Erweckung zum orthodoxen Konfessionalismus konsolidierten<sup>60</sup>. Ebenso wie die französische Revolution von 1789 wurde die Revolution als Folge der allgemeinen Gottlosigkeit begriffen. Die Fortschritts- und Wissenschaftsfeindlichkeit dieser Kreise trug maßgeblich dazu bei, die zunehmende Distanzierung des Bürgertums von der Kirche zu fördern.

Die Frankfurter Nationalversammlung beschloss 1848 im Zusammenhang mit den Fragen der Kirchenverfassung die Emanzipation des Individuums von der Kirche in Gestalt der Durchführung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Emanzipation des Staates von der Kirche durch Aufhebung des Staatskirchentums sowie den Grundsatz der Freiheit zur Bildung von Religionsgemeinschaften durch Aufhebung des landesherrlichen *ius reformandi*. Durch die Ablehnung der Kaiserkrone Friedrich Wilhelms IV. im April 1849 und sein Verwerfen der Reichsverfassung sowie das Ende der Nationalversammlung im Dezember 1849 gelang es nicht, die Freiheit für Kirche und Religion reichsverfassungsrechtlich abzusichern. Dennoch hatte der Monarch den Gedanken aufgegriffen, wenn er in seiner oktroyierten Verfassung vom Dezember 1848 festlegte: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgemeinschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbst.“<sup>61</sup> Die versprochene Verfassung jedoch erhielt die Kirche nicht. Die einzig bedeutungsvolle Veränderung bestand darin, dass die Kirchenleitung, die bisher beim Kultusministerium gelegen hatte, 1850 dem neu gegründeten Evangelischen Oberkirchenrat übertragen wurde.

Mit der Übernahme der Regentschaft durch den Bruder des Königs wurden im Bürgertum Hoffnungen auf gemäßigte Liberalisierung der Gesellschaft geweckt. In einer programmatischen Rede im November 1858 proklamierte Wilhelm I. u.a. religiöse Toleranz, was von der Öffentlichkeit begrüßt wurde. Aus diesem Grund trennte er sich von den Hauptkräften des religiösen Konservatismus, auf die sein Bruder sich gestützt hatte. Kurz zuvor hatte er die Einführung einer Kirchengemeindeordnung in den östlichen Provinzen veranlasst, die als wesentliche Vorbedingung für die notwendige Verselbständigung der Landeskirche gegenüber dem Staat galt.

Die Erweckungsbewegung wurde im Rheinland v.a. durch F.W. Krummacher (1796-1868) repräsentiert. 1823 wurde Krummacher Pfarrer in Barmen, 1824 in Elberfeld, wo er bis zu seiner Übersiedlung nach Berlin 1847 blieb<sup>62</sup>.

Im Folgenden wird die Frömmigkeit Carolines unter Berücksichtigung der politischen und kirchlichen Umstände zu untersuchen sein, die jedoch – wie unschwer zu zeigen sein wird – primär durch ihren Gatten beeinflusst war, der mehr als Caroline direkt auf die zeitgenössische Situation reagierte.

---

Machtverhältnisse, so dass Andersdenkende nicht selten mit Beistand der Staatsgewalt Verfolgungen durch Glieder der Erweckungsbewegung ausgesetzt waren.

<sup>60</sup> Die „Evangelische Kirchenzeitung“ des Berliner Professors E.W. Hengstenberg wurde ab 1840 völlig mit dem Konfessionalismus identifiziert. V.a. die göttliche Inspiration der Bibel wurde gegenüber der Gottlosigkeit der wissenschaftlichen Betrachtung der Bibel verteidigt. Je mehr sich die Erweckungsbewegung ihrer reformatorischen Wurzeln bewusst wurde, desto stärker wurde ihr Bewusstsein der dogmatischen Verankerung (vgl. GRANE, L., Kirche 154f; KANTZENBACH, F.W., Geschichte 111).

<sup>61</sup> Zit. nach BESIER, G., Religion 50. Das Zugeständnis verdankte sich nicht zuletzt der in den Aufständen gewonnenen Erkenntnis der Kirchenfeindlichkeit der Bevölkerung und vollkommener Gleichgültigkeit weiter Kreise des Bürgertums, die Anlass zu erneutem Nachdenken über die Versäumnisse der Kirche gaben.

<sup>62</sup> Vgl. KANTZENBACH, F.W., Erweckungsbewegung 154. Im Rheinland unterhielt Krummacher gute Beziehungen zu seinen lutherischen Kollegen, wuchs jedoch sehr stark in reformierte Tradition hinein.

### 3. Übersicht über die Entwicklung der Diakonissen-Anstalt zwischen 1843 und 1883

Wie im Exkurs unter III. dargestellt, waren 1842, dem Todesjahr der ersten Frau Th. Fliedners, ca. 30 Diakonissen und Probeschwestern in den Kaiserswerther Anstalten tätig. Die Gründungsphase des Werkes war beendet, Caroline trat in einer „Zeit frischen Wachstums“<sup>63</sup> in die Anstalten ein, in der sich das Werk nach innen und außen konsolidierte. Als Caroline 1843 als Vorsteherin nach Kaiserswerth kam, war die Zahl der Schwestern im Vergleich zum Vorjahr bereits um 57% auf 47 Pflegerinnen angewachsen – 1864, im Todesjahr Th. Fliedners, standen bereits 415 Diakonissen und Probeschwestern im Dienst der Kaiserswerther Anstalten; als Caroline 1883 ihr Amt der Vorsteherin niederlegte, war die Zahl um weitere 54% auf 638 Frauen angewachsen<sup>64</sup>. Das rasante Wachstum der Anstalten machte in Kaiserswerth permanente Baumaßnahmen notwendig – im Herbst 1843 wurden die Erweiterung des Krankenhauses ebenso wie der Bau des „Diakonissenkirchleins“ abgeschlossen. Bis Ende 1854 waren ein Hospitalanbau, neue Ökonomieräume und ein Feierabendhaus fertig gestellt. Auch das bereits 1841 erworbene Feierabendhaus wurde 1854 ausgebaut. Wenige Jahre vor seinem Tod erwarb Th. Fliedner die an die alten Gebäude grenzenden Häuser, die abgerissen wurden, um neue zu errichten, in denen weitere Krankenzimmer, das Museum, die Handwerksbetriebe, Verlag und Buchhandel sowie ein eigenes Magazingebäude Platz fanden<sup>65</sup>. Neben die Jahresberichte und den Christlichen Volkskalender trat 1848 als regelmäßige Publikation der vierteljährlich erscheinende Armen- und Krankenfreund, „Eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche, namentlich für die Armen-, Kranken-, Kinder- und Gefangenenpflege, nebst Mitteilungen über verwandte Bestrebungen auch in anderen Kirchen“.

Der wachsenden Aufgabenfülle infolge der raschen Expansion der Diakonissen-Anstalt trug Th. Fliedner im Januar 1849 mit der Niederlegung des Gemeindepfarramtes Kaiserswerths Rechnung. Die Familie verließ das Pfarrhaus und zog in das benachbarte „Inspektorat“. Nachdem er in der ersten Jahreshälfte 1847 die Entscheidung getroffen hatte, beantragte er im September d.J. erfolgreich beim Kultusministerium, die Anstalt zur Parochie zu erheben. Die zahlreichen Publikationen der Diakonissen-Anstalt – zu den regelmäßigen Veröffentlichungen kam das ehrgeizige Projekt Th. Fliedners der Herausgabe eines evangelischen Märtyrerbuchs – machten im Februar 1850 die Einstellung eines Mitarbeiters notwendig. Der Theologe Julius Disselhoff (1827-1896) absolvierte in Kaiserswerth sein Kandidatenjahr und unterrichtete neben seiner Mitarbeit am Armen- und Krankenfreund und am Märtyrerbuch einen Sohn der Fliedners. Danach verließ er Kaiserswerth und legte seine 2. theologische Prüfung ab. Nachdem er vier Jahre eine eigene Gemeinde in Schermbeck geleitet hatte, kehrte er 1855 zu Besuch nach Kaiserswerth zurück, wo er erfolgreich um die Hand Luise Fliedners anhielt und von Th. Fliedner aufgefordert wurde, sein ständiger Mitarbeiter zu werden. Das Redigieren der Kaiserswerther Publikationen, das Besuchen der Schwestern auf den Außenstationen sowie sein Einsatz für die Geisteskranken bereiteten ihn darauf vor, neun Monate nach dem Tod Th. Fliedners, am 14. Juli 1865, das Amt des Vorstehers der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth zu übernehmen<sup>66</sup>.

---

<sup>63</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 168.

<sup>64</sup> Vgl. die tabellarische Übersicht über den Bestand der Schwesternschaft in DIREKTION, Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit 204.

<sup>65</sup> Während der Zwischenzeit war das Feierabendhaus als Museum genutzt worden, dessen Anschauungsstücke Th. Fliedner für den Unterricht im Lehrerinnenseminar für notwendig hielt (vgl. FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 35).

<sup>66</sup> Zu den folgenden statistischen Angaben vgl. v.a. DISSELHOFF, J., Jubilate 51-56; DIREKTION, Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit 204-217. Die ausführlichste Darstellung der Entwicklung bietet GERHARDT, M., Fliedner II 150ff; sehr übersichtlich und auf die wesentlichen Ereignisse beschränkt stellt FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 29-79 die Entwicklung dar; die Jahresberichte der Diakonissen-Anstalt und der Armen- und Krankenfreund bieten schließlich die Möglichkeit, die Informationen zu vertiefen.

Entwicklung der Kaiserswerther Anstalten während Caroline Fliedners Vorsteherinnenzeit

<b>Jahr</b>	<b>Gründungen von: Mutterhäusern (M); Inländischen Tochter-Anstalten (I); Ausländischen Tochteranstalten (A)</b>	<b>Privat- und Gemeinde- pflege</b>	<b>Kinderpflege und Erziehung</b>	<b>Siechen- häuser und Altenheime</b>	<b>Krankenhäuser</b>	<b>Bestand der Schwes- tern- schaft</b>
1843					Neue Charité, Berlin	47
1844	Pastoralgehülfenanstalt, Duisburg (I)				Frankfurt a. Main; Alte Charité, Berlin	61
1845					Soest (Versorgungs- u. Krankenhaus des Waisenhauses)	89
1846		Duisburg u. Köln		Köln	Wetzlar (Kranken- u. Armenhaus)	101
1847	Lehrerinnen-Seminar, Kaiserswerth (I)					108
1848						116
1849	Mädchen-Waisenhaus, Altdorf (I); Pittsburgh (M)	Elberfeld				115
1850	Lyzeum mit Internat, Kaiserswerth (I); Breslau und Königsberg (M)	Münster			Mühlheim a.d. Ruhr	116
1851	Deutsches Diakonissenhospital u. Mädchen-Erziehungs- haus "Tailtha-kumi", Jerusalem (A)				Neuwied, Düsseldorf, Lennep (Kranken- u. Versorgungshaus)	134
1852	Heilanstalt für evang. Weibl. Gemüts- u. Nervenranke, Kaiserswerth (I)	Hamm	Münster (Kleinkinder- schule)		Konstantinopel	149
1853	Schwestern-Erholungs- heim, Salem b. Ratingen (I); Diakonissen Lehr- u. Erziehungshaus, Smyrna (A)	Aachen	Aachen (Kleinkinder- schule)			166
1854	Marthashof (Mägdeherberge u. – bildungsschule), Berlin (I)				Bonn, Essen, Frankfurt, Wesel	203
1855		Kettwig und Krefeld		Krefeld	Mönchengladbach (Kranken- u. Armenhaus)	222
1856	Gründung des Kindergartens des Marthashofs, Berlin (I)	Mühlheim a.d.R.		Mühlheim a.d. Ruhr	Moers, Soest (Provinzial- Blindenanstalt)	228
1857	Kleinkinderschule, Berlin (I) Hospital, Alexandrien (A)		Wiesbaden (Mägdeher- berge u. – erziehungs- schule und Erziehungs- anstalt für verwaiste Mädchen)	Krefeld	Duisburg, Erfurt	244

<b>Jahr</b>	<b>Gründungen von: Mutterhäusern (M); Inländischen Tochter-Anstalten (I); Ausländischen Tochteranstalten (A)]</b>	<b>Privat- und Gemeinde- pflege</b>	<b>Kinderpflege und Erziehung</b>	<b>Siechen- häuser und Altenheime</b>	<b>Krankenhäuser</b>	<b>Bestand der Schwes- tern- schaft</b>
1858		Wesel u. Wiesbaden	Kettwig (Kleinkinder- schule u. Hand- arbeitsschule)		Werden (Kranken- u. Armen- u. Waisenhaus)	250
1859	Gehobene Mädchen- Volksschule am Marthashof, Berlin; Elementarschule für Mädchen, Berlin (I)	Mülheim u. Solingen	Wesel u. Köln (Kleinkinder- schulen), Bukarest (Elementar- schulen)			268
1860	Höhere Mädchenschule mit Pensionat in Florenz (I); Kinder-Erziehungshaus, Beirut (A)	Sterkrade u. Trier		Saarbrücken (Versorgung- haus)		305
1861	Diakoissen-Lehr- u. Erziehungshaus, Hilden (I)	Siegen			Kettwig (Kranken- u. Versorgungshaus)	328
1862	Diakonissen-Lehr- u. Erziehungshaus, Beirut (A)	Essen, Mön- chengladbach u. Schwerte		Saarbrücken (Siechenhaus)	Duisburg-Ruhrort, Detmold	286
1863	Kleinkinder- schule und Marthastift (Mägdeherberge u. – bildungsschule), Düsseldorf; Kleinkinderschule in Düsseldorf (I)	Schwelm	Köln-Mülheim (Kleinkinder- schule)		Münster, Schwelm, Solingen, Witten	394
1864		Neunkirchen/ Saar und Minden				415
1865	Diakonissenschule, Salem b. Ratingen (I)	Koblenz u. Deutz	Hamm u. Köln (Kleinkinder- schulen)	Solingen (ev. Frauenheim)	Langenberg	452
1866	Höhere Mädchenschule mit Internat in Kaiserswerth (I); Mädchen-Waisenhäuser, Smyrna (A) u. Budapest (M)	Witten				465
1867			Deutz u. Siegen (Kleinkinder- schulen), Neunkirchen (Waisenhaus)		Schwelm	491
1868	Asyl- u. Magdalenenstift, Brandenburg (I)	Berlin, Essen u. Iserlohn	Trier (Kleinkinder- schule, Wesel (Agnesstiftung: Mädchen- Erziehungs- u. bildungsan- stalt)		Aachen	498

<b>Jahr</b>	<b>Gründungen von: Mutterhäusern (M); Inländischen Tochter-Anstalten (I); Ausländischen Tochteranstalten (A)]</b>	<b>Privat- und Gemeinde- pflege</b>	<b>Kinderpflege und Erziehung</b>	<b>Siechen- häuser und Altenheime</b>	<b>Krankenhäuser</b>	<b>Bestand der Schwes- tern- schaft</b>
1869	Bielefeld (M)	Barmen	Iserlohn (Kleinkinder- schule), Barmen (Mägde- herberge u. – bildungsschule)			515
1870						540
1871		Soest				558
1872			Neunkirchen (Kleinkinder- schule)			553
1873			Bukarest u. Soest (Kleinkinder- schulen), Berlin (Kindergarten, Marthashofs)			552
1874	Kindergenesungsasyl u. Schwesternerholungsort, Wallbaum b. Hattingen; Kranken- u. Waisenhaus, Potsdam (I)	Neuwied u. Bendorf	Neuwied (Diakonie- Waisenhaus)		Neunkirchen	547
1875		Bonn u. Wetzlar	Barmen, Bendorf u. Bonn (Kleinkinder- schulen), Neuwied (Er- ziehungshaus)			542
1876	Paul Gerhardt-Stift (f. alleinstehende Damen), Kaiserswerth					536
1877	Paul-Gerhardt-Stift, Salem b. Ratingen	Oberhausen		Bonn (Frauen- Altenheim); Wald (Altenheim)	Mettmann	548
1878			Ruhrort u. Wetzlar (Klein- kinderschulen)			559
1879	Schwestern-Erholungsort, Karatasch bei Smyrna (A)	Ruhrort	Berlin u. Soest (Kleinkinder- schulen)			564
1880		Düsseldorf	Witten (Waisenheimat für Mädchen), Iserlohn (Kleinkinder- schule)			585

<b>Jahr</b>	<b>Gründungen von: Mutterhäusern (M); Inländischen Tochter-Anstalten (I); Ausländischen Tochteranstalten (A)]</b>	<b>Privat- und Gemeinde- pflege</b>	<b>Kinderpflege und Erziehung Entsendung von Diakonissen (D)</b>	<b>Siechen- häuser und Altenheime</b>	<b>Krankenhäuser</b>	<b>Bestand der Schwes- tern- schaft</b>
1881	Erholungshaus auf dem Johannisberg, Kaiserswerth (I)	Weitere Entsendungen nach Hamm	Mönchenglad- bach (Kleinkinder- schule), Buka- rest (Pensionat)			599
1882	Schwestern-Erholungsort u. Schule, Areya i. Libanon (A)	Barmen		Aachen (Versorgungs- haus)		620
1883		Aachen- Burtscheid u. Köln-Kalk	Halberg (Kleinkinder- schule)			638

Sowohl die zahlenmäßige Entwicklung der Schwesternschaft als auch ihre regionale Verbreitung zeichneten eine der Hauptaufgaben der Vorsteherin vor: Völlig anders als Friederike Fliedner sah sich Caroline einer aufgrund der diversen Arbeitsfelder zunehmend heterogenen Struktur des Werkes gegenüber, der sie in erster Linie durch Verpflichtung der Diakonissen auf erhaltene Normen begegnen musste, um Homogenität zu wahren.

#### 4. Das Amt der Vorsteherin in Instructionen, Hausordnungen und sonstigen Publikationen zwischen 1839 und 1883 – theoretischer Hintergrund

Das Amt der Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth, in das Caroline qua Heirat am 29. Mai 1843 eintrat, nimmt in der gesamten Organisation des Werks eine zentrale Funktion ein: In den am 20. November 1846 bestätigten Statuten heißt es unter §3: „Die Anstalt leitet ein evangelischer Geistlicher als Inspektor, u. unter ihm das Innere derselben eine Vorsteherin, welche beide von dem Vorstande des Vereins ernannt werden.<sup>1</sup>“ Mit dem Posten der Vorsteherin stand Caroline folglich an der Spitze der Hierarchie der Anstalten – umso mehr, als Th. Flidner anlässlich seiner Reise nach Pittsburgh/Pennsylvania am 7. Juni 1849 feststellte, „obgleich sie [i.e. die Vorsteherin] nach §3 der Statuten dem Inspektor im Allgemeinen untergeordnet sey, sey es doch billig und heilsam, wenn sie als Hausmutter der verschiedenen Anstalten in den speciell weiblichen und häuslichen Verhältnissen eine gewisse Selbstständigkeit erhalte, und dem Inspektor coordinirt werde.“<sup>2</sup> Der emanzipative Zug des Beschlusses, die Vorsteherin dem Vorsteher zu koordinieren, ließ Caroline ein für eine Frau im 19. Jahrhundert außerordentliches Maß an Autonomie erlangen, das dadurch unterstrichen wurde, dass Th. Flidner darüber hinaus beantragte, dass seine Frau „Sitz und Stimme in der Direktion erhalte, da sie am genauesten über die Diakonissen Sache eingeweiht sey“<sup>3</sup>. Außerdem wurde zu diesem Zeitpunkt auf seine Initiative zur Unterstützung der Vorsteherin die Institution des Inneren Rathes gegründet<sup>4</sup>.

Die vom Vorstand gebilligten Eingaben fanden ihren Niederschlag noch 1849 in der Überarbeitung der ursprünglich 1838 und 1839 von Th. Flidner für seine erste Frau Friederike entworfenen *Instruction für die Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth*<sup>5</sup>. Auch die das Verhältnis der Diakonissen zur Vorsteherin betreffenden Paragraphen der Hausordnung wurden dahingehend an die neue Sachlage angepasst, dass sie nicht mehr gesondert das „Verhältniß der Diakonissen zu der Vorsteherinn“ festschrieben<sup>6</sup>, sondern allgemein das „Verhältniß der Probepflegerinnen und Diakonissen zu der Direktion“ bestimmten<sup>7</sup>. In den aus dem 19. Jahrhundert stammenden Instructionen für die Vorsteherin stellt der in die Instruction von 1849 aufgenommene Gedanke der Koordination der Vorsteherin die bedeutendste Veränderung überhaupt dar: In den 1838 und 1839 verfassten Instructionen fehlt der Gedanke ebenso wie in der endgültigen Fassung von 1865 – eine Überarbeitung der Instructionen des Vorstehers und der Vorsteherin war zu diesem Zeitpunkt

---

<sup>1</sup> GrFl IV i 1 a, Grundgesetze des Diakonissen-Vereins 1846.

<sup>2</sup> Vgl. das Protokoll der Sitzung des Kaiserswerther Vorstands vom 7. Juni 1849 im Protokollbuch des Rheinisch-Westphälischen Diakonissenvereins (ADK o.Sign.).

<sup>3</sup> Ebd. Als Begründung führte er an, dass auch die Vorsteherinnen in anderen Diakonissen-Anstalten Sitz in der Direktion hätten. Gemäß §10 der am 20. November 1846 vom König bestätigten Grundgesetze des Vereins für Bildung und Beschäftigung evangelischer Diakonissen (GrFl IV 1 1 a) war ursprünglich vorgesehen, dass die Direktion aus acht bis sechzehn männlichen Vorsitzenden bestehen sollte.

<sup>4</sup> Zur Institution und Funktion des Inneren Rathes s. §2 IX. der im Folgenden abgedruckten Instructionen für die Vorsteherin. Auf der Dritten General-Conferenz der Diakonissen-Mutterhäuser am 23. und 24. September 1868 in Kaiserswerth äußerte sich Caroline wie folgt über die Institution, die speziell im Blick auf die 1849 erweiterten Kompetenzen der Vorsteherin geschaffen worden war: „Bei der Reise ihres Mannes nach Amerika sei ihr zur Stütze der innere Rath eingeführt. Auch jetzt sei ihr dieser innere Rath wichtig, namentlich auch bei Abwesenheit von Pastor Disselhoff; durch Besprechung einer Angelegenheit in der Schwesternconferenz würde sie in ihrer Entscheidung fest. Der innere Rath sei insbesondere auch nützlich, um Meinungsverschiedenheiten zwischen der Vorsteherin und dem Geistlichen, z.B. bei Besetzung von Stellen, auszugleichen. Die Schwestern müßten zuerst ihre Meinung aussprechen, und das trüge sehr viel zur Einigung bei. Die älteren Schwestern, die den einzelnen hiesigen Zweiganstalten vorständen, würden zu diesem Rathe hinzugezogen“ (Der ARMEN- UND KRANKENFREUND 20 (09/10 1868) 157.

<sup>5</sup> FA II Fb 2.

<sup>6</sup> So noch erste unterschriebene, noch handschriftliche Hausordnung (FA II F c2). Die ersten gedruckten in den 40er Jahren entstandenen Hausordnungen sind leider nicht mehr vorhanden.

<sup>7</sup> Vgl. die entsprechenden Paragraphen in den ab 1852 gedruckten Hausordnungen, GrFl IV i 3<sup>2</sup>ff.

notwendig geworden, um sie den durch Th. Fliedners Tod geschaffenen Tatsachen anzupassen. Interessant ist, dass der Gedanke von Caroline persönlich aus dem Entwurf ausgeschieden und selbstverständlich auch in die 1883 für ihre (Stief-)Tochter Mina als Amtsnachfolgerin abermals revidierte Instruction nicht wieder aufgenommen wurde. Weil die Instruction für die Vorsteherin von 1849 darüber hinaus vergleichsweise am Beginn der 40jährigen Amtszeit Carolines steht, von Th. Fliedner speziell für sie konzipiert und von Caroline selbst mit handschriftlichen Bemerkungen versehen wurde, die ein spezifisches Amtsverständnis erkennbar werden lassen, sei sie im Folgenden vollständig zitiert, um sie als Bezugspunkt für den Vergleich mit Instructionen verwenden zu können. – Auch um die Aufgabenfülle zu verdeutlichen, ist es unerlässlich, die sich selbst erklärenden Instructionen an dieser Stelle komplett zu nennen<sup>8</sup>.

---

<sup>8</sup> Zusammengefasst und vorgezeichnet sind die Instructionen der Vorsteherin in den Haus-Ordnungen und Dienst-Anweisungen: In der ersten Fassung von 1839 (FA II F c2) umreißen §§ 15-18 ihre Zuständigkeiten, in den ab 1852 entstandenen gedruckten Fassungen werden ihre Verantwortlichkeiten unter dem Abschnitt festgelegt, der das „Verhältniß der Probepflegerinnen und Diakonissen zu der Direktion“ regelt (GrFl IV 1 3<sup>2</sup>ff). Ausdrücklich wurde die Vorsteherin der Direktion zugerechnet. Die Hauptaufgaben der Vorsteherin wurden den Diakonissen wie folgt erklärt: „Die Vorsteherin (Mutter) hat der innern Verwaltung der Diakonissen-Anstalt vorzustehen, und über die Befolgung der Haus- und Tages-Ordnung, und der übrigen Vorschriften der Direktion, des Arztes u.s.w. zu wachen. Sie ist die nächste Vorgesetzte aller Diakonissen und Probepflegerinnen, hat daher die letzteren, während der Probe, und Unterrichts-Zeit zu ihren Verrichtungen anzuleiten, und zur Aufnahme ins Diakonissen-Amt dem Inspektor vorzuschlagen, sobald sie sie reif dazu glaubt. Sie hat die Diakonissen in ihrem Berufe zu beaufsichtigen, und als mütterliche Freudinn und Rathgeberin sie zu ermuntern, zu warnen, zu trösten.“ Ebenso war ihr Recht zur Wahl ihrer Stellvertreterin, die zugleich Hausvorsteherin des Mutterhauses und des Diakonissen-Krankenhauses sein sollte, und der Probemeisterin schriftlich in der Hausordnung fixiert sowie ihr Recht zur Führung der Schwesternkasse.

Instructionen für die Vorsteherin (Mutter) der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth<sup>9</sup>

§1. Die Vorsteherin (Mutter) hat nach §3 der Statuten unter dem Inspektor das Innere der Anstalt zu leiten, u hat nach dem Beschlusse der Vereins-Direktion vom 7 Jun. 1849 als Hausmutter der verschiedenen Anstalten in den speciell weiblichen u häuslichen Verhältnissen eine gewisse Selbstständigkeit, u ist dem Inspektor koordinirt, hat daher auch Sitz und Stimme in der Direktion.

§2. Gemäß §17 der Hausordnung hat sie der innern Verwaltung der Diakonissen-Anstalt vorzustehen. Sie hat daher

- I. die Ökonomie der Anstalt zu leiten. In dieser Beziehung hat sie
  1. Für die Speisung, Kleidung, Wäsche, Bettung und Wohnung (Alle baulichen Einrichtungen, Vergrößerungen der Lokale, Eigenthums-Veränderungen, Immobiliar-Ankäufe u Verkäufe, Anleihen etc. gehören zum Geschäftskreis des Inspektors) der Anstalts-Genossen *der Schwestern u Anstalts-Pfleglinge so wie für die Speisung, Wäsche, Bettung und Wohnungseinrichtung der männlichen Anstaltsgehülfen die freie Station von der Anstalt haben mit Ausnahme des Inspektors* zu sorgen.
  2. Den Anbau der Gemüse mit dem Verwalter u Gärtner zu ordnen.
  3. Den Ankauf von Lebensmitteln, Brennmaterial, Seife, Soda u dgl. direkt, oder durch den Verwalter zu besorgen. (Die Collekten von Naturalien, Geld pp halten zu lassen, ist Sache des Inspektors.)
  4. Den Kuh- u Schweinestall die Viehställe mit Hülfe des Verwalters zu verwalten.
  5. Die Auszahlung der Ökonomie-Rechnungen, der Gehälter, Reisegelder zu besorgen.
  6. Den Laden der Anstalt zu beaufsichtigen.
  7. *Die Wärter*, die weiblichen Dienstboten u die Hausknechte zu berufen u zu entlassen. (Die Berufung des Verwalters, Gärtners, der Ackerknechte, Handwerker u aller Beamter der Anstalt u die obere Beaufsichtigung u Leitung der Landwirtschaft, der Handwerke pp ist Sache des Inspektors.)
- II. Sie hat über die Befolgung der Haus- u Tages-Ordnung u der übrigen Vorschriften der Direktion bei den weiblichen Anstaltsgenossen, den Wärtern u Hausknechten zu wachen.
- III. Sie hat die leibliche Pflege aller Kranken in der Anstalt u ihr Verhältniß zu den Pflegeschwestern und Wärtern zu überwachen.
  1. Sie sorgt daher für genaue Befolgung der Vorschriften des Arztes.
  2. Sie bespricht u ordnet mit ihm die gegenseitigen Verhältnisse der Kranken u des Pflege-Personals.
- IV. Sie ist die nächste Vorgesetzte aller Probeschwestern, u hat sie während der Probe- und Unterrichtszeit sowohl selbst, als durch Andere zu ihren Verrichtungen

---

<sup>9</sup> AKD 86. *Handschriftl. Vermerk Mina Fliedner*: Vom sel. Vater anno 1849 entworfen. Die mit Bleistift hinzugefügten Bemerkungen der se. Mutter habe ich im Juny 99 mit Tinte nachgeschrieben – Mina Fliedner. Kursiv Gedrucktes: Anmerkungen bzw. Korrekturen Carolines; Unterstreichungen im Text: Streichungen Carolines. In der endgültigen Fassung (s. FA II Fb 2) wurden alle Eingaben Carolines berücksichtigt und ohne wesentliche Änderungen übernommen. Im Sinne der Koordination der Vorsteherin wurde §1 der Instruction wie folgt modifiziert: „Die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth mit ihren Zweiganstalten wird der Leitung des Vorstandes durch den Inspektor und die Vorsteherin nach Maßgabe des Status vom 29. Februar 1844 und dieser Instruction resp. der Instruction für den Vorsteher verwaltet. Die Vorsteherin ist dem Inspektor koordinirt.“ An das Ende der Instructionen wurden noch zwei zusätzliche Punkte gefügt, die der Aufnahme Carolines in den Vorstand (die Direktion) Rechnung trugen: „Die Vorsteherin hat Sitz und Stimme im Vorstande. Sie wird ersucht werden, von Zeit zu Zeit in den Vorstandssitzungen ihre Ansichten, Erfahrungen und Vorschläge im Betreff der Leitung und Verwaltung des Vereins zum Vortrag zu bringen. Der Vorstand entscheidet in allen Fällen, wo wider Erwarten zwischen dem Inspektor und der Vorsteherin Differenzen über ihre beiderseitigen Befugnisse vorkommen sollten.“

anzuleiten. *den Religions- u. wissenschaftlichen Unterricht derselben ordnet der Inspektor.*

1. Bei den Lehr- Probeschwestern gehört hierzu bloß ihr auch ihre Vorbildung für die häuslichen u Pflege-Arbeiten u für die weiblichen Handarbeiten *im Mutterhause*. Ihre übrige Vorbildung in den Schul- u ReligionsKenntnissen u der Erziehung zu leiten u zu überwachen, ist Sache des Inspektors, welcher, wenn er Pflegeschwestern zum Lehramte übergehen lassen will, oder umgekehrt, sich deshalb mit der Vorsteherinn bespricht.
  2. Sie nimmt mit den eintretenden Probeschwestern die Hausordnung durch.
  3. Sie bestimmt die Arbeit der Probeschwestern im Mutterhause u versetzt sie von einer Station zur andern. Wenn der Inspektor die Versetzung einer Probeschwestern wünscht nöthig findet, so geschieht dies nur nach Rücksprache mit der Vorsteherinn.
  4. Die Versetzung der Probeschwestern aus dem Mutterhause in die hiesigen Zweiganstalten oder nach auswärts bespricht sie mit dem Inspektor.
  5. Sie hat die Probeschwestern zur Aufnahme ins Diakonissen-Amt dem Inspektor vorzuschlagen, sobald sie sie reif dazu glaubt. *in Uebereinstimmung mit ihm u. unter seiner Assistenz befragt sie nach § 14 der Hausordnung die versammelten Diakonissen – Schwesternschaft um ihre Zustimmung.*
- V. Sie ist die nächste Vorgesetzte aller Diakonissen, u hat sie in ihrem Berufe zu beaufsichtigen.
1. Sie bespricht ihre Anstellung mit dem Inspektor. (Die Anstellung der Lehrschwestern u ihre Beaufsichtigung ist Sache des Inspektors.)
  2. Wenn durch Krankheit, Widersetzlichkeit, oder andre unvorhergesehene Fälle neue schnelle Versetzung nöthig wird, so ist sie dazu befugt, auch ohne vorherige Besprechung, macht aber alsdann dem Inspektor am selben Tage davon die Anzeige.
- VI. Sie hat die Diakonissen als mütterliche Freundinn u Rathgeberinn zu ermuntern, zu warnen, zu trösten. Sie ist daher
- a) in ungehemmten persönlichen u brieflichen Verkehr sowohl mit den auswärtigen, als hiesigen Diakonissen u Probeschwestern.
  - b) Die Schwestern können sich mit ihr über den ganzen Umfang ihrer amtlichen Thätigkeit besprechen.
  - c) Sie kann von ihnen Bericht darüber verlangen.
  - d) Sie zahlt das Gehalt aus.
  - e) Sie stellt sich mit ihnen unter dieselbe Kleiderordnung.
  - f) *Sie ertheilt ihnen Urlaub zum Reisen unter Zustimmung des Inspektors.*
- VII. Die Vorsteherinn steht zu dem Asyl, dem Waisenhaus u der HeilAnstalt für Gemüthskranke, als Zweiganstalten, in demselben Verhältniß, wie zum Mutterhause. Was die Erziehung der Waisen u der Asyls-Pfleglinge betrifft, so steht ihre Anleitung zu den Haushaltungs-Garten-Feld u weiblichen Handarbeiten *in der Regel* unter Anordnung der Vorsteherinn, *wenn nicht der Inspektor aus erziehlichen Gründen bestimmte Anordnungen giebt*. Für das Seminar u die Kleinkinderschule hat sie die Haushaltungs-Angelegenheiten zu leiten, u die in diesem Fach darin arbeitenden Schwestern stehen zu ihr in demselben Verhältniß, wie die andern Schwestern.
- VIII. *Der Inspektor und Die Vorsteherinn wählen in Uebereinstimmung wählt, unter Zuziehung des Inspektors*, aus den Diakonissen, nach Befragung aller in der Anstalt befindlichen eingesegeten Schwestern, eine Stellvertreterinn, welche zugleich die Hausvorsteherinn für das Mutterhaus u das Diakonissen-Krankenhaus ist, sodann auch Probemeisterinnen, welchen letzteren besonders die Erziehung u Beaufsichtigung der Probeschwestern obliegt. Wenn die Vorsteherinn eine Diakonissinn ist, oder doch eine

unverheirathete oder überhaupt allein stehende Christinn ist, sodaß sie sich ihrem Amte ganz hingeben u im Mutterhause wohnen kann, so wird wohl das Amt einer Hausvorsteherinn wegfallen.

1. *Der Inspektor und Die Vorsteherinn wählten sich, unter Zustimmung des Inspektors in Uebereinstimmung, aus den Diakonissen ihre die Stellvertreterinnen der Vorsteherinn für das Asyl, das Waisenhaus, die Heilanstalt, das Schwesternhaus u das Waisenhaus in Salem, für die Ökonomie im Allgemeinen.*
  2. *Diesen Sämmtlichen Stellvertreterinnen und Probemeisterinnen gibt sie ihre Instructionen, denen der Inspektor die seinigen beifügt. Findet sie eine dieser Stellvertreterinnen an ihrem Posten nicht passend, oder nicht mehr passend, so kann sie nicht gezwungen werden, mit ihr fortzuarbeiten, u es muß auf ihren Antrag eine andere Schwester auf diesen Posten gesetzt werden (dasselbe Recht hat der Inspektor, wenn er die Überzeugtheit von der Ungeeignetheit einer dieser Stellvertreterinnen erhält.) Wenn beide sich nicht einigen können, so entscheidet die Direktion. Soweit sie Stellvertreterinnen der Vorsteherinn sind, sind sie ihr verantwortlich. Was der Inspektor an dieser ihrer Amtsführung geändert wünscht, hat er mit der Vorsteherinn zu besprechen.* Sie kann sich auch Gehülffinnen für die Correspondenz wählen, *in Uebereinstimmung mit dem Inspektor*, die Probemeisterinnen stehen zunächst unter der Hausvorsteherinn.
- IX. Der Vorsteherin steht in der innern Verwaltung, in der Bildung u Beschäftigung der Schwestern ein innerer Rath zur Seite, wozu stets die stellvertretende Vorsteherinn u. die Probemeisterinnen gehören, sowie mehrere andere erfahrene Diakonissen. Die letzteren wählt die Vorsteherinn aus den übrigen Diakonissen, *mit Zustimmung des Inspektors*. In diesem inneren Rathe hat der Inspektor den Vorsitz u. Stimme.
1. Hier kann die Vorsteherinn Alles zur Berathung vortragen, was zu ihrem Geschäftskreis gehört. Der Inspektor kann von diesen Gegenständen das zurückweisen, was ihm als zu wenig wichtig für diese Conferenz erscheint.
  2. Hat die Vorsteherinn solche Gegenstände vorzulegen, wobei Mitglieder des innern Rathes persönlich betheilt sind, so bespricht sie sich deswegen zuvor mit dem Inspektor.
- X. Die Vorsteherinn hat (nach § 18 der Hausordnung) die Schwesternkasse unter Beistand einiger Diakonissen zu verwalten. Unter diesen ist stets die stellvertretende Vorsteherinn; die übrigen werden von den Diakonissen aus ihrer Mitte gewählt.
- XI. Die Vorsteherinn bestimmt für die weiblichen Anstalts-Genossen u für alle Anstalts-Pfleglinge die Weihnachts-Geschenke nach den bestehenden Regeln. Die Geschenke an Büchern u die Geschenke für die männlichen Anstalts-Genossen legt sie dem Inspektor zur Genehmigung resp. Abänderung vor.
- XII. Die Vorsteherinn hat das Recht, alle Briefe, die die Diakonissen u ProbeSchwestern u. Anspirantinnen zum Diakonissen-Amte an die AnstaltsDirektion schreiben, oder die sie in ihren amtlichen oder persönlichen Verhältnissen betreffen, sowie alle die Anstaltspfleglinge u die Ökonomie betreffenden Briefe zu lesen, es sey denn, daß sie in seelsorgerischen Angelegenheiten den Inspektor allein angehen. Dieser eröffnet alle an die Anstaltsdirektion gerichteten Briefe, wenn sie nicht zu Händen der Vorsteherinn adressirt sind. In seiner Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung öffnet die Vorsteherinn alle an die AnstaltsDirektion gerichteten Briefe, wenn sie nicht zu Händen des Inspektors adressirt sind.
- XIII. Die Aufnahme u Entlassung von Probeschwestern u Diakonissen kann nur in Übereinstimmung des Inspektors u der Vorsteherinn geschehen. (Über die Aufnahme, Entlassung von Seminar-Zöglingen, Waisenkinder, Asyls-Pfleglingen, leiblich Kranken u Gemüthskranken, u von Kindern in der Kleinkinderschule hat der Inspektor

zu bestimmen, u der Vorsteherinn Mittheilung davon zu machen, auch die Kost- u Pflegegelder für sie fortzusetzen.)

- XIV. Wenn *sie* Reisen zur Inspicirung auswärtiger, von unsern Schwestern übernommenen Anstalten nöthig *findet*, so kann sie *dieselben*, nachdem sie dem Inspector davon Anzeige machte, übernehmen. sind, u der Inspector will diese Visitationsreise nicht selbst machen, so kann die Vorsteherinn sie machen, oder Sie kann auch eine ihrer Stellvertreterinnen oder eine andere Diakonisse hinsenden, letzteres nach Rücksprache mit dem Inspektor.

Nach einer Abgrenzung der einzelnen Aufgabenkomplexe der Vorsteherin soll im Folgenden die Instruction des Vorstehers von 1865 paraphrasiert werden<sup>10</sup>, anhand derer das Profil der Aufgaben der Vorsteherin in Abgrenzung von denen des Vorstehers noch deutlicher hervortreten verspricht. Ausgehend von der Vorstellung der Vorsteherin als „Mutter“ soll auf die besonderen Probleme der Amtswahrnehmung durch Caroline eingegangen werden. Aus Carolines persönlich vorgenommenen Korrekturen ihrer Instructionen soll schließlich ihr spezifisches Amtsverständnis eruiert und die vorliegende Instruction in Beziehung zu vor und nach 1849 entstandenen Berufsanweisungen gesetzt werden.

Wie aus der Instruction für die Vorsteherin hervorgeht, war die Leitung der „innern Verwaltung“ der Diakonissen-Anstalt äußerst umfangreich und entsprach in einiger Beziehung genau den Aufgaben, die Caroline bereits im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus – wenn freilich in kleinerem Rahmen – oblegen hatten: Die *Aufsicht über die Ökonomie* erforderte Übersicht über die Logistik der Anstalten – gem. §2 VII. fiel nicht nur das Mutterhaus in ihren Zuständigkeitsbereich, sondern auch Asyl, Waisenhaus und Heilanstalt für Gemütskranke –, was ebenso wie im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus das Führen umfangreicher Listen und Verzeichnisse erfordert haben dürfte. Ebenfalls wie in Hamburg war die Führung des Personals, die *Überwachung der Einhaltung von Vorschriften* sowie die *Überwachung der Pflege der Kranken* Kern ihrer Aufgaben, neben die den Diakonissen-Nachwuchs betreffende erzieherische Aufgaben traten, welchem sie uneingeschränkt weisungsbefugt war und über dessen Eignung zum Diakonissen-Amt sie beschied. Neben die Autorisation zur *Führung bereits eingeseigneter Schwestern* trat der Anspruch, ein *affektives Verhältnis zu den Schwestern* aufzubauen um damit das Postulat der Mütterlichkeit umzusetzen. Enger mündlicher und schriftlicher Kontakt schienen Th. Fliedner als Verfasser der Instructionen notwendige Voraussetzung zur Schaffung dieses Verhältnisses zu sein. Die Verwaltung der Schwesternkasse sowie die Wahl der Weihnachtsgeschenke für die Diakonissen waren logische Konsequenz der eigentümlichen Personalunion der Vorsteherin von Vorgesetzter und mütterlicher Freundin, derer auch Caroline sich deutlich bewusst war<sup>11</sup>.

Übergeordnete Aufgabe des Vorstehers war die Vertretung der Anstalten nach außen, was sich in seinen Befugnissen manifestierte: Er war ermächtigt, Verträge mit auswärtigen Vorständen oder Privatpersonen zu schließen und zu kündigen, die gesamte Korrespondenz der Anstalten zu überwachen, die Durchführung von Kollekten zu kontrollieren. Zu seinen Pflichten gehörte das Entwerfen der Jahresberichte sowie das Führen der Oberaufsicht über die gesamte Anstalt mit ihren Zweiganstalten – was selbstverständlich die Respektierung der Befugnisse der Vorsteherin einschloss. Dem Vorstand zwar Rechenschaft schuldig, war es zunächst Recht des Vorstehers, eingehende Gelder in Empfang zu nehmen und zu quittieren. Überschneidungen mit den Verantwortlichkeiten der Vorsteherin ergaben sich durch diese Festschreibung in nur geringem Umfang. §6 seiner Berufspflichten sah vor, dass er im Namen

---

<sup>10</sup> Zugrunde gelegt wird die erste Instruction für den ersten Nachfolger Th. Fliedners, J. Disselhoff, vom Vorstand genehmigt am 6. Februar 1865 (AKD 86).

<sup>11</sup> Vgl. z.B. GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864. Deutlich differenziert Caroline hier zwischen „Vorsteherinnen- u. Mutter-Amt“.

des Vorstands unter Berücksichtigung der der Vorsteherin berufsmäßig zustehenden Rechte die oberste Aufsicht und Leitung der gesamten Anstalt zu führen habe. Während die Weisungsbefugnis der Vorsteherin für Männer bei Hausknechten und den Wärtern der Männerstation endete, unterstanden alle übrigen männlichen Angestellten („Anstaltsbeamten“) der Anstalten direkt dem Vorsteher. Die höheren Angestellten der Anstalt konnten indes nur vom Vorstand eingestellt und entlassen werden. Auch war die gesamte Öffentlichkeitsarbeit der Kontrolle des Vorstehers unterworfen. Berührungspunkte der Zuständigkeit von Vorsteher und Vorsteherin ergaben sich auch bei Aufnahme von Waisenkindern und Pensionairinnen. Aufnahme und Entlassung von Asylspfinglingen und Seminarzöglingen waren dagegen allein in das Ermessen des Vorstehers gestellt. In bezug auf das Pflegegeld hatte sich der Inspektor nach den Vorgaben des Vorstands zu richten. Auch der Lehrplan der ihm obliegenden christlichen und wissenschaftlichen Erziehung bedurfte der Genehmigung des Vorstands. Als erster Pfarrer und Seelsorger der Anstalten war dem Vorsteher in geistlichen Fragen weitgehend autonomes Handeln garantiert. Eindeutig gleichberechtigt erscheinen demgegenüber Vorsteher und Vorsteherin in Bezug auf Aufnahme und Entlassung von Diakonissen. Versetzungen von Diakonissen sollten i.A. gemeinsam beschlossen werden. Ebenso wie die Vorsteherin war der Vorsteher beim Unternehmen von Dienstreisen zur Rücksprache mit der Vorsteherin verpflichtet und bei längerer Abwesenheit ebenso wie sie von der Einwilligung des Vorstands abhängig. Der Entwurf des Etats für das kommende Haushaltsjahr und die Vorschläge für Pflegegeldtarife waren alleinige Aufgaben des Inspektors. Zur Ordnung der Finanzen sollte ein Schatzmeister unter seiner Aufsicht angewiesen werden, Bücher zu führen. In gleicher Weise sollte er die Führung einer Chronik für jede Anstalt führen bzw. führen lassen. Die Ausführung von Vorstandsbeschlüssen war alleinige Aufgabe des Inspektors. Die während der Amtszeit Th. Fliedners eingeführte Praxis, dass der Vorsteher durch die Vorsteherin bei Verhinderung in allen Belangen vertreten werden konnte, wurde beibehalten. Der weitgehenden Gleichberechtigung wurde auch in der Instruction für den Vorsteher dadurch Rechnung getragen, dass bei etwaigen Differenzen zwischen Vorsteher und Vorsteherin der Vorstand zu entscheiden hatte.

Die Instructionen für Vorsteher und Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt demonstrieren, wie stark der Aufbau des Mutterhauses dem Vorbild der bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert folgte<sup>12</sup>. Als Frau war die Vorsteherin in allen den Haushalt und die Kinder bzw. Schwestern betreffenden Fragen weitgehend autonom – wie der Vater in bürgerlichen Familien vertrat der Vorsteher der Diakonissen-Anstalt die Schwestern nach außen und war für die über Gemütsbildung hinausgehende Erziehung derselben zuständig. Die Konstellation macht deutlich, dass die Ausübung des Amtes der Vorsteherin für Caroline mit spezifischen Schwierigkeiten behaftet war: Mit eigener Familie, als Ehefrau und Mutter, musste Caroline zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben wie nach bürgerlicher Vorstellung nur der Mann aus ihrem häuslichen, familiären Rahmen heraustreten. Die Erfüllung ihrer Instruction war indes nur in allen, auch affektiven Bereichen uneingeschränkt möglich, wenn sie sie gerade nicht als außerhäusliche Tätigkeit begriff. Wie bewusst Caroline die Widersprüchlichkeit ihrer Situation war, wird aus einer Kontroverse mit Mariane v. Rantzau im Sommer 1847 deutlich, bei der auch die zentrale Vorstellung der Vorsteherin als „Mutter“ expliziert wird.

Die Probepflegerinnen in herzlicher „Vater- und Mutterliebe“ in Empfang zu nehmen trat als Postulat an Inspektor und Vorsteherin der Anstalten heran, wenn der Inspektor in offiziellen Dokumenten freilich auch nie direkt als „Vater“ bezeichnet wurde<sup>13</sup>.

Bereits in der zweiten 1839 noch für Friederike Fliedner entworfenen Instruction findet sich demgegenüber explizit die Vorstellung der Vorsteherin als „Mutter“<sup>14</sup>, in den – leider

---

<sup>12</sup> Vgl. die erschöpfende Behandlung der bürgerlichen Familie unter II. 3. 2.

<sup>13</sup> Vgl. III. in den Haus-Ordnungen und Dienst-Anweisungen: Verhältniß der Probepflegerinnen und Diakonissen zu der Direktion (GrFl IV i 3<sup>2-7</sup>).

undatierten – gedruckten Hausordnungen<sup>15</sup> wird die Vorsteherin quasi als „Mutter“ definiert: „Die Vorsteherin (Mutter) hat der innern Verwaltung der Diakonissen-Anstalt vorzustehen“, wird ihr Amt stets eingeführt. Auch als Th. Fliedner 1849 die Instructionen im Blick auf seine Reise nach Amerika speziell für Caroline überarbeitete, griff er selbstverständlich auf diese Bezeichnung zurück.

Erstaunlicherweise hatte Caroline sich jedoch nicht mit dem Eintritt in das Amt der Vorsteherin von den Schwestern als „Mutter“ anreden lassen, sondern erst nach einer Kontroverse mit Mariane v. Rantzau im Sommer 1847, in der Th. und Caroline Fliedner die Vorstellung explizieren mussten, die sich hinter dem Mutter-Gedanken verbarg.

Nachdem Mariane v. Rantzau im April 1846 als Oberin für das Diakonissenmutterhaus in Bethanien berufen worden war, war es Anliegen der Fliedners, Einfluss auf möglichst viele grundsätzliche Entscheidungen zu nehmen<sup>16</sup>, die vor der Einweihung Bethaniens im Oktober 1847 zu treffen waren. Neben der Regelung der Kleiderordnung war man besonders daran interessiert, Mariane v. Rantzau dazu zu bewegen, sich von den Schwestern „Mutter“ und nicht „Fräulein“ nennen zu lassen<sup>17</sup>. Hauptargument Carolines gegen die Anrede der Oberin mit „Fräulein“ war, Mariane v. Rantzau würde auf diese Weise „Frauen von Rang oder Bildung abschrecken, sich ihrem Kreis anzuschließen.“ Am 3. Juli 1847 antwortete Mariane v. Rantzau: „Sie sagen, ich solle mich nicht Fräulein von den Schwestern nennen lassen, aber sagen nicht wie sonst! Ich weiß nur, daß Sie „Mutter“ wünschen. Verzeihen Sie mir zunächst eine Frage, wenn Sie das so notwendig finden, warum thun Sie es nicht selbst, die doch ein so viel größeres Recht dazu haben. Sind Sie doch ohnehin Frau und Mutter, haben doch zu Ihren Nachkommen auch die Kinder Ihres Mannes angenommen. Sie sind mit der Pastorin zugleich Mutter geworden. [...] Das Wort Mutter klingt mir wie eine Lüge; wie kann ich mich z.B. in ein mütterliches Verhältnis zu einer [...] versetzten, die nicht nur an Jahren, sondern, was die Hauptsache ist, an christlicher Erkenntnis und Erfahrung mir weit voraus ist. [...] Sie werden mir die Verhältnisse der barmherzigen Schwestern entgegenhalten, die scheinen mir doch viel anders. Dort würde gewiß keiner ein solches Amt übertragen werden, gleich nach ihrer Aufnahme oder vielmehr schon vorher, nachdem sie nur eben 3 Monate im Mutterhaus oder etwas drüber gewesen. Dort werden sie in der Schwesternschaft erzogen und dann aus den erfahrensten, gereiftesten erwählt, die sind dann auch in allen Stücken den übrigen überlegen, was schon selbst Ehrfurcht gebietet. [...] Sie werden mich darin verstehen, wenn ich das Wort Mutter von der Hand ganz zurückweise [...]“. Die Antwort Th. Fliedners auf die Argumente Mariane v. Rantzaus am 20. Juli 1847 war ebenso verständnislos wie resolut: „Daß Sie noch immer ungewiß sind, wie Sie sich von unseren Schwestern nennen lassen, ist mir sehr leid. Daß ein trauliches Familienverhältnis untereinander wird stattfinden müssen, wenn Sie in schwesterlich christlicher Liebe zusammen wirken wollen, haben Sie oft ausgesprochen. [...] Nun scheinen mir nur zwei Benennungen das trauliche Familienverhältnis zu nennen und zu fördern, entweder Schwester Mariane oder Mutter. Letzteres zögen wir vor, weil dieser Name, ohne das Familienverhältnis zu stören, zugleich Ihre Überordnung und die Unterordnung der Schwestern und ihre Pflichten der Ehrerbietung und des willigen kindlichen Gehorsams ausdrückt, welches letztere auch für manche Schwestern not thut, die sich sogleich der Vorsteherin gleichstellen und in große Vertraulichkeiten übergehen wollen. [...] wie doch auch meine Frau sich schon längst hätte Mutter nennen lassen von den Schwestern, wenn sie

---

<sup>14</sup> FA II Fb 2. In der im Original leider nicht mehr auffindbaren, jedoch von STICKER, A., rekonstruierten ältesten, wahrscheinlich Anfang 1838 entstandenen Fassung, wird die Vorsteherin noch nicht direkt als Mutter bezeichnet. In §3 heißt es lediglich, dass die Vorsteherin den Diakonissen „mit Mutterliebe und Mutterernst“ in ihren Arbeitsfächern zu helfen habe. In §4 wird weiter ausgeführt, dass die Vorsteherin das Vertrauen der Schwesternschaft zu erlangen trachten müssen, damit diese sie als „mütterliche Freundin im Herrn“ erkennen könnten. Weiter habe sie mit „mütterlicher Besorgtheit auf die leiblichen Bedürfnisse der Schwestern“ zu achten.

<sup>15</sup> Vgl. GrFI IV i 3<sup>2-7</sup>: Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung für die Diakonissen.

<sup>16</sup> Vgl. dazu RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 124ff

<sup>17</sup> Vgl. den Brief Carolines an Mariane v. Rantzau vom 22. Juni 1847 bei SCHERING, E., Auftrag 89f.

ganz mit ihnen und für sie leben und nicht durch die ihr daneben gegebenen beiden Ämter Mutter von leiblichen und Stiefkindern und Pastorin für die Gemeinde zu sein, vielfach von diesem Zusammenleben abgehalten würde [...]. Je länger Sie sich Fräulein titulieren lassen, desto mehr schließt sich das Herz der Schwestern gegen Sie ab. Es ist ein untertäniges, knechtisches, kein kindliches Verhältnis, [...].“

Zweierlei wird aus den Schriftwechseln deutlich: Gegenüber der Anrede als „Mutter“ war Caroline in den ersten vier Jahren als Vorsteherin in Kaiserswerth renitent und hatte sich von den Schwestern offensichtlich mit „Frau Pastorin“ anreden lassen<sup>18</sup>. Th. Fliedners Rechtfertigung für dieses Handeln seiner Frau macht deutlich, dass Caroline sich dem Anspruch, geistige Mutter der Diakonissen zu sein, aufgrund familiärer Verpflichtungen nicht gewachsen gesehen hatte. Des Weiteren betrachtete Th. Fliedner die Anrede „Mutter“ deutlich als adäquates Instrument, Autorität positiv zu zementieren, ohne Eitelkeiten oder eine möglicherweise gegebene profane Hierarchie zu verletzen und auf diese Weise Resistenz bei Schwestern hervorzurufen. Unbedingter Gehorsam schien gesichert, Opposition der Schwestern gegen die Vorsteherin wurde durch die Festschreibung eines Familienverhältnisses im Keim erstickt.

Der Einwand Mariane v. Rantzaus führte den Fliedners vor Augen, dass es aufgrund der Vorbildfunktion des Mutterhauses in Kaiserswerth unmöglich war, dass Caroline sich nicht „Mutter“ von den Schwestern nennen ließ – eine Gewissensentscheidung, getroffen in dem Bewusstsein, dem Ideal der Vorsteherin aufgrund spezifischer Gegebenheiten nicht uneingeschränkt entsprechen zu können, musste dem untergeordnet werden, was professionelles Handeln erforderte. Um die Diskrepanz zwischen Direktive und eigener Praxis zu beheben, reagierte man prompt: Schon am 10. Oktober berichtete Caroline Th. Fliedner nach Berlin, wo dieser an den Einweihungsfeierlichkeiten des Mutterhauses Bethanien teilnahm: „Es erfreut u. rührt mich, daß auch unsere älteren Diaconissen als Sophie, Barbara, Helene o. Jettchen Frickenhaus mich so gern Mutter nennen. Die jüngeren Schwestern, die Lehrerinnen und Waisenkinder sind sämtlich ganz glücklich darüber, u. ich selbst fühle mich wie geadelt u. gehoben.“<sup>19</sup> – Die zweite Diakonissmutter war geboren.

Folgendes Zitat fasst in idealer Weise das spezifische, geradezu antiemanzipatorische Amtsverständnis Carolines zusammen, welches anhand von ihr vorgenommener Korrekturen an der speziell für sie 1849 entworfenen bzw. modifizierten Instruction im nächsten Schritt näher expliziert werden soll. „Vierzehn Jahre vorher [i.e. vor dem Tod Th. Fliedners am 4. Oktober 1864] hatte ich meinen Mann gebeten, wenn Gott ihm für den Fall seines Abscheidens einen Rath für mich ins Herz gäbe, mir denselben nicht vorzuenthalten. Und als er dann mehr von mir verlangte, als eine Mithelferin an der Anstalt in einzelnen Arbeitszweigen zu sein, wies ich ihn darauf hin, wie ich bisher mein Vorsteherinnen- u. Mutter-Amt in der Anstalt so ganz und gar nach seiner Anweisung und von ihm gestützt und vertreten führte, daß ich eigentlich nie Vorsteherinn war, sondern meines Mannes Gehülffin.“<sup>20</sup>

Den Tenor der oben zitierten Erklärung bestätigend, stellt die Mehrzahl der Modifikationen, die Caroline an der eigens für sie 1849 entworfenen Instruction vornahm, eine freiwillige Rücknahme ihr zugedachter Verfügungsbefugnisse dar. Wenige Abwandlungen stellen eine Spezifizierung (I.1), und Verallgemeinerung (I.4) dar, zwei Korrekturen tragen indirekt dem Sonderfall Rechnung, dass die Vorsteherin zwischen 1843 und 1864 Ehefrau des Vorstehers war (VIII., VIII.1).

---

<sup>18</sup> Vgl. z.B. AKD 3, Sophie Neese an Caroline Fliedner 1846. Die Anrede „Frau Oberinn“ wurde als unpassend empfunden, da Th. Fliedner ihn haßte (FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 27. März 1884.

<sup>19</sup> FA IV a 1 vol 2. Th. Fliedner reagierte verständlicherweise erleichtert: „Daß Dich die Schwestern gern Mutter nennen, freut mich sehr. Die Königin ist auch mehr für den Mutter-Namen [...]“ FA II k a 13 2, Brief Th. Fliedners an Caroline vom 15. Oktober 1847.

<sup>20</sup> Ebd.

Im Besonderen fällt auf, dass Caroline davor zurückwich, selbständig *Entscheidungen* zu treffen und Verantwortung für dieselben zu übernehmen (vgl. IV. 5, VI. f, VII., VIII., VIII.1, VIII.2, IX.). Jede Verfügung schien ihr der Zustimmung des Inspektors bedürftig. Darüber hinaus weisen die Anmerkungen darauf hin, dass sie peinlich um *Vermeidung einer Kompetenzüberschreitung* bemüht war, mit der sie den Zuständigkeitsbereich des Inspektors tangiert hätte (II., IV. IV.1, XIV.). Angesichts der Verantwortung, die Caroline im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus getragen und die die Arbeit in Kaiserswerth nachweislich befruchtet hatte<sup>21</sup>, wirken die selbst auferlegten Einschränkungen paradox, die Vorsicht übertrieben. Sobald durch von ihr zu treffende Personalentscheidungen über ihr Gegenüber hinaus Dritte direkt oder indirekt betroffen waren, wollte Caroline nicht nur die Möglichkeit haben, sondern sich zur Rücksprache mit dem Inspektor verpflichtet wissen. Da ihre Modifikationen auch nicht wirklich einen Versuch darstellen, ihre Aufgabenfülle zu reduzieren, unter der sie nachweislich gelitten hatte, scheint mir Caroline durch ihre Eingaben ihre Handlungsfähigkeit in der Abwesenheit Th. Fliedners bewusst paralysiert zu haben, um ihren Mann auf diese Weise zu möglichst permanenter Anwesenheit in Kaiserswerth zu verpflichten.

Dem zaghaften Umgang mit ihrem Amt entspricht andererseits, dass sie – um die an das Amt gebundene Verantwortung wohl wissend – es auch äußerst selten als solches bezeichnete und sich in Schriftwechseln mit ihrem Mann oder Familienmitgliedern i.d.R. des profanen Berufsbegriffs zur Umschreibung ihre Aufgaben bediente. Während sie die Tätigkeit der Diakonissen stets als Amt bezeichnete, taucht der Begriff in ihrer privaten Korrespondenz in Bezug auf ihre eigene Arbeit selten auf: „Ich aber gewann durch diesen Anblick [i.e. das Sterben einer Diakonisse in den Armen einer anderen] große Freudigkeit zu dem Amte, das der Herr dir vor allem, mein theurer Mann, u. auch mir zum kleinen Theil, durch dich vertrauet hat, [...]. Es ist ein köstlich Vorrecht Diaconissin sein, oder irgendwie dies selige Amt fördern.“<sup>22c</sup> Während deutlich wird, dass ihre Aufgaben positiv erfahren der Amts-Bezeichnung gewürdigt wurden, gebrauchte sie den Begriff auch zur Vergegenwärtigung ihres höheren Sinns, wenn ihre Arbeit Kummer mit sich brachte: „Da bat ich denn Gott um Kraft u. Hülfe seinen Ruf zu vollbringen; jetzt meinem Amte zu leben, u. auch Dich dafür als Dein Bestes u. Höchtes leben u. reisen zu lassen“<sup>23c</sup>, teilte sie ihrem Mann nach der Schilderung heftiger Anfechtungen mit. Mit ähnlicher Intention verwendet sie den Begriff elf Monate später: „Ich will Dich aber nicht loben, sondern lieben; u. wenn ich sage, daß Dein Eifer der Vergebung bedarf, so sage ich noch viel zuversichtlicher, daß meine Trägheit u. Lauheit im Amte noch viel größere Vergebung bedarf.“<sup>24c</sup> Natürlicher und häufiger benutzte Caroline den moralisch anspruchsloseren, weil nicht eine von Gott verliehene Würde bezeichnenden, Berufs-Begriff<sup>25</sup>. Für die Tätigkeit ihres Gatten verwendete sie bis auf eine

---

<sup>21</sup> Ebd. „Der Herr wird selbst Dir zeigen, wie lange Du so arbeiten sollst; aber ich wünsche, daß Dich der Herr noch viele Jahre in Frieden und Segen an dem Werke wirken läßt, wozu er Dir hat besondere Gaben gegeben durch Deine frühere Lebensführung und durch die langen Erfahrungen.“ Signifikant ist, dass ausdrücklich Bezug auf die Zeit vor ihrem Eintritt in die Kaiserswerther Anstalten genommen wird.

<sup>22</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. August 1844.

<sup>23</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849.

<sup>24</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 5. Mai 1850.

<sup>25</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1. 2. 3, Briefe Carolines an Th. Fliedner vom 24. Oktober 1845, 27. Juni 1849, 27. Mai 1850, 26. März 1851. Wie trivial die Vorstellung tatsächlich war, die sich hinter Carolines Berufs-Begriff verbarg, wird deutlich in einem Brief an ihren Bruder Gustav vom 15. März 1883, in dem sie über ihre Übersiedlung nach Monsheim berichtet: „Ich finde nun vorläufig meinen Beruf darin meinem Sohn sein Haus wohnlich u. gemüthlich zu machen“ (FBB). In ihren Briefen an die Schwestern (GrFI IV g 3a) bediente sie sich demgegenüber stets der Amts-Bezeichnung: „Euch aber, meine lieben Schwestern, möchte ich daran erinnern, daß Euer Amt eine vom Herr verliehene Gnade ist“, mahnte sie z.B. die Diakonissen am 16. September 1867 und verlieh der theologischen Verwurzelung des Amts-Begriffs Ausdruck.

Ausnahme ausschließlich „Beruf“<sup>26</sup>. Das Ausfüllen der Position der Vorsteherin war für Caroline im Zusammenspiel mit der Position des Vorstehers, ihres Ehemanns, oft Last, was dazu führte, dass Caroline sie völlig neutral mehr als Beruf als als von Gott verliehenes Amt empfand und bezeichnete.

In einem Vergleich der noch für Friederike Fliedner entworfenen ersten Instruction von 1839<sup>27</sup> mit der zehn Jahre später für Caroline überarbeiteten sollen im Folgenden die spezifischen, möglicherweise Carolines Persönlichkeit Rechnung tragenden Änderungen erörtert werden.

Die erste signifikante Modifikation der Instruction von 1849 besteht in der von Caroline freilich zurückgewiesenen unkommentierten Aufgabe I. 5, der Regelung der Finanzen. Die ursprüngliche Fassung sah durch die Pflicht zur Vorlage von Quittungen eine umfassende Rechtfertigung der Vorsteherin über sämtliche die Ökonomie der Anstalten betreffenden Ausgaben vor – nicht zuletzt, weil zu diesem Zeitpunkt das Amt des Kassenführers bzw. Schatzmeisters offensichtlich noch nicht von der Vorsteherin bekleidet wurde, wie es dann in Carolines Amtszeit bis 1856 der Fall war<sup>28</sup>. Abgesehen vom Recht zur Berufung und Entlassung von Wärtern, weiblichen Dienstboten und von Hausknechten (I. 7), das der Vorsteherin erst 1849 als Aufgabe übertragen wurde, sind die Änderungen gegenüber der ursprünglichen Instruction unter I. marginal – da die Beaufsichtigung des Dienstpersonals durch die Vorsteherin wie noch 1839 1849 nicht mehr explizit erwähnt wird, scheint mit zunehmender Größe des Werks auch auf den Aufgabenkreis der Vorsteherin das Subsidiaritätsprinzip Anwendung gefunden zu haben. Die Überwachung der Observanz der Tagesordnung bei allen Anstalts-Genossen war bereits von Anfang an Teil der Aufgaben der Vorsteherin, doch scheint sie erst 1849 offiziell die Möglichkeit erhalten zu haben, Ignoranz derselben zu sanktionieren: Während die Hausordnung 1839 noch den Hinweis enthielt, dass nach Verweis der Delinquentin und erneutem Verstoß gegen die Vorschriften dieselbe an den Inspektor zu verweisen sei, fehlt dieser Zusatz 1849 (II.). Die Vorschriften der Vorsteherin in Bezug auf die Überwachung der Pflege waren 1849 wesentlich offener gestaltet (III.), da der Vorsteherin die zentralen pflegerischen Erfordernisse nicht minutiös als Katalog zur Überprüfung aufgezählt, sondern Maßnahmen in ihr Ermessen gestellt wurden. Vermutlich trug Th. Fliedner auf diese Weise Carolines umfassender pflegerischer Vorbildung und ihrer Erfahrung in der Personalführung Rechnung – u.a. war es nicht mehr wie 1839 erforderlich, vor der Versetzung einer Pflegerin innerhalb des Krankenhauses der Anstalt den Inspektor um sein Einverständnis zu ersuchen. Das Verhältnis der Vorsteherin zu den Probeschwestern erfuhr durch die Überarbeitung 1849 keine wesentlichen Veränderungen. Stärker als in der modifizierten trat in der ursprünglichen Fassung der Gedanke der emotionalen Verbindung der Vorsteherin zu den Diakonissen hervor. Heißt es noch 1839 „Eine Hauptaufgabe der Vorsteherin ist, sich das Vertrauen der Probediakonisse und Diakonissen zu erwerben, daß dieselben sie als mütterliche Freundin im Herrn erkennen, sich mit Offenheit und Unbefangenheit über ihr Inneres und Äußeres gegen sie aussprechen, ihr mit Ehrerbietung begegnen und ihre Anweisungen mit willigem Gehorsam befolgen“, lautet die nüchterne Zusammenfassung dieser Aufgabe 1849 (VI.) nur noch: „Sie ist die nächste Vorgesetzte aller Diakonissen, u hat sie in ihrem Berufe zu beaufsichtigen.“ Auch die jeweiligen Präzisierungen der Aufgabe sind 1849 wesentlich kürzer als ursprünglich, was darauf hindeutet, das sich das affektive Verhältnis der Vorsteherin zu den Schwestern – nicht zuletzt vermutlich aufgrund der gewachsenen Schwesternzahl – zunehmend zu einem sachlichen

---

<sup>26</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1848, am 15. Juni 1849. Nur am 25. Oktober 1854 bediente sie sich in Bezug auf ihn der Amtsbezeichnung.

<sup>27</sup> FA II Fb 2.

<sup>28</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 569.

dienstlichen Verhältnis entwickelte<sup>29</sup>. Die Institution des Inneren Raths (IX.) trat neben die der Vorsteherin 1839 gegebene Möglichkeit, sich durch Übertragung ihr obliegender Arbeiten auf passende Pflegerinnen Arbeiterleichterung zu verschaffen. Zahlreiche Unwichtig- bzw. Selbstverständlichkeiten, die 1839 noch in die Instruction aufgenommen worden waren, finden sich zehn Jahre später nicht mehr. Gleichwohl belegen zahlreiche Beispiele, dass sie im Alltag selbstverständlich praktiziert wurden<sup>30</sup>. Im Rahmen der Koordination der Vorsteherin entfiel die Bestimmung in der Instruction, die die Pflicht zu unbedingtem Gehorsam der Vorsteherin gegenüber dem Vorsteher schriftlich fixierte. Die Kompetenzerweiterung der Vorsteherin manifestierte sich 1849 in verschiedenen neuen Bestimmungen, die eine gewisse Gleichberechtigung des Vorstehers und der Vorsteherin erkennen lassen: Besonders bei Personalentscheidungen und dem Entwurf von Instructionen (VIII., XIII.) sollte das Votum der Vorsteherin mindestens eben solches Gewicht wie das des Vorstehers finden.

Gegenüber der 1839 entworfenen Instruction für die Vorsteherin stellt die zehn Jahre später modifizierte eine eindeutige Kompetenzerweiterung dar: I.S. der Koordination der Vorsteherin erscheint sie in weit höherem Maß als Autoritätsperson als zuvor. Die affektiven Komponenten scheinen zugunsten der Vorstellung der Pädagogin völlig aus dem Mutter-Gedanken verdrängt – wie die Kontroverse der Fliegners mit Mariane v. Rantzau bereits 1847 deutlich zeigte. Im nächsten Schritt ist zu untersuchen, in welcher Weise die Instruction der Vorsteherin 1865 modifiziert wurde<sup>31</sup>, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass Vorsteher und Vorsteherin nicht länger ein Ehepaar waren.

Der am 6. Februar 1865 vom Vorstand genehmigte Entwurf der Instruction entspricht im Wesentlichen der Instruction von 1849 – lediglich VI. c, das Recht der Vorsteherin, von den Diakonissen Bericht zu verlangen, scheint ersatzlos gestrichen worden zu sein. IX. wurde VIII. integriert. Hinzugefügt wurde eine Bestimmung, die das 1849 erhaltene Recht der Vorsteherin auf Sitz und Stimme in der Direktion schriftlich fixierte. Zur Durchführung von Inspektionsreisen wurde gleichermaßen für Vorsteher wie für Vorsteherin das Erfordernis der Zustimmung des Vorstands eingeführt. Um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass mit dem Tod Th. Fliegners die Posten von Vorsteher und Vorsteherin nicht mehr von einem Ehepaar bekleidet wurden, wurde im letzten Abschnitt festgelegt, dass die letzte Entscheidung bei eventuellen Differenzen von Vorsteher und Vorsteherin beim Vorstand lag.

Interessant sind nun wiederum die Modifikationen, die Caroline vornahm. Stärker noch als 1849 wies sie ihre Rechte im Sinne freiwilliger Unterordnung unter den Vorsteher zurück. §1 änderte sie dahingehend, dass sie sich – wie in der Instruction von 1839 ursprünglich vorgesehen – bedingungslos dem Inspektor unterordnete: „Die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth mit ihren Zweiganstalten wird unter der Leitung des Vorstandes durch den Inspektor und *unter ihm das Innere derselben durch die Vorsteherin nach Maßgabe des Statuts der Grundgesetze* vom 29sten Februar 1844 und dieser Instruction, resp: der

---

<sup>29</sup> Ebd. Die 1839 noch als wichtig hervortretende Sorge um die Gesundheit und psychisches Wohl der Schwestern trat 1849 völlig hinter Vorschriften zurück, die mehr der Überwachung und Kontrolle der Schwestern zu dienen schienen. Außerdem wird die Pflicht der Vorsteherin zu Liebe, Freundlichkeit und Geduld gegenüber den Schwestern 1849 ebenso wenig wieder aufgenommen wie die Pflicht zu Gebet für dieselben.

<sup>30</sup> So war ursprünglich beispielsweise die Pflicht der Vorsteherin in ihrer Instruction verankert, im Bedarfsfall Schwestern in neue Arbeitsfelder zu begleiten, dem Vorsteher im Falle externer Anforderung von Personal Vorschläge zu machen sowie den Vorsteher über Berichte der Schwestern umfassend zu informieren. Als gänzlich selbstverständlich darf betrachtet werden, dass ein wöchentlicher Bericht der Vorsteherin den Vorsteher über den Zuständigkeitsbereich der Vorsteherin informierte. Des Gleichen empfand man 1849 keinen Bedarf, die Pflicht der Vorsteherin, ihre Kleidung an die der den Diakonissen vorgeschriebene anzupassen, wie 1839 schriftlich zu fixieren. Auch über das Gehalt der Vorsteherin schweigt die Instruction von 1849 im Gegensatz zu der ursprünglichen.

<sup>31</sup> AKD 86.

Instruction für den Inspektor verwaltet. Die Vorsteherin ist dem Inspektor koordinirt.<sup>32</sup> Aus dieser Vorgabe, gewissermaßen Erklärung des Verständnisses ihres Amtes, ergab sich für Caroline die Notwendigkeit zu weiteren Modifikationen. Die unter IV.1 fixierte Aufgabe der Leitung des Unterrichts der Probeschwestern, der ursprünglich völlig autonom von ihr gelenkt werden sollte, modifizierte sie i.S. einer völligen Unterordnung unter den Inspektor: „Bei den Lehrschwestern gehört ihr leitet sie auch unter dem Inspektor deren Vorbildung für die häuslichen und Pflegearbeiten sowie für die weiblichen Handarbeiten.“ Auch ihre Befugnisse in Bezug auf die ihr direkt unterstellten Probeschwestern beschnitt sie (IV.4): „Die Versetzung der Probeschwestern aus dem Mutterhause in die hiesigen Zweiganstalten oder nach auswärtigen bespricht sie zuvor erfolgt nur im Einverständnis mit dem Inspektor.“ Auch die ihr unter V.2 zugeordneten Kompetenzen schränkte sie ein: „Wenn durch Krankheit, Widersetzlichkeit oder andere unvorhergesehene Fälle eine schnelle Versetzung nöthig wird, so ist sie dazu befugt, auch ohne vorherige Besprechung, *wenn diese nicht möglich sein sollte*, macht aber alsdann dem Inspektor an demselben Tage davon *schriftlich oder mündlich mit Darlegung der Gründe* Anzeige.“ Auch VIII. modifizierte sie dahingehend, dass die Probemeisterinnen nur in Übereinstimmung mit dem Inspektor zu wählen seien. Das Recht, auf Inspektionsreisen Diakonissen und Beamte des Vereins vom Dienst suspendieren zu dürfen, reduzierte sie auf die Diakonissen: „Die Vorsteherin bedarf zu Reisen von größerer Ausdehnung, in gleicher Weise wie der Inspektor, der Zustimmung des Vorstandes. Sie kann auf ihren Inspektionsreisen Diakonissen, wenn es rasch nöthig ist, und Beamte des Vereins suspendiren ins Mutterhaus versetzen, vorbehaltlich der demnächstigen sofortigen begründeten Anzeige an den Inspektor Vorstand, welcher über die definitive Entlassung entscheidet.“

Anlässlich der dritten General-Conferenz der Diakonissen-Mutterhäuser am 23. und 24. September 1868 in Kaiserswerth wurde die Rolle der Oberin<sup>33</sup> angesichts der durch Th. Fliedners Tod veränderten Situation ausführlich dargelegt. Zunächst wurde festgestellt, dass eine optimale Führung des Mutterhauses durch eine Oberschwester und einen außerhalb der Anstalt wohnenden Geistlichen, im Gegensatz zu der Leitung durch Hauseltern, erreicht werden könnte. Begründet wurde die Erklärung mit dem Bedarf der Mutter im Mutterhaus, der nicht durch anderweitige familiäre Verpflichtungen beeinträchtigt werden dürfe. Mögliche fehlende Führungsqualitäten glaubte man zuversichtlich, durch den beruflich an ihre Seite gehörigen Geistlichen heilen zu können. Unbedingte Kooperation hinsichtlich der Entscheidungen über Probeschwestern und Diakonissen wurde auch weiter vorausgesetzt. Zur Sicherung der Respektierung der Oberin durch die Schwestern sollte ihr von Kontrolle durch den Vorstand freies Handeln garantiert sein: Man glaubte Weisungen der Oberin, empfangen von sich in kindlicher Abhängigkeit und kindlichem Vertrauen von ihr wissenden Schwestern, zuverlässiger befolgt zu sehen als durch den Vorstand ergangene. Der konsequenten Ausgestaltung des Muttergedankens entsprach die Festschreibung der Anrede der Schwestern mit „du“. Mütterlicher Umgang mit den Schwestern, der auch eine gewisse Großzügigkeit beinhaltete, sollte bei diesen zugleich deren Gefühl der Verbundenheit mit demselben wie das der Verpflichtung wach halten. An die Stelle von Blutsverwandtschaft sollte Geistesverwandtschaft treten. Dies erzieherisch zu fördern, etwa durch Begrenzung der Kontaktpflege mit der Familie, war eine der Kernaufgaben der Oberin. Um den Eindruck einer Alleinherrschaft zu vermeiden und den Austausch untereinander zu pflegen, galten

---

<sup>32</sup> Wie bei der vollständig zitierten Instruction von 1849 bezeichnen die unterstrichenen Worte Streichungen von Caroline, das kursiv Gedruckte ihre handschriftlich eingefügten Ergänzungen bzw. Modifikationen.

<sup>33</sup> Im Kaiserswerther Mutterhaus war die Bezeichnung Oberin nicht gebräuchlich. Auch nach der Gründung anderer Mutterhäuser, die die weibliche Leitung des Mutterhauses Oberin nannten, blieb man der von Anfang an verwendeten Bezeichnung „Vorsteherin“ treu. Das Beispiel demonstriert, dass die Basis der in der Kaiserswerther Generalkonferenz zusammengeschlossenen Mutterhäuser dieselbe war, jedoch marginale Unterschiede existierten.

regelmäßige Schwesternkonferenzen und die Konferenzen des inneren Rates sowie die Zugestehung des Vetorechts als adäquate Instrumente. Obgleich idealerweise „selbst eine Diakonissin von ganzem Herzen, völlig dem Herrn ergeben, den Schwestern vorleuchtend in allem, was einer Diakonissin ziemt“, wurden Führungsqualitäten als unbedingte Voraussetzung für das Amt der Oberin betrachtet<sup>34</sup>.

Bevor Caroline im März 1883 das Amt der Vorsteherin an ihre (Stief)Tochter Mina weitergab, wurde die Instruction vom 6. Februar 1865 am 27. Februar 1883 unter Berücksichtigung sämtlicher von Caroline gemachter Eingaben auch für ihre Nachfolgerin ohne weitere Modifikationen verabschiedet<sup>35</sup>. Caroline hatte die Freiräume, die ihr Mann ihr 1849 geben wollte, nicht nur zu seinen Lebzeiten klein gehalten, um äußerst enge Zusammenarbeit mit ihm zu sichern, sondern über seinen Tod und ihre Amtszeit hinaus autonomes Handeln der Vorsteherin durch explizite Unterordnung unter den Vorsteher unmöglich gemacht. Die Motive für die freiwillige Abtretung von Rechten müssen dem Bereich der Spekulation überlassen bleiben: In den tradierten Dokumenten finden sich an keiner Stelle Gründe oder eine Erklärung für dieses Verständnis des Amtes der Vorsteherin. Festzuhalten ist indes, dass Caroline durch ihre Einflussnahme auf die Instructionen über ihren Tod hinaus die Führungskompetenz der Vorsteherinnen der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth massiv geschwächt und im Gegensatz zu Th. Fliedner oder zum Vorstand von 1865 ein Verständnis der Frau als Gehilfin des Mannes (Gen 2, 18) fixiert und zementiert hat. Die Jahre 1849, 1865 und 1883, in denen die Instructionen für die Vorsteherin modifiziert und verabschiedet wurden, markieren einschneidende Veränderungen des Amtes der Vorsteherin. Wie ausführlich dargestellt wurde, waren die des Jahres 1849 von großer Bedeutsamkeit für Carolines Amtszeit. Nach Th. Fliedners Tod trat am 17. Oktober 1864 der Vorstand zusammen, um hauptsächlich die Frage der Stellung Carolines als Vorsteherin zu erörtern. Da der Vorstand sich nicht zu einer überstürzten Neuwahl des Inspektors veranlasst sah, wurde Caroline mit der interimistischen Leitung der Anstalten beauftragt, ihr Stiefsohn Georg Fliedner, dem Wunsch des Verschiedenen folgend, zu ihrem Assistenten ernannt und Julius Disselhoff in den Vorstand aufgenommen und zum „Sekretair“ desselben erwählt. Außerdem wurde Caroline ermächtigt, im Namen des Vorstandes zu zeichnen. Am 7. November 1864 wurde sie außerdem befugt, „im Namen des Vorstands des Vereins und so lange die Stelle eines Inspektors nicht besetzt ist, alle für die Anstalt eingehenden Gelder zu erheben, so wie die nöthigen Zahlungen zu leisten, auch rechtsgültig zu quittiren.“ Am 12. Dezember d.J. folgte für den Fall der Notwendigkeit der Beschluss, „für die Pastorinn Fliedner eine notarielle Vollmacht für die vorbenannten Zwecke oder in anderer Beziehung ausstellen zu lassen, [...]“<sup>36</sup> Mit der einstimmigen Wahl Julius Disselhoffs am 19. April 1865 und seiner Amtseinführung am 14. Juli d.J. erloschen diese Kompetenzen, die von Caroline selbst vorgenommenen, ausführlich dargestellten Modifikationen ihrer am 6. Februar 1865 in Kraft getretenen Instruction taten ein Übriges, sie zumindest nach außen stark hinter den neuen Vorsteher zurücktreten zu lassen<sup>37</sup>.

---

<sup>34</sup> Vgl. Der ARMEN- UND KRANKENFREUND 20 (09/10 1868) 148ff.

<sup>35</sup> AKD 86.

<sup>36</sup> Vgl. zu den Angaben das Protokollbuch des Rheinisch-Westphälischen Diakonissenvereins (ADK o.Sign.).

<sup>37</sup> M.E. urteilt FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 81, zu Unrecht: „Die Stellung Caroline Fliedners ist nach dem Tode ihres Mannes eine gestärkte.“ Als Beleg wird ihr Brief an die Schwestern vom 25. Oktober 1864 herangezogen (GrFl IV g 3a): „Vierzehn Jahre vorher hatte ich meinen Mann gebeten, wenn Gott ihm für den Fall seines Abscheidens einen Rath für mich ins Herz gäbe, mir denselben nicht vorzuenthalten. Und als er dann mehr von mir verlangte, als eine Mithelferin an der Anstalt in einzelnen Arbeitszweigen zu sein, wies ich ihn darauf hin, wie ich bisher mein Vorsteherinnen- u. Mutter-Amt in der Anstalt so ganz und gar nach seiner Anweisung und von ihm gestützt und vertreten führte, daß ich eigentlich nie Vorsteherinn war, sondern meines Mannes Gehülfinn. [...] Ich fragte ihn nun, ob mit seinem Austritt aus dieser Zeitlichkeit, nicht auch für mich das Amt der Anstalts-Vorsteherinn aufhörte, zu dem ich mich, ohne ihn ganz untüchtig fühlte. Seine Antwort war: „Wer ist hirtzu tüchtig?“ – Später habe ich ihm unter Thränen gesagt, daß es mir im Grunde nur darauf ankomme, Gottes Willen zu erkennen, dem zu folgen mein unbedingter Wille wäre. – Die obige, an jenem

## 5. Carolines Umsetzung der Instruction

Abgesehen von der Regelung der Kleiderordnung, einiger in den Jahren 1843 bis 1864 entstandener, von Caroline verfasster Instructionen für bestimmte Positionen innerhalb des Mutterhauses und des Diakonissen-Krankenhauses sowie weniger erhaltener Briefe an bzw. von Schwestern geben lediglich die während Dienstreisen eines der Ehegatten gewechselten Briefe Aufschluss über die Amtswahrnehmung Carolines. Ausgehend von den Briefen Carolines an Th. Fliedner soll deshalb im Folgenden die Entwicklung nachgezeichnet werden, die in Bezug auf die Umsetzung ihrer Instruction erkennbar wird. Ob mit dem Tod Th. Fliedners, auf den hin Caroline unmittelbar den Gedanken der Koordination der Vorsteherin aus ihrer Instruction ausgeschieden hatte, ihr Amtsverständnis eine Veränderung erfuhr, soll anhand von Rundschreiben an die gesamte Schwesternschaft sowie Briefen an einzelne Diakonissen zwischen 1864 und 1883 untersucht werden.

Das Bild von Caroline als Vorsteherin ist in Abgrenzung zu der Amtsausübung ihrer Vorgängerin Friederike Fliedner geb. Münster durch eine Reduktion ihrer Persönlichkeit auf preußische Qualitäten bis in die heutige Zeit vielfach einseitig negativ geprägt: „Fünf Jahre lang hatte Friederike Fliedner um die Heranbildung mündiger Frauen gerungen. Ihre Nachfolgerin, Karoline Fliedner geb. Bertheau, Theodor Fliedners zweite Frau, führte im Sinne der Restauration das Ordnungsgefüge von Vorgesetzten und Untertanen in aller Strenge durch. Was im Kampf um die evangelische Freiheit begonnen, wurde, dem allgemeinen Zeitgeist folgend, im Dringen auf Gehorsam gegen das Gesetz ausgebaut“, fasst Anna Sticker die Wirken Carolines zusammen<sup>38</sup>. Die Einschätzung stützt sich fast ausschließlich auf eine einzige Stellungnahme zur Kleiderordnung, deren Überwachung der Vorsteherin gem. §2. II. ihrer Instruction oblag. Bevor die Amtswahrnehmung Carolines aus den Schriftwechseln mit ihrem Mann und im Anschluss daran anhand zahlreicher nach 1864 verfasster Rundschreiben an die Diakonissen sowie an einzelne Schwestern erhoben werden soll, empfiehlt sich deshalb zu Beginn die Untersuchung ihrer Einflussnahme auf die Kleiderordnung und andere Regeln.

### 5.1 Caroline im Spannungsfeld zwischen Aufrechterhaltung der Ordnungen und der Wahrung der Interessen der Schwesternschaft

Eine zentrale Rolle in der Struktur der Diakonissen-Anstalt spielte ab 1838 die Kleiderordnung. Als Schwestern in diesem Jahr außerhalb des Mutterhauses tätig wurden, sah man sich zur Vereinheitlichung des Bildes, das die Diakonissen nach außen transportierten, genötigt, eine Dienstkleidung der Diakonissen verbindlich festzulegen<sup>39</sup>:

---

unvergeßlichen Montag Morgen mir erteilte bestimmte Anweisung meines seligen Mannes überraschte mich; aber ich danke Gott dafür, denn sie macht mein Herz gewiß, wenn auch schwer und bange. Es ist mir heilige Pflicht, derselben Folge zu leisten, so weit der Herr mirs zuläßt und mir hilft.“ Die von Caroline persönlich vorgenommene Reduktion ihrer Zuständigkeiten scheint mir darauf hinzudeuten, dass die Erklärung der Befolgung der Anweisung sich nur auf ihre Bereitschaft zur Fortsetzung des Vorsteherinnen-Amtes, nicht auf seine Forderung, mehr als Gehilfin zu sein, bezieht.

<sup>38</sup> STICKER, A., Wer 8. Auch FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 37, trifft fast vierzig Jahre nach Anna Sticker 1998 eine ähnliche Einschätzung, wenn sie feststellt: „Mit ihrem starken Willen zur Form bestätigte sie als Vorsteherin ihren Mann in der autoritären Handhabung der Ordnungen.“ Sie reduziert das harte Urteil freilich, indem sie weiter feststellt: „Sie war den Schwestern nicht nur Ordnungshüterin, sondern sie versuchte sich um ihre persönlichen Bedürfnisse zu kümmern und ihnen, wie sie es nannte, den Beruf lieb zu machen.“

<sup>39</sup> Zuvor hatte die handschriftliche Hausordnung unter §42 lediglich festgeschrieben: „Die Schwestern haben sich der größten Ordnung und Reinlichkeit sowohl in ihrer Kleidung und an ihrer Person als an den ihnen anvertrauten Kranken zu befleißigen und zu sorgen, daß Reinlichkeit und Nettigkeit in allen Lokalen und an allen Hausgenossen den heitern Geist der Ordnung und Reinlichkeit abspiegele, der Leib und Seele so wohlthut (zit. nach STICKER, A., Friederike Fliedner 167).

„Die Diakonissen haben die von der Direktion vorgeschriebene Kleidung (s. die Kleider-Ordnung in Anhang X.), an Werk- und Sonntagen, sowohl in der Anstalt, als in der Stadt und auswärts zu tragen, und dürfen sie nicht mit anderen vertauschen. Diese Diakonissentracht besteht in den vorgeschriebenen Werktags- und Sonntags-Mützen und Kragen, in dem dunkelblauen gedruckten Kleide, und der blauen Schürze für den Werktag; in dem dunkelblauen Merinokleide, und der kohlschwarzen Merinoschürze für den Sonntag. Zum Ausgehen tragen sie den vorgeschriebenen Hut von kohlschwarzer Seide, und eng anschließender Form, ohne alle Verzierung, das Umschlagtuch, von kohlschwarzer Wolle und wenn die Witterung es nöthig macht, den vorgeschriebenen Mantel von kohlschwarzem Merino. Die Hauskleidung, welche die Diakonissen-Anstalt ihnen frei liefert, sind die gedruckten Kleider, deren eine Pflegerinn gewöhnlich 4 hat, die Kragen, die Sonntags- und Werktags-Mützen, und die blauen Schürzen.

Beim Antritte des Diakonissen-Amtes, erhalten sie ein blau Merino-Sonntagskleid, ein Halstuch von schwarzem Merino, und eine schwarzwollene Schürze unentgeltlich. Was sie von diesen Kleidungsstücken aber späterhin mehr nöthig haben, müssen sie sich von ihrem Gehalte anschaffen. Den Mantel und Hut, Regenschirm, Koffer, Reisesack etc. haben sie sich auch selbst anzuschaffen<sup>40</sup>, lauteten die allgemein verbindlichen Bestimmungen, denen auch Caroline als Vorsteherin gem. §2 VI. e) verpflichtet war. Neben der äußeren Funktion hatte die Tracht auch nach innen Signalwirkung, weil sie vorhandene Standesunterschiede der Pflegerinnen nivellierte<sup>41</sup>. Durch die äußere Homogenität hoffte man die innere Einheit der Schwesternschaft erreichen und sichern zu können. Die erste überlieferte Stellungnahme Carolines zur Kleiderordnung findet sich in einem Brief an Mariane v. Rantzau vom 22. Juni 1847. Caroline erwartete bedingungslose Akzeptanz der Einführung einer mit Kaiserswerth identischen oder zumindest ähnlichen Kleiderordnung, „wenn Sie diese strenge einfache Kleiderordnung erst als etwas wesentliches erkannt haben für das Diakonissenwerk.“ Eine Kleiderordnung, die möglichst wenig Variationsmöglichkeiten im Erscheinungsbild der Diakonissen bot, trug nach ihrem Empfinden zur Gleichförmigkeit ein. Darüber hinaus erschien sie ihr als wirksames Instrument zur Vermeidung von Eitelkeit (und damit vermutlich zum Schutz vor Versuchung des anderen Geschlechts)<sup>42</sup>.

1848 – gegenüber 1842, dem Todesjahr Friederike Fliedners war das Werk um über 350% von 23 auf 81 Diakonissen angewachsen – sah sich der Vorstand mit der Situation konfrontiert, „daß gar manche unserer lieben Diaconissen sich eine Abweichung von der vorgeschriebenen KleiderOrdnung zu Schulden kommen lassen<sup>43</sup>“. Zuständig für die Überwachung der Einhaltung der Hausordnung war es Carolines Aufgabe, die Dissidentinnen auf das rückzuverpflichten, was sie bei ihrem Eintritt ins Mutterhaus mit der Hausordnung unterzeichnet hatten. Ungewöhnlich scharf, ohne einleitende Worte, wandte sich Caroline zu diesem Zweck in einem Rundschreiben an die Schwesternschaft um deren Konformität mit der Hausordnung zurückzuerreichen. „Wie nöthig eine bestimmte Kleiderordnung ist, könnt Ihr nicht in dem Maaße erkennen, wie wir, die wir das Amt vom Herrn empfangen haben, Eurer Viele zu leiten, und zu beaufsichtigen, und wir können uns hier nicht darauf einlassen, Euch das Näher auseinander zu setzen. Das aber erkennt Ihr alle, daß es Pflicht ist zu halten was man versprochen hat. Bei Eurer Einsegnung habt ihr versprochen, Euch der vorgeschriebenen Kleiderordnung zu fügen; darum so haltet euer Wort,“ forderte Caroline die Diakonissen in ihrer Funktion der direkten Vorgesetzten wahrnehmend auf. Nicht bereit, die

<sup>40</sup> Vgl. §35 der um 1852 gedruckten Hausordnung (GrFl IV i 3<sup>2</sup>). Weiter war geregelt, wie mit der gestellten Kleidung im Falle des Austritts aus der Diakonissen-Anstalt zu verfahren sei. Mit einigen Bibelstellen wurde außerdem begründet, dass jede Art von Schmuck inadäquat sei.

<sup>41</sup> Vgl. STICKER, A., Friederike Fliedner 171f: „Die Kleidung war von Anfang an berechnet zum Heruntersteigen der gebildeten Mägde des Herrn, nicht zum Hinaufsteigen.“ Die meisten Pflegerinnen waren einfacher Herkunft, wodurch die Tracht für sie Zeichen einer Standeserhöhung war.

<sup>42</sup> Vgl. Caroline an Mariane v. Rantzau am 22. Juni 1847 bei SCHERING, E., Auftrag 89f.

<sup>43</sup> FA II F c5. Caroline an die Schwestern im Oktober 1848.

Gründe für unbedingtes Beharren auf der Ordnung preiszugeben, legitimierte sie ihre Intervention einerseits theologisch, durch den Aufweis eines Nexus' zwischen des von Gott verliehenen Amtes und der Kleiderordnung, warf sie den Schwestern auf diese Weise implizit einen Verstoß gegen Gottes Ordnungen vor, andererseits appellierte sie an das Pflichtbewusstsein der Diakonissen, sich auf ihre Verpflichtungen zu besinnen. An den Appell schloss Caroline eine detaillierte Beschreibung der Diakonissenkleidung an. Das Schreiben wurde wie folgt abgeschlossen: „Je länger die Diaconissen-Anstalt besteht, je größer und ausgebreiteter der Schwestern-Kreis wird, desto nöthiger ist eine Kleiderregel, die in jeder Hinsicht zur Richtschnur dienen kann. –

Wir haben durch die längere Erfahrung erkannt, daß wir die bisherige Regel, wie die Hausordnung sie gibt, zwar nicht verändern, aber doch Manches darin näher bestimmen und begränzen müssen, und erwarten von Euch Allen, Eurem Versprechen gemäß der von der Anstalt vorgeschriebenen Kleiderordnung Euch zu fügen, willigen Gehorsam.“ Schließlich nannte Caroline also trotz eingangs anderer Ankündigung doch einen Grund für ihre scharfe Aufforderung zur Einhaltung der Kleiderordnung: Das permanente Wachstum des Werks machte für die Schwesternschaft allgemein verbindliche Prinzipien notwendig – um Zerfallserscheinungen vorzubeugen und einen geschlossenen, Stärke symbolisierenden Eindruck nach außen zu vermitteln. Einheitliche Kleidung und einheitliches Auftreten der Schwesternschaft waren die Instrumente, die noch vor der Berufsarbeit der einzelnen Schwestern auf die Institution der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth verwiesen und ihr Anerkennung – zumindest in preußischen Kreisen – sicherten. Mir scheint Carolines Brief ausschließlich im Interesse des Werkes gelegen zu haben und nicht Manifestation fehlender freiheitlicher Gesinnung zu sein<sup>44</sup> – die 81 Diakonissen waren 1848 Garanten für Wachstum und Bekanntwerden des Werkes, die Einhaltung der Kleiderordnung verbürgte zu allererst, dass der erste Eindruck, den die Schwestern transportierten, den Vorstellungen der Mutterhausleitung entsprach. Die Wesenshaltung der Diakonisse schien durch ihr Erscheinungsbild kontrollierbar.

Das in autoritärem Stil verfasste Schreiben scheint zunächst darauf hinzuweisen, dass Caroline ihr Amt 1848 noch in wenig mütterlicher Weise wahrnahm. Aufsicht und Disziplinierung von Untergebenen erscheinen als die den Brief beherrschenden Gedanken – nicht das Bemühen, die abweichlerischen Schwestern durch überzeugende Auseinandersetzung von Gründen mütterlich zur Einsicht zu führen. Die eigene Aufgabe gegenüber den Diakonissen erscheint auf Beaufsichtigung und Leitung reduziert, der dieselben in unbedingtem Gehorsam entsprechen mussten. Es ist zu vermuten, dass Caroline der Gesamtheit der Diakonissen gem. §2 V. ihrer Instruction als Vorgesetzte mit Aufsichtspflichten gegenübertrat („Sie ist die nächste *Vorgesetzte* aller Diakonissen, u. hat sie in ihrem Berufe zu *beaufsichtigen*.“), während sie ihre mütterliche Funktion in Auseinandersetzung mit der Einzelnen wahrnahm<sup>45</sup>.

Nur zwei Jahre später wurde die Erörterung der Kleiderordnung erneut nötig. Am 4. November 1850 beschäftigte sich der Innere Rath – i.e. die Vorsteherin und die vorstehenden Diakonissen des Mutterhauses – mit dem Problem, dass sich mehrere Schwestern hinsichtlich der Kopfbedeckung eine Abweichung von der Kleiderordnung hatten zu Schulden kommen lassen. Der Idee des Inneren Rathes entsprechend, verabschiedete nicht die Vorsteherin allein eine Erklärung, sondern die versammelten Diakonissen votierten in ihrer Gesamtheit für die unbedingte Einhaltung der Kleiderordnung. Es ist nicht unbedeutend, dass man jedoch bereit war, Konzessionen hinsichtlich der Anpassung der Ordnung an regionale Gegebenheiten zu machen: „Da die ganz dichten Werktagsmützen allen Schwestern unangenehm sind, so sollen dafür halbdichte gegeben werden“, beschloss man und entschied gleichzeitig, die nicht dem

<sup>44</sup> So FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 37.

<sup>45</sup> M.E. manifestiert sich im Rundschreiben Carolines weniger der Zeitgeist in Preußen 1848, wie etwa FELGENTREFF, R., Diakoniewerk 37, vermutet, als die peinliche Einhaltung ihrer Instruction.

Regelwerk entsprechende Praxis einer Diakonisse – das Tragen eines weißen Schals – zu legalisieren und damit klimatischen Bedingungen Rechnung zu tragen: „Es war für notwendig anerkannt, den Schwestern noch eine wärmere Halsbekleidung, als ein weiß leinenes Tuch zu erlauben, u. die gestrickten Schaals von weißer Wolle, als das Passendste erkannt“, fasste Caroline die Diskussion im Protokoll zusammen<sup>46</sup>. Die Flexibilität hinsichtlich der Modifikationen, die unter dem Vorsitz Carolines vom Inneren Rath verabschiedet wurden, beweist, dass Caroline nicht konservierend wirkte, sondern durchaus in der Lage war, Regelwerke an veränderte Gegebenheiten anzupassen. Solange die der Kleiderordnung vorangestellten biblischen Leitgedanken 1. Tim. 2, 9. 10; 1. Petr. 3, 3. 4 gewahrt wurden, waren Modifikationen, wenn einheitlich von der gesamten Schwesternschaft vorgenommen, möglich.

Ein ähnlicher die Kleiderordnung betreffender Fall nachträglicher Legalisierung lässt sich in ihrer zweiten Periode als Vorsteherin nachweisen: Am 16. September 1867 wandte sie sich auf Anfragen von Diakonissen, „1.) Ob es erlaubt wäre, sogenannte schwarze Seelenwärmer (gehäkelte oder gestrickte wollene Tücher) zu tragen. 2.) Ob Sonnenschirme getragen werden dürften?“<sup>47</sup> an die Schwesternschaft. Vorab entschied Caroline beide Fragen negativ: Die Aufrechterhaltung der Kleiderordnung schien ihr Pflicht. 19 Jahre hatten ihren Ton gegenüber den Diakonissen jedoch merklich gemildert: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß sie [i.e. die Kleiderordnung] eine Hülfe für das Amt ist; einmal durchbrechen würde sie bald mehrere Veränderungen erleiden“, versuchte sie im Gegensatz zu ihrem strengen Schreiben von 1848 die Schwestern zu überzeugen. Als Grund für die Ablehnung der sog. Seelenwärmer führte Caroline mögliche Verweichlichung der Schwestern an und riet gleichzeitig, bei erhöhtem Wärmebedürfnis Unterjacken zu tragen. Die Ablehnung der Sonnenschirme blieb bei Verweis auf Ausnahmen für in heißen Gebieten wirkende Diakonissen unter Berufung auf §79 der Hausordnung bestehen. Völlig anders als 1848 beendete Caroline das Rundschreiben mit verbindlichem Gruß. 11 Jahre später, 1878, wurde die Kleiderordnung aufgrund des nicht völlig zu eliminierenden Gebrauchs der Seelenwärmer um „eine Art Jacke von schwarzer Wolle gewirkt“ erweitert. Diesmal begründete Caroline den Schritt damit, die Diakonissen vor Übertretungen der Kleiderordnung bewahren zu wollen<sup>48</sup>.

Das von Caroline 1848 verfasste Schreiben, das seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts einen Schatten auf ihr Wirken geworfen hat, darf nach Betrachtung anderer Äußerungen zur Kleiderordnung keinesfalls als repräsentativ für Carolines Umgang mit den Schwestern gelten. Die unverbindliche Anrede und das rigide Beharren auf unbedingtem Gehorsam entbehrt in ihren anderen Stellungnahmen zur Kleiderordnung jeglicher Analogie – m.E. ist in Rechnung zu stellen, dass der Rundbrief noch in der Anfangszeit von Carolines Wirken verfasst wurde, in der sie, wie noch zu zeigen sein wird, eine autoritärere Linie gegenüber den Schwestern vertrat, als später. Mit der Betonung der Wichtigkeit der Kleiderordnung verlieh Caroline ihrer Überzeugung Ausdruck, dass sie als wesentliches Merkmal der Diakonisse<sup>49</sup> nicht willkürlichen Modifikationen unterworfen werden dürfe.

Auch Carolines sonstige Stellungnahmen zu Ordnungsfragen lassen nicht einen Ton erkennen, der auf ein Selbstverständnis als Vorgesetzte von Untergebenen schließen lässt. Vielmehr wirkt sie stets bemüht, den einzelnen Schwestern gerecht zu werden, wobei sie freilich manchmal gezwungen war, die Interessen bzw. finanziellen Möglichkeiten der Anstalt

---

<sup>46</sup> Vgl. das Protokoll der Konferenz mit dem Innern Rath der Diakonissen am 4. November 1850 (AKD o.Sign.).

<sup>47</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 16. September 1867. Die Modifikation der Kleiderordnung wurde wie folgt in das Regelwerk aufgenommen: „Wer den Hals besonders verwahren muß, trägt ein weißleinenes od. weiß baumwollenes Tuch, oder wenn das für den Winter zum Auegehen nicht hinreicht einen Schaal von weißer Wolle gestrickt, mit Franzen von derselben Wolle. Dieser Schaal ist, die Franzen mitgemessen, 2 ½ berl. Ellen lang.“ (Vgl. GrFl IV, Haus-/ Kleiderordnung 1845-1901).

<sup>48</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 23. November 1878.

<sup>49</sup> So Caroline an Mariane v. Rantzau am 22. Juni 1847 (vgl. SCHERING, E., Auftrag 90).

und die Wahrung der Gleichbehandlung aller Schwestern den Wünschen der einzelnen überzuordnen<sup>50</sup>.

1863 wurde Caroline genötigt, auf eine Häufung von Anfragen von Probeschwestern zu reagieren, die um blaue Sonntagskleider baten. Am 23. März 1863 wandte Caroline sich bezüglich der Frage in einem Brief an Charlotte Pilz, die seit 1853 als Lehrschwester in Jerusalem tätig war und 1868 Vorsteherin des dortigen Kinder-Erziehungshauses Talitha Kumi wurde. „Wir haben ja so viele Probeschwestern auswärts, und möchten gerne eine wie die andere möglichst gut versorgt wissen, auch in Betreff ihrer Kleidung“, stellte Caroline vorab fest. „Aber es geht durchaus über unsre Kräfte, ihnen Allen blaue Sonntagskleider zu geben, oder auch nur sie ihnen vorzuschließen“, begründete sie die Unmöglichkeit dem Wunsch der Probeschwestern zu entsprechen. Hatte man vorher offensichtlich mehr oder weniger willkürlich entschieden, wer von den Probeschwestern ein solches Kleid erhalten dürfe, teilte sie nun mit: „Um nach einer festen Regel zu handeln, haben wir beschlossen, daß von der Anstalt keine Probeschwester mehr ein blaues Kleid bekommen soll, und daß nur diejenigen sich ein solches kaufen dürfen, die auch das Geld haben, um es gleich bezahlen zu können.“ Wiederum trug man dem kontinuierlichen Wachstum des Werkes durch die Festlegung verbindlicher Regeln Rechnung: 1863 standen 156 Probeschwestern im Dienst der Anstalten. Dass Caroline nicht mehr wie Friederike Fliedner, die 1839 direkte Vorgesetzte von 8, 1841 und 1842 von nur 6 Probeschwestern war<sup>51</sup>, individuelle Entscheidungen bezüglich der Zuwendungen der Anstalten an die Schwestern treffen konnte, sondern allein zur Wahrung der Gerechtigkeit unter den Schwestern und um der Gefahr der Benachteiligung einzelner zu entgehen, allgemeine Regeln einführen musste, dürfte einleuchten. Der geäußerte Wunsch, die Schwestern *versorgt* zu wissen, legt rein terminologisch nahe, dass Caroline sich als Mutter, weniger als Vorgesetzte handelnd verstand.

Am 8. November 1865 entwarf Caroline einen Brief, der am 14. November nach Modifikationen von Julius Disselhoff als Rundschreiben an die Schwestern gesandt wurde. Zweck des Schreibens war, „Besuchende nicht als Gäste aufzunehmen, sondern ihnen einfach freundlich und höflich die Anstalt zu zeigen und sie dann zu verabschieden, nicht sie zum Essen oder zum Kaffe einzuladen, wenn der Besuchende nicht etwa ein verheiratheter Geistlicher ist, der Euch eine Bibelstunde hält.“ Anlass war der Besuch eines unverheirateten Holländers, der eine Woche in einer der Anstalten im Orient beherbergt worden war. Interessant ist die erste, von Julius Disselhoff gestrichene Begründung, die Caroline für die ablehnende Haltung gegenüber Besuchen lieferte: „Welche Töchter eines Hauses würden das Gleiche thun in Abwesenheit ihrer Ältern? Sollten Diakonissen sich nicht ebenso als Jungfrauen zeigen, als einfachen Pfarrerstöchtern es geziemt?“ Sehr deutlich bediente Caroline sich bei der Einflussnahme auf die Diakonissen ihrer mütterlichen Autorität. Als Legitimation für die Kritik Carolines an dem Verhalten der Schwestern erscheint zunächst die Festschreibung des Verhältnisses der Diakonissen zu Vorsteherin und Vorsteher als unmündige Kinder. Der Passus wurde vom Nachfolger Th. Fliedners zugunsten allgemeiner Mahnung zur Vorsicht gestrichen – im Übrigen folgte er fast vollständig dem Entwurf Carolines, die ihre Argumentation mit Ausführungen zur unbedingten Trennung von Amt und Person fortsetzte. „Es ist ein köstlich Ding, frei zu sein“, tröstete sie die Diakonissen über ihre eigene, ihnen wohl schmerzliche Anweisung hinweg, dass sie um ihres Amtes Willen nicht in der Weise agieren könnten, wie das individuelle Anstandsempfinden es bezüglich Besuchen wünschenswert erscheinen ließ. „Sucht in allen Dingen Eurem Amte gemäß zu leben und zu wandeln. Ihr müßt nur da öffentlich gesehen werden, so es der Beruf mit sich bringt. In dieser Zurückhaltung in diesem eingekehrten Wandel liegt Eure Macht,“ deutete Caroline massive Einschränkung der Persönlichkeitsentfaltung der Diakonissen seelsorgerisch um. Als

---

<sup>50</sup> S. GrFl IV, Haus-/ Kleiderordnung 1845-1901.

<sup>51</sup> Zu den Zahlen vgl. DIREKTION, Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit 204.

Kompensation für die Segregation von allem Diesseitigen erschien die Möglichkeit intensiver Pflege der Gemeinschaft der Schwestern untereinander.

In der Behandlung der Besucherfrage erscheint Caroline ausschließlich im Interesse des Werkes handelnd, weil durch Besucher gleichermaßen der gute Ruf der Schwestern beschädigt werden konnte wie auch zu fürchten war, dass die Besuche lediger Männer der Brautwerbung dienten. Indem sie sich zum Erreichen des Verständnisses der Schwestern des Mutter-Gedankens bedienen wollte, dieser Gedanke jedoch von dem Nachfolger Th. Fliedners aus dem Schreiben ausgeschieden wurde, wird deutlich, dass Caroline möglicherweise nach dem Tod Th. Fliedners insofern zur Garantin von Kontinuität wurde, als sie allein es war, die sich dem Gedanken des nach dem Modell der bürgerlichen Familie konstruierten Aufbaus der Anstalt verpflichtet wusste.

1879 stellte Caroline die arabischen Probeschwestern den übrigen in ihrem Verhältnis zum Mutterhaus und finanziell gleich. Das Bemühen, alle Schwestern stets gleichzustellen, wird auch darin deutlich, dass Caroline den Paragraphen der Hausordnung, der vorsah, dass das Begräbnis von Schwestern von ihrem Nachlass zu bestreiten sei, dahingehend modifizierte, dass sie eine Höchstgrenze festlegte, die den einheimischen Begräbniskosten entsprach. Etwaige, besonders im Ausland darüber hinausgehende Kosten, sollten von der Anstalt übernommen werden.

Die eindeutig auf Caroline zurückgehenden Regeln lassen ein anderes Bild von ihr erscheinen als das aufgrund ihres Rundschreibens von 1848 von ihr gezeichnete. Es deutet sich eine Bestätigung des Eindrucks an, den Adelheid Bandau, eine nach zwölf Jahren Dienst in den Kaiserswerther Anstalten ausgetretene Diakonisse, 1878 in einem Buch, das das Werk und seine meisten Mitarbeiter in wenig positivem Licht erscheinen ließ, vortrug: „Frau Pastor F. ist eine von den seltenen Frauen, die in sich alle Eigenschaften vereinigen, um eine so weit verzweigte, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Anstalt zu regieren. Ihre großartig angelegte Natur ist durch viele Prüfungen veredelt, ihr weibliches Zartgefühl durch den vielseitigen Umgang geschärft worden. Sie besitzt viel Menschenkenntniß, trotzdem irrt sie sich zuweilen bei der Beurtheilung dieser oder jener Person, weil sie den Maßstab christlicher Liebe anlegt. [...] Sie bewältigt täglich ein gewaltiges Pensum, ohne daß man es merkt, denn wenn man zu ihr kommt, so hat sie immer Zeit für jedes persönliche Anliegen, ja, es scheint, als hätte sie den ganzen Tage hindurch nur diese eine Angelegenheit abzuwickeln, während doch schon wieder viele andere Geschäfte ihrer warten.“<sup>52</sup>

Ob dieser Eindruck möglicherweise auf eine nach dem Tod Th. Fliedners gewandelte, mütterliche Amtswahrnehmung zurückzuführen ist, wird im Folgenden zu untersuchen sein. Es ist wahrscheinlich, dass Caroline durch den Tod ihres Gatten dem unter IV. 2. dargestellten Spannungsverhältnis der doppelten Mutterschaft entkam: Der Verlust ihres Gatten führte zu einer Reduktion ihrer Aufgaben, die sie für Mutterschaft für die Schwestern freisetzte. Ihre Aufgaben im Mutterhaus konnten ab 1864 zu einer Tätigkeit werden, die für Caroline selbst nicht mehr als externe Berufsarbeit disparat mit ihrem Privatleben konkurrierte, sondern in die sie sich ungeteilt als Frau und Mutter der Diakonissen integrieren konnte.

---

<sup>52</sup> Vgl. BANDAU, A., Diakonissin 12f.

## 5.2 „Die Arbeitslast ist erträglich<sup>1</sup>“ - Carolines Amtswahrnehmung an der Seite ihres Gatten (1843-1864)

Informationen über die Amtswahrnehmung Carolines finden sich in erster Linie in ihren Briefen an Th. Fliedner – neben allgemeinen Berichten und der Nachricht über Erledigung seiner Anweisungen v.a. Entscheidungen, die nach §2 IV. und V. in ihre Zuständigkeit fielen: Mitteilungen also, die ihre Funktion als erste Vorgesetzte der Probeschwestern und Diakonissen betreffen. Briefausschnitte, die lediglich die Erfüllung ihrer Instruction belegen, werden nicht angeführt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt. Da aus dieser Zeit nur wenige Briefe Carolines an die Schwestern erhalten sind, kann sich lediglich ein mittelbares Bild ihrer Amtswahrnehmung ergeben. Zur Systematisierung der Fragestellung empfiehlt es sich, zunächst die allgemeine Haltung Carolines gegenüber der Diakonissen-Anstalt und den Schwestern in ihrer Entwicklung während der 21 Ehejahre zu ermitteln, bevor anhand von zwei Beispielen der direkte Umgang mit den Schwestern konkretisiert werden soll. Abschließend soll aus einigen Briefen von Schwestern an Caroline eruiert werden, wie sie als Vorsteherin von den Schwestern wahrgenommen wurde.

Obleich man erwarten dürfte, dass Carolines Verhältnis zu den Anstalten aufgrund der Konkurrenz, in der sie sich – wie ausführlich dargestellt – in Bezug auf ihren Mann zu ihr befand, getrübt war, lässt sich von Anfang an eine völlige Identifikation gleichermaßen mit ihren Aufgaben wie mit den Anstalten nachweisen<sup>2</sup>. „Dein liebes Bild mahnt macht mir viele Freude, mein süßer Mann; ich sehe es oft an; es mahnt mich zum Fleiße<sup>3</sup>“, verlieh Caroline 1851 der engen Verbindung zwischen der apothetischen Verehrung ihres Gatten mit ihrem Engagement für die Anstalten Ausdruck und ließ es gleichsam als Instrument erscheinen, sich der Liebe ihres Gatten zu versichern. In dem Moment, in dem sie sich nicht durch Th. Fliedners Engagement für die Anstalten in ihren Rechten als Ehefrau hinter den Ausbau des Werks zurücktreten sah, stellte sie fest: „Es ist ein köstlich Vorrecht, Diaconissinn sein, oder irgendwie dies selige Amt fördern.“<sup>4</sup> In dem Bewusstsein, an der Expansion der Diakonissen-Anstalt und der wachsenden Bedeutung unmittelbar zu partizipieren, ermöglichte ihr die Position der Vorsteherin nicht nur, mit männlichen Repräsentanten aus Politik und Gesellschaft auf gleicher Ebene zu kommunizieren, sondern aus einer überlegenen Position heraus so zu agieren, wie es für bürgerliche Frauen grundsätzlich weder üblich noch möglich war<sup>5</sup>.

Die Grenzen ihrer Instruction stets respektierend<sup>6</sup>, war ihre Amtswahrnehmung, resp. die ihrer Rolle als unmittelbare Vorgesetzte der Schwestern, in den ersten Jahren intensiv: „Es geht den

---

<sup>1</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. April 1845. Auch den Diakonissen enthielt Caroline nicht vor, dass ihr das Ausfüllen der Position der Vorsteherin während ihrer Ehe oft schwer war: „Dies [i.e. ihr Selbstverständnis als „Gehülfinn“ Th. Fliedners] habe ich mir immer vorgesagt während des länger als 21jährigen Zusammenarbeitens mit ihm, das – so süß es auch an sich war – bei dem Kindersegen, den Gott uns bescherte, oft erdrückend schwer zu werden drohte“ (GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864).

<sup>2</sup> Vgl. z.B. FA IV b1, Caroline an Elise Averdieck am 20. Juli 1843. Bei dem Versuch, die frühere Freundin Elise Averdieck nur knappe drei Wochen nach ihrer Ankunft in Kaiserswerth für das Diakonissen-Amt zu akquirieren, beweist Caroline bereits eine weitgehende Identifikation mit dem Werk, wenn sie schreibt: „[...] können wir nicht umhin, Dir zu wiederholen, was wir Dir schon in Hamburg sagten: daß das Feld reif ist zur Erndte, u. daß der Arbeiter noch wenige sind. Vor allem aber fehlt es an solchen Arbeitern, die andre leiten und ihnen helfen. Es ist ein Geist, aber es sind mancherlei Gaben. Du mögest vielleicht selbst empfangen; vielleicht hat der Herr Dich ersehen, die Lücke, die wirklich vorhanden ist, auszufüllen. [...] Frag doch einmal den Herrn, der versprochen hat, uns mit seinen Augen zu leiten, uns zu unterweisen den Weg, den wir wandeln sollen, ob Du wirklich diesem Amt Dich hingeben düftest.“

<sup>3</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 26. März 1851.

<sup>4</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. August 1844.

<sup>5</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. November 1844.

<sup>6</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 17. August 1844: „Deine Anordnungen in Bezug auf sie kann ich vor Montag nicht ausführen.“ Caroline sah sich neben ihrem Mann als Vorsteher stets als Assistentin:

Schwestern gut, wenn nicht zu gut“, teilte sie ihrem Mann am 4. August 1844 mit und bewies damit ihre unbedingte Absicht, das Befinden der Schwestern zum Wohle der Anstalten kontrollieren zu wollen. „[...] weil es ihr nöthig ist etwas in der Entfernung u. im Gefühl der Abhängigkeit erhalten zu werden“, schlug Caroline Versetzungen von Schwestern vor, von denen sie glaubte, sie dadurch in der Weise zu verunsichern, dass sie die zuvor vermisste freiwillige Bindung an das Mutterhaus herbeiführen mögen. Es erscheint als möglich, dass Carolines anfängliche Rigidität gegenüber den Diakonissen nicht zuletzt auf den Versuch zurückzuführen ist, Autorität unter den Schwestern zu erlangen – immerhin war bei ihrem Eintritt in das Werk 1843 die Mehrheit der Schwestern älter als die 32jährige Vorsteherin, was möglicherweise zu einigen Verhaltensunsicherheiten führte, die sie zunächst durch autoritäres Handeln gegenüber der Schwesternschaft zu überspielen suchte. Im Übrigen folgte sie ihrer Überzeugung, dass „äußerlich Alles fein ordentlich zugehen möge, damit nicht durch ein wüstes Durcheinander der eigentlichen Erbauung geschadet werde.“<sup>7</sup> Ordnung war nach Auffassung Carolines notwendige Voraussetzung und Grundlage für die optimale Allokation der Diakonisse und den kontrollierten Ausbau der Diakonissen-Anstalt. Nur Ordnung konnte gewährleisten, dass die Gesamtentwicklung des Werks kontrolliert und im Sinne der Mutterhausleitung verlief.

Dem *Treffen der rechten Entscheidungen zum Wohl und Ausbau der Anstalten* galt die Hauptsorge Carolines. Autoritär machte sie in den ersten Jahren in Kaiserswerth von den Befugnissen Gebrauch, die sie gemäß ihrer Instruction hatte – dieser Amtshandhabung dürfte es zu verdanken sein, dass sie zunächst in Kaiserswerth bei Schwierigkeiten mit Diakonissen auf mehr Widerstand derselben stieß, als der Vorsteher: „Sie schimpft entsetzlich [...] herum, wo man nur irgend sie hören will, über die Anstalt, über dich, aber besonders über mich“<sup>8</sup>, teilte sie über eine den Austritt wünschende Diakonisse mit – der Hintergrund der Auseinandersetzung bleibt leider im Dunkeln. Personalentscheidungen traf sie hauptsächlich nach ihrer Überzeugung, dass harmonische Kooperation der Schwestern zu allererst Voraussetzung für ein positives Bild nach außen war und dies nur durch eine sorgfältige Einschätzung der individuellen Charaktere erreicht werden konnte<sup>9</sup>. Folglich war sie es auch, die auswärtige Vorstände unter Darlegung sachlicher Gründe von personellen Veränderungen in Kenntnis setzte<sup>10</sup>. Sämtliche in Th. Fliedners Abwesenheit notwendigen Entscheidungen wurden der Konsolidierung der Anstalten untergeordnet: Schwestern, die im Dienst anderer Anstalten standen, sollten, auch wenn sie nach Einschätzung Carolines zu unrecht schlechte Behandlung erfuhren, dieselbe ertragen, um das Ansehen der Anstalten in keinem Fall zu

---

„Ich [...] will mich bemühen, Deine Aufträge gut auszuführen,“ teilte sie Th. Fliedner am 23. Oktober 1846 mit und beweist damit ihre unbedingte Bereitschaft, sich beruflich völlig dem unterzuordnen, was der Vorsteher entschied. §6 der Instruction des Vorstehers (AKD 86) sah vor, dass der Vorsteher „die obere Aufsicht und Leitung [...] über [...] und den Teil der Oekonomie, welcher der Vorsteherin nicht speciell überwiesen ist“ habe. Bei der Bestellung von Mobiliar mied Caroline konsequent Alleinentscheidungen zugunsten aufwendiger Rückfragen (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844, 12. November 1844). Beim Entscheid über den Modus von Kollekten agierte sie in dem Bewusstsein, dass das, was §4 der Instruction für den Vorsteher vorsah, nämlich die Ordnung und Überwachung der Kollekten, bis 1856 auch in ihren Zuständigkeitsbereich fiel, sofern es der internen Aufgabenteilung der Eheleute entsprach, dass Caroline das Amt des Kassenführers innehatte. Caroline empfahl ihrem Mann, gewisse Schritte einzuhalten – etwa die zeitliche Trennung von Kirchen- und Hauskollekten – um möglichst hohe Einnahmen zu erzielen (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Mai 1847). Auch Entscheidungen über Drucksachen (§11 der Instruction für den Vorsteher, AKD 86) traf sie in Abwesenheit Th. Fliedners weitgehend autonom und setzte ihn häufig erst nach Entscheidungen von notwendigen Beschlüssen in Kenntnis. Nur als die Anstalt drohte, durch missbräuchliche Verwendung der Portofreiheit, i.e. gewinnbringender Versendung von Drucksachen, in Misskredit zu geraten, überließ sie Th. Fliedner die Entscheidung über das weitere Verfahren (vgl. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 16. April 1851).

<sup>7</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 12. Oktober 1845.

<sup>8</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 21. August 1844.

<sup>9</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 9. August 1844, am 6. September 1844.

<sup>10</sup> Vgl. z.B. GrFI 0, Caroline an die Charité-Direktion.

beschädigen<sup>11</sup>. Pragmatisch stellte Caroline auf die Anfrage einer Prinzessin nach einer Pflegerin fest, dass diese wohl auch andere Möglichkeiten habe, adäquate Hilfe zu bekommen, doch dass es opportun sei, eine zu senden, da solch hoch gestellte Dame als Multiplikatorin wirken könne – dass letztlich nur eine Pflegerin zur Verfügung stand, betreffs derer sie fürchtete, dass die Stellung für ihr „inneres Leben [...] leicht gefährlich werden kann“, trat hinter die ersten Überlegungen zurück<sup>12</sup>. Der unbedingte Primat der Anstalten vor dem Individuum scheint ihr Verhältnis zu den Schwestern generell bestimmt zu haben: Als ein preußischer Minister Kaiserswerth besuchte und Caroline ihn – wie ihre repräsentativen Aufgaben es häufig erforderten<sup>13</sup> – durch die Anstalten führte, waren es die Diakonissen, die gleich Exponaten vorgeführt wurden: „Unseren Diakonissen hat er sehr treuherzig die Schultern geklopft [...]. Der Reichard, die wir in der Apotheke allein trafen, streichelte und klopfte er sogar die Backe<sup>14</sup>“, freute sie sich über den positiven Eindruck, den die Anstalten gemacht hatten. Wenn „[...] liebenswürdig wie ein Kind<sup>15</sup>“, erschien die Diakonisse als brauchbare Pflegerin im Dienst der Anstalten und als brauchbares Werkzeug in der Hand des Herrn. Agierten Mitarbeiter anders, als es Caroline für das Gedeihen der Anstalt als wünschenswert empfand, hatte sie Schwierigkeiten im Umgang mit ihnen<sup>16</sup>.

Nicht Mündigkeit, sondern unbedingter Gehorsam gegenüber der Mutterhausleitung erschien Caroline anfangs als einer Diakonisse einzig angemessene Haltung. Die Hervorbringung dieser Haltung betrachtete sie als wesentliche Aufgabe in Bezug auf die Schwesternschaft – offiziell: „[...]“, daß ich ihr diese Probe der Hingabe u. des Gehorsams erlassen könnte<sup>17</sup>“, beabsichtigte sie einer Schwester mitzuteilen, die sie gegen den Willen derselben im Interesse der Anstalten nach Berlin zu versetzen gedachte. Scheinbar grundlose Fröhlichkeit angesichts schwerer Aufgaben empfand sie indes als inadäquaten Leichtsinn, dem es mit ernsten Worten entgegenzutreten galt<sup>18</sup>. Gehorsam sollte sich mit völliger Offenheit und Ehrlichkeit verbinden, an die Stelle von Hochmut sollte Demut als Grundhaltung der Diakonisse treten, die sich nach außen gemäß der Hausordnung im Verzicht auf Schmuck manifestierte<sup>19</sup>. Während der Umgang mit Schwestern in untergeordneten Positionen keine besonderen Maßnahmen zur Generierung von Demut erforderte<sup>20</sup>, scheint besonders der Umgang mit

---

<sup>11</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. April 1846. Im Frankfurter Versorgungshaus war den Schwestern ohne Grund Nahrung entzogen worden, doch forderte Caroline sie trotz dieser ungerechtfertigten Handlung auf, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Am 26. April 1850 meldete sie ihrem Mann, dass das Hospital in Worms ohne Angabe von Gründen um Ersetzung einer Diakonisse bat. Zwar bat Caroline das Hospital um Angabe von Gründen für den Beschluss, doch sicherte sie der Krankenhausverwaltung die Erfüllung des Wunsches in einer Frist von drei Monaten zu. – Der Kooperationswille der Anstalten erschien stets den Primat vor der einzelnen Schwester zu haben.

<sup>12</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 11. August 1844.

<sup>13</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844.

<sup>14</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. August 1844.

<sup>15</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. September 1844. Ähnlich teilte sie Th. Fliedner am 12. November 1844 über eine erstmals das Mutterhaus verlassende Schwester mit: „Sie sah in der Diaconissen-Mütze lieblich u. verständig aus.“ Über eine Diakonisse, der es nach Einschätzung Carolines primär an geistiger Überlegenheit fehlte, urteilte sie: „Sie ist noch immer selbst ein ziemlich hochmüthiges Kind“ (Caroline an Th. Fliedner am 23. April 1846).

<sup>16</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 21. Mai 1847.

<sup>17</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 28. April 1845.

<sup>18</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 29. April 1850.

<sup>19</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 19. April 1846: „Probepflegerin [...] ist gestern gekommen, mit Gold, Silber, Quasten u. Franzen behangen. Den ungeheuren Gold- u. Silberschmuck ließ ich sie gleich – um Aufsehen im Diaconissen-Hause zu vermeiden – in unserem Hause ablegen.“

<sup>20</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 1. September 1848. Caroline stellt über die im Frankfurter Versorgungshaus tätigen Schwestern fest: „Es ist mir eine wahre Herzensfreude diese drei jungen lieblichen Mädchen unter den elenden Kindern walten zu sehen: was giebt es da zu reinigen, zu tragen, zu pflegen, zu schlichten, zu berathen, u. wie viel Geschrei anzuhören Tag u. Nacht, u. doch, wie wird das Herz wieder hingenommen von diesen kleinen Elenden u. ihrer Anhänglichkeit. Die Schwestern wissen es als einen Vorzug zu würdigen, daß der Herr ihnen einen bestimmten Beruf u. diesen Beruf angewiesen hat.“ Viel,

leitenden Schwestern mit dem Problem behaftet gewesen zu sein, sie trotz weitreichender beruflicher Befugnisse in völliger Abhängigkeit zum Mutterhaus zu halten<sup>21</sup>. Die rechte Haltung der Diakonisse manifestierte sich für Caroline besonders bei ihrem Tod. Über eine an Cholera gestorbene Diakonisse teilte sie ihrem Mann mit: „Sie konnte nicht begreifen, daß der Herr sie dieses Amtes gewürdigt habe [...] Am 13ten meldete mir ein Brief [...], daß sie den Morgen gestorben sei, unter großen Körperqualen, die ihr's nicht zuließen zu reden; nur das sagte sie: „Wenn Pastor Wortmann mich begräbt, so möge er sagen: Hier begraben wir eine arme Sünderinn, die aus Gnaden durch das Blut Jesu selig geworden ist.“<sup>22</sup> Dankbarkeit gegenüber Gott und dem Mutterhaus der Diakonissen generierte nach Carolines Auffassung die einer Diakonisse einzig angemessene Wesenshaltung, die dem Mutterhaus uneingeschränktes Verfügen über die Schwestern ermöglichte und zum vom Mutterhaus kontrollierten Wachstum der Anstalten beitrug.

Gebet und affektive Bindung an den Vorstand erschienen dabei vielfach als einzige Möglichkeiten, das Verhalten der Schwestern in der gewünschten Weise zu beeinflussen. „Fleischliches Wesen“ galt als das Grundübel, dessen Überwindung durch Selbstverleugnung zu erreichen war, von der man sich automatisch die Erzeugung des Typus' der idealerweise dienst- und opferbereiten Diakonisse erhoffte<sup>23</sup>. Der Konzentration auf Gemütsbildung entsprach, dass sie es häufig dem Vorsteher übertrug, formelle Entscheidungen an die Diakonissen weiterzugeben, die auch sie hätte kommunizieren können<sup>24</sup>.

Da die Vorsteherin in intensiverem Kontakt zu den Diakonissen als der Vorsteher stand, waren Versetzungen, die i.d.R. bestimmte Qualitäten voraussetzten, allein in ihr Ermessen gestellt. Auch wenn die Instructionen von gemeinsamen Entscheidungen von Vorsteher und Vorsteherin ausgingen, trug Th. Fliedner der besseren Kenntnis seiner Frau Rechnung, indem er sie Personalentscheidungen ad libitum treffen ließ<sup>25</sup>. Die Disziplinierung von Diakonissen

---

vorzüglich niedere Arbeit, verband sich idealerweise mit dankbarer Haltung gegenüber Gott und dem Mutterhaus für dieselbe.

<sup>21</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 14. Oktober 1845. Die Diakonisse Marie Schäfer etwa, die 1845 als leitende Schwester in der Berliner Charité tätig war und sich aus selbst für Caroline unerklärlichen Gründen den Unwillen der Verwaltung des Krankenhauses in einem Maß zugezogen hatte, das ihre Abberufung notwendig machte, beurteilte Caroline trotz offenbar erfolgreichen Wirkens als hochmütig. „Sie hat etwas unheimlich Verschlössenes in ihrem Wesen. [...] ihr hoffärtiges Herz kommt in ungeheuren Kampf [...]. Marie kämpft sehr. Ich freue mich, daß sie von hier kommt; hat sie viel gefehlt, [...] eine verborgenerere Stellung wird ihrer Seele wohlthun.“ Am 30. April 1846, als die Frau schon mehrere Monate im Krankenhaus in Elberfeld wirkte, teilte Caroline ihrem Mann nach Erhalt eines Briefes über sie mit: „Sie ist eingebilddet u. Menschen gefällig wie nur Eine.“ Nach der Gründung des Mutterhauses Bethanien in Breslau wurde Marie Schäfer Vorsteherin desselben und zeichnete sich dort durch erfolgreiches und zuverlässiges Wirken bis an ihr Lebensende aus. Ohne Konkretisierung schrieb Caroline am 6. Mai 1846 in Bezug auf eine Diakonisse im Frankfurter Versorgungshaus: „Eine Demüthigung wird d. Helene doch wahrscheinlich recht nöthig sein; ich glaube doch, daß sie ihrer Eitelkeit sehr die Zügel hat schießen lassen u. d. chrst. Freiheit mißbrauchte.“ Jede Form von Selbstbewusstsein und die Resistenz gegenüber der Annahme einer kollektiven Identität erschien als Verabscheuungswürdigkeit, die es radikal zu bekämpfen galt. Auch über die bei den Schwestern in German Hospital Dalston als leitende Schwester wirkende Christiane Bürger schrieb sie: „Für unsere liebe Christiane fürchte ich noch ganz besonders den Hochmuth. Wie sehr ist sie bereits über ihren Stand erhaben! Wie gefährlich ist, trotz mancher heimlicher Demüthigungen, wovon der treue Gott es ihr gewiß nicht wird fehlen lassen, der Segen u. das Wohlgefallen der Menschen, der lieben, frommen, hochgestellten Menschen, die ihr so reichlich, so sichtbarlich zu Theil werden!“ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1848).

<sup>22</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 20. September 1849.

<sup>23</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 3. Mai 1847.

<sup>24</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 9. Dezember 1844: „Es wird auch nothwendig sein, daß du Melusine selbst die Function als Lehrerin ertheilst.“

<sup>25</sup> Vgl. z.B. FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 7. August 1844: „Du mußt allerdings jetzt überlegen, was für 2 Schwestern nach Frkfurt zu senden seyen,“ Caroline darauf zwei Tage später: „Wegen der nach Frankfurt zu sendenden Schwestern kann ich mit mir noch nicht in's klare kommen.“ Auch in späteren Jahren war es bei Personalentscheidungen stets Caroline, die über die Einschätzung der individuellen Charaktere der Schwestern über die Eignung für diese oder jene Position entschied. Caroline wagte bei Personalentscheidungen sogar Th. Fliedner zu widersprechen: Schienen ihr seine Vorschläge ungeeignet, verwarf sie sie, freilich

und Probeschwestern<sup>26</sup> war nach dem Subsidiaritätsprinzip zuerst Aufgabe ihrer direkten Vorgesetzten – waren diese nicht erfolgreich, war es Aufgabe der Vorsteherin, in einem Gespräch auf Verhaltensbesserung hinzuwirken<sup>27</sup>. Verfehlte auch dieses die erhoffte Wirkung, war entweder die Entlassung die einzig mögliche Konsequenz oder ein Gespräch mit dem Vorsteher. Gelegentlich sanktionierte sie fehlerhaftes Verhalten von Schwestern mit Ignoranz derselben: „Ich kann mich nicht entschließen, mit ihr zu reden, u. ich glaube, daß ihr dies die größte Demüthigung ist<sup>28</sup>“, teilte sie ihrem Mann über eine Schwester mit, der auch nach Zurechtweisung ihrer direkten Vorgesetzten mehrfach Unwahrhaftigkeit nachgewiesen worden war<sup>29</sup> und verlieh gleichzeitig ihrer Überzeugung Ausdruck, dass sie als Vorsteherin eine besondere Rolle im Leben der Schwestern spielte und Beachtung durch sie für die Schwestern von fundamentaler Notwendigkeit war. Autonomie, die Th. Fliedner Caroline über die Grenzen ihrer Instruction hinaus förderte, gab Caroline nicht im Rahmen ihrer Möglichkeiten an die Schwestern weiter und übertrug damit auf die Schwestern ihre eigene Aufgabenwahrnehmung: Sie selbst suchte in Abwesenheit des Vorstehers in vielen Dingen, über die sie autonom hätte entscheiden können, die Rückbindung an und Bestätigung durch ihren Gatten.

Besonders deutlich geht die Haltung der unkritischen Unterstützung Th. Fliedners aus ihrem uneingeschränkten Beistand hervor, als ihr Mann im März 1848 in Berlin dahingehend Einfluss auf die Mutterhausleitung Bethaniens zu nehmen suchte, die Rechte des Vorstehers (Pfarrer A.G.F. Schultz, 1811-1875) zu Lasten der Leitungsrolle der Vorsteherin auszudehnen, um das „souveräne Weiberregiment“ einzudämmen. Die Anregungen Carolines aufgreifend (s.u.), versuchte er in einer ausführlichen Stellungnahme zu dem vom Ministerium vorgelegten Statutenentwurf, die Rechte der Ärzte zugunsten der der Vorsteherin zu verringern. Die Kompetenzerweiterung wurde jedoch dadurch massiv geschwächt, dass die Institution des Inneren Rathes, dem ursprünglich nur drei leitende, die Oberin beratende Schwestern angehören sollten, um den Vorsteher erweitert wurde: „Hieraus wollen E. Ex. Auch gehorsamst ersehen, daß ich kein souveränes Weiber-Regiment habe aufstellen wollen wie mein Entwurf überhaupt aufweist, daß ich die Stellung des Geistlichen zur Vorsteherin in allen Erziehungs-Bildungszwecken, des Arztes zu ihr in der techn[ischen] Krankenpflege, u. des Curatoriums zu ihr in den finanziellen und andern Verwaltungs-Angelegenheiten, so gefaßt habe, daß ihre Vorsteher-Macht hinreichend modificirt und in Schranken gehalten wird, auch die techn[ische] Männer-Intelligenz zur Sicherung der Vermögens-Verwaltung der Anstalt u. aller ihrer anderweitigen Interessen hinreichend concurrirt.“ Mariane v. Rantau, hatte Gelegenheit, den Entwurf mit Th. Fliedner zu diskutieren und erklärte sich „völlig

---

begründet, ohne Kompromisse (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850). Empfund sie jedoch die Notwendigkeit, wegen formaler Probleme Rücksprache zu nehmen, tat sie es wenn irgend möglich (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 24. Juli 1855).

<sup>26</sup> Zur Wahrnehmung ihrer Funktion als direkte Vorgesetzte der Probeschwestern vgl. u.a. die umfangreichen Listen bzw. Tabellen, die sie über jede eintretende Schwester anlegte (Mutterhaus Vorprobe-Schwester GrFl IV 1852-1863): Neben dem Datum des Eintritts waren der Zeitpunkt der Einsegnung bzw. der des Austritts aus dem Mutterhaus notiert. Neben den Zeiträumen des Durchlaufens der einzelnen Stationen notierte sie die Pflegeverrichtungen, die die Frauen erlernt hatten sowie die Handarbeiten, die sie beherrschten. Neben der Nennung der ihnen geläufigen elementaren Kulturtechniken wurden ihre religiösen Kenntnisse schriftlich fixiert (z.B.: 1. bibl. Geschichte, 2. Sprüche, 3. Lieder, 4. Glaubenslehre, 5. Unterscheidungslehre). Die Eigenschaften der Probeschwestern wurden schließlich unter „Betragen“ festgehalten. „Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß, Aufrichtigkeit, Verträglichkeit, Gehorsam, ernstes Betragen“ waren die Qualitäten, anhand derer Vorsteher (handschriftliche Nachträge u. Korrekturen Th. Fliedners beweisen die Beteiligung des Inspektors) und Vorsteherin die Eignung von Frauen für das Diakonissen-Amt maßen.

<sup>27</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 24. April 1845.

<sup>28</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. April 1847.

<sup>29</sup> „Demüthigung“ schien Caroline stets ideales Instrument zu sein, „Unwahrheit oder Falschheit“ zu bekämpfen: wie diese Maßnahme konkret auszusehen hatte, bleibt indes unklar (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850).

einverstanden“ damit. Seit 1840 stand sie auch in Kontakt zu J.H. Wichern, dem Gründer des Rauhen Hauses in Hamburg, der gut hamburgisch die Einrichtung auf Partizipation und Mitbestimmung seiner Mitarbeiter angelegt hatte. Auch ihn informierte sie über die Entwicklung: „Sie können zufrieden sein, über das Maß an Freiheit und Selbständigkeit, das man mir gab“, teilte sie ihm mit<sup>30</sup>. Die Tatsache, dass Mariane v. Rantzau es gewagt hatte, sich an Wichern, der ihr selbst aus Hamburg ja persönlich bekannt war, zu wenden, entsetzte Caroline aufs höchste: Noch vor Th. Fliedner hatte sie von der Konsultation der Leitung Bethaniens erfahren: „Wie unbeschreiblich thöricht ich es finde, daß sie statt bei Dir, bei Wichern Rath holen, kann ich nicht sagen! O, welch ein Jammer u. Elend ist es doch um das Suchen der eigenen Ehre, um unsern Hochmuth, um unsere Eifersucht!“ Uneingeschränkt stand Caroline hinter ihrem Mann, der mit einiger Sicherheit fürchtete, Mariane v. Rantzau wäre möglicherweise bemüht, ihre Position als Vorsteherin durch Einflussnahme anderer, die ihr inadäquat erscheinen würden, zugunsten größerer Autonomie ausbauen zu lassen. Aktiv förderte sie auf diese Weise die patriarchalische Ausgestaltung der Diakonissen-Arbeit. Im Gegensatz zu ihrem Mann mied sie jedoch die direkte Auseinandersetzung und bat: „Ach, bete doch recht viel für die Rantzau u. den Pastor Schultze. Das ist die beste Vorbereitung, um mit ihnen zu verkehren. Habe doch recht Acht auf Dich selbst, daß wenn Du schon bestimmt gegen sie auftreten muß, kein Suchen der eigenen Ehre, keine Bitterkeit, kein Zorn Dich treibt!“<sup>31</sup> Ebenso eindeutig stand sie in Bezug auf J.H. Wichern hinter ihrem Mann, dessen einziges Vergehen, das ihm Th. Fliedner vorwarf, in der freiheitlichen hamburgischen Grundgesinnung bestand, die den Fliedners – bei Caroline werden keine Reminiszenzen an ihre alte Bekanntschaft mit ihm deutlich – mit der Gefahr verbunden schien, dass Diakonissen in ihrem Handeln mehr Autonomie erhielten, als es wünschenswert war<sup>32</sup>.

Möglichst häufige Präsenz unter den Schwestern diente einerseits permanenter Kontrolle, andererseits der Motivation: Zur Erntezeit etwa betrachtete Caroline es als ihre natürliche Aufgabe, bei der Bereitung von Früchten und Gemüse nicht allein präsent zu sein, sondern die Schwestern durch Vorlesen und Erzählen zu unterhalten<sup>33</sup>. Auch den regelmäßigen Zusammenkünften wie der Hausandacht, dem Nähverein, der Missionsstunde und der Monatsstunde wohnte Caroline wenn immer möglich bei – ebenso wie den Mahlzeiten der Schwestern. Das zahlenmäßige Wachstum der Schwesternschaft machte jedoch zunehmend das Delegieren von Aufgaben erforderlich: Wenn Caroline sich in Abwesenheit ihres Gatten den Aufgaben als direkte Vorgesetzte der Probeschwestern nicht mehr gewachsen sah, unterstellte sie sie neuen Probemeisterinnen, die sie zu ihren Tätigkeiten anleiteten<sup>34</sup>.

<sup>30</sup> Zitiert nach und in der Darstellung orientiert an RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 149.

<sup>31</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. März 1848.

<sup>32</sup> Am 7. September 1848 schrieb Caroline an ihren Mann: „Vielmehr Sorge hab ich um Dich, mein lieber Mann, ob Du in Betreff der Versuchungen, die Dir Wichern's wegen werden, wohl bestehest u. am innern Menschen dadurch gefördert werdest; [...]. Denke doch recht viel an Phil: 1, 15-19 [...].“ Die Bibelstelle sei ausführlich zitiert, um die Radikalität, mit der Caroline der diakonischen Initiative in Hamburg begegnete zu verdeutlichen: „<sup>15</sup> Einige zwar predigen Christus aus Neid und Streitsucht, einige aber auch in guter Absicht: <sup>16</sup> diese aus Liebe, denn sie wissen, daß ich zur Verteidigung des Evangeliums hier liege; <sup>17</sup> jene aber verkündigen Christus aus Eigennutz und nicht lauter, denn sie möchten mir Trübsal bereiten in meiner Gefangenschaft. <sup>18</sup> Was tut's aber? Wenn nur Christus verkündigt wird auf jede Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich darüber. Aber ich werde mich auch weiterhin freuen; <sup>19</sup> denn ich weiß, daß mir dies zum Heil ausgehen wird durch euer Gebet und durch den Beistand des Geistes Jesu Christi.“ Das Engagement Wicherns qualifizierte Caroline kompromisslos ab, indem sie ihm eine rein egoistische Absicht unterstellte. Das dualistische Denken fand nicht nur Anwendung auf das Verhältnis zwischen Erweckten und der Welt, sondern selbst innerhalb derer, die sich der Erweckungsbewegung zurechneten, dichotomisierte Caroline radikal, wenn Abweichungen zu den Vorstellungen Th. Fliedners auftraten bzw. wenn sie bei anderen nicht die Bereitschaft fand, die eigenen Vorstellungen und Ausgestaltungen des diakonischen Amtes radikal den Vorstellungen ihres Gatten unterzuordnen.

<sup>33</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844, am 29. Oktober 1847.

<sup>34</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1851.

Dienstreisen<sup>35</sup> erforderten Verhandlungsgeschick von der Vorsteherin, da sie einerseits der Sicherung effektiver Kooperation der Schwestern untereinander und der Stärkung ihres Verhältnisses zum Mutterhaus diente, andererseits zwischen auswärtigen Vorständen und den Schwestern optimale Zusammenarbeit sichern sollten.

Ihr Erfahrungen als Oberaufseherin über die Weibliche Chirurgische Station des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg befähigten Caroline, konstruktiven Einfluss auf das Pflegewesen zu nehmen: Zahlreiche von ihr entworfene Instructionen sowie Andeutungen in Briefen an Th. Fliedner zeigen, dass sie einen maßgeblichen Beitrag zur Professionalisierung der Kaiserswerther Pflege leistete<sup>36</sup>. Bei der personellen Besetzung des 1847 eingeweihten Krankenhauses bzw. der Diakonissenausbildungsstätte Bethanien in Berlin stand Caroline beratend zur Seite: Primär waren ihre Erfahrungen im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus Grundlage für Empfehlungen wie auch Fehlentwicklungen in der Charité. Als dringend erschien ihr, die Ärzte von Beginn ihrer Tätigkeit an auf medizinische Entscheidungen zu beschränken. Verwaltung und Pflege betreffende Entscheidungen sollten den Befugnissen der Oberin der Berliner Institution bzw. der Kaiserswerther Mutterhausleitung übertragen werden<sup>37</sup>.

Ab Ende der 40er Jahre lässt sich zunehmend eine mildere Haltung gegenüber der Schwesternschaft und eine Hinwendung zur Mütterlichkeit nachweisen. „Weisheit, Sanftmuth, Geduld u. Demuth“<sup>38</sup> erschienen ihr selbst als die Qualitäten, die gleichermaßen der Umgang mit den Diakonissen wie die geschäftlichen Aufgaben von ihr forderten. Unbegründet harte Beurteilungen und abschätzige Bemerkungen über Schwestern finden sich ab diesem Zeitpunkt nur noch selten. Auch bei der Behandlung von Diakonissen durch Besucher reagierte Caroline sensibler als zu Anfang und wollte die Schwestern als Personen unbedingt respektiert wissen<sup>39</sup>. Vermutlich hatte Caroline sich zu diesem Zeitpunkt genug Autorität erworben, um den Schwestern gegenüber großzügiger auftreten zu können. „Das Bewußtsein eigener großer Sünde u. Schwäche macht gelinde gegen andere“<sup>40</sup>, teilte sie ihrem Mann 1849 ihre sich in den Briefen eindeutig manifestierende Einstellung mit<sup>41</sup>. Direkte Konfrontation mit nicht-konformem Verhalten von Schwestern mied sie wenn immer möglich und suchte mittelbar durch Gebet Einfluss auf ihr Verhalten zu nehmen<sup>42</sup>. Immer

---

<sup>35</sup> Ihre erste größere Inspektionsreise führte Caroline im Dezember 1844 über Köln nach Koblenz und Frankfurt nach Wiesbaden. Am 7. Oktober 1845 reiste sie über Soest und Hannover nach Berlin, wo es zwischen Vorstand der Charité und Schwestern zu vermitteln galt. Informelle Treffen mit Gattinnen von Ministern, die die Kaiserswerther Anstalten förderten, gipfelten in einem Zusammentreffen mit der Königin. Über Dresden, Halle, Kassel, Marsberg, Soest und Elberfeld erreichte sie am 1. November Kaiserswerth. Auch später trat sie bei Bedarf häufig – freilich kürzere – dienstliche Reisen an. V.a. Streitigkeiten unter Diakonissen waren für die Vorsteherin Anlass, persönlich zur Bereinigung der Situation beizutragen.

<sup>36</sup> Vgl. z.B. FA II Fb 11, Regeln für die Stationsschwestern; FA II Fb 12, Instruction für die Pflegerinnen der Station der kleinen Kinder; FA II Fb 13, Instruction für den Knabensaal; FA II Fb 14, Krankenordnung für die männlichen Kranken; FA II Fb 16, Regeln für die Nachtwache. Die Handschrift Carolines beweist, dass sie mit der bereits in Hamburg erworbenen Fachkompetenz einen Beitrag zur Professionalisierung der Pflege leistete. Auch die triviale Bemerkung: „Ich lasse jetzt Verordnungsstabellen einrichten“ (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 27. August 1844) beweist, dass es erst Caroline war, die die pflegerischen Bemühungen der Schwestern systematisierte.

<sup>37</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 3. Mai 1847.

<sup>38</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 5. Mai 1850.

<sup>39</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850. Caroline berichtet von einem Besuch des China Missionars Gützlaf, der durch einige Äußerungen die Gefühle der Schwestern verletzt hatte.

<sup>40</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juli 1849.

<sup>41</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 19. Mai 1847. Das von drei Probeschwestern selbst gewünschte Ausscheiden aus den Anstalten, deren Eignung Caroline bei zweien aus gesundheitlichen Gründen und bei der dritten aus moralischen Gründen als fraglich beurteilt, gibt Caroline sachlich und ohne Polemik weiter: Allein die für die Anstalten entstehenden Reisekosten empfand sie als bedauerlich.

<sup>42</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 24. Oktober 1847: „Gestern mußte ich [...] auf der Männerstation einige Veränderungen machen u. einen Schrank, in welchem Anna Schwestern Kleider verwahrt, von der Männerstation nach unten versetzen. [...] So vorsichtig ich nun auch diese Einrichtungen der Anna

häufiger beriet sie bereits vor Einführung der Institution des „Inneren Rathes“ Entscheidungen, die in Abwesenheit des Vorstehers notwendig waren, mit leitenden Schwestern des Mutterhauses<sup>43</sup>. In den Berichten erscheinen die Schwestern ab Ende der 40er Jahre grundsätzlich in positiverem Licht. Leistungen von Diakonissen, die nicht zu ihrer vollen Zufriedenheit waren, erfuhren unter Berücksichtigung der oft unter schwierigen Umständen zu verrichtenden Tätigkeiten dennoch eine Würdigung<sup>44</sup>. Auch scheint Caroline ab diesem Zeitpunkt die Wünsche von Schwestern stärker gegenüber dem Gesamtinteresse der Anstalten erwogen zu haben<sup>45</sup>: Die Aufgabenfelder der Diakonissen wurde nicht mehr ausschließlich nach dem Kriterium gewählt, welche Voraussetzungen die einzelnen Schwestern für vakante Stellen erfüllten, sondern auch die Zumutbarkeit bestimmter Arbeiten wurde unter Berücksichtigung der individuellen Charaktere sorgfältig geprüft<sup>46</sup>. Caroline wuchs zunehmend in ihre Rolle der Vorsteherin hinein. Die Führung der Schwesternschaft souverän handhabend, wurde es immer seltener erforderlich, radikale Kritik zu äußern<sup>47</sup> – wer nicht als passend empfunden wurde, wurde darauf hingewiesen, bei ausbleibendem Erfolg der Zurechtweisung wurden personelle Konsequenzen gezogen. Streitigkeiten von Schwestern innerhalb einer Einrichtung suchte Caroline gütlich beizulegen: Wenn dennoch resolutes Eingreifen nötig wurde, delegierte sie dies an Th. Fliedner. Einerseits festigte sie auf diese Weise die patriarchalische Struktur der Anstalt, andererseits sicherte sie sich so die Zuneigung der Schwestern. Ähnlich verfuhr sie bei Rechtsgeschäften: Obgleich sie über eine Vollmacht verfügte, die sie ermächtigte, im Namen Th. Fliedners zu handeln, machte sie so wenig wie möglich von dieser Gebrauch, da sie fürchtete, möglicherweise aufgrund fehlender Rechtskenntnisse zum finanziellen Schaden der Anstalten zu handeln<sup>48</sup>. Analog zur

---

beibrachte, so gerieth sie doch darüber in eine laut ausbrechende, entsetzlich Wuth gegen mich; [...]. Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich ging u. den Herrn für sie um Selbsterkenntniß dringend bat. [...] Ich sah Anna nicht mehr. Am Abend schickte sie mir ein paar Zeilen, [...], in welchen sie mich um Verzeihung bat. Ich mußte die Gnade u. Treue des Herrn preisen, der Gebete so gern erhört.“ Bei massiven Problemen mit Diakonissen, die die Entlassung zu erfordern schienen, suchte sie durch Gebet eine Änderung in der Wesenshaltung der Schwestern herbeizuführen. Überzeugt von der unwiderstehlichen Macht des Gebets forderte sie die gesamte Schwesternschaft auf, vor Gott für Verhaltensbesserungen Einzelner einzustehen (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849).

<sup>43</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Oktober 1847. Mit Einführung des Inneren Rathes wurde es selbstverständlich, dass Caroline alle Grundsatzentscheidungen beriet: Als beispielsweise die Entlassung einer Schwester wegen Widersetzlichkeit notwendig wurde, während Th. Fliedner in Amerika war, traf sie diese Entscheidung erst nach Rückkehr von der ebenfalls auf Reisen befindlichen Gertrud Reichard als leitender Diakonisse.

<sup>44</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850 über Probeschwestern: „Nur Lina Smith bedarf noch der Uebung. [...] Sie ist ein liebes Mädchen, welches sich gern leiten u. anweisen läßt. Unsere Adelheid Erck ist aber eben Berlinerinn: immer lustig, liebenswürdig, macht über Alles einen Witz, bringt aber nichts Reelles fertig.“

<sup>45</sup> Freilich nur bei Schwestern, die sich loyal zum Mutterhaus verhielten: Bei Schwestern, die Amtsentlassung verlangten, handelte sie ausschließlich im Interesse der Anstalten, indem sie alles aufbot um zu vermeiden, dass sie selbständig an ihrer alten Wirkungsstätte tätig bleiben durften (vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 26. März 1851).

<sup>46</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. März 1855.

<sup>47</sup> Statt Beanstandungen erscheint Caroline bei marginalen Ärgernissen Diakonissen Tätigkeiten außerhalb des Mutterhauses verschafft zu haben: „Ich freue mich, wenn mein Haus leer wird; denn es ist kaum zum Aushalten, wenn sie Alle bei einander sitzen, u. die Eine Kopfweh, die Andere Fingerweh hat“, berichtete sie ihrem Mann am 24. Mai 1848 nach England und verlieh gleichzeitig ihrer Abneigung gegen ein Verhalten von Frauen Ausdruck, das genau dem im 19. Jahrhundert üblichen Stereotyp der fragilen Gesundheit der bürgerlichen Frau entsprach. Auch nach dem Tod ihres Gatten bekämpfte sie massiv Verhalten von Schwestern, das der Frau im 19. Jahrhundert stereotyp zugeschrieben wurde: „Wie schlimm ist bei unserm Geschlechte die Neugier u. das Schwatzen!“ (FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 11. März 1883). Größere Vorfälle, wie etwa der Widerstand einer Diakonisse gegen die Kleiderordnung verbunden mit Unaufrichtigkeit, machten zur Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung consequentes Handeln, i.e. die Entlassung, notwendig (FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850).

<sup>48</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 3, Carline an Th. Fliedner am 2. Juli 1854.

Geschlechtertypologie der bürgerlichen Familie leistete Caroline einen Beitrag zur Konsolidierung der Rollenfestschreibung, die den Vater bzw. Vorsteher der Schwestern rational auf sie einwirken ließ, während die Mutter bzw. Vorsteherin primär emotionalen Einfluss auf die Schwestern nahm<sup>49</sup>. Nur in Abwesenheit Th. Fliedners griff auch Caroline im Notfall disziplinierend in das Geschehen ein: Anfang September 1849 – Th. Fliedner war noch in Amerika – reiste sie nach Berlin, wo sich in der Charité einmal mehr Entzweiung zwischen den Schwestern anzudeuten schien. Getrieben wurde sie von der Furcht, die Diakonissen-Anstalt liefe Gefahr, vor der Öffentlichkeit in schlechten Ruf zu geraten: „Er wird triumphieren, daß er Eine in sein Reich gezogen hat“, befürchtete sie von dem Direktor der Charité, Esse, als sich eine Schwester mit einem Wärter verlobt und Caroline von ihrem Wunsch erfahren hatte, als „Frau Wärterinn“ in der Charité tätig bleiben zu dürfen<sup>50</sup>. Dass solch autonomes Handeln von ihrem Mann als wünschenswert empfunden wurde, wird nicht zuletzt darin deutlich, dass Caroline ihm nicht Bericht über ihre Reise nach Berlin erstattete, sie sich mithin von ihm zu umfassendem Handeln autorisiert wusste.

War der Ablauf in den Anstalten reibungslos, solidarisierte Caroline sich mit den Schwestern, indem sie sie gleichermaßen wie sich selbst und ihren Mann auf Christus verpflichtete: „Sage Ihnen, wir wollten miteinander allezeit fröhlich sein, weil Christus uns erlöset hätte von allem Uebel, u. durch seine Treue diese unsere Belange sicher bewachtet wären<sup>51</sup>“, trug Caroline Th. Fliedner auf, an die in Berlin wirkenden Schwestern weiterzugeben. Ähnlich wie ihr Mann in Bezug auf sie selbst instrumentalisierte Caroline auf diese Weise den Glauben in Bezug auf die Schwestern: Die gemeinsame Heilserfahrung einte in der Gegenwart und verpflichtete die Schwestern zu Loyalität mit dem Mutterhaus für die Zukunft. „Ich wünsche in diesem Augenblick eben so sehr für sie, als ich es für mich wünsche, daß die Liebe Christi sie dränge zu einer Selbstverleugnung, die ihnen die Bürde der Selbstsucht täglich weniger drückend macht, weniger hemmend für das gute Werk, das der Herr mir befohlen hat<sup>52</sup>“, vereinigte Caroline die Wünsche für ihre Mitarbeiterinnen mit ihren eigenen Problemen. Die Belege für derartige Identifikation mit den Schwestern sind indes rar.

Das unbedingte Beharren auf Ordnungen, mit dem sie Ende der 40er Jahre der Expansion der Anstalten Rechnung trug, erscheint als Instrument zur Sicherung der Gleichheit der Schwestern: „Ich theile Dir schon jetzt diese Angelegenheit [i.e. die Erwartung einer großen Erbschaft einer Diakonisse] mit, weil ich es nöthig finde, daß gewisse Regeln festgestellt werden für diejenigen, welche Vermögen haben u. in's Diaconissen-Amt treten. [...] Es bringt dem Ganzen der Schwesternschaft keinen Segen, wenn eine unter ihnen in Bezug auf Geldmittel vortheilhafter gestellt ist, als alle Uebrigen.“ Allgemein verbindliche Regeln, zu denen auch das unter IV.2 betrachtete Rundschreiben über die Kleiderordnung gehört, beugten Ausnahmefällen vor, die die Vorsteherin zu rigidem Eingreifen gegen Einzelne zwangen oder eine Schwester anderen gegenüber vortheilhafter stellten, was Neid und Missgunst hätte hervorrufen können<sup>53</sup>. Ein detailliertes Regelwerk schien Caroline Mittel, die Komplexität ihrer Aufgaben zu reduzieren und Frieden unter den Schwestern zu sichern.

---

<sup>49</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 4. Juni 1848: „In Saarbrücken währt der gräulichste Krieg fort: meine langen, freundlichen Briefe scheinen nichts geholfen zu haben. [...] doch ist die Sachlage so, daß nicht eingeschritten werden kann, ehe Du od. ich persönlich hinkommen, u. zwar müßte die Sache erst mit Dir sehr gründlich überlegen u. mit gemessenen Befehlen von Dir kommen, sonst kann ich gar nichts dort ausrichten.“

<sup>50</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 29. August 1849.

<sup>51</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 25. Oktober 1847.

<sup>52</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 6. März 1848.

<sup>53</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849. In Bezug auf eine Hohe Geldsumme, die die leitende im Londoner Hospital wirkende Diakonisse stellte, begründete Caroline ihre abschlägige Antwort: „So sehr ich wünsche, daß die Schwestern nicht durch ein zu kärgliches Auskommen beunruhigt u. an ihrer Freudigkeit zum Amte schaden leiden, eben so sehr fürchte ich auch, eine Schwestern vor den andern wirklich zu bevorzugen.“

Probleme, die geeignet schienen, den gewohnten Ablauf des Anstaltslebens zu gefährden oder zu ändern und noch dazu in der Abwesenheit des Vorstehers auftraten, wogen schwer: „Ich möchte nicht gern ohne deinen Rath u. Willen einen entscheidenden Schritt thun“, stellte sie fest, als ein katholischer Kranker sie nötigen wollte, die geistliche Versorgung der katholischen Patienten im Diakonissen-Krankenhaus durch häufige Besuche und Unterricht von einem katholischen Priester verbessern zu lassen<sup>54</sup>. Als Verwalterin der Finanzen war sie stets über die Höhe der fälligen und eingehenden Gelder informiert und dementsprechend beunruhigt, wenn aufgrund mangelnder Liquidität die Einhaltung von Zahlungszielen nicht möglich war<sup>55</sup>. Die Bekleidung dieses Postens veranlasste sie gelegentlich zur Einmischung in äußere Angelegenheiten: „Du wollest doch, mein lieber Mann, mit der Bitte um Erweiterung der Portofreiheit für unsere Anstalten nicht bis zur Genehmigung der Statuten warten.[...] Du solltest in dieser für uns so sehr wichtigen Angelegenheit eine directe Bitte an den König richten<sup>56</sup>“, forderte sie Th. Fliedner auf, als die Finanzen für die Öffentlichkeitsarbeit als notwendig empfundene Maßnahmen nicht zu gestatten schienen. In finanziellen Dingen hatten die Anstalten stets Vorrang vor allem anderen: Als etwa eine Erblasserin fast ihr ganzes Vermögen „christlichen Anstalten“ vermachte, von denen die Diakonissen-Anstalt den größten Teil erhielt, die „sehr hilfbedürftigen Verwandten“ jedoch leer ausgingen, sah Caroline auf Bitten derselben keine Veranlassung, auf einen Teil der Summe zu deren Gunsten zu verzichten<sup>57</sup>.

Aus Instructionen sowie der angedeuteten Identifikation Carolines mit ihrer Arbeit dürfte deutlich geworden sein, dass die Aufgaben der Vorsteherin ein tagfüllendes Programm waren. Bis 1849, dem Jahr, als Th. Fliedner sein Amt des Gemeindepfarrers von Kaiserswerth niederlegte, oblagen ihr auch zahlreiche repräsentative Tätigkeiten in der Gemeinde, die dazu führten, dass Caroline aufgrund der Aufgabenfülle „oft in Angst u. Noth“ geriet<sup>58</sup>. Das Bewusstsein der Vernachlässigung ihrer Kirchengemeinde, v.a. das Unterlassen notwendig empfundener Krankenbesuche, veranlasste sie zu Großzügigkeit gegenüber ihrer Mitglieder: Wo Caroline sich durch die Anstalten in die Lage versetzt sah, zu helfen, tat sie es materiell oder durch unentgeltliche Aufnahme in das Anstaltskrankenhaus.

Anhand weniger Briefe Carolines an die Schwestern, die aus der Zeit vor 1864 datieren, sei versucht, die Grundlinien ihres direkten, facettenreichen Umgangs mit der Schwesternschaft vertieft zu eruieren.

Die eine Seite der Einstellung Carolines zu den Schwestern scheint sich mir im Umgang mit Heiratsabsichten derselben zu manifestieren. Obgleich nicht als Diakonisse, so doch als junge in Lehre und Pflege tätige Frau, hatte Caroline sich bis Februar 1843 in einer ähnlichen Situation wie die meisten Kaiserswerther Schwestern befunden: Der Frauenüberschuss hatte im 19. Jahrhundert zu der Situation geführt, dass wie Caroline viele durchaus heiratswillige Frauen ihre Ehwünsche als nicht realisierbar begraben mussten<sup>59</sup>. Die eingeschränkten beruflichen Betätigungsmöglichkeiten für Frauen taten ein Übriges, die Kaiserswerther Anstalten als attraktives Betätigungsfeld erscheinen zu lassen – der Beruf der Pflege- oder Lehrdiakonisse erfreute sich allgemeiner Anerkennung, die soziale Position war gesichert und die Frauen durch die vom Mutterhaus garantierte Versorgung vor Altersarmut geschützt. Pragmatismus dürfte häufig stärker als Idealismus zum Eintritt in die Anstalten bewogen haben<sup>60</sup>. Die Situation der Schwestern an sich bot für Caroline zahlreiche

---

<sup>54</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. August 1844.

<sup>55</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 4. Mai 1845, 25. April 1846, 14. April 1847, 28. April 1847; 4. Mai 1847, 10. Oktober 1847; 4. Dezember 1850.

<sup>56</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 6. Mai 1845.

<sup>57</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 10. Juni 1848.

<sup>58</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 29. April 1845.

<sup>59</sup> Vgl. auch BAUMANN, U., Protestantismus 47f; SCHMIDT, J., Schwester 244.

<sup>60</sup> Auch Th. Fliedner war sich durchaus bewusst, dass diakonisches Engagement von Frauen vielfach nicht allein dem Willen entsprang, für das Reich Gottes tätig zu werden. „Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, wie oft in

Identifikationsmöglichkeiten. Umso erstaunlicher ist, dass sie an keiner Stelle Empathie erkennen lässt; vielmehr beobachtete sie die Schwestern kritisch und erwog in Bezug auf einzelne Schwestern gründlich, ob die Ehe eine mögliche alternative Lebensform zu der der Diakonisse sei<sup>61</sup>.

Die erste schriftlich bezeugte und gleichzeitig repräsentativste und ausführlichste Auseinandersetzung mit möglichem Brautstand einer Diakonisse fand gut zwei Jahre nach dem Eintritt Carolines in die Diakonissenarbeit statt. Am 5. September 1846 richtete Caroline sich an eine 1815 geborene Schwester, die nach dem Tod ihres Mannes 1844 in das Mutterhaus eingetreten und ab dem 11. August 1845 in der neuen Charité in Berlin arbeitete. Gerade vom Typhus, der einen der dort tätigen Schwestern das Leben gekostet hatte, genesen, forderte Caroline sie auf, Stellung zu der ihr von Schwestern zugetragenen Nachricht zu nehmen, sie stehe in Verbindung zu einem Mann, der in keinem guten Ruf stehe – der schlechte Ruf des Mannes war nur insofern von Einfluss auf ihre Argumentation, als Caroline so davon ausgehen konnte, dass er kein Christ war und über der möglichen Verbindung der Diakonisse mit ihm nicht der Segen Gottes ruhen konnte.

Der Hauptvorwurf lautete, die Schwester habe dieses Verhältnis bereits bei Eintritt in das Diakonissenamt unterhalten und dieses bei der Aufnahme Th. Fliedner gegenüber geleugnet. Die Beschuldigte wurde aufgefordert, zu den Gerüchten Stellung zu nehmen und ausführliche Auskunft über den Mann zu geben. Caroline legitimierte ihr scharfes Vorgehen durch den Hinweis auf das von jeder Diakonisse abzulegende Versprechen, keine Verlobung einzugehen, bevor Vorsteherin und Vorsteher, die „Elternpflichten für Sie übernehmen und darum auch Elternrechte gewissermaßen zu Ihnen haben“ von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt und um ihre Meinung befragt worden sei. Korrekt erfüllte Caroline auf diese Weise die ihr gem. §2 II. ihrer Instruction obliegende Aufgabe der Überwachung der Hausordnung, die vorsah: „Sollte sie [i.e. die Diakonisse] beabsichtigen, sich zu [...] verehelichen, so hat sie, vor Eingehen eines zur Verlobung führenden Verhältnisses, mit kindlichem Vertrauen die Vorsteherinn, oder den Inspektor, darüber um Rath zu fragen<sup>62</sup>“. Das Motiv der Vormundschaft führte Caroline indes weiter aus, indem sie darauf hinwies, dass „wir [i.e. der Vorstand] über Ihre Seele mit zu wachen haben“. Dem Rat des Vorstandes folgend, erschien die Diakonisse davor geschützt, ihrem fleischlichen Wesen folgend, in ihr Verderben zu laufen. Mit der Argumentation der Übernahme von Verantwortung formulierte Caroline positiv, was für das Individuum, die Diakonisse, negativ die totale Entmündigung bedeutete, deren Akzeptanz jedoch durch die Möglichkeit der Nicht-Information des Vorstands in das Ermessen der Diakonissen gestellt war. Wie Th. Fliedner Carolines Anfechtungen ihr gegenüber als Heilserweise Gottes deutete, interpretierte Caroline die fast tödliche Krankheit der Diakonisse als Mittel Gottes, sie „die Nichtigkeit alles Irdischen, u. die Wichtigkeit seiner Gnade u. unsers ewigen Erbes bei ihm, recht lebhaft fühlen zu lassen“. Die erfahrene Nähe des Todes erschien Caroline als optimale Voraussetzung, dass die Schwester „in dem [...] jetzt verordneten Kampfe mit Fleisch u. Blut“ siegen werde.

Daneben erschien ihr der Ruf der Anstalten als Berechtigung, die scharfen Mahnungen auszusprechen: „Wir geben Ihnen zu bedenken, wie sowohl die Augen der Kinder dieser Welt als auch die der Kinder Gottes auf die Diaconissen gerichtet sind und daß – wenn Ihr Ruf

---

solchem Missionstrieb der christlichen Jungfrauen Unreifes, Phantastisches u. besonders der Geschlechtstrieb sich einmischt [...].“ teilte er einem Amtsbruder in Bezug auf die im von J.E. Goßner gegründeten Elisabeth Hospital in Berlin tätigen Diakonissen mit (FA IV a 120, Theodor Fliedner an Amtsbruder Knak am 1. November 1850).

<sup>61</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 23. April 1850. War Caroline bekannt, dass eine Schwester „in Bezug auf das andere Geschlecht u. auf Neigung zum Ehestande sehr harte u. fortdauernde Kämpfe hat“, achtete sie bei der Wahl des Dienstortes streng darauf, ihr eine Position anzuweisen, die sie nicht in Kontakt mit Männern kommen ließ und die Wünsche nicht durch Kontakt mit Männern erwachen ließ (FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 14. Mai 1850).

<sup>62</sup> Vgl. GrFI IV i 32, Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung II. §10, 12.

befleckt wird, was leichter geschehen kann als bei jedem andern Frauenzimmer, die nicht Diaconissinn ist – zugleich die ganze Diaconissen-Sache mitverlästert wird“. Wie bei ihrem berühmten Rundschreiben bezüglich der Kleiderordnung bediente sie sich zum Zementieren ihrer Position auch des Hinweises, dass durch solches Fehlverhalten auch „der Name Christi, in dessen Dienst wir stehen“ in Misskredit geraten könne. Bis zur schriftlichen Stellungnahme der Schwester untersagte Caroline bis auf weiteres jeden Kontakt mit dem fraglichen Mann, im Falle einer Weigerung der Stellungnahme kündigte sie der Schwester die Entlassung aus dem Diaconissen-Amt an<sup>63</sup>.

Sehr deutlich wird die völlig der Konsolidierung der Anstalten untergeordnete Haltung Carolines in Bezug auf Schwesternheiraten in *einem* Brief, in dem sie einerseits uneingeschränkt zugab, dass das, was sie „immer begehrt hatte“ eine Familie, „Mann u. Kinder“, waren, sie sich andererseits jedoch echauffiert über eine Diakonisse zeigte, die geneigt war, einem Antrag zu entsprechen und in Bezug auf dieselbe die Hoffnung äußerte, „daß sie Fleisch u. Blut besiegt u. mir folgt.“<sup>64</sup>

Wenig scheint darauf hinzudeuten, dass Caroline Interesse am faktischen Befinden der Schwestern auf der Erde hatte. Ihrer Argumentation nach suchte sich das Fleisch natürlicherweise, das Leben im Diesseits angenehm zu gestalten, was jedoch dem inneren Menschen, der Seele, zu ewigem Verderben gereichte. Da Caroline sich bewusst war, dass die Zugehörigkeit zu den Anstalten mit Verzicht auf Annehmlichkeiten verbunden war, konnte sie im Interesse der Anstalten lediglich abstrakt, mit der Aussicht auf jenseitige Kompensation argumentieren. Caroline bediente sich ihrer übergeordneten Position zur Konsolidierung der Position des Vorstandes bei den Schwestern, die letztlich kontrolliertes Wachstum der Anstalten verbürgte. Wie Th. Fliedner in Konfrontation mit ihren Ressentiments gegen seine Reisen ihr gegenüber, argumentierte Caroline den Schwestern gegenüber theologisch bzw. mit Infragestellen der göttlichen Akzeptanz ihres Handelns. Das Bewusstsein des unbedingten Primates der Anstalt vor persönlichen Wünschen und Bedürfnissen der Schwestern dürfte dazu beigetragen haben, dass zumindest die ehelichen Briefwechsel der Fliedners den Eindruck vermitteln, als hätten Schwestern sich bei der Entscheidung über Heiratsanträge nur in den seltensten Fällen in dem von der Hausordnung postulierten kindlichen Vertrauen an den Vorstand gewandt<sup>65</sup>. Caroline sanktionierte solche Verstöße gegen die Hausordnung, indem sie nicht nur selbst eine radikale Trennung von der Schwester vollzog, sondern auch den Schwestern die Aufrechterhaltung des Kontakts mit ihnen verbot, da ihr Einfluss nur

---

<sup>63</sup> FA II Fg 4, Caroline an Sophie Maria Neese geb. Hermann. Obgleich an dieser Stelle lediglich der Umgang Carolines mit den Schwestern von Interesse ist, sei erwähnt, dass die Diakonisse Sophie Maria Neese, Caroline am 4. September umgehend mitteilte, sich keiner Schuld bewusst zu sein. Ausführlich setzte sie Caroline das Zustandekommen des Kontakts zu dem bewussten Mann auseinander und beteuerte ihr, dass sie keineswegs ein eheliches Verhältnis mit ihm anstrebe – vielmehr versicherte sie, dass sie ihrem verstorbenen Gatten emotional noch so stark verhaftet sei, dass es ihr unmöglich erscheine, jemals eine Ehe mit einem anderen Mann einzugehen, auch der Mann sei gerade im Begriff, sich mit einer anderen Frau zu verheiraten. Kritisch merkte die Diakonisse an, dass die „gepriesene Schwesternliebe“ bei dem denunziatorischen Verhalten von Schwestern, die beim Vorstand Beschwerde über sie einlegten, ohne sie davon in Kenntnis zu setzen, Stein des Anstoßes gewesen zu sein, für sie in Frage gestellt schien. – Am 4. Juni 1848 meldete Caroline ihrem Gatten gleichwohl nach England, dass Sophie Neese Braut des bewussten Mannes war.

<sup>64</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 15. Juni 1849. In ähnlicher Weise lässt Caroline fehlende Empathie erkennen, als sie Mariane v. Rantzau auf die Kaiserswerther Kleiderordnung verpflichten wollte: „Seitdem ich verheiratet bin, hat sie [i.e. Eitelkeit] mich nicht mehr so viel angefochten, und ich habe dadurch nicht so viel zu überwinden gehabt“, teilte sie der designierten Oberin des Mutterhauses Bethanien in Berlin mit, um zu begründen, dass auch von ihr einfache Kleidung gewünscht werde (Caroline an Mariane v. Rantzau am 22. Juni 1847, zit nach Schering, E., Auftrag 90). Ihre eigene Ehe erschien als völlig legitim – vereinigten sich doch hier fleischliches Wünschen und göttlicher Wille – konnte sie gar als Argumentationsgrundlage zur Generierung einer bestimmten Wesenshaltung der Schwestern genutzt werden. Dass die Situation der Schwestern völlig anders war und ihnen das Recht auf Ehe vom Mutterhaus vielfach abgesprochen wurde, nahm Caroline entweder nicht wahr oder ignorierte es.

<sup>65</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 20. April 1845, 8. Oktober 1845,

verderblich sein konnte<sup>66</sup>. Ersuchten Diakonissen jedoch die Direktion höflich um Heiraterlaubnis, durften die Frauen darauf hoffen, die Zustimmung Carolines zu erhalten – wies doch der offene Umgang mit dem Heiratsantrag darauf hin, dass der Mann zumindest einen unbescholtenen Ruf hatte<sup>67</sup>. Bei Fluktuation aufgrund von Heiraten lässt sich bei Caroline einmal mehr der absolute Primat der Anstalten vor dem Individuum nachweisen. Dennoch verbietet es sich, den Umgang Carolines mit den Schwestern als einseitig paternalistisch zu verurteilen – Ihre Empathiefähigkeit bewies sie in ihrer regelmäßigen Korrespondenz mit den Schwestern.

„Sie hat die Diakonissen als mütterliche Freundin und Rathgeberin zu ermuntern, zu warnen, zu trösten. Sie ist daher in ungehemmten persönlichem und brieflichem Verkehr sowohl mit den auswärtigen als hiesigen Diakonissen u. Probeschwestern“, fixierte §2 VI. gleichermaßen das affektive Verhältnis der Diakonissen zur Vorsteherin wie die Aufgabe, die diesem folgte. Exemplarisch, weil repräsentativ für Carolines Wahrnehmung dieser Aufgabe, sei im Folgenden ein Brief exzerpiert, den Caroline 1847 ohne besonderen Anlass an die Diakonisse Wilhelmine Erbach sandte und der daher als weitgehend „neutral“ gelten darf<sup>68</sup>.

„Liebe Wilhelmine,

Mit Freuden höre ich heute aus einem Briefe von der lieben Melusine, daß Sie in Ihrem Berufe eifrig sind. Da glaube ich auch, daß Sie fröhlich sein werden, wenn gleich mitunter das Gefühl der Ermattung Sie drückt u. die Verkehrtheit, die Sünde, oder das Elend Ihrer Pfleglinge Sie beklommen macht. Der Herr wolle es Ihnen geben, immer mehr von sich ab, auf ihn hinzuschauen, in jedem Menschen, der Ihre Hülfe begehrt, ihn zu sehen, u. in seiner Liebe täglich zu wachsen. Wie sehr werden Sie, wenn Sie sich durch Ihren Beruf darin üben lassen, einst für diesen Beruf den Herrn preisen. – Wir wollen uns vereinigen, liebe Wilhelmine, täglich den Herrn zu bitten, daß er es uns lehre, immer mehr uns selbst abzusterben; u. ihn zu lieben, Ja, ich fühle es tief, daß wir um dieses Gut bitten müssen, denn wir haben es nicht. Lassen Sie es sich nicht befremden, wenn auch manches bittere Weh Ihnen fühlbar wird. Denken Sie daran, daß die Nachfolge des Herrn ein Kreuztragen ist, daß aber die Krone, welche er uns aus der Ferne entgegenhält, eines Kampfes bis in den Tod noth ist, u. daß er uns auch auf unsern Kreuzes-Wegen nie über unser Vermögen wird versucht werden lassen, daß wir uns im Leiden selig fühlen. – Lesen Sie täglich in der Bibel für sich? Ich bitte Sie, mir diese Frage zu beantworten, weil ich gern die Ueberzeugung haben möchte, daß Sie, mein liebes Kind, über Ihr Thun nach außen, das innere Thun, das Schaffen Ihrer eigenen Heiligung, welches aller Christen Hauptberuf ist, nicht versäumen.

Hirbei erhalten Sie Gehalt u. Kleidergeld [...]. Mit Freuden höre ich, daß das Tragen des Hutes Ihnen nicht mehr lästig, sondern eher angenehm ist. [...] – Adieu, meine liebe Wilhelmine; der Herr segne u. behüte Sie!

Ihre in ihm verbundene

Caroline Fliedner.

Kaiserswerth, 2/11 47.

[...]

Wenn kein besonderer Grund Anlass war, dienten Schreiben Carolines an Schwestern gleichermaßen der Motivation wie der Paränese. Mit einer Anerkennung am Briefbeginn sicherte sie sich das Interesse der Adressatin. Dann begründete Caroline ausführlich den Sinn möglicher Frustrationen und verlieh ihnen einen positiven Sinn. Die berufsspezifischen

---

<sup>66</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 22. Oktober 1850. Ihrem in Berlin weilenden Gatten trug sie auf: „Vergiß nicht zu fragen, ob unser Gebot befolgt, u. Niemand zu Hochzeit der Dorothee Hintze gewesen ist. Sprich mit Louise Klein darüber, warum sie zu Dorotheen's Verlobung ging [...].“

<sup>67</sup> Vgl. z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 7. August 1849.

<sup>68</sup> FA IV b1, Caroline an Schwester Wilhelmine Erbach am 2. November 1847.

Probleme nicht uneingeschränkt positiv interpretieren könnend, deutete sie sie als pädagogisches Mittel Gottes, dessen Zweck sich erst „einst“ in vollem Maß offenbaren würde. Das Berufsleitbild<sup>69</sup> der Diakonisse als „Dienerinn des Herrn Jesu,“ „Dienerinn der Armen und Kranken um Jesu willen“, implizit repetierend, appellierte sie gleichermaßen an den Verstand wie an die Loyalität der Diakonisse, die Chance zu ergreifen und durch ihren Beruf für ihr ewiges Heil zu wirken. Selbstverleugnung, die Aufgabe von Eigenliebe zugunsten von Gottesliebe, die durch Gebet erreichbar schien, sollte einen Beitrag dazu leisten, Frustration zu vermeiden und dem Berufsbild umfassend zu entsprechen. Der Gebrauch der 1. Pers. Plural, durch den Caroline sich explizit mit der Schwester im Bedarf um die göttliche Gabe der Selbstverleugnung solidarisierte, würde ausschließlich professionell wirken, wäre nicht bekannt, dass sie während ihrer Ehe selbst permanent darum rang. Man darf annehmen, dass Caroline durch ihre private Situation ihr professionelles Handeln als Vorsteherin insofern befruchten konnte, als sie dadurch besonders in Bezug auf die Vermittlung der Notwendigkeit von Selbstverleugnung an Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft gegenüber den Diakonissen gewann. Euphemismen vermied Caroline konsequent: Die diakonische Existenz bedeutete Kampf bis in den Tod, der lediglich durch das Bewusstsein postmortaler Kompensation auszuhalten war. Regelmäßige Bibellese schien Caroline geeignet, das Bewusstsein für den Sinn der Entbehrungen wachzuhalten.

Das Schreiben macht zweierlei deutlich: Selbstverständlich ging es Caroline primär darum, die Schwester durch den Brief dem Mutterhaus zu verpflichten. Loyalität konnte nur erhalten werden, wenn sie Verständnis für die Probleme aufbrachte, die aus der Tätigkeit der Schwestern resultieren konnten. Dies erforderte professionelles Handeln. Andererseits wird deutlich, dass Carolines eigene Anfechtungen zu tieferem Verständnis der Situation mancher Diakonisse beitrugen, und sie sich mit ihnen im Ringen um Selbstverleugnung aufrichtig solidarisierte.

Auch in zweckgerichteten Briefen Carolines an einzelne Schwestern, in denen Caroline Personalentscheidungen mitteilte, finanzielle Angelegenheiten regelte oder – v.a. entfernt arbeitende Diakonissen – nur über die Vorgänge im Mutterhaus informierte, versäumte sie nie, ihnen die Vorzüge des Diakonissen-Amtes vor Augen zu führen: „Und welch einen herrlichen Beruf habt Ihr empfangen, die Lämmer Jesu zu weisen, für das Reich Gottes thätig sein zu dürfen und damit für die eigenen Seele Band u. Zaun, daß sie sich nicht verliere in der Lust u. Last dieser Welt<sup>70</sup>“, pries sie die diakonische Existenz und stellte sie als eine anderen Lebensentwürfen überlegene Lebensweise dar. „O, das laßt uns wohl bedenken u. unserm treuen, gnädigen Gott nicht durch Zagen u. Klagen betrüben [...], sondern durch einen frischen Kampfesmut u. durch Danksagung für seine Leiden u. seinen Sieg, worin die Bürgschaft liegt für unsern Sieg, ihn preisen u. ehren“, forderte sie auf und stellte damit explizit einen Nexus zwischen Lebenshaltung und Gottesverhältnis, implizit einen Nexus zwischen Loyalität zur Diakonissen-Anstalt und Gottesverhältnis her.

In der Tat könnte man Caroline unterstellen, ihr Umgang mit den Diakonissen sei ausschließlich auf Konsolidierung der Anstalten und Sicherung ihrer Loyalität gerichtet gewesen. Sicher werden ihre Briefe auch maßgeblich dazu gedient haben, die Bindung der Schwestern an das Mutterhaus zu erhalten und trotz Widerwärtigkeiten zu ertragen. Doch würde es eine unangemessene und verkürzte Beurteilung sein, Carolines Verhältnis zu den Schwestern auf reinen Pragmatismus zu reduzieren. Der ab Ende der 40er Jahre sich verzeichnende Wandel zur Mütterlichkeit weist zusammen mit ihrem eigenen leidvollen Ringen um Selbstverleugnung darauf hin, dass Caroline nur von ihrer eschatologischen Hoffnung her dem Diesseits einen Sinn zu geben vermochte und sie die Schwestern an dieser Überzeugung teilhaben lassen wollte.

---

<sup>69</sup> Vgl. GrFI IV i 3<sup>2</sup>, Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung 2ff.

<sup>70</sup> FA IV b1, Caroline an Friederike Kühnendahl am 20. Februar 1856. Die meisten unter dieser Signatur verzeichneten, an Caroline gerichteten Briefe stimmen mit diesem Tenor überein.

Dieser Eindruck wird bestätigt durch die vielfach buchstäblich in kindlichem Vertrauen geschriebenen Briefe, die die Schwestern an die „Mutter“ richteten. Wiederum mag ein Brief exemplarisch einen Eindruck davon vermitteln, wie sich das Verhältnis der Schwestern in idealer Weise manifestierte<sup>71</sup>:

„Liebe Mutter!

Ihre Tochter möchte so gerne einmal wissen, wie es Ihnen geht, und ob die liebe Mina wieder ganz wohl sei. Ich habe zwar schon einigemal gehört, daß es Ihnen, liebe Mutter, ziemlich gut ginge, nur Mina habe zuweilen noch tüchtige Kopfschmerzen. Ich kann mich aber damit nicht zufrieden geben, sondern möchte noch etwas ausführlicher wissen, wie es Ihnen u. Mina geht. Wie gefällt Ihnen die Gegend? [Caroline befand sich zu diesem Zeitpunkt mit ihrer Stieftochter Mina zu einem mehrwöchigen Erholungsaufenthalt in Wiesbaden und Epstein.] Können sie die schönen Spaziergänge benutzen, oder müssen Sie wegen der ungünstigen Witterung im Hause bleiben? Der Herr wolle seinen Segen dazu geben, daß Sie mit der lieben Mina recht bald fröhlich und gesund zu uns zurückkehren möchten.

Bei uns, liebe Mutter, ist noch ziemlich alles beim Alten. [Bericht über einzelne im Mutterhaus tätige Schwestern]. Meinen herzlichsten Gruß!

[...]

Margarethe Miegl.

Kaiserswerth, d. 13/9 48.“

Häufig waren es berufliche Anfragen, die den Schwestern die Kontaktaufnahme mit der Vorsteherin erforderlich zu machen schienen. Auch diese sind vielfach geprägt von kindlichem Vertrauen, das bereit war, sich willig in die „vielfach reichliche Erfahrung“ der „lieben“ oder „theuren“ Mutter zu fügen<sup>72</sup>. Freilich ist in Rechnung zu stellen, dass Briefe, die möglicherweise Resistenz gegen den Vorstand bezeugen, nicht überliefert sind, die erhaltenen Briefe mithin nur einen Ausschnitt aus der Realität abbilden.

Abschließend ist festzuhalten, dass für Caroline zu Beginn ihrer Tätigkeit, bei der nie eine Einschränkung, vielmehr eine Erweiterung ihrer Befugnisse durch Th. Fliedner erkennbar wird, der absolute Primat der Anstalten vor dem Individuum galt. Als Vorsteherin, nicht als Mutter, traf sie Personalentscheidungen, die die Präferenzen der einzelnen Schwestern völlig ignorierten. Unbedingter Gehorsam gegenüber der Mutterhausleitung erschien ihr als einer Diakonisse einzig angemessene Haltung. Obgleich immer noch unbedingt im Interesse der Anstalten bzw. Th. Fliedners handeln wollend, lässt sich ab Ende der 40er Jahre eine Verschiebung der Interessenwahrung von Anstalten und Individuum zugunsten des Individuums nachweisen. Ausschließlich Anstaltsinteressen vertrat sie bei der Konfrontation mit Heiratswünschen der Schwestern. Es liegt nahe, dass die im Sommer 1847 getroffene, zunächst rein formale Entscheidung, die Anrede „Mutter“ zugunsten von „Frau Pastorin“ einzuführen, nachhaltigen Einfluss auf Carolines Selbstverständnis hatte sie damit den Wünschen einzelner Schwestern umfassend Rechnung trug. Die Wahrung der Interessen der Anstalt erscheint häufig als Instrument, sich der Anerkennung Th. Fliedners zu versichern. Das Motiv findet seinen deutlichen Niederschlag in Briefen, die Caroline an einzelne Schwestern richtete: Das Amt der Diakonisse wurde als Gnade für die einzelne Schwester dargestellt, der sie durch Dankbarkeit und Loyalität gegenüber Gott und dem Mutterhaus

---

<sup>71</sup> FA IV b2, Margarethe Miegl an Caroline.

<sup>72</sup> Vgl. z.B. FA IV b2, wo zahlreiche Briefe verschiedener Schwestern an Caroline das Verhältnis bestätigen. Vgl. auch AKD 316, Marie Schäfer, die Vorsteherin des Diakonissen-Mutterhauses Bethanien in Breslau, an Caroline am 8. Februar 1816. Am 21. März 1861 leitete sie einen Brief an Caroline ein: „Es ist doch recht köstlich dies Wort Mutter aussprechen zu dürfen, heute bekam ich auch so verschiedene Kinderbriefe von ausen wo auch diese Ueberschrift stand, deswegen freue ich mich heute Abend doppelt, auch noch einen an Mutter schreiben zu dürfen, und – zwar wie folgt.“

entsprechen musste. Die Notwendigkeit der Selbstverleugnung, um die auch sie selbst permanent rang, kommunizierte sie auch den Diakonissen und diese dürfte durch ihre persönliche Situation an Glaubwürdigkeit gewonnen haben. Die wenigen noch erhaltenen Briefe von Schwestern an Caroline belegen, dass es ihr gelungen zu sein scheint, den Schwestern tatsächlich affektiv mehr als reine Vorgesetzte zu werden.

### 5.3 „Es liegt auf der Hand, daß ein berufsloses Leben bei unserer Neigung zur Selbstsucht viel mehr Elend uns bringt, als eine tüchtige Arbeit, die uns von dem elenden Ich abzieht“<sup>73</sup> – Carolines Amtswahrnehmung nach dem Tod Th. Fliedners (1864-1883)

Carolines zweite Amtsperiode ist gekennzeichnet von einer nahezu uneingeschränkt positiven Einstellung zu ihren Aufgaben<sup>74</sup>. Längst war der Kampf um die Autorität abgeschlossen, der sie gerade in den ersten Jahren als Vorsteherin massiv von ihren Befugnissen Gebrauch machen lassen. Das kontinuierliche Wachstum der Anstalten hatte maßgeblich dazu beigetragen, die Mitglieder der Familie Fliedner mit natürlicher Autorität auszustatten, derer sie sich bewusst waren<sup>75</sup>. Auf dieser Grundlage gelang es Caroline, die Interessen der Anstalten zu vertreten, i.e. die Stellung des Mutterhauses bei den Schwestern zu konsolidieren, und jeder einzelnen mit Güte und Wertschätzung zu begegnen<sup>76</sup>. Mit dem Tod Th. Fliedners löste sich die Spannung unter der Caroline während ihrer Ehe durch ihre doppelte Mutterschaft gestanden hatte: Sie wurde zum Teil der Schwesterngemeinschaft, was zuvor, als es primär ihre Pflicht gewesen war, ihre eigene Familie zu versorgen, nur eingeschränkt möglich gewesen war<sup>77</sup>. Der Verlust ihres Hauptlebensinhaltes, ihres Gatten, war mit einem enormen Bedeutungsgewinn ihrer Aufgaben in den Anstalten verbunden. Die formal wichtigen Entscheidungen, die nach dem Tod Th. Fliedners im Oktober 1864 und in den Folgemonaten getroffen wurden, sind dargestellt worden. Bis zur Wahl des Nachfolgers Th. Fliedners, Julius Disselhoffs, erlebte die Position der Vorsteherin einen starken Machtzuwachs, der jedoch mit der Inauguration des neuen Vorstehers aufgrund Carolines explizitem Wunsch nach Subordination unter den Vorsteher unter das Maß der Befugnisse, das sie an der Seite ihres Mannes gehabt hatte, zurückging. Mit dem freiwilligen Verzicht auf Kompetenzen trug Caroline der Tatsache Rechnung, dass sie sich „ohne ihn [i.e. Th. Fliedner] dazu [i.e. zum Amt der Vorsteherin] ganz untüchtig fühl[t]e“<sup>78</sup>. „Glaube mir, es ist nicht das Richtige, wenn die Frau Oberinn (Vater haßte diesen Titel) über dem Pastor steht“<sup>79</sup>, schrieb

<sup>73</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. März 1866.

<sup>74</sup> Diese Einstellung manifestiert sich v.a. in den Briefen, die Caroline nach dem Tod Th. Fliedners an Mina Fliedner schrieb (FA IV a 14 vol 1). Fast genau zwei Monate nach dem Tod Th. Fliedners, am 5. Dezember 1864 stellte sie erstmalig fest: „Der Arbeit giebt es gar viele, u. es ist große Gnade, daß der Herr sie uns vertrauet u. uns dazu stärkt.“

<sup>75</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 6. Februar 1865. Caroline stand ihrer Tochter Mina, die leitende Lehr-Diakonisse des Töchter-Pensionats in Hilden war, beratend zur Seite, als diese eine Reise zu der Höheren Töchter-Schule mit Pensionat in Florenz plante und empfahl: „Darum sei doch äußerst sparsam mit Deinen Besuchen in Florenz, u. laß Dich doch ja nicht, als Tochter von Pst. Fliedner, als ein halbes Wunderthier, umherführen.“

<sup>76</sup> Beim Tod der als erste Diakonisse geltenden 1836 in das Werk eingetretenen Schwester Gertrud Reichardt, etwa forderte sie ihre Tochter Mina unmissverständlich auf: „Ich wünsche, daß Du u. Friedrich zu demselben [i.e. zum Begräbnis] kommt. [...] Die Reichardt hat Euch alle so sehr geliebt, u. sie ist für die Diaconissen-Sache eine so wichtige Person, daß ich diejenigen meiner Kinder hier sehen möchte, die abkommen können.“

<sup>77</sup> Dabei versuchte Caroline, die Trennung zwischen Familie und Anstalten aufrechtzuerhalten: Zahlreiche Briefe an ihre Tochter Mina (FA IV a 14 vol 1) belegen, dass familiäre Informationen nur sehr bedingt an die Schwestern weitergegeben wurden („Bitte, sprich ohne Noth gar nicht darüber“, Caroline an ihre Tochter Mina 1873). Gemessene Informationen, die Caroline in vielen Briefen an einzelne Schwestern über ihre Familie weitergab, gewährleisteten indes trotz Zensur, dass bei den Diakonissen zumindest das Gefühl aufrechterhalten wurde, Teil der Familie Fliedner zu sein.

<sup>78</sup> FA IV GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864.

<sup>79</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 27. März 1884.

sie ihrer Tochter Mina in bezug auf die Vorzüge des Kaiserswerther Mutterhauses im Vergleich zu anderen. Der Überzeugungskraft Th. Fliedners und ihrem Bestreben, den Willen Gottes für sie zu erkennen und zu befolgen war es zu verdanken, dass Caroline den Schwestern am 8. Oktober 1864, einen Tag nach dem Begräbnis ihres Gatten, mitteilte, „daß ich [sie] ihre Vorsteherin und Mutter bleiben werde, wenn Gott es zuläßt.“ Subjektiv schien ihr ihr Verhältnis zu den Schwestern durch „zärtliche Liebe“ charakterisiert. Nicht mehr koordiniert, sondern subordiniert, beabsichtigte Caroline ab 1864 ihre Position auszufüllen. Ob sich ein wesentlicher Unterschied zu ihrer Aufgabenerfüllung verzeichnen lässt, soll im Folgenden untersucht werden.

Als zentrale Aufgabe betrachtete Caroline wie schon zuvor die Stärkung der affektiven Bindung der Schwestern an das Mutterhaus und die Pflege des Einheitsgefühls, was unschwer anhand der Rundschreiben, die Caroline ab Oktober 1864 in unregelmäßigen Abständen an die Schwestern richtete, zu zeigen ist. Die Briefe der Mutterhausleitung, entweder von Caroline oder Julius Disselhoff verfasst, dienten gleichermaßen der Information wie der Sicherung der Loyalität der Schwestern. Auch außergewöhnliche Anlässe, etwa ein Dankschreiben der Kaiserin, konnten Anlass für eine knappe Mitteilung an die Schwestern sein.

Durch Th. Fliedners Tod war die schwierige Situation entstanden, dass die Schwestern ihres (geistlichen) Vaters beraubt waren und das nach dem Familienmodell organisierte Mutterhaus Gefahr lief, an Bedeutung zu verlieren. – Am 5. Oktober 1864, einen Tag nach dem Tod Th. Fliedners, sah sich Caroline mit der schwierigen Aufgabe konfrontiert, das Auseinanderbrechen der „Familie“ zu verhindern, was durch den Verlust der väterlichen Autorität nicht völlig auszuschließen schien. Einerseits galt es, ihre eigene Autorität zu legitimieren, andererseits die Loyalität der Diakonissen zum Mutterhaus zu sichern.

Schon am 25. Oktober wandte Caroline sich in einem Rundschreiben an die Schwestern, in dem sie massiv an ihr Familienbewusstsein appellierte. Sie leitete ihre Ausführungen ein, indem sie aus dem Vermächtnis zitierte, welches Th. Fliedner am Morgen des 3. Oktober, einen Tag vor seinem Tod, in einer Rede an den engsten Familienkreis gerichtet hatte. „Sie [i.e. die Worte Th. Fliedners] eignen sich auch nicht für die volle Oeffentlichkeit; sie sind aber für das Diaconissen-Werk zu bedeutsam, als daß sie den in diesem Werke Stehenden dürften ganz vorenthalten werden“, begründete sie ihre Entscheidung und vermittelte den Schwestern auf diese Weise das Gefühl, zum Kreis der engen Vertrauten Th. Fliedners zu gehören und ihm und seinen Wünschen darum auch besonders verpflichtet zu sein. Indem sie zitierte, dass er seine (leiblichen) Kinder ratend und mahnend aufgefordert hatte: „Gehorchet eurer Mutter, die so viel Erfahrung hat, die auch gewiß rathen wird, was das Beste für euch ist. Hört auf ihre Erfahrungen, denkt daran: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder““, hatte er nicht nur seine väterliche Autorität in Bezug auf die eigenen Kinder auf Caroline übertragen, sondern implizit auch auf die Schwestern – zumindest dürfte Caroline durch Weitergabe der Ermahnungen auf diesen Effekt gehofft haben.

Auch im am 22. November 1864 verfassten, an alle Schwestern gerichteten Weihnachtsbrief erscheint neben umfassender Information über die Situation der Anstalten die Verpflichtung der Schwestern auf das Mutterhaus im Hinblick auf die neuen Gegebenheiten als Hauptmotiv: „Unsere Augen weinen, weil sie ihn, unsern lieben väterlichen Vorsteher nicht mehr sehen; aber unser Glaube jauchzt und stimmt mit ihm ein in den [...] Siegesruf“, ließ sie nun geistige Einheit als das entscheidende Moment hervortreten, welches die Schwestern verpflichtete. „Er hat uns geliebt, u. liebt uns noch; denn die Liebe höret nimmer auf. Zu uns kommt er nicht wieder – u. das gönnen wir ihm Alle. – Wir aber kommen zu ihm und das gönnt er uns nicht nur – nein, weil er uns liebt, so ersehnt u. erbittet er uns das auch“, verknüpfte sie Loyalität

zur Mutterhausleitung mit eschatologischer Hoffnung<sup>80</sup>. Ihr Bemühen um Aufrechterhaltung der Ordnung unter Rekurs auf Th. Fliedner gipfelte in der Aufforderung: „Vor Allem aber bitten wir Euch, der dringenden Ermahnung Eures seligen Vorstehers, der ja die Gefahren des Diaconissen-Berufs, u. die Mittel, ihnen zu entgehen, so gut kannte, zu folgen: die Hausordnung nach seiner Vorschrift zu lesen, u. ihr um des Herrn willen Gehorsam zu leisten. Dankt durch solche Treue dem lieben Verklärten seine Treue, in der er unablässig für Eure Seelen u. für Euren Beruf betete u. arbeitete.“ Die unbedingte Verpflichtung auf den Vorsteher wurde wiederum ergänzt durch das Familienmotiv: „Zu dieser Zeit, wo der Herr unsern theuren Vater hat von unsern Häupten genommen, haben wir es gewiß doppelt nöthig, uns als Glieder einer Familie durch häufigen Verkehr, wenn es meistens auch nur brieflich sein kann, eng an einander zu schließen“, appellierte sie an das Gemeinschaftsgefühl. Auffallend ist in den beiden einzigen von Caroline zwischen dem Tod Th. Fliedners und der Einsetzung J. Disselhoffs als neuem Vorsteher verfassten Briefen, dass sie sich faktisch nicht ihrer eigenen Autorität bediente, um die Schwestern in dem Interregnum an das Mutterhaus zu binden – lediglich durch Herstellung einer impliziten Analogie zwischen ihren leiblichen Kindern und ihren geistlichen Töchtern und auch hier nur der Anweisung ihres Gatten folgend. Einzig Th. Fliedners Engagement für die Arbeit ließ Gehorsam gegenüber der Mutterhausleitung als einzig angemessene Haltung der Diakonisse erscheinen. Th. Fliedner selbst war es gewesen, der nach Carolines eigenen Worten „mehr von mir [ihr] verlangte, als eine Mithelferin in der Anstalt in einzelnen Arbeitszweigen zu sein“. Diesem Auftrag folgte Caroline nicht, sondern leistete vielmehr durch ihre massive Legitimation der Autorität des Mutterhauses über ihren Mann einen Beitrag zur Konsolidierung der patriarchalen Struktur der Diakonissen-Anstalt und zeichnete die Amtswahrnehmung J. Disselhoffs auf diese Weise vor. Wieder war Caroline uneingeschränkt bereit, sich dem Vorsteher unterzuordnen<sup>81</sup>, obgleich dies oft nicht leicht gewesen zu sein scheint: „Die Stellung D. gegenüber wird Dir immer etwas zu schaffen machen. Er kann zu wenig auf die Ansichten u. Gefühle Anderer eingehen u. sie erwägen. Wenn Du da manchen kleinen Puff, den der lachende Mund austheilt, hinnehmen muß, so schlage das nicht zu hoch an; böse gemeint ist es wirklich nicht<sup>82</sup>“, riet sie ihrer Amtsnachfolgerin wenige Wochen nach ihrer Einführung. Offensichtlich hatte Caroline die Zusammenarbeit mit Th. Fliedner anders erfahren. Wieder bewies sie rückwirkend ihre Bereitschaft sich in die Rolle zu fügen, die in weiten Kreisen einer Frau im 19. Jahrhundert als angemessen empfunden wurde. Nachdem J. Disselhoff sein Amt als Vorsteher aufgenommen hatte, wandte Caroline sich nur noch sporadisch an die Schwestern: Unumwunden nannte sie schon in ihrem ersten Rundschreiben, das sie neben bzw. unter dem neuem Vorsteher am 7. November 1865 verfasste, die Absicht, die sie offensichtlich neben der reinen Information permanent verfolgte: „In diesem Monat will ich einige Nachrichten aus dem Schwesternkreise u. vom Mutterhause geben, die dazu beitragen sollen, Euch zum Danke gegen den gnädigen Herrn und zur Fürbitte zu ermuntern“, teilte sie mit und knüpfte damit direkt an ihr früheres Amtsverständnis an, das ja auch durch das Bemühen gekennzeichnet gewesen war, die einer Diakonisse als angemessen empfundene Haltung zu erzeugen. Als einzig adäquate Form der Äußerung des Dankes gegen Gott hatte sie bereits zu Lebzeiten Th. Fliedners de facto die unbedingte Loyalität der Schwestern zum Mutterhaus empfunden.

<sup>80</sup> Selbstverständlich versäumte es Caroline auch nicht, die gemeinsame Heilserfahrung als Gabe Gottes darzustellen, der die Schwestern zwar nur unvollkommen, doch innerhalb des Schwesternverbandes besser als außerhalb, durch treue Arbeit danken konnten.

<sup>81</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14, Caroline an Mina Fliedner am 2. März 1868. Die Einstellung eines männlichen Lehrkörpers für die Höhere Töchterschule in Hilden betreffend stellte Caroline fest: „Ein Mann von classischer Bildung, ein Geistlicher, würde Euch dann doch mehr Anhalt u. Hülfe sein, wenn wir die Musik nicht gar zu hoch anschlagen. Davor müssen wir uns doch hüten. Wir haben noch etwas Besseres den Zöglingen zu bringen. Ich muß sagen, daß ich diese Gedanken, die von Julius kommen, ganz theile u. auch schon ausgesprochen hatte.“

<sup>82</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 13. August 1883.

Die Stärkung der Stellung des Mutterhauses bei den Schwestern erscheint als zentrales Motiv in Carolines Briefen: „Wir können uns freuen, daß in unser Mutterhaus die Kinder Gottes gern einziehen, um sich mit vielen wieder im Herrn zu erfreuen, der Gemeinschaft in Ihm sich bewußt zu werden u. dadurch zu neuer Arbeit in seinem lieben Weinberge sich zu stärken“, rückte Caroline das Mutterhaus in das Licht, das ihr geeignet schien, den Schwestern seine Wichtigkeit deutlich werden zu lassen. Auch Berichte über Ereignisse waren so geformt, dass sie den Schwestern möglichst wenig Interpretationsspielraum ließen. Über die Generalkonferenz berichtete sie: „Die Diaconissen im Mutterhause u. in den Zweiganstalten nahmen abwechselnd Theil an den Conferenzen u. an den Mahlzeiten, u. die Mühe, die die lieben Gäste ihnen machten, war ihnen lauter Freude; das konnte man auf allen Gesichtern lesen.“ Durch Vermittlung des Eindrucks uneingeschränkter Dankbarkeit und Zufriedenheit der im Mutterhaus überlasteten Schwestern beugte Caroline möglicher Unzufriedenheit anderer Diakonissen vor: Schwestern, die sich mit ihrer Arbeit überfordert fühlten, mussten dies als Unrecht empfinden, da Caroline gerade Arbeitsüberlastung in Verbindung mit Ausgeglichenheit als Manifestation und Paradigma der rechten Haltung der Diakonisse darstellte. Bevor Schwestern mit Beschwerden über derartige Situationen in Opposition zum Mutterhaus treten würden, regten solche Zeilen zur Selbstprüfung an, ob Beschwerden wirklich angemessen waren.

Schwesternberichte wurden nach dem Kriterium ausgewählt rezipiert, dass eine Sichtweise vermittelt wurde, die den Idealvorstellungen der Mutterhausleitung entsprach: „Meinen innigsten, wärmsten Dank für Ihr mir so werthvolles Schreiben u. den Antheil, den Sie an meinem Jubelfeste nehmen, ganz besonders aber für das mir unschätzbare Geschenk. (Fliedners Portrait in Kuperstich).<sup>83</sup>“ Mehr Überzeugungskraft für die Diakonissen als eine solche Beurteilung des Mutterhauses schien die subjektive Wahrnehmung einer Mitschwester zu haben, deren Kommunikation der subtilen Einflussnahme auf die Schwestern und der Formung ihres Bewusstseins diente.

Außergewöhnliche Aufgaben wie eine ausgedehnte Kollektenreise durch Holland und England der Vorsteherin des Jerusalemer Diakonissenhauses Charlotte Pilz, waren Caroline Anlass, eine Analogie zu Th. Fliedner herzustellen und Enttäuschungen als heilsame Demütigung zu deuten.

Von besonderer Bedeutung erscheinen in Carolines Briefen Berichte über das *selige* Sterben von Schwestern, von denen an dieser Stelle einer paradigmatisch zitiert sei: „Seit 5/4 Jahren wirkte unsere liebe Lina als Gemeinde-Diaconissinn in Coblenz in aller Stille aber mit vielem Segen. [...] Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem u. stillem Geist, der köstlich ist vor Gott, gab sich in ihrem ganzen Wesen u. Sein kund. Als ein begnadigtes Gotteskind ist sie auch entschlafen am Morgen des ersten Pfingsttages. Fünf Wochen war sie bettlägerig. Der Herr nahm ihr das Gehör, [...]. Schmerzen hatte sie gar nicht. Die Zeit verstrich ihr schnell, in den letzten Tagen war sie nicht ganz klar u. meinte alle Tage, es wäre Sonntag. Die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden u. das Bewußtsein der Gnadennähe ihres Heilandes ward ihr nie entzogen, u. ließ sie still u. fröhlich sein. Tags vor ihrem Heimgange hatte sie noch die Freude, ihre beiden leiblichen Schwestern an ihrem Bette zu sehen. Der Augenblick ihres Abschieds war kaum bemerkbar. Der Tod zum Schlaf ist worden!<sup>84</sup>“ Im Sterben einer rechten Diakonisse verherrlichte sich nach Carolines Auffassung die Gnade Christi, der Todeswunsch erschien als Beweis ihrer ewigen Rettung<sup>85</sup>. Bei den letztlich der

<sup>83</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Mai 1866.

<sup>84</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Mai 1866. Vgl. ebd. auch ihr Schreiben vom 22. November 1864.

<sup>85</sup> Vgl. hierzu v.a. den Bericht über den Tod Gertrud Reichardts. Fehlende Todesangst und das im Sterben ständige Bewusstsein der Gemeinschaft mit Christus erscheinen bei Caroline als Erweis der Gnade, die Gott der Diakonisse quasi als Dank zukommen ließ. Ähnliche Funktion wie den Berichten über das selige Ende von Diakonissen hatte Carolines Bericht über die wunderbare Rettung der von Franz Härter in Straßburg gegründeten Diakonissen-Anstalt (ebd., Caroline an die Schwestern am 1. Juni 1871). Da die Anstalt in den kriegerischen

Paränese dienenden Schilderungen der letzten Tage einer Schwester bediente sich Caroline implizit des Lohngedankens, indem sie indirekt eine Verknüpfung zwischen treuem Arbeiten und der Befreiung von Todesangst und –kämpfen herstellte: Die Opfer, die das Leben einer Diakonisse erforderte<sup>86</sup> und erfordern musste<sup>87</sup>, erfuhren erst eine Kompensation beim Scheiden aus dieser Welt, die in jener Welt freilich erst zur vollen Entfaltung kam: „Preiset nun, Ihr lieben Schwestern alle, mit mir den Herrn Jesum, der durch sein bitteres Leiden, sein starkes Angstgeschrei u. Sterben am Fluchholz uns armen Sündern solche unaussprechliche große Gnade erworben hat, u. sie auf unserer theure Schw. Lina so sichtbarlich zur Stärkung unsers Glaubens u. unserer Liebe hat ruhen lassen. Auf ihrem Leichenstein wird stehen: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Offb: 2, 10.“ – Dass Caroline mit derartigen Äußerungen nicht allein pragmatisch die Intention verfolgte, die Diakonissen gefügig zu halten, oder eine spezifische Diakonissen-Mentalität zu generieren, wird v.a. darin deutlich, dass sie auch in ihre Familie das Sterben von Schwestern als seliges Ende darstellte: „Unsere lange leidende Schwester Catharine Koch wurde vorigen Sonntag beerdigt. Sie sah in ihrem Sarge gar lieblich aus, wie eine wahre Himmelsbraut. Solche Todesfälle, von denen wir so sicher wissen, daß sie allem Leid entrücken u. unsere Theuren zur Vollendung gebracht haben, beruhigen unsere gläubigen Herzen.“<sup>88</sup> Überzeugend gab Caroline ihre Gewissheit weiter, dass der Tod für den im Glauben lebenden Menschen keinen Schrecken haben konnte, sondern dass das Leben mit dem Tod sein Ziel erreichte. Zum 70. Geburtstag schrieb sie einer Schwester: „Mein Geburtstagswunsch ist, daß jeder Tag Ihres 71sten Lebensjahres Ihnen erleichtert u. verklärt werde durch die Zuversicht: wieder um einen Tag näher dem himmlischen Vaterhause, wo ich meinen Jesum sehen werde mit allen Gotteskindern.“<sup>89</sup> Wenn eine Schwester ihr Leben hingegen weltanschaulich freiwillig unter andere Vorzeichen stellte, war ihr dies Grund zu tiefem Kummer<sup>90</sup>. Die grundsätzliche Gelassenheit gegenüber dem Sterben von Erweckten bedeutete indes nicht Indifferenz gegenüber dem Verlust einer Schwester: „O, es thut mir wehe, wenn ich daran gedenke, daß wir unsere liebe Johanna Niendicker missen sollen. [...], daß der Herr diese theure Seele jetzt vollenden will.“ Doch ihre unbedingte Bereitschaft, sich in den unergründlichen Ratschluss Gottes zu fügen, ließ es sie als Postulat empfinden, sich zu fügen und nicht zu opponieren: „Ich kann ihn nicht unbedingt um das Gegentheil bitten – Sein Wille geschehe! „Der Tod

---

Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich 1870/71 trotz strategisch wichtiger Position weder menschliche noch bemerkenswerte materielle Verluste erlitt, war Caroline überzeugt, dass dieser Umstand wiederum nur als besonderer Heilsweis gegenüber der Diakonissen-Sache zu werten sei: „Die wunderbare Bewahrung, die die Anstalt mit allen ihren u. Gebäuden erfahren hat, ist mir eine solche Glaubensstärkung u. ein so herzlicher Beweis davon, daß der Herr die Seinen in der Trübsal zu bewahren u. zu segnen weiß, daß ich Euch etwas von dem, was ich empfangen habe, mitgeben muß.“

<sup>86</sup> Und nach Carolines Auffassung aufgrund der dreifachen Bestimmung der Diakonisse als Dienerin erfordern musste, selbst wenn partielle Erleichterungen des Lebens der Schwestern möglich gewesen wären, wie v.a. ihr 1881 auf der Generalkonferenz gehaltenes Referat zeigt (FI III).

<sup>87</sup> Erfordern „musste“ insofern, als Caroline überzeugt war, dass Rückschläge und Misserfolge notwendige erzieherische Maßnahmen Gottes für das Heil der Schwestern waren: Auf einen offensichtlich recht verzweifelten und frustrierten Brief ihrer (Stief)Tochter Mina Fliedner erklärte sie ihr die unbedingte Notwendigkeit von Rückschlägen: „Es ist aber immer von Zeit zu Zeit nöthig, dass Mißlingen eintritt; denn die Unart, in dem Gelingen uns zu bespiegeln, lassen wir doch nicht. Alles nun, was Dir in Deinem Amte widerfährt ist zunächst vom Herrn für Deine eigene Erziehung berechnet“ (FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. März 1868).

<sup>88</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 21. Dezember 1871.

<sup>89</sup> FA IV b 1, Caroline an Barbara Eckhardt am 19. Juli 1885.

<sup>90</sup> Vgl. z.B. FA IV b 1, Caroline an Charlotte Pilz am 8. Dezember 1879. Nachdem Caroline Charlotte Pilz den Tod einer Schwester gemeldet und den Bericht abgeschlossen hatte: „Sie hat einen guten Kampf gekämpft u. Glauben gehalten“, fuhr sie fort: „Viel bitterer berührt uns der Verlust von Schw. Katharina Dimetri. Ihre Hochzeit wird wahrscheinlich schon heute in Constantinopel stattgefunden haben. Die arme Katharina wird vielleicht sehr viel Schweres erfahren müssen. Es ist mir eine wahre Seelenpein wenn unsere jungen orientalischen Zöglinge in ihrem Diakonissenamte Veranlassung nehmen also ins Verderben zu rennen.“

seiner Heiligen ist werthgeachtet vor dem Herrn“; dies wird sich auch an unserer Johanna zeigen. Ihm übergebe ich sie ganz!<sup>91</sup>“

Wurden direkte Zurechtweisungen notwendig, scheint Caroline stärker als neben Th. Fliedner behutsam vorgegangen zu sein. Massive Kritik an Schwestern erschien nur gerechtfertigt, wenn sie durch ihr Verhalten ihr eigenes Heil in Frage stellten<sup>92</sup>. „Alle Schwestern, die das Haushaltungs-Geld verwalten, bitte ich dringend genau im Aufschreiben zu sein, u. ja ihre eigene Kasse ganz getrennt zu halten von dem Hospital-Gelde. Es ist leider öfter vorgekommen, daß die Hospital-Kasse weniger Geld hatte, als nach dem Haushaltungsbuche mußte drinnen sein. Wenn die Vorstände so nachsichtig waren, solche Fehler als eine Unordnung nicht scharf zu rügen, so sollen wir um so mehr vor solcher Unordnung, die Untreue ist, uns hüten. Ich bitte Euch Alle zu lesen, was der Herr Lucas 16, 10-12 uns sagt.“ Unterschlagung war zweifellos in den Augen der Mutterhausleitung kein Kavaliersdelikt. Schon durch Brautstand und mögliche daraus resultierende engere als adäquat empfundene Kontakte zu einem Mann hatte Caroline an der Seite Th. Fliedners die Gefahr der Verlästerung der ganzen „Diaconissen-Sache“ befürchtet und aufgrund dessen entweder sofortige Verhaltensänderung oder die Entlassung der Schwester angedroht<sup>93</sup>. 1865 ging Caroline dagegen erstaunlich vorsichtig vor. Ob der Brief möglicherweise lediglich präventive Funktion hatte und die Schwestern, in deren Verantwortungsbereich solche Unregelmäßigkeiten vorgekommen waren, schon persönlich in schärferer Form zurechtgewiesen worden waren, muss offen bleiben. Als sicher darf indes gelten, dass Caroline in erster Linie versuchte, subtil emotionalen Einfluss auf die Schwestern zu nehmen. Weniger noch als neben Th. Fliedner betrachtete sie es als ihre Aufgabe, die Schwestern massiv zu disziplinieren. Auch das Ideal der sich selbst verleugnenden Diakonisse mahnte Caroline nur noch indirekt an: „Diaconissen haben uns etliche verlassen, weil sie verzagten, oder abschließen in dem Kampf wider Fleischeslust, Augenlust u. hoffärtiges Wesen.“<sup>94</sup> Auf diese Weise mussten sich die noch in der Anstaltsarbeit stehenden Schwestern positiv bestätigt fühlen und wurden lediglich mittelbar darauf hingewiesen, dass die diakonische Existenz eines beständigen Kampfes bedurfte, dessen Verlieren allerdings nicht nur das Amt der Diakonisse beendete, sondern das gesamte Leben, besonders die postmortale Zukunft, in Frage stellte<sup>95</sup>.

---

<sup>91</sup> FA IV b 1, Caroline an Sophie Wagner am 5. September 1870. Ähnlich am 7. Oktober 1870, als eine weitere Schwester bei der Arbeit unter deutschen Soldaten in Frankreich das Zeitliche segnete: „Wie schmerzlich wird Ihnen u. allen unseren lieben Schwestern dort der Tod unserer Katharine Kahlen sein! Und doch sagt mein Herz, daß sie so sehr liebt, der Herr hats wohl gemacht. Wer war wohl mehr bereitet für die himmlische Heimath, als unser süßes Catharinchen u. wem wollten wir das Ausruhen, u. das Schauen des Angesichtes Jesu in Gerechtigkeit lieber gönnen.“

<sup>92</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. März 1868. Damit entsprach Caroline ihrer Überzeugung: „Unsere Lebensaufgabe ist: uns auf unser himmlisches Erbe zu bereiten“ (FA IV c 16, Das Leben der Entschiedenheit).

<sup>93</sup> Überraschen muss, dass Caroline 1866 in der Lage war, einen Asyls-Pflegling, der sich eines sexuellen Fehltritts schuldig gemacht hatte, überaus positiv zu beurteilen: „Dann erhält Du einen Brief von [...], mit der wir aber im Allgemeinen so zufrieden waren, daß wir sie Dir als Magd empfehlen können. Die [...] stammt aus guter Familie, hat etwas Feines, weßhalb sie eigentlich für einen Dienst in unserm Krankenhause, unter der Masse oft recht roher Mägde, zu gut ist [...]“ (FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 24. Januar 1866).

<sup>94</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern im November 1866.

<sup>95</sup> Vgl. z.B. GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 16. September 1867: „Ihr empfangt dasselbe [i.e. das Amt] am Altare mit dem Segen des Herrn, u. es ist Eurer Seele nicht heilsam dieses Amt zu lassen, wenn nicht der Herr es von Euch nimmt.“ Auch ihrer (Stief)Tochter Mina teilte sie, als diese offensichtlich unter einiger Verunsicherung hinsichtlich ihres Amtes litt, mit: „Gewiß geht Dir mitunter das Wasster bis an die Seele, weil Du Deine Untüchtigkeit merkst u. zuweilen rathlos bist. Da ist es dann ein großer Trost fest zu wissen, der Herr hat Dich dorthin gestellt. Zu desertiren wäre Sünde“ (FA IV a 14 vol 1, Caroline an Mina Fliedner am 2. März 1868).

Auch ein im November 1866 verfasstes Rundschreiben an die Schwestern beweist, dass Caroline direktes Tadeln aus ihrem Führungsstil ausgeschieden zu haben scheint: „Ihr erwartet auch etwas, u. Ihr wundert Euch zum Theil, daß ich Euch so wenig bin. O, wie fühle ich meine Armuth! Aber sie macht mich nicht unglücklich u. drückt mich nicht zu Boden. Ich bin, das Ihr seid: sündig, elend, ohnmächtig. Was kann ich Euch sein? Ich habe aber Jesum gebeten, Er möge mir's schenken Euch zu zeugen von Ihm, so daß das Zeugniß Euch ein Segen werde. Zeugen kann man nur von dem, was man erlebt hat. Ich habe erlebt, daß Jesus hilft, so oft ich Ihm mein Herz voll Hochmuth, Ehrgeiz und Bitterkeit aufdecke. Indem ich Ihm diesen Jammer vorlege, erscheinen mir die Sünden Anderer klein. Ich kann mit ihnen Geduld haben, ihnen Gutes gönnen u. erbitten, und ich sehe, daß worinnen ich einen Andern richte, verdamme ich mich selbst; seitmal ich eben dasselbige thue, den ich richte. Jesus erleuchtet mich u. vergiebt mir.“ Ohne sie explizit zu erwähnen, begegnete Caroline mit diesen Zeilen zwei aufgetretenen Problemen. Einerseits reagierte sie auf Kritik, die offensichtlich an ihrer Amtswahrnehmung unter den Schwestern laut geworden war. Andererseits begegnete sie einer möglichen, an den Schwestern wahrgenommenen hochmütigen Haltung. Interessant ist der Modus der Verknüpfung der beiden Probleme: Uneingeschränkt akzeptierte Caroline die Kritik und bestätigte die Schwestern darin, ohne jedoch die Bereitschaft zu Änderung zu zeigen und damit möglicherweise falsche Hoffnungen zu wecken. Vielmehr brandmarkte sie die Kritik indirekt als Manifestation von Hochmut. Dies nahm sie indes nicht zum Anlass, Kritik zu üben, sondern sich mit den Schwestern in Bezug auf dieses Laster zu verbinden. Ihre Vorbildfunktion bemühend, nutzte sie allein ihren die Befreiung von diesem Laster betreffenden Erfahrungsvorsprung, um die Schwestern implizit zu neuer Demut zu ermutigen, die ihr nach wie vor als wesentliche Eigenschaft einer Diakonisse erschien<sup>96</sup>. Die Lebensführung der Vorsteherin begriff Caroline als kategorischen Imperativ: Ihr Denken und Handeln, in welchem sie versuchte, durch Einfachheit und Ehrlichkeit zu überzeugen<sup>97</sup>, mussten jederzeit auf alle Schwestern übertragbar sein<sup>98</sup>. Der Führungsstil Carolines war ab 1864 durch Solidarisierung gekennzeichnet, was durch die 1. Pers. Plural in fast allen Briefen deutlich wird. Sie begriff sich als Vorsteherin nicht als über, sondern als unter den Schwestern wirkend<sup>99</sup>, die wie jede einzelne Diakonisse besondere Aufgaben zu erfüllen hatte. Fehlerhaftigkeit von Schwestern war für sie nicht Grund für Maßregelungen, sondern Zeichen der Kreatürlichkeit der Mitarbeiter der Diakonissen-Anstalten, unter der auch sie selbst stand: „Was Du mir von Math: Borges schreibst ist mir tief zu Herzen gegangen. Ach, welche elende Sünder sind wir Christen noch alle Tage! Laß uns wachsen u. beten, liebe Mina, täglich Vergebung suchen, so werden wir auch milde gegen

<sup>96</sup> So war sie auch peinlich bemüht, das Gefühl zu vermeiden, als seien Diakonissen durch Auszeichnungen zu Stolz berechtigt: „Ihr, meine lieben Schwestern, kennt zwar nicht in dem Maaße wie ich die Schäden u. mannigfachen Gebrechen unserer Schwesternschaft; aber eine Jede weiß doch genug davon, um mit mir zu fühlen, daß der Kaiserliche Dank und das Ehrenzeichen uns noch vielmehr beschämen und beugen als erfreuen muß“, mahnte Caroline, nachdem sie den Diakonissen den Dank der Kaiserin für den Einsatz der Schwestern in Lazaretten am 25. März 1872 mitgeteilt hatte.

<sup>97</sup> Vgl. die Hervorhebung dieser Eigenschaften in zahlreichen Briefen zum Tode Caroline Fliedners 1892 (AKD 3).

<sup>98</sup> Als Caroline 1881 auf der Generalkonferenz ein Referat für die Vorsteherinnen aller Diakonissen-Mutterhäuser zum Thema „Vorhandene oder drohende Gefahren des Diaconissen-Wesens mit Hervorhebung derjenigen Punkte, welche sich weniger für die allgemeine Versammlung u. besser für die der weiblichen Mitglieder derselben eignen“ halten musste, ging sie detailliert auf Verweichlichungstendenzen unter den Schwestern ein. Ausführlich diskutierte sie ein immer größer werdendes Komfortbedürfnis bei gleichzeitig abnehmender Bereitschaft, die Vorschriften der Hausordnung umfassend zu befolgen. Zur Änderung dieses Zustands hoffte sie zu allererst auf „Das gute Beispiel von Einfachheit und Bedürfnislosigkeit der Vorsteherin und der ihr zunächst stehenden Diaconissen“ (Fl III).

<sup>99</sup> Vgl. z.B. FA IV b1, Caroline an Wilhelmine Erbach am 31. Dezember 1877: „Nicht wahr, liebe Wilhelmine, wir beiden gleich Alten legen uns auch für das neue Jahr an Sein großes Vaterherz u. süßes Heilandsherz u. in seine allmächtigen Hände?“

unsere Brüder u. Schwestern sein<sup>100</sup>, riet sie ihre Amtsnachfolgerin ein halbes Jahr nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst. Das Delegieren von Aufgaben und die verantwortliche Einbindung von Schwestern begriff sie nicht als Macht- oder Autoritätsverlust, sondern positiv als Arbeitserleichterung<sup>101</sup>. Sie war stets bemüht, ihre eigene, völlige Identifikation mit den Anstalten auf die Schwestern zu übertragen und ihnen das Werk nahe zu bringen. Ebenso versuchte sie, ihre eigene Heilserfahrung weiterzugeben und den Schwestern die biblischen Werte zu vermitteln, die für sie Grundlage ihres Lebens waren und die sie als Hilfe im Alltag empfand. „[...] was sollte ich anfangen ohne Jesum? Wie kurzsichtig, wie unweise, ja dumm bin ich; wie unsicher u. schwankend! Aber Jesus waltet über meinem Walten, Er hält mich bei Seiner rechten Hand, daß ich da kann stehen bleiben, wohin Er mich gestellt hat. Mit allen Fragen u. Verlegenheiten kann ich zu Ihm kommen. Er antwortet mir u. läßt mich nicht rathlos. Und täglich wäscht er mir die Füße!

Vielen von Euch tönt es im Herzen: „Ja, so ist es! Auch ich erlebe es, daß Jesus mein Nothhelfer u. treuster Freund ist!“ Laßt uns denn immer inniger u. unwandelbar durch den Glauben an Ihn und festhalten, der gerade, weil er für uns unsichtbar ist, uns Allen zugleich ganz nahe ist; dann werden wir noch fernerhin u. völliger einander tragen u. lieben. Und dann ist unser Zeugniß von Jesu unsern Pflegebefohlenen gegenüber kein schädliches Geschwätz, sondern eine heilbringende That.“ Carolines Bemühen, sich eindeutig negativer Stellungnahmen zu enthalten, wird nicht zuletzt in den Ratschlägen deutlich, die sie ihrer Tochter Mina erteilte: „Du mußt bedenken, daß Du kein volles Urtheil über dies Angelegenheiten hast, weil Du die Verhältnisse [...] nicht aus Erfahrung kennst. [...] in Deinem Urtheil, u. noch mehr in der Aeußerung desselben, mußt Du doch vorsichtig sein.“<sup>102</sup>

Angesichts der unzähligen privaten nach dem Tod Th. Fliedners an ihre Kinder geschriebenen Briefe und ihrem Austausch mit ihrer (Bertheau)Verwandtschaft, die – wie im nächsten Teil zu zeigen sein wird – sämtlich mit diesem Tenor übereinstimmen, wäre es nicht legitim, diese Äußerungen Carolines auf reinen Pragmatismus zur Sicherung der Position des Vorstandes bzw. der Konsolidierung der Anstalten zu reduzieren. Der unbedingten Übereinstimmung von Wort und Tat dürfte sich die Überzeugungskraft verdankt haben, die dazu führte, dass Caroline sich als „Mutter“ unter den Schwestern außerordentlicher Beliebtheit erfreute<sup>103</sup>.

Über die Mitteilung von geschäftlichen Angelegenheiten hinaus enthalten die von den Schwestern an Caroline geschriebenen Briefe nach dem Tod Th. Fliedners zahlreiche Anhaltspunkte, die die Realisierung und Akzeptanz des theoretisch festgelegten kindlichen Verhältnisses zu Caroline als Vorsteherin belegen. Wenngleich durch die Anrede „Sie“ mit gewisser Distanz, so belegen unzählige Briefe, dass Caroline eine zentrale Rolle im Leben der Diakonissen spielte und sie sich tatsächlich wie Töchter bei Problemen jeder Art vertrauensvoll an sie wandten. Caroline war es, die garantierte, dass das Mutterhaus als solches begriffen wurde und sich bei den Schwestern außerordentlicher Beliebtheit erfreute<sup>104</sup>.

---

<sup>100</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an Mina Fliedner am 8. Oktober 1883.

<sup>101</sup> Interessanterweise war sie überzeugt, in diesem Amtsverständnis völlig mit der Amtswahrnehmung Th. Fliedners übereinzustimmen. Ihrer Tochter Mina, leitender Lehr-Diakonisse in Hilden, die offenbar stets meinte, selbst trotz mangelnder Kraft alle Aufgaben allein wahrnehmen zu müssen, riet sie: „Siehe zu, daß Du für Deine mancherlei Rechnereien an den Schwestern Hülfe bekommst. Es gehört große Weisheit dazu, die Kräfte, welche Gott uns in den Mitarbeitern zur Verfügung stellt, recht zu benutzen. Das war Vaters Haupttalent.“ (FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. Januar 1868). Ähnlich ich den Kategorien ihres Gatten denkend zeigte sie sich in dem Mitgefühl für den Aufgabenreichtum ihrer Amtsnachfolgerin, indem sie sie als „Vielgeplagte“ bezeichnete, wie Th. Fliedner dies bei ihr getan hatte (FA IV a 14 vol 2, Caroline an Mina Fliedner am 23. Dezember 1883).

<sup>102</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 6. Februar 1865. Auch in anderen Dokumenten wird häufig das Bemühen erkennbar, nicht auf einseitiger Information beruhende Urteile und Entscheidungen zu treffen.

<sup>103</sup> Vgl. dazu unter AKD 3 die zahlreichen Briefe von Schwestern zum Tode von Caroline Fliedner.

<sup>104</sup> Vgl. z.B. MKG I, Marie Schäfer an Caroline, ADK 269, Charlotte Pilz an Caroline am 3. März 1869: „Aus dem lieben Mutterhause von den Schwestern hören wir von Zeit zu Zeit wie sie sich des Genusses freuen, Sie,

Tatsächlich war Caroline nur qua explizite Legitimation durch ihren Mann geneigt, Diakonissen auf gewisse Dinge, z.B. das Einhalten der Ordnungen zu verpflichten: „Mein Mann pflegte Euch im Weihnachtsbrief zu ermahnen, den Anweisungen der Hausordnung, namentlich in Betreff der gemeinsamen u. einsamen Erbauung treulich nachzuleben. Auch ich bitte Euch dringend darum. Verachtet diese Anordnungen Eures seligen, väterlichen Seelsorgers nicht: es liegt ein Segen darin, größer als die meisten von Euch glauben.<sup>105</sup>“ Die Zeilen lassen den Eindruck entstehen, dass Caroline überzeugt war, dass für Th. Fliedner die Einhaltung der Ordnungen zentral gewesen war. Diese Tatsache wirft möglicherweise auch auf den von ihr 1848 verfassten, auf die unbedingte Einhaltung der Kleiderordnung verpflichtenden Rundbrief ein neues Licht, da er vermutlich ausschließlich i.S. ihres Gatten verfasst war und Caroline lediglich eine exekutive Funktion übernommen hatte. Ihre Unsicherheit, möglicherweise unpopuläre Dinge verlauten zu lassen, beweist sich auch darin, dass wenn ungewöhnliche, möglicherweise Kritik hervorrufoende Entscheidungen notwendig wurden, Caroline diese gern durch Männer legitimierte<sup>106</sup>.

Daneben betrachtete Caroline die Sicherung der rechten Haltung der Diakonissen gegenüber dem preußischen Königshaus, ab 1871 zum deutschen Kaiser, als ihre wesentliche Aufgabe. Grundsätzlich enthielt sie sich jeder Stellungnahme zu weltanschaulichen Fragen: „So viel wie möglich meidet alle Gespräche über die Staats-Verhältnisse, die Ihr so wenig wie ich beurtheilen könnt“, bemühte sie am 25. Mai 1865 in einem Rundschreiben wiederum ihre Vorbildfunktion, als Schwestern, die in deutschen Gebieten außerhalb Preußens tätig waren, die Frage an das Mutterhaus richteten, wie auf kritische Anfragen bezüglich der Legitimation des preußischen Vorgehens gegen den deutschen Bund, aus dem Preußen 1865 ausgetreten war, zu reagieren sei. „Laßt uns dagegen treulich u. ernstlich beten für unsern König u. seine Rathgeber, für alle Fürsten u. Obrigkeiten, für Erhaltung des Friedens“, knüpfte sie an ihr altes Konfliktmanagement an, welches in Gebet und Vermeidung direkter Auseinandersetzung bestanden hatte. Als regelrecht unpassend ließ Caroline mögliche politische Einmischung der Schwestern erscheinen, indem sie die Situation nutzte, um den Schwestern ihre Aufgaben darzulegen: „Den Trübseligen an Handreichung thun, die Irrenden zurecht führen, die Unwissenden lehren, Schmerzen lindern, Wunden verbinden, u. auf das einzige, allgenugsame Heil, den ewigen Friedens-König, Jesum Christum hinzuweisen. Laßt uns Gott für dies selige Amt preisen, u. dasselbe in dieser Zeit allgemeiner Unruhe u. Noth in aller Stille eifrig u. treulich verwalten.“ Empfund Caroline demnach absolute Neutralität als wünschenswert, trug sie doch der engen Verbindung zwischen den Anstalten und dem Königshaus Rechnung, indem sie auf Aussagen des Königs aufmerksam machte, die darauf hinwiesen, „daß der nicht Krieg nicht wünscht, u. daß er mit Gott zu handeln begehrt u. nicht ohne Gebet.“ Direkter für Preußen bezog sie bei dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 Stellung: „Ihr werdet schon Alle mehr oder weniger aus den Zeitungen unterrichtet sein, wie die politischen Verhältnisse stehen, wie der Herr unsern Waffen Sieg über Sieg gegeben hat, [...] Viel liegen mir die Worte im Sinn: „[...] Ps. 112, 10 „Der Gottlose wird es sehen u. wird ihn verdrießen. Seine Zähne wird er zusammenbeißen u. vergehen; denn was die Gottlosen gern wollen, das ist verloren.“ Es ist sehr schlimm, wenn Fürsten die Unwahrheit reden; denn

---

theure Mutter, nun so viel bei sich haben zu können, an den Abenden besonders. So sehr wir den l. Schwestern dort diese Freude gönnen, sind wir doch mit unter ein wenig traurig, daß uns hier doch so Vieles abgeht, [...] u. manchmal sehnt sich das Herz doch gar sehr nach einer Einkehr ins liebe Mutterhaus.“ Zum Tod Carolines schrieb eine Schwester: „O was für liebe Worte habe ich von ihr gehört u. wie tief ehrwürdig mir ihr ganzes Wesen war, werde ich nicht vergessen. Gern hörte ich von ihren letzten Tagen. [...] Ich habe sie so sehr lieb gehabt!“ (AKD 3, Briefe zum Tode von Caroline Fliedner).

<sup>105</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern im November 1866.

<sup>106</sup> FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 12. Dezember 1875: „Nachdem ich Ihren Vorschlag mit meinem Sohn besprochen habe, bitten wir Sie [...].“ Auch einen negativen Bescheid über eine nicht verfügbare, von Marie Burger jedoch erwünschte Schwester, gab Caroline am 26. Mai 1876 unter Berufung auf J. Disselhoff weiter.

Lügen haben kurze Bein. Laßt uns Gott aufrichtig danken für unsern biedern treuen König.<sup>107</sup> Die Hervorhebung der königlichen Demut ließ die Diakonissen als derselben Eigenschaft schuldig erscheinen: „Daß wir nur Alle, jede an unserm Theil, mit unsern Königen uns vor Gott beugeten in wahrer Buße u. Ihm allein Ehre und Anbetung brächten!“ Andererseits diente die positive Darstellung des Königs den Diakonissen gegenüber als Legitimation der Unterstützung desselben durch die Sendung zahlreicher Diakonissen in Lazarette, wo nicht wenige Schwestern rasch dem Tod entgegengingen: „Unsere Pflicht ist es, für sie anzuhalten am Gebet um Geduld, um Vermehrung der Kraft und des Glaubens. Sie sind, wie unser ganzes Heer vom Herrn angewiesen, in schwerer Probe auszuharren, und mit dem Herrn zu ringen, daß er das unserem Volke aufgetragene schwere Werk möge hinausführen zu seiner Ehre und dem Heil zweier großer Völker.“<sup>108</sup> Die Unterstützung des Königshauses bei der Bewältigung einer nationalen Aufgabe konnte nur auf Zustimmung stoßen und des Engagements wert sein, wenn es gelang, die Schwestern von der Übereinstimmung des Willens Gottes mit dem königlichen Handeln zu überzeugen.

Aufrichtiges Gebet betrachtete Caroline als Mittel zur Vermeidung von Problemen jeder Art: „Besonders bitte ich Alle, die nicht das Amt einer vorgesetzten Schwester haben, für ihre vorgesetzte Schwester treulich zu beten“, forderte sie die Schwestern auf, als offenbar vermehrt Unzufriedenheit über die vorgesetzten Schwestern laut wurde. „Je treulicher Ihr das thut, desto weniger werdet Ihr an ihr auszusetzen haben“<sup>109</sup>, formulierte sie die Hoffnungen, die sie an die Macht des Gebets knüpfte. Wenn möglich vermied sie das direkte Eingreifen in Konflikte, sondern hoffte, eine kompromisslose, an der Bibel orientierte Lebensweise, um die sie selbst konsequent bemüht war<sup>110</sup>, werde Probleme lösen. J. Disselhoff als Vorsteher war es, der – als sich die Hoffnungen Carolines nicht erfüllten – ernste Mahnungen bezüglich der „Zungensünden“ an die Schwestern richtete. Am 2. Mai 1867 suchte Caroline nochmals Einfluss zu nehmen, indem sie an die christliche Grundeinstellung der Schwestern appellierte: „die Liebe thut dem Nächsten nichts Arges, die Liebe decket der Sünden Menge zu.“ Da sich alle Schwestern gleichermaßen an der Bibel orientierten, schien disziplinierendes, bevormundendes Eingreifen der Direktion vermeidbar: „Wachet gegenseitig über Euren Seelen, u. ermahnet die Schwester, welche die Fehler der Mitschwester ausposaunt oder ins Ohr raunt“, nannte sie eine quasi basisdemokratische Alternative, in der erstmals ein Ansatz greifbar wird, dass Caroline den Schwestern eine gewisse Eigenständigkeit zugestand, die freilich an die gemeinsamen christlichen Überzeugungen gebunden war. Auch stellte sie sich gemeinsam mit den Schwestern unter ein katholisch anmutendes Frauenbild, wenn sie sie aufforderte: „An dem Geburtstagsfeste unsers lieben Jesu, wo er sich so demüthig in Mariens Schoß gelegt hat, wollen wir ihn gemeinsam bitten – schließe sich doch keine aus –, daß er uns Alle zu Marien-Seelen bilde, u. wir, wie diese Gebenedeite unter den Weiber zu dem Engel sprache, zu ihm in Wahrheit u. allezeit sagen: „Siehe, ich bin Deine Magd, mir geschehe, wie Du gesagt hast.“<sup>111</sup> Demut musste das Wirken der Diakonisse im Diesseits bestimmen. Ambivalenz gewann diese Forderung durch das andererseits ausgesprochene Elitenbewusstsein, das die Schwestern bei treuer Pflichterfüllung zu Hoffnung der auf eine anderen Menschen weit überlegene Zukunft berechtigte.

Nach dem Tod Th. Fließners trat für Caroline das Individuum gegenüber dem Kollektiv in den Vordergrund. Immer wichtiger wurde es für Caroline, sich um das Wohlergehen der einzelnen Schwester zu bemühen und gleichermaßen Mütterlichkeit wie Freundschaft in sich zu vereinigen. Wichtig war ihr v.a die Weitergabe ihrer persönlichen Gewissheit, der schon

---

<sup>107</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 12. August 1870.

<sup>108</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 19. November 1870.

<sup>109</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern im November 1866.

<sup>110</sup> Vgl. nochmals BANDAUF, A., Diakonissin 13: „Sie [i.e. Caroline] besitzt viel Menschenkenntniß, trotzdem irrt sie sich zuweilen bei der Beurtheilung dieser oder jener Person, weil sie den Maßstab christlicher Liebe anlegt.“

<sup>111</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 22. November 1869.

im Diesseits bestehenden und sich in jener Welt intensivierenden Gemeinschaft mit Christus, die Freude und Trost bei allem Leid<sup>112</sup>, jedoch nicht Argument dafür war, nicht alles zu tun, um das Leben von Schwestern, wenn mit den Hausordnungen vereinbar, zu erleichtern. „Nimm Dich [...] in dieser Beziehung ihrer herzlich an<sup>113</sup>“, forderte sie vorgesetzte Schwestern auf, wenn sie hoffte, einer neuen Schwester oder Magd, die trotz gewisser Einschränkungen willig zur Arbeit war, ihren Beruf durch besondere Fürsorge erleichtern und lieber machen zu können. Ebenso versuchte sie mit den Arbeitsorten der physischen Disposition der einzelnen Schwestern gerecht zu werden<sup>114</sup>. Auch die Diakonissen selbst forderte sie zur Erleichterung ihrer Tätigkeit auf, ihre Aufgaben mit einer gewissen Großzügigkeit wahrzunehmen<sup>115</sup>. Die Weitergabe von Personalentscheidungen, die für leitende Schwestern auf Außenstationen Hiobsbotschaften gleichkommen mussten, war Caroline so unangenehm, dass sie sich zu ausführlicher Rechtfertigung über die Notwendigkeit ihrer Entscheidung verpflichtet sah<sup>116</sup>. Der Rekurs auf gemeinsame Erfahrungen ermöglichte es Caroline, zu der einzelnen Diakonisse ein persönliches, über offizielle Dinge hinausgehendes Verhältnis herzustellen<sup>117</sup> und ihr das Gefühl zu vermitteln, dass sie sich umfassend in die Lage der Einzelnen hineinversetzen konnte und auch die besonderen Schwierigkeiten der einzelnen Arbeitsfelder angemessen einzuschätzen wusste: „Ich wundere mich u. danke Gott, daß bei den ungeheuren Strapazen u. Entbehrungen Ihr übrigen lieben Schwestern noch gesund seid“, schrieb sie an die Hausmutter des Mutterhauses, Sophie Wagner, die 1870/71 im deutsch-französischen Krieg die Lazarettpflege der Diakonissen in Frankreich leitete<sup>118</sup>. In Briefen an auswärtige Schwestern ging sie i.d.R. zunächst auf die Informationen der zuletzt erhaltenen Briefe ein, bekundete ihr Mitgefühl, wenn ihr Schwestern persönliches Leid anvertraut hatten<sup>119</sup> und versicherte ihnen ihre Überzeugung: „Er wird auch sie nicht über Vermögen versuchen lassen<sup>120</sup>“. Genau wie Th. Fliedner sie bei Leid und Unzufriedenheit darauf verwiesen hatte, dass als widerwärtig empfundene Situationen einzig dem Zweck dienen, sie Gott näher zu bringen, deutete auch sie Diakonissen einen Verlust positiv als Mittel Gottes, den Menschen näher zu sich zu ziehen. Als eine Schwester ihre ebenfalls als Diakonisse tätige enge Freundin verloren hatte, schrieb sie: „Auch die edle Freundinn hat er Ihnen genommen, um Sich Selbst Ihnen noch

<sup>112</sup> Vgl. z.B. FA IV b1, Caroline an Barbara Eckhardt am 18. Februar 1886.

<sup>113</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 24. Oktober 1873.

<sup>114</sup> FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 8. Dezember 1875: „Mit der Gesundheit der Schwester Amalie ist es freilich eine mißliche Sache. Ein mehr orientalisches Klima, etwas Smyrna, wäre ihr gewiß besser.“

<sup>115</sup> FA IV b1, Caroline an die im Kinder-Erziehungshaus in Beirut tätige Margarete Kaltenschnee o.D.: „Die Unarten u. Sünden der Kinder machen Dir natürlich zu schaffen. Da es ist Deine Aufgabe, mit Gebet, Weisheit u. Liebe ernst dagegen zu kämpfen. Nimm Dir aber diese Unarten u. Sünden nicht gar zu sehr zu Herzen, u. verlange nicht zuviel von den Kindern, die meistens aus so unchristlicher Umgebung herkommen. Um Geduld mit ihnen haben zu können, finde ich es förderlich, wenn man sich häufig an die Unarten der Sündern erinnert, die wir in unserer Kindheit hatten u. an die Geduld u. Liebe, die unsere Erzieher u. Lehrer uns erwiesen haben.“

<sup>116</sup> FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 26. August 1876.

<sup>117</sup> Vgl. z.B. GrFl IV p, Caroline an Charlotte Pilz am 3. April 1876.

<sup>118</sup> FA IV b1, Caroline an Sophie Wagner am 5. September 1870. Am 13. Januar 1871: „So sind Sie nun ohne Stütze einer Schwester allein in einem Lazareth mit schwer Kranken u. Diaconen u. Ihr armer Kopf fühlt sich an, als wäre eine Schmiede darin!“

<sup>119</sup> Vgl. z.B. FA IV b1, Caroline an Sophie Wagner am 25. Februar 1873: „Ich nehme Teil an Ihrem körperlichen Leiden, meine liebe Sophie, doch ist das ein sehr geringer Trost für Sie; viel bedeutsamer und erleichternder ist es, wenn Sie allezeit, so oft Sie an Schmerzen heimgesucht werden, den Gedanken festhalten können, daß der allmächtige Gott, welcher die Haare auf Ihrem Haupte gezählt hat, in jedem Augenblick genau den Grad Ihrer Schmerzen kennt. Er nahm auch seinem treuen Knecht Paulus auf sein dreimaliges Bitten nicht den Pfahl im Fleisch.“ Indem Caroline Analogien zu biblischen Persönlichkeiten zog, erhob sie die Schwestern auf eine apostolische Ebene und ließ ihr Leiden, wie Th. Fliedner es bei ihr selbst getan hatte, als positiven, dem Willen Gottes entsprechenden Heilsweis erscheinen.

<sup>120</sup> FA IV b1, Caroline an Sophie Wagner am 25. Februar 1873.

unentbehrlicher zu machen.<sup>121</sup> Die unzähligen Briefe, die Caroline an die einzelnen Schwestern schrieb, beweisen ebenso wie die an sie gerichteten, dass sie es verstand, den Schwestern ihre Wertschätzung zu vermitteln und sie auf diese Weise zu motivieren<sup>122</sup>. Bemerkenswert an Carolines Führungsstil nach Th. Fliedners Tod scheint mir v.a. ihre unbedingte Glaubwürdigkeit zu sein, die sich m.E. und wie im folgenden Kapitel zu zeigen sein wird, in der völligen Kongruenz ihrer persönlichen Überzeugungen mit dem, was sie den Diakonissen vermittelte, manifestierte und sie auf diese Weise großen Einfluss auf die Schwestern nehmen ließ. Postum zeigte sich, dass es Th. Fliedner gelungen war, aus der zumindest in den ersten Ehejahren oft rebellischen Caroline eine Frau zu formen, deren Denken und Handeln völlig mit seinem Ideal der dienst- und opferbereiten Diakonisse konform ging. Caroline war zum Typus geworden und garantierte als „letzte aus der ersten Generation“ die Kontinuität, die geradezu symbolisch dadurch gebrochen wurde, dass ihre Nachfolgerin im Amt, ihre (Stief-)Tochter Mina Fliedner, gemäß ihrer Stellung als „Schwester“ von den Diakonissen angeredet zu werden wünschte<sup>123</sup>. Konsequenz war es darum auch Caroline, die als Anstaltsmutter bei den Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum der Diakonissen-Anstalt im September 1886 um Mittelpunkt stand und ihre Nachfolgerin kaum der Erwähnung wert befunden wurde<sup>124</sup>. Am 28. Februar 1883 wandte Caroline sich mit einem Rundschreiben an die Schwestern um sie von ihrer Amtsniederlegung in Kenntnis zu setzen. Das Verbleiben im Vorstand gewährleistete bis zu ihrem Tod am 15. April 1892 die enge Rückbindung an die Leitung der Diakonissen-Anstalt im Sinne ihres Gründers. Darüber hinaus unterstrich der Vorsteher in einem Rundschreiben am 3. März 1883 die bleibende Verbundenheit Carolines mit dem Werk, indem er darauf hinwies, dass Caroline qua Gebet weiterhin Mutter der Schwestern bleiben würde und die Schwestern unzweideutig darüber informiert wurden, wie das Ausscheiden Carolines aus der aktiven Arbeit zu begreifen sei: als Opfer, welches geduldig aus der Hand Gottes zu nehmen sei<sup>125</sup>. Wie zahlreiche Briefe belegen, blieb Caroline bis zu ihrem Tod 1892 in engem Kontakt zu einzelnen Schwestern und den Anstalten<sup>126</sup> und stand ihnen ratend und ermutigend zur Seite. V.a. ihrer Tochter Mina als ihrer Nachfolgerin unterstützte sie bis zu ihrem Tod bei allen Fragen, die die Erfüllung ihrer Instruction mit sich brachte<sup>127</sup>, obgleich sie peinlich vermied, je nochmals aktiv in die Aufgaben der Vorsteherin einzugreifen<sup>128</sup> und mit dem Ausscheiden aus dem Amt deutlich mit ihrem Berufsleben abschloß, um sich ins Privatleben zurückzuziehen<sup>129</sup>.

<sup>121</sup> FA IV b1, Caroline an Barbara Eckhardt am 18. Februar 1886.

<sup>122</sup> Vgl. z.B. FA IV b1, Caroline an Sophie Wagner am 1. Februar 1884: „Seitdem ich dem Leibe nach von meinem lieben Kaiserswerth getrennt bin, habe Ihnen, meine liebe Sophie, noch nicht einmal geschrieben; deßungeachtet ist mein Herz Ihnen so nahe wie je u. so wird es bleiben in Ewigkeit. Welch ein süßer Gedanke, daß die Liebe, welche einzig beglückt, nie abnimmt, sondern ewiglich bleibt.“

<sup>123</sup> Vgl. auch den Bericht über die kirchliche Einführung Mina Fliedners ins Amt der Vorsteherin am 8. Juni 1883 im ARMEN- UND KRANKENFREUND 35 (03-06 1883) 33ff.

<sup>124</sup> Vgl. Der ARMEN- UND KRANKENFREUND 38 (09-12 1886) 144ff.

<sup>125</sup> AKD 3; Der ARMEN- UND KRANKENFREUND 35 (01/02 1883) 2.

<sup>126</sup> Vgl. etwa das Grußwort, das Caroline noch am 2. April 1892 für fünfzigjährigen Stiftungsfeier des Waisenhauses schrieb und das als letzter Brief Carolines gilt im ARMEN- UND KRANKENFREUND 44 (03/04 1892) 76.

<sup>127</sup> Vgl. sämtliche Briefe, die Caroline nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt an ihre Tochter Mina schrieb unter FA IV a 14 vol 1. 2.

<sup>128</sup> Deutlich wird dies v.a. darin, daß sie bewußt nicht an der kirchlichen Einführung Minas in das Amt der Vorsteherin teilnahm: „Daß ich nicht anwesend bin, scheint mir für alle Beteiligten das Beste. Das kann ich mehr fühlen, als durch Gründe klar machen“, teilte sie ihr am 5. Juni 1883 (FA IV a 14 vol 2).

<sup>129</sup> Dies wird u.a. in der minutiösen Trennung von privatem Besitz und Anstaltseigentum deutlich. Letzteres gab Caroline vorbehaltlos zurück oder kaufte es auf (vgl. z.B. FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 13. Mai 1884).

## 6. Zusammenfassung

Die Vorzeichen, unter die Carolines Wirken in den Anstalten gestellt war, unterschieden sich grundsätzlich von denen, die die Arbeit ihrer Vorgängerin Friederike Fliedner geprägt hatten. Die Anstalten expandierten rasch, im In- und Ausland wurden Tochteranstalten und Mutterhäuser gegründet, sämtliche Arbeitszweige in Kaiserswerth mussten ausgebaut werden, die Anfragen nach Lehrerinnen und Pflegerinnen für Hospitäler und Gemeindepflege konnten trotz stetig wachsender Zahl an Schwestern vielfach nicht oder nur unzureichend befriedigt werden.

Um Homogenität zu gewährleisten und Zerfallserscheinungen vorzubeugen rückte aus diesem Grund die Verpflichtung der Diakonissen auf die von ihnen bei ihrer Einsegnung verbindlich akzeptierten Normen immer stärker in den Vordergrund. M.E. waren es ausschließlich pragmatische Erwägungen, die Caroline zeitweise zu einem rigiden Umgang mit den Schwestern veranlassten. Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihrer Amtswahrnehmung und den politischen Ereignissen des Jahres 1848 lässt sich nicht nachweisen. Gemäß ihrer Instruction war es Carolines Aufgabe, die Einhaltung der Ordnungen zu überwachen – eine Aufgabe, die das Aufbieten ihrer Autorität erforderte und seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in negativer Abgrenzung zur Wahrnehmung des Amtes durch ihre Vorgängerin zu massiver Kritik an ihrem Führungsstil geführt hat. Die ausführliche Auseinandersetzung mit Carolines Umgang mit Ordnungen beweist indes, dass sie durchaus zu einer gewissen Flexibilität im Umgang mit diesen in der Lage war und die Verpflichtung auf dieselben einzig dem Zweck diene, Zerfallserscheinungen vorzubeugen.

Ebenso wenig wie Friederike Fliedner verstand sich Caroline gegenüber den Schwestern einseitig als Vorgesetzte, auch wenn der Eindruck bei oberflächlicher Betrachtung ihrer ersten Amtsjahre freilich nicht völlig unberechtigt ist. In dem Moment jedoch, in dem der Kampf um die Autorität bei den Schwestern abgeschlossen war – spätestens Ende der 40er Jahre darf Caroline bei den Schwestern als uneingeschränkt akzeptiert gelten – wurde Caroline ihrer Instruction, die als wesentliches Merkmal der Vorsteherin Mütterlichkeit postulierte, umfassend gerecht.

Geprägt war ihr Umgang mit den Schwestern von ihrem Selbstverständnis, Gehilfin Th. Fliedners zu sein: Zwar wurde sie ihrem Gatten 1849 koordiniert und erhielt aufgrund dessen gewisse Eigenständigkeit, doch hatte dies keine wesentlichen Auswirkungen auf ihre Aufgabenwahrnehmung. Die in demselben Jahr speziell für sie entworfene Instruction modifizierte sie dahingehend, dass enger mündlicher und schriftlicher Kontakt zum Vorsteher bei allen bedeutsamen Entscheidungen, die zu treffen ihr die Instruction hatte zubilligen wollen, obligatorisch blieb. Analog zur Rolle der Frau im Bürgertum wollte sie sich lediglich zu innerhäuslichen Aufgaben verpflichtet wissen und auch bei den Schwestern weniger erzieherisch als gemütsbildend wirken. Interessanterweise koinzidierten die ersten Belege für typisch weibliches Rollenverständnis mit ihrer Akzeptanz der Anrede „Mutter“ von den Schwestern 1847. Die Anrede verpflichtete gleichermaßen die Schwestern wie Caroline selbst moralisch: Die Diakonissen hatten Caroline mit kindlicher Ehrerbietung zu begegnen, Caroline verpflichtete sich mit der Akzeptanz der Anrede implizit, die Sorge auch für das emotionale Wohlergehen der Schwestern zu übernehmen. Eine „weibliche“ Aufgabenwahrnehmung war vorprogrammiert. Mit ihrer expliziten, in ihren Modifikationen ihrer Instruction manifestierten Zurückweisung von Verantwortung findet sich die Theorie der Polarität der Geschlechter bei Caroline bestätigt: In dem Moment, in dem sie auf ihre Rolle als Frau, als „Mutter“ für die Schwestern, verpflichtet wurde, war eine autoritäre Aufgabenwahrnehmung und Verpflichtung der Schwestern auf gemeinsame Grundlagen nur noch durch ausdrückliche Legitimation durch den Vorsteher möglich.

Nach dem Tod Th. Fliedners 1864 schied Caroline selbst den Gedanken der Koordination aus ihrer Instruction aus und stellte sich explizit unter den Vorsteher. Konservierend wirkte sie insofern auf die patriarchalische Struktur der Diakonissen-Anstalt, als ihre freiwillige

Subordination unter den Vorsteher für ihre Amtsnachfolgerin 1883 bestehen blieb. Autonomes Handeln der Vorsteherin, das ausgerechnet Th. Fliedner der Vorsteherin hatte zugestehen wollen, verhinderte Caroline durch ihre Eingaben weit über ihre Amtsniederlegung hinaus. Konsequenter trug sie damit der Tatsache Rechnung, dass das, was ihre Instruction postulierte, den Schwestern als mütterliche Freundin zur Seite zu stehen, im 19. Jahrhundert nicht mit sachlich ausgeübter Autorität und Führung zu vereinbaren war. Caroline hatte vor der Alternative gestanden, entweder den Gedanken der Koordination mit dem Vorsteher in ihre Amtsführung aufzunehmen oder ihre Aufgaben gemäß ihrer Instruction „mütterlich“ wahrzunehmen. Sie entschied sich für die zweite Alternative.

Caroline leistete gewiss keinen bahnbrechenden Beitrag zur Emanzipation der Frau im 19. Jahrhundert, indem sie den Schwestern in autonomem Handeln vorangegangen wäre. Doch wäre es m.E. ungerechtfertigt, sie gerade deshalb in ihrer Amtsführung zu kritisieren. Paradoxerweise wird Caroline bis heute gerade in dem Punkt kritisiert, in dem sie ihre Aufgaben zumindest nachweislich ein einziges Mal maskulin wahrgenommen hat: Mit ihrer strikten, unverbindlichen Verpflichtung der Schwestern auf Einhaltung der Kleiderordnung 1848. Sie selbst beweist in dem Schreiben, dass sie ohne weiteres dazu in der Lage war, sich viril ihrer Autorität zu bedienen und ihre Befugnisse in vollem Maß geltend zu machen. Doch zeigt die bis heute andauernde Kritik, dass Caroline die richtige Entscheidung darin traf, sich ihrer Weiblichkeit verpflichtet zu wissen und die Schwestern auf andere Art als der Vorsteher zu beeinflussen. Repression hätte man Caroline in dem Moment vorwerfen können, in dem sie an der Seite des Vorstehers und in der gleichen Art wie er ihre Rechte hinsichtlich der Schwestern geltend gemacht hätte. In der Vermeidung einer solchen Amtswahrnehmung ist die Ursache ihrer Popularität und ihrer großen Prägekraft die Schwesternschaft zu sehen.

Nicht zuletzt der göttlichen annähernd Verehrung Th. Fliedners verdankte sich bei Caroline eine nahezu uneingeschränkt positive Einstellung gegenüber ihren Aufgaben. Das Werk Th. Fliedners und Gottes, die Diakonissen-Anstalt, – auch unkritisch – zu fördern, begriff sie als Privileg, für das zu wirken sie ihre Kräfte voll einzusetzen bereit war. Ihre Leidenschaft für die Anstalten übertrug sie auf die Schwestern. Aus dieser Grundhaltung ergab sich in ihren ersten Jahren in Kaiserswerth der Primat des Kollektivs vor dem Individuum: Jede Schwester musste bereit sein, ihre Präferenzen zugunsten der optimalen Allokation des Personals zurückzustellen. Als passende Grundeinstellung zur schmerzlosen Akzeptanz aller damit möglicherweise für das Individuum verbundenen Entbehrungen erschien ihr Demut als gleichermaßen für das Individuum wie für das Kollektiv adäquate Grundhaltung der Diakonisse. Der menschliche Wille erschien durch Selbstverleugnung überwunden werden zu können.

Ab Ende der 40er Jahre lässt sich eine Verschiebung der Interessenvertretung Carolines vom Kollektiv hin zum Individuum nachweisen: Obgleich sich an ihrer Grundhaltung nichts änderte, versuchte sie, subjektive Interessen der Schwestern stärker gegenüber dem Gesamtinteresse zu berücksichtigen. Die Mitteilung von Grundsatzentscheidungen, die den Interessen Einzelner zuwiderliefen, delegierte sie konsequent an Th. Fliedner und leistete so einen Beitrag zur Konsolidierung der patriarchalen Struktur der Anstalten. Andererseits entging sie der Gefahr, die ihrer Instruction inhärent war: Als Frau maskulin in Übereinstimmung mit Männern über Frauen zu verfügen, ohne als Vorgesetzte aufgrund der ausgeprägten Sachzwänge letztlich in der Lage zu sein, bei den Mitarbeiterinnen vergleichbare Emanzipation fördern zu können. Unbedingter Gehorsam der Schwestern gegenüber der Mutterhausleitung erschien ihr schließlich als die einer Diakonisse einzig angemessene Haltung, die derselben weitgehend uneingeschränktes Verfügen über die Schwestern sicherte. Als „mütterliche Freundinn“ solidarisierte Caroline sich mit den Schwestern im Kampf um Selbstverleugnung. Die Aufrichtigkeit dieses persönlichen Wunsches dürfte maßgeblich dazu beigetragen haben, ihre Glaubwürdigkeit bei den Schwestern zu festigen sie bei ihnen als „Mutter“ Anerkennung erlangen zu lassen. Sie

verstand es, die Vorzüge des Diakonissen-Amtes überzeugend zu kommunizieren und den Schwestern auch die göttliche Notwendigkeit berufsspezifischer Probleme einleuchtend zu vermitteln.

Nach Th. Fliedners Tod 1864 scheint sich Caroline unter den Schwestern nahezu uneingeschränkter Anerkennung erfreut zu haben. An die Stelle ihrer leiblichen Familie trat in vieler Hinsicht die Schwesterngemeinschaft. Als Hüterin des Erbes Th. Fliedners kam der Diakonissen-Anstalt eine zunehmend wichtigere Funktion in ihrem eigenen Leben zu. Absolute Loyalität der Schwestern zum Mutterhaus erschien nun aufgrund des Einsatzes seines seligen Gründers als Postulat, das an sie selbst wie an jede Schwester herantrat. Durch zahlreiche Berichte versuchte Caroline, die Sympathien der Schwestern für das Mutterhaus und die affektive Bindung an dasselbe zu verstärken. Die nicht zu verleugnenden Entbehrungen, die das Amt der Diakonisse mit sich brachte, erfuhren nach Carolines Darstellung ihre erste Kompensation im seligen Sterben der Diakonisse, bei dem die fehlende Todesangst einerseits Beweis für ihre rechte Haltung, andererseits göttlicher Ausgleich für innerweltlichen Verzicht war. Wiederum erscheint die absolute Übereinstimmung dessen, was sie Familienmitgliedern als persönliche Überzeugung weitergab mit dem, was sie den Schwestern vermitteln wollte, als Grund für ihre ungebrochene Beliebtheit bei den Schwestern. Wie schon an der Seite Th. Fliedners vermied sie, bei Problemen disziplinierend einzugreifen. Vielmehr versuchte sie in Briefen, präventiv möglichen Problemen zu begegnen und subtilen Einfluss auf das Verhalten der Schwestern zu nehmen. Der Gebrauch der 1. Pers. Plural erscheint bei Caroline als Mittel, sich mit den Schwestern zu solidarisieren und dadurch an Einfluss auf sie zu gewinnen: Als eine der Diakonissen, besser als *una inter pares*, versetzte sie sich empathisch in die verschiedensten Situationen hinein und stand den Frauen beratend zur Seite. Bei scheinbar unlösbaren Problemen suchte sie mit den Schwestern Hilfe im Gebet. Die Überzeugung der Einheit in und ewigen Gemeinschaft mit Christus war für die Vorsteherin Mittel zur Bewältigung eigener Schwierigkeiten, das problemlos auf die Schwestern übertragbar war. Die Diakonissen-Anstalt war als Werk Gottes für die Schwestern Möglichkeit, dem Gott über Leben und Tod durch opferbereiten Einsatz für die Heilserfahrung und das Wissen um die ewige Gemeinschaft mit ihm schon im irdischen Leben zu danken.

V. „Die letzte aus der ersten Generation.<sup>1</sup>“ Caroline Fliedner nach dem Tod ihres Gatten:  
Die Jahre 1864-1892 in privatim

Um mehr als 27 Jahre überlebte Caroline ihren Gatten – Jahre, die nicht nur für Carolines offizielles Wirken von einiger Bedeutung sind. Auch ihr Privatleben ist gekennzeichnet von außergewöhnlicher Mobilität und Einsatzfreudigkeit. Mit dem Tod Th. Fliedners begann für sie ein neuer Lebensabschnitt, der entgegen aller Erwartung keineswegs von Lethargie und Trauer, sondern von der Freude an neuen Herausforderungen geprägt war. Die überlieferten Briefe deuten darauf hin, dass Caroline sich als Witwe rasch fasste und ihre familiären Aufgaben in der Überzeugung wahrnahm, dass nun sie diejenige war, auf die sich ihre überwiegend noch unmündigen und unverheirateten Kinder stützen können mussten. Zahlreiche Reisen im In- und Ausland dienten gleichermaßen der Sicherung intensiven Kontakts zu ihren Kindern wie zu den Anstalten. Wie ausführlich dargestellt, hatte die Religiosität Carolines während ihrer Ehe maßgeblich unter dem Einfluss Th. Fliedners gestanden. Inwieweit ihr Glaube regenerationsfähig war und sie theologisch wieder eine gewisse Eigenständigkeit erreichte, wird zu untersuchen sein. Abschließend wird auf ihren Tod eingegangen, zu dem Menschen aus den verschiedensten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontexten ihr aufrichtiges Beileid ausdrückten und damit ihre Bedeutsamkeit als zweite Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt unterstrichen.

1. „Ihr würdet dann die Freude haben, alle 10 Geschwister noch einmal vereinigt zu sein<sup>2</sup>“:  
Caroline als Garantin für Kontinuität in der eigenen Familie

Mehr noch als für ihre Aufgaben in der Diakonissen-Anstalt markierte der Tod Th. Fliedners einen tiefen Einschnitt für die gesamte Familie. Für Caroline, die ihn in seinen letzten Lebensjahren gepflegt hatte, ging der Lebensabschnitt zu Ende, auf den sie einerseits zu Beginn große Hoffnungen gesetzt und in dem sie Erfüllung gefunden hatte, andererseits permanent an dem Gefühl der Vernachlässigung durch ihren Gatten gelitten und dies als Manifestation fehlender Selbstverleugnung gedeutet hatte. Völlig offen musste aufgrund dieser Ambivalenz Carolines Bewältigung seines Todes erscheinen. Erstaunlicherweise schloss Caroline sehr rational mit dem irdischen Leben Th. Fliedners ab: „[...] mit [...] Zuversicht u. Freude kann ich dem lieben Vater nachsehen. Ich fühle mich ihm so nahe, der Wahlspruch unserer Ehe: „Ewig Eins in Ihm!“ gewinnt nun erst für mich seine volle, tiefe, beseligende Bedeutung<sup>3</sup>“, erwähnte sie die tiefe Zäsur nur wenige Wochen nach seinem Tod und verlieh ihrer Überzeugung Ausdruck, dass die Trennung keineswegs endgültiger Art war, de facto bereits vor ihrem eigenen Tod, der sie ihm gleich machen würde, nur eine scheinbare war. Der Tod Th. Fliedners war irreversibel und als nicht von ihm aktiv getroffene Entscheidung akzeptabel, sofern Th. Fliedner in seinem Ende nicht eine Willenserklärung abgab, anderen Projekten den Primat vor ehelicher Zweisamkeit einzuräumen. „Aber droben, mein lieber Mann, wenn wir nicht mehr Mann u. Weib sind, da sollst Du aber mit mir den Herrn loben, u. mir nicht mehr wegfliegen,<sup>4</sup>“ hatte Caroline schon 13 Jahre zuvor ihre Hoffnung formuliert, dass der Tod für sie die Befreiung von Trennungen bedeutete, sofern die Einheit ab diesem Moment tatsächlich ausschließlich geistiger Natur war – dies galt gleichermaßen für den Fall des Todes Th. Fliedners allein wie für den der gemeinsamen postmortalen Zukunft. Th. Fliedners Tod bedeutete für Caroline Befreiung von Eifersucht und

---

<sup>1</sup> AKD 3: Briefe zum Tode von Caroline Fliedner.

<sup>2</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 18. Dezember 1867.

<sup>3</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. Oktober 1864. Am selben Tag schon konnte sich Caroline der Schönheit der Grabbepflanzung derart erfreuen, dass der Verlust eines geliebten Menschen völlig dahinter zurücktrat.

<sup>4</sup> FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 21. April 1851.

die endgültige, automatische Überwindung ihres Ichs. Mit dem Tod Th. Fliedners kamen ihre Anfechtungen zu ihrem Ende. Bemerkenswert erscheint aufgrund der ambivalenten Rolle Th. Fliedners in Carolines Leben bei Bewusstmachung dieser Tatsache nicht mehr, dass sich in der privaten Korrespondenz Carolines nahezu keine Reminiszenzen an Th. Fliedner nachweisen lassen<sup>5</sup> – in den Briefen an die Schwestern bediente sie sich zumindest seiner Autorität zur Legitimation bestimmter Ordnungen. Falsch wäre es, aus der fehlenden expliziten Erwähnung Th. Fliedners fehlende Verbundenheit schließen zu wollen. 1891, 27 Jahre nach seinem Tod, teilte sie einem Pfarrer, der an allen Generalkonferenzen teilgenommen hatte, mit, dass ihr Gatte ihr nach seinem Tod näher als zu seinen Lebzeiten war. Während des gemeinsamen Lebens sei aufgrund ständiger Unterbrechungen niemals Zeit gewesen, ruhig miteinander zu sprechen, während sie nun über alles mit ihm spreche und keine Arbeit begägne, ohne in Gedanken mit ihm zu sprechen. Dabei erschien es Caroline stets, als wisse sie, was ihm gefallen hätte<sup>6</sup>. Verständlich wird bei dieser Sichtweise des Todes ihres Gatten, dass Caroline die Erinnerung an ihren Mann nicht schmerzlich war: „Vaters Geburtstag ist mir nicht schwer, sondern süß u. lieb<sup>7</sup>“, teilte sie Mina an seinem zweiten Geburtstag nach seinem Tod mit, nach seinem 25. Todestag bezeichnete sie denselben als „himmlischen Geburtstag<sup>8</sup>“.

Familiär wuchs Carolines Verantwortung: Von ihren leiblichen Kindern hatte im Oktober 1864 noch keines seine Ausbildung abgeschlossen: Theodor (20), Friedrich (19), Ernst (15) und Heinrich (14) besuchten noch das Gymnasium in Gütersloh, Riekchen (18) erhielt außerhalb Kaiserswerths eine hauswirtschaftliche Grundausbildung, Carl (11) und August (10) wurden noch durch einen Hauslehrer, einen Pfarramtsanwärter, in Kaiserswerth unterrichtet. Während Louise (34) seit 1855 mit J. Disselhoff verheiratet war und Mina Fliedner (29) bereits als leitende Lehrdiakonisse im Töchter-Pensionat in Hilden tätig war, hatte Georg (24), den Th. Fliedner Caroline zur Unterstützung an die Seite gestellt hatte, seine theologische Ausbildung noch nicht ganz beendet. Gemäß dem französischen Recht trat Caroline hinsichtlich der Vormundschaft ipso iure in die Rechtsstellung Th. Fliedners ein. Positiv bestätigt worden war dieser Automatismus durch Th. Fliedner selbst, indem er seine Kinder kurz vor seinem Tod aufgefordert hatte: „Gehorchet eurer Mutter, die so viel Erfahrung hat, die auch gewiß nur rathen wird, was das Beste für euch ist.<sup>9</sup>“ Freilich hatte er die Wahrnehmung dieser Erziehungsaufgabe durch Artikulation seiner Wünsche für die Kinder vorgezeichnet, in die diese sich willig fügten: Bis auf Carl, der Medizin studierte, absolvierten alle Söhne ein Theologiestudium, Riekchen bereitete sich auf das Diakonissen-Amt vor, indem sie in Kaiserswerth die entsprechenden vorbereitenden Kurse absolvierte – ihre 1871 beginnende Erkrankung dürfte die Realisierung des Berufswunschs vereitelt haben<sup>10</sup>. Dennoch war Caroline gefordert, die in bürgerlichen Familien eigentlich dem Mann obliegende Aufgabe der Leitung der Kinder zu übernehmen. Die neue Verantwortung belastete sie indes weniger als die familiäre Situation während ihrer Ehe, die zunächst durch die zahlreichen beruflichen Abwesenheiten Th. Fliedners massiv belastet gewesen war, dann ab Beginn der 50er Jahre durch seine häufigen Erkrankungen, die schließlich durch völlige Pflegebedürftigkeit abgelöst worden waren.

---

<sup>5</sup> Hingewiesen sei trotz dieser Gesamtbeurteilung auf einen Satz, den Caroline im Zusammenhang mit der Diskussion um kirchliches Gedenken an Th. Fliedners Geburts- und Todestag am 24. Januar 1866 in einem Brief an ihre Tochter Mina (FA IV a 14 vol 1) äußerte: „Sonst freilich gedenke ich seiner [i.e. Th. Fliedners] alle Tage, ich glaube sagen zu können, alle Stunde, wenn ich nicht schlafe.“

<sup>6</sup> FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 152.

<sup>7</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 24. Januar 1866.

<sup>8</sup> FA IV 1 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 23. Oktober 1889.

<sup>9</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 25. Oktober 1864.

<sup>10</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Februar 1869: “Riekchen übertreibt es ein wenig mit ihrem Lernen, was denn ihr Rücken fühlt. Sie konnte mehrere Abende nicht gut einschlafen. Augenblicklich geht es besser. Es ist gut, daß der Cursus sich seinem Ende zuneigt.”

Der Tod Th. Fliedners scheint für Caroline befreiende Wirkung gehabt zu haben: „Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut“, meldete sie am 5. Dezember 1864 ihrer Tochter Mina. In dem ersten offiziellen Rundschreiben an die Schwestern nach dem Tod Th. Fliedners hatte sie noch am 25. Oktober d.J. erwähnt, dass sie „in den letzten Jahren [...] selbst oft tief leidend war“. Von Anfang an war Carolines neuer Lebensabschnitt geprägt von tiefer innerer Zufriedenheit<sup>11</sup>. Am 20. Mai 1866 wurden ihr persönlich von der preußischen Königin die Insignien der ersten Klasse des von Friedrich Wilhelm III. gestifteten Luisen-Ordens zweiter Abteilung „zur Anerkennung ihrer pflichttreuen und aufopferungsvollen Thätigkeit für das Wohl Hilfsbedürftiger“ verliehen<sup>12</sup>. Maßgeblich zu ihrem Wohlergehen dürfte auch ihre finanzielle Absicherung beigetragen haben, deren Vorzugs sie sich bewußt war<sup>13</sup>. Schon 1856 hatte Th. Fliedner für den Fall seines Ablebens auf einer Konferenz des Vorstands von demselben beschließen lassen, dass Caroline nach seinem Ableben ein Gehalt von 400 Thalern jährlich erhalten solle, nach Niederlegung desselben 200 Thaler. Unabhängig ob aktiv oder im Feierabend waren ihr außerdem freie Wohnung für sie selbst und ihre Kinder garantiert<sup>14</sup>. Darüber hinaus bezog sie ab 1866 eine Rente von der Düsseldorfer Witwenkasse i.H.v. 150 Thalern, in die sie 1851 vom preußischen König persönlich eingekauft worden war<sup>15</sup>. Schließlich erhielt sie als Interessentin der Ersten Classe der hamburgischen Versorgungs-Tontine Dividenden, in die sie einzukaufen es ihrem Vater als Bevollmächtigtem derselben in den 20er Jahren gelungen war<sup>16</sup>. Nicht nachweisen lässt sich anhand der Archivalien, dass „eine Anzahl treuer und vermögender Freude des seligen Fliedner“ es „durch eine ansehnliche Stiftung“ ermöglichte, „die bedeutenden Kosten der Ausbildung aller ihrer Söhne auf dem Gymnasium und der Universität zu bestreiten.“<sup>17</sup> Nach dem Tod Th. Fliedners zog Caroline aus dem Inspektorat<sup>18</sup> in das sog. Witwenhaus, ein kleines Haus mit Garten außerhalb des zur Anstalt gehörenden Häuserkomplexes<sup>19</sup>. Als J. Disselhoff in den 70er Jahren aufgrund von Krankheiten häufig monatelang von Kaiserswerth abwesend war und keines ihrer Kinder mehr dauerhaft bei ihr wohnte, verlegte sie ihre Wohnung in das Bureau, „um mehr im Centrum der Anstalten u. der verschiedenen Schreibstuben zu sein, was meine Arbeit erleichtert“<sup>20</sup>. Nach ihrer Amtsniederlegung siedelte sie auf ärztliche Empfehlung nach Monsheim bei Worms über<sup>21</sup>, wo sie glaubte, ihrem unverheirateten Sohn Carl, der als Mediziner bei der Bahn angestellt war, nützlich sein zu

<sup>11</sup> Vgl. eine charakteristische Aussage FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 16. Dezember 1875: „Ich bin wohl u. mit meinem Logis u. meiner Lebensweise sehr zufrieden.“ Am 6. Dezember 1877 teilte sie einem Bruder (FBB) mit: „Ich bin nicht werth all des Guten, das mir der Herr thut.“

<sup>12</sup> FA IV c 6, Luisenorden 1866-1892. Den Auflagen entsprechend sandte Mina Fliedner die Dekoration nach Carolines Tod am 22. April 1893 an die General Ordens Commission in Berlin zurück.

<sup>13</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 6. Dezember 1877: „Gott hat so freundlich gesorgt, daß ich ihnen [i.e. den Söhnen] Alles gewähren kann, was ihr Studium erfordert.“ Der guten finanziellen Situation entsprach, dass Caroline weder Ansprüche am Erbe ihrer 1872 gestorbenen Schwester Emilie noch der 1880 gestorbenen Therese geltend machte (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 29. Januar 1874 und am 13. Januar 1881).

<sup>14</sup> Vgl. das Protokoll der Konferenz des Vorstands vom 14. Mai 1856 (AKD o. Sign., Protokoll Buch des Rheinisch-Westphälischen Diakonissen Vereins).

<sup>15</sup> Vgl. FA IV a 1 vol 3, Caroline an Th. Fliedner am 30. Mai 1851: „Der liebe König hat an Herrn Göring 450 Thlr. gesandt, damit die Pfarrfrauen der Diaconissen-Anstalt in die Düsseldorfer Wittwenkasse können eingekauft werden.“ Vgl. auch den Anhang zu dem Statut für die Prediger- Wittwen- und Waisen-Klasse der vormaligen Düsseldorfer Klasse (FA IV c 6). Die Pensionsberechtigten verwitweten Pfarrfrauen konnten auch Ansprüche für unverheiratete Kinder geltend machen, die das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Deren Höhe und Geltendmachung durch Caroline ist jedoch nicht eindeutig zu belegen.

<sup>16</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Der Großvater 48. Der Lebensfonds war nicht mit Anspruch auf Leibrente verbunden, wie aus Carolines eigenen Unterlagen zur Witwenversorgung hervorgeht (FA IV c 6).

<sup>17</sup> Vgl. CHRISTLICHER VOLKS-KALENDER 53 (1894) 58.

<sup>18</sup> Vgl. GERHARDT, M., Fliedner II 279.

<sup>19</sup> Vgl. BANDAUF, A., Diakonissin 12; FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 13. März 1867.

<sup>20</sup> FBB, Caroline an einen Bruder o.D., um 1874.

<sup>21</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 28. Februar 1883.

können<sup>22</sup>: „Es geht uns Allen recht gut u. schon jetzt muß ich dem Herrn danken, der mir ein so stilles Plätzchen gewährt, wo ich nicht unnütz bin.<sup>23</sup>“ Ihrem Bemühen, anderen behilflich zu sein, entsprach auf der anderen Seite die Furcht, ihren Angehörigen zur Last zu fallen: „Nun, meine theure Tochter, habe Geduld mit mir. Denke, daß ich 40 Jahre in Kaiserswerth war, dass es eigentlich meine Heimath ist u. ich nicht ohne Hülfe von dort fertig werden kann<sup>24</sup>“, entschuldigte sie kurz nach der Übersiedlung zu ihrem Alterssitz immer neue Wünsche hinsichtlich der Sendung von Möbeln- und Kleidern von denen sie fürchtete, dass sie ihrer Tochter lästig sei. Überdies hatte sie Freude an ihren neuen Aufgaben, die nach ihrem Empfinden genau das richtige Maß an Arbeit, das sie bewältigen konnte, mit sich brachten<sup>25</sup>. Gesellschaft und Unterstützung bei der Haushaltsführung hatte sie von Mathilde Fliedner, genannt Tilly, einer Nichte, mit der sie ein mütterliches Verhältnis verband<sup>26</sup>. Beschäftigung verschaffte sie sich v.a. durch die Anfertigung von Kleidungsstücken für ihre Kinder und Enkel. Unterbrochen wurde die Ruhe des Landlebens aktiv durch Reisen, den jährlichen Aufenthalt im Sommer und Herbst in Kaiserswerth, wo sie auch ihren letzten Sommer 1891 verlebte, passiv durch zahlreiche Besuche ihrer Kinder und einzelner Schwestern. Erstmals seit ihrem Weggang aus Hamburg hatte Caroline wieder Zeit, auch am kulturellen Leben wie etwa Konzerten teilzunehmen und Ausflüge zu unternehmen<sup>27</sup>. Die Entscheidung nach Monsheim überzusiedeln bereute Caroline nie, da sie sich bewusst war, dass ihre Anwesenheit in Kaiserswerth die Arbeit ihrer Nachfolgerin aufgrund ihrer Autorität und Wertschätzung maßgeblich erschweren würde. Zeitlebens erschien ihr Monsheim als adäquater Alterssitz<sup>28</sup>.

Über gesundheitliche Beschwerden klagte Caroline bis ins hohe Alter nicht. Sie waren für sie Anfechtungen, deren Erdulden sie dem ewigen Leben näher brachten<sup>29</sup>. Rückblickend erwähnte sie 1878 gegenüber einem Bruder, dass sie über mehrere Winter hinweg unter Rheumatismus gelitten habe, dessen Wiederkehr sie in jenem Jahr durch besondere Schonung zu vermeiden suchte<sup>30</sup>. Regelmäßige Bewegung erschien ihr als geeignetes Mittel, üblichen Altersbeschwerden vorzubeugen bzw. sie zu verringern<sup>31</sup>. Zwar äußerte sie in sehr sachlichem Zusammenhang, dass ihre Altersbeschwerden sich im Schmerzen und Schwellen ihrer Beine und Füße äußerten, aufgrund derer sie auf ärztlichen Rat ab 1882 gezwungen war, viel im

---

<sup>22</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 26. März 1883. Bis Januar 1883 war der Haushalt Carl Fliedners von einer Schwester Friederike Fliedners geb. Münster geführt worden. Nach ihrem plötzlichen Tod bot es sich Caroline an, die Aufgabe der Haushaltsführung ihres Bruders zu übernehmen. Ebenso wie nach dem unvorhergesehenen Tod ihres Vaters 1831 war es ihre größte Sorge, anderen Menschen nicht mehr nützlich sein zu können. Bei ihrer Übersiedlung nach Monsheim und auch noch danach zog Caroline die Möglichkeit in Betracht, wieder nach Kaiserswerth zurückzukehren: „So lange ich noch lebe, u. vielleicht noch wieder in die Anstalten zurückkehre, möchte ich nicht gern mein Bild in den Anstalten, auch nicht in Salem sehen“, teilte sie Mina am 7. Dezember 1884 mit.

<sup>23</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 5. März 1883. Am Schicksal ihres Bruders Carl, der 1880 einen Schlaganfall erlitt, empfand sie am Schwersten, dass „er sich nicht recht beschäftigen“ konnte (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 8. März 1881).

<sup>24</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. November 1883. Am 22. Dezember d.J. schrieb sie: „Ich hoffe nun zuversichtlich, daß ich Dir in dem Jahre 1884 nicht so viele Mühe mache, wie 1883 [...]“

<sup>25</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. April 1883: „Es macht mir Freude für Carls Gemüthlichkeit nach Kräften zu sorgen.“

<sup>26</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 15. März 1883; an ihren Bruder Gustav am 26. März 1883.

<sup>27</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 20. Mai 1884.

<sup>28</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 28. Februar 1888: „Heute sind es gerade 5 Jahre als ich in einer Vorstands-Sitzung meine Entlassung aus dem Vorsteher-Amte erhielt. Auch in diesen 5 letzten Jahren meines Lebens hat der Herr mir viele Gnade u. Güte erwiesen.“ Ähnlich ein Jahr später.

<sup>29</sup> Vgl. FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 22. Juli 1883.

<sup>30</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 12. November 1878. In ähnlicher Weise hatte sie ihrer Tochter Mina am 15. Dezember 1876 (FA IV a 14 vol 1) die Besserung von Gicht gemeldet, die ihr erlaubte, ihren Arm wieder zu gebrauchen.

<sup>31</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 12. Juni 1878.

Liegen zu arbeiten, was maßgeblich zu ihrer Amtsniederlegung im folgenden Jahr beitrug<sup>32</sup>. Körperliche Beschwerden empfand sie als gewöhnliche Alterserscheinungen, welche ihr das Alter als Krankheit erscheinen ließen<sup>33</sup>. Peinlich war ihr ihr 1882 massiv nachlassendes Gedächtnis, das sie auswärtige Schwestern, die zu Besuch ins Mutterhaus kamen, ihren Arbeitsfeldern oft nicht mehr richtig zuordnen ließ<sup>34</sup>. Sie bewältigte ihre Demenz jedoch, indem sie sie als Zeichen Gottes deutete, dass sie ihre Verantwortung abgeben und sich aus dem aktiven Dienst zurückziehen sollte: „Ich bitte Euch erstens zu glauben, daß ich nicht aus Kreuzesflucht, sondern mit der innern Gewißheit von dem Herrn selbst in Gnaden aus dem Amte entlassen zu sein<sup>35</sup>“, begründete Caroline ihren Rücktritt aus dem Amt der Vorsteherin sehr allgemein. Nach ihrer Übersiedlung nach Monsheim regenerierte sie geistig völlig und auch die körperlichen Beschwerden scheinen für eine Weile nachgelassen zu haben: „Die Ruhe bekommt meinem müden alten Leibe sehr gut.“<sup>36</sup> Besonders die Möglichkeit sich sinnvoll zu beschäftigen ohne dabei pressiert zu sein empfand sie als Wohltat<sup>37</sup>. Die Sehkraft scheint in den 80er Jahren massiv nachgelassen zu haben: An ihrem 75. Geburtstag erkannte sie ihren Sohn August und nicht hielt ihn für ihren zehn Jahre älteren Sohn Theodor<sup>38</sup>. Die Beschwerden scheinen jedoch nie Anlass zu massiver Klage gewesen zu sein: „Hätten es nur alle alten Leute so gut, wie ich!<sup>39</sup>“ schrieb sie 1887 im Anschluss an die Erwähnung ihrer schmerzenden und schwellenden Füße, die sie zu permanentem Liegen zwangen. Caroline entsprach ab 1864 in keiner Beziehung mehr der Frau, die durch die Betonung gesundheitlicher Beschwerden Aufmerksamkeit auf sich zog, die ihr sonst möglicherweise versagt geblieben wäre: „Es ist mir überhaupt unlieb, wenn solche kl. Körperleiden [Halsschmerzen] von mir, die höchstens für meine Kinder einiges Interesse haben, Anders berichtet werden“, tadelte sie ihre Tochter, die eine leichte Erkältung zum Anlass genommen hatte, ausführlich über die Gesundheit Carolines zu informieren<sup>40</sup>. An die Stelle von Berichten über eigene Gebrechen trat bei Caroline das Mit-Leiden mit anderen<sup>41</sup>: Kaum ein nach 1864 von ihr verfasster Brief entbehrt der Bekundung ihres

---

<sup>32</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 23. November 1882.

<sup>33</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 15. März 1883; FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 14. Januar 1887: „[...] wo ich schon seit 14 Tagen wegen schwellenden u. schmerzenden Füßen meist liegen muß [...]]. Du brauchst Dir keine Sorge zu machen. Es ist ja nur Altersschwäche.“

<sup>34</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 154. Vermutlich ist in diesem Zusammenhang auch ihre Flucht aus Kaiserswerth an ihrem 71. Geburtstag zu sehen. Über den 26. Januar 1872 schrieb sie: „Da der Tag in der Regel durch viele Gratulationen u. Liebesbeweise viele Unruhe mir bringt, so glaubte ich einmal in aller Stille ihn begehen zu dürfen u. entwich mit meinem Sohne Abends vorher nach unserm Salem, wo es auch im Winter schön ist“ (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 12. Februar 1872). Über die Vorsteherin einer anderen Diakonissen-Anstalt schrieb sie am 12. März 1889 an ihre Tochter Mina (FA IV a 14 vol 3): „Es ist traurig, wie die liebe Oberinn [...], die mehr als Gedächtniß-schwach ist u. an Haupt u. Händen zittert, immer noch das Amt nicht aufgibt.“

<sup>35</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 28. Februar 1883.

<sup>36</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 26. März 1883; ähnlich am 7. Oktober 1883: „Mit geht es jetzt besonders gut. Das Gehen macht mir gar keine Beschwerden.“ An ihre Tochter Mina schrieb sie im April 1883: „Körperlich habe ich mich wirklich erholt“ (FA IV a 14 vol 2).

<sup>37</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 170; FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Januar 1891: „Ich habe so recht das Gefühl des Feierabends: ich kann ohne Hast thun, was ich thue u. doch fliegt mir die Zeit so schnell dahin, wie in früheren Jahren.“

<sup>38</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 8. Februar 1886. Dagegen spricht allerdings die Darstellung ihres Sohnes Carl, der in ihrem Nachruf ihre ausgezeichnete Sehkraft hervorhebt (FLIEDNER, C., Mutter 11, FA IV c 17).

<sup>39</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 14. Januar 1887. Auch ihrem Sohn Carl gegenüber betonte sie das Empfinden dieses Vorzugs bis zu ihrem Tod. Besonders dankbar scheint sie darüber gewesen zu sein, dass ihr anders als den meisten älteren Menschen aufgrund ihrer Beweglichkeit die Möglichkeit zu permanenter Beschäftigung gegeben war (FLIEDNER, C., Mutter 6, FA IV c 17).

<sup>40</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. Januar 1869.

<sup>41</sup> Vgl. dazu v.a. das Zeugnis ihres Sohnes FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 160f. Über das Abnehmen der eigenen Körperkraft klagte Caroline kaum, auch als sie in den letzten Wintern ihres Lebens fast ausschließlich

Mitgeföhls mit familiärem oder eigenem Leid des Adressaten<sup>42</sup>. Im Juli 1886, drei Jahre nach ihrer Übersiedlung von Kaiserswerth nach Monsheim bei Worms, erkrankte Caroline lebensgefährlich an einer Lungenentzündung<sup>43</sup>. Ihr Sohn Carl versorgte sie neben einer Diakonisse, die aus Kaiserswerth gesandt wurde, rund um die Uhr. Der Zustand war so kritisch, dass sie von ihren Kindern und der Welt Abschied nahm<sup>44</sup>. Doch drei Wochen später hatte Caroline sich so weit erholt, dass sie selbst in einem Brief an Mina meldete: „Meine Kraft wächst<sup>45</sup>“. Nicht zuletzt ihre Teilnahme am 50jährigen Jubiläum der Diakonissen-Anstalt und ihre Reise nach Madrid 1889 beweisen, dass sie völlig regenerierte. Am 18. Juni 1891 stürzte sie während ihres Sommeraufenthalts in Kaiserswerth so heftig auf das linke Handgelenk, dass es brach, doch trainierte sie eisern, bis sie die Hand im Herbst fast wieder völlig gebrauchen und sich wieder mit Handarbeiten beschäftigen konnte. „Mit der theilweisen Steifigkeit meiner Hand geht’s allmählich immer noch etwas besser.“<sup>46</sup>

Carolines Freiheit nach Th. Fliedners Tod war Intensivierung der Kontakte mit ihrer Hamburger Familie zu verdanken<sup>47</sup>. Ab 1866 sind es neben den Schriftwechseln mit ihrer Tochter Mina in erster Linie die mit ihren Brüdern, die Aufschluß über ihr Privatleben geben. Zu unbekanntem Zeitpunkt und für eine nicht näher bestimmbare Dauer nahm sie ihre 1807 geborene gemütskrank gewordene Schwester Therese in Kaiserswerth auf<sup>48</sup>. Einzig ihr Beruf war es, der sie 1870 daran hinderte, ihre Schwester dauerhaft am Rhein unterzubringen<sup>49</sup>. So blieb ihr nur die Möglichkeit der finanziellen Beteiligung an entstehenden Pflegekosten. Mit

---

auf ihre Wohnung verwiesen war. Leidenden Kindern stand sie ratend zur Seite und versuchte sie unter Hinweis auf das, was ihr selbst Trost und Hoffnung im Leben und Sterben war zu ermutigen.

<sup>42</sup> Vgl. die zahlreichen Mitleidsbekundungen bezüglich des Kopfwehs, das ihre Tochter Mina häufig plagte (vgl. z.B. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 9. Dezember 1869: „Meine theure Mina, ich gedenke nicht allein Deiner, sondern auch Deiner Kopfschmerzen.“). Die Briefe an ihre Hamburger Verwandtschaft sind geprägt von aufmerksamem Eingehen auf physische und psychische Probleme bei gleichzeitigem Verweis auf das, was ihr selbst Trost im Leben und Sterben war, die „lebendige Hoffnung auf die Vergebung meiner Sünden, Auferstehung des Fleisches u. ein ewiges Leben“ (FBB, Caroline an einen Neffen am 24. Februar 1891). Charakteristisch schrieb sie ihrem Bruder Ernst zum Tod seiner ältesten, am 22. September 1866 verstorbenen Tochter Christine Caroline Clara: „Mit schmerzlicher Theilnahme gedenke ich Dein. Wenn Du schon vollkommen berechtigt bist, Dich Deines lieben Clärchens jetzt, wie je zu freuen, u. es auch thust u. dem Herrn für sie dankst, so ist es dennoch für uns, die wir noch im Leibe wallen, tief einschneidend u. schmerzlich verwundend, wenn der Herr unsere Theuren uns entrückt, indem er sie aus der Zeit u. Sichtbarkeit hinwegführt. Leide doch als ein guter Streiter Christi, mein lieber Bruder, lehne Dich an Jesum, u. weine an Seiner Brust. Er hat Mitleid, ja, hat Mitleid; er zählt Deine Thränen, u. tröstet, wie Einen seine Mutter tröstet. Es wird eine Zeit kommen, wo Du dich auch dieser Trübsal rühmen kannst, weil sie Dich hinaufgehoben hat über die Erde u. Dich näher gebracht hat zu den Geistern der vollkommen Gerechten“ (FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 10. Dezember 1866). Leid und Beschwerden waren für sie selbst positive Erinnerung daran, „daß wir hier nur Gäste u. Fremdlinge sind. Unsere Heimath, unser Vaterhaus ist nicht hier“ (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 23. November 1882).

<sup>43</sup> FBB, Carl Fliedner an einen Bruder Carolines am 16. Juli 1886. Bei einem Besuch in der Nachbarschaft schien Caroline sich erkältet zu haben, was sie zunächst mit Schüttelfrost ins Bett warf. Neben mäßigem Fieber traten in den nächsten Tagen heftige Schwächeanfälle auf, bevor sich Husten einstellte und das Fieber auf über 40°C stieg.

<sup>44</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 161.

<sup>45</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. August 1886.

<sup>46</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 25. Oktober 1891. Am 14. Dezember 1891 teilte sie mit: „Meine immer noch etwas steife Hand bessert sich ganz allmählich. Jetzt kann ich selbstständig die Finger an die innere Handfläche legen, die letzten Glieder der Finger sind noch nicht hinreichend biegsam.“ Vgl. auch den Bericht ihres Sohnes Carl (FLIEDNER, C., Mutter 6, FA IV c 17).

<sup>47</sup> Als größter Beweis ihrer neuen Verbundenheit mit Hamburg darf ihr unbedingtes Interesse an der Verbesserung des Familiengraves sowie an der Überführung der Gebeine der verstorbenen Familienmitglieder vom alten auf den neuen Kirchhof in Hamburg gelten, wozu sie selbstverständlich einen finanziellen Beitrag leistete (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 23. März 1881 und am 12. Februar 1882). Leid und Beschwerden waren ihr positive Erinnerung daran, „daß wir hier nur Gäste u. Fremdlinge sind.“

<sup>48</sup> Vgl. BERTHEAU, P., Caroline Fliedner 11. Auf dortigen Rat war sie in der Heilanstalt Winnenthal untergebracht worden.

<sup>49</sup> FBB, Caroline an ihre Brüder am 20. November 1873.

ihren noch lebenden Brüdern finanzierte sie zunächst ihre Unterbringung bei einer Pastorenfamilie in Mölln, dann bemühte sie sich um angemessene Kompensation, als ihr wohl bedeutendster Bruder, Ernst Bertheau, Orientalistikprofessor an der Universität Göttingen, sich 1874 bereit erklärte, die Frau bei sich aufzunehmen<sup>50</sup>, was Caroline als beruhigend empfand. Jahre über den Tod der Schwester hinaus fühlte sie sich ihm aufgrund dieser Geste verpflichtet<sup>51</sup>. Intensiv nahm Caroline an Freude und Leid ihrer Familienangehörigen teil und sprach den wie sie zunehmend an Altersschwäche leidenden Geschwistern Trost zu, den sie aus ihrem unerschütterlichen Glauben an Gott als den Herrn über Leben und Tod knüpfte<sup>52</sup>. „Es ist mein sehnlicher Wunsch meine Geschwister in Hamburg noch einmal wiederzusehen<sup>53</sup>“, kündigte sie 1880 einen letzten Besuch in der Hansestadt an. Am 25. Mai traf sie mit ihrer Tochter Mina dort ein, wo sie bis zum 2. Juni blieb. Im April 1882 und im September 1883<sup>54</sup> wurde Caroline von ihrem Bruder Gustav zunächst in Kaiserswerth, dann in Monsheim besucht, nachdem er für seinen Ruhestand aus Mexiko, wo er als Kaufmann tätig gewesen war, nach Hamburg zurückgekehrt war. Im September 1884 besuchte Ernst Bertheau mit Frau und Tochter Caroline in Monsheim. Nachdem ihr Bruder Gustav 1883, zu dem sich ab 1864 die intensivsten Carolines nachweisen lassen, 1886 ihr Bruder Carl, zu dem sie sich aufgrund gemeinsamer theologischer Überzeugungen schon in ihrer Jugend verbunden gefühlt und den sie 1882 und 1884 noch in Wiesbaden besucht hatte<sup>55</sup> und 1888 Ernst Bertheau bis auf Caesar alle Söhne H.A. Bertheaus gestorben waren, blieben Kontakte mit den Nachkommen ihrer Geschwister bestehen, die auch über Carolines Tod hinaus nicht abrissen.

Kontinuität in Carolines Privatleben gewährleisteten ihre Kinder, deren geistliche und berufliche Entwicklung ihr überwiegend Grund zur Zufriedenheit gab. Wert legte sie v.a. auf die Förderung des Zusammenhaltes der Geschwister untereinander. Wenn irgend möglich erwartete sie von ihnen, sich Weihnachten in Kaiserswerth einzufinden. Zahlreiche Erwähnungen gemeinsamer Unternehmungen mit ihren Söhnen beweisen, dass auch ihre selbständig gewordenen Kinder ein herzliches Verhältnis zu Caroline und Kaiserswerth unterhielten und Caroline nicht ohne Stolz auf ihre Söhne blickte und die Stärken jedes Einzelnen zu schätzen wusste<sup>56</sup>. Nach Beendigung der Schule nahmen die beiden ältesten Söhne, Theodor und Friedrich, ebenso wie einige Jahre später Ernst und Heinrich gemeinsam das Studium der Theologie auf. Nachdem sie das zweite theologische Examen abgelegt hatten, nahmen Erstere einen Ruf im europäischen Ausland an: Im September 1870 reiste Friedrich nach Spanien, wo er zunächst den Auftrag hatte, die evangelische Gemeinde zu

---

<sup>50</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 29. Januar 1874 und am 22. Januar 1875: „Ich wünsche dringend, daß Ernst ein ordentliches Kostgeld für Therese bekomme [...]. Ich kann bei meinen jetzigen Verhältnissen wenigstens 50 Thlr. dazu geben jährlich.“

<sup>51</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 20. November 1882: „Jesais 46, 4. „Ich will euch tragen bis in das Alter u. bis ihr grau werdet. Ich will es thun: ich will heben und tragen und erretten.“ Möge diese Verheißung sich reichlich an Dir erfüllen, mein lieber Bruder. Du weißt, daß ich mich Dir u. Deiner lieben Frau besonders verpflichtet fühle für die Liebe u. Nachsicht, die Ihr meiner geliebten Therese erwiesen habt. Ich kann nicht umhin noch einmal darauf zurückzukommen, weil ich glaube, daß um ihretwillen ein besonderer Segen ruht auf Euch u. Euren Kindern.“

<sup>52</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an ein Bruder am 12. Juli 1881: „Wenn Du bei Deinen körperlichen Leiden Dich nach Erholung sehnst, so wird doch beim Antritt eines neuen Jahres Deine Seele dankbar sprechen: „Bis hither hat der Herr geholfen!“ [...] Wie nahe ist der Tod uns gerückt in den letzten Monaten u. wie herrlich ist es, sich als ein Eigenthum des Todes-Ueberwinders zu fühlen.“

<sup>53</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 22. Mai 1880.

<sup>54</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 10. September 1883.

<sup>55</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 19. Juni 1884.

<sup>56</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 5. Mai 1881: „Er [i.e. ihr Sohn Heinrich] ist jetzt fast 31 Jahre alt u. ein an Geist u. Seele sehr rüstiger Mann.“ Über ihren Sohn Ernst stellte sie fest: „Ernst ist ein gar lieber bescheidener, uneigennütziger Mensch“ (FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 12. Juni 1878), über Friedrich: „Er ist ein frommer, tüchtiger Mann u. ein liebevoller Sohn, ein glücklicher Familienvater (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 23. November 1882).

stärken. Im Januar 1871 wurde Theodor in London ordiniert. Während dieser Zeit absolvierten ihre Brüder Ernst und Heinrich noch ihre theologische Ausbildung, die sie 1875 mit dem zweiten theologischen Examen abschlossen. Zuvor war Heinrich zwei Jahre als Hauslehrer der Kinder Disselhoffs in Kaiserswerth gewesen und Ernst nach seiner Zeit als Provincial-Vicar in Rengsdorf einige Zeit bei Theodor in London. Nach Abschluß der Ausbildung reiste Heinrich im Herbst 1876 nach Madrid, um seinen Bruder Friedrich bei der Evangelisation Spaniens zu unterstützen. Bis 1881 blieb er als Geistlicher in Spanien, bevor er nach Hunsbach bei Koblenz zog, um dort eine Pfarrstelle anzunehmen. Theodor nahm im Herbst 1875 seine Wiederwahl nicht an und unterstützte Caroline bei ihren Aufgaben in Kaiserswerth vor seiner Berufung als Geistlicher an die Diakonissen-Anstalt nach Riehen bei Basel, von wo er 1880 an das Paul Gerhardt-Stift in Berlin berufen wurde. Nach dem theologischen Examen zog Ernst vorübergehend nach Kaiserswerth, um seinen Bruder Heinrich beim Unterrichten der Kinder Disselhoffs abzulösen<sup>57</sup>. Im Dezember 1875 wurde er zum Hilfsprediger nach Rengsdorf berufen. Einige Zeit bevor er eine Pfarrstelle in Cochem a./d. Mosel annahm, erhielt er einen Ruf als Leiter der Posener Diakonissen-Anstalt, den er jedoch ablehnte. 1887 nahm er eine Stelle als Vereinsgeistlicher für innere Mission in Bielefeld an<sup>58</sup>. Die ausgesprochen knappen Erwähnungen Carls, der nach seinem Schulabschluss in Bonn Medizin studierte, legen nahe, dass er Caroline weder Grund zur Sorge noch ausgesprochenen Grund zur Freude gab – war er doch der einzige der Söhne, der sich dem impliziten Wunsch ihres Gatten widersetzte und der Naturwissenschaft Vorzug vor dem Studium der Theologie gab. Bis auf Riekchen hatte Caroline während ihrer Lebenszeit den Tod keines Kindes zu beklagen: Hart traf sie der Tod zweier Schwiegertöchter: Nach 5 ½ jähriger Ehe starb 1878 die Frau ihres ältesten Sohnes Theodor<sup>59</sup>, nach 9monatiger Ehe 1878 die Frau Heinrichs<sup>60</sup>. Die intensive Sorge, die die Kinder Carolines für ihre Mutter trugen, zeigte sich v.a. darin, dass sich Caroline nahezu ununterbrochen der Gesellschaft mindestens eines ihrer Kinder erfreute. 1877 zog Mina, deren Gesellschaft Caroline sehr schätzte, von Hilden nach Kaiserswerth<sup>61</sup>.

Die umfangreiche Korrespondenz belegt, dass Caroline und ihre (Stief-)Tochter Mina ein inniges Verhältnis verband, das sich jedoch grundsätzlich von dem zu ihren Söhnen unterschied. Während sie diesen ein hohes Maß an Freiraum einräumte und nicht ohne Stolz auf deren Entschlusskraft und Unabhängigkeit blickte, agierte sie bei ihrer Tochter bewußt anders, indem sie ihr riet und bewusst für sie handelte, obgleich Mina bereits seit 1861 die Höhere Mädchenschule in Hilden selbständig leitete<sup>62</sup>. Übertrieben scheinende Fürsorge für gesundheitliche Belange<sup>63</sup> gehörte ebenso zu den bevormundenden Ratschlägen wie

<sup>57</sup> Vgl. v.a. FBB, Caroline an einen Bruder am 12. November 1875.

<sup>58</sup> FBB, Ernst Fliedner an seinen Patenonkel Ernst am 14. April 1887. Die Annahme dieser Stelle erfolgte aufgrund ausgeprägter Sachzwänge: Das schwere Herzleiden Ernsts schloss ihn von der Möglichkeit aus, sich und seine Familie durch Einkauf in eine Witwenkasse oder Lebensversicherungen finanziell auf einer regelmäßigen Pfarrstelle abzusichern. Die Bielefelder Anstalten ermöglichten ihm dies.

<sup>59</sup> Vgl. v.a. FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 25. November 1876.

<sup>60</sup> Der Tod Sophie Fliedners geb. Kampmann scheint für Caroline besonders schmerzlich gewesen zu sein, da sie die Pflegetochter des in Kaiserswerth sehr geschätzten Gründers der Straßburger Diakonissen-Anstalt Franz Härter war und schon die Verlobung sie aufs Höchste erfreut hatte: „Diese Schwiegertochter ist ganz nach meinem Herzen“, hatte sie ihrem Bruder Gustav mit der Meldung des Todes ihrer Tochter am 31. Oktober 1876 mitgeteilt. Den Winter 1876/77 hatte sie bei Caroline in Kaiserswerth verbracht.

<sup>61</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 6. Dezember 1877.

<sup>62</sup> Ob partielle Entmündigung generell das Verhältnis zu ihren Töchtern bestimmte, ist schwer zu beurteilen, da ihre Stieftochter Louise bereits seit 1855 verheiratet war und Riekchen tatsächlich nicht uneingeschränkt in der Lage war, für sich selbst zu handeln (s.u.).

<sup>63</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 22. Februar 1867: „Mit Herrn Doctor Hintze habe ich heute Morgen Deinetwegen gesprochen: Du sollst nicht ferner mit der Quecksilber-Salbe (grauen Salbe) einreiben. Er sendet Dir beifolgenden Spiritus, von welchem Du täglich 3mal einen Theelöffel voll einreiben sollst. – Daß Du zuweilen den Fuß etwas im Gehen übst, findet auch Hr. Dr. Hintze gut. Du sollst ihn aber ja nicht ermüden, u. wenn Du sitzt, sollst Du ihn aufliegen. Der Hr. Doctor fragte, wann Du dort frei

detaillierte Anweisungen bezüglich von Reiserouten<sup>64</sup>. Außerdem sah Caroline sich bei Mina als einzigem Kind mit massiver beruflicher Unzufriedenheit konfrontiert: Als Tochter Th. Fliedners war Minas Weg quasi determiniert, nachdem für sie sich nicht wie für ihre fünf Jahre ältere Schwester ein adäquater Partner, i.e. ein im Dienst der Anstalten stehender Geistlicher gefunden hatte. 1862 war sie eingeseget worden. Schwerlich hatte sie je die Möglichkeit gehabt, sich für einen alternativen Lebensentwurf zu entscheiden. Verschiedene Argumente legen nahe, dass Mina ihre Lebenssituation grundsätzlich als unerträglich empfand, sie gleichermaßen das Empfinden von Einsamkeit wie ihrer Untauglichkeit zur Lehre plagte, infolge derer Caroline häufig, 1868 massiv, Motivationsarbeit zu leisten hatte. Wie sie selbst es tat, empfahl sie ihrer Tochter, Hilfe bei Gott zu suchen: „Der Herr Jesus selbst muß immermehr Dein Ein u. Dein Alles werden. In rechter Einfalt, die nur Eines will, mußst Du nach Seinen Augen immerdar sehen u. Sein Wohlgefallen suchen. Alle Menschen, Schwestern u. Kinder, mußst Du in Ihm lieben, nemlich begehren ihren Seelen wohlzuthun, weil er diese Seelen liebt.“ Wie Th. Fliedner sie bei Anfechtungen auf Gott verwies und ihr den Eindruck vermittelt hatte, als sei Unzufriedenheit die Manifestation eines gestörten Gottesverhältnisses, empfahl sie Mina die Intensivierung des Glaubens. Als Beweis der nachhaltigen Besserung desselben erschien ihr die Fähigkeit, in rechter Nächstenliebe an ihren Schutzbefohlenen zu wirken, was wiederum nur in der Überzeugung geschehen konnte, dass Gott selbst Urheber der gegenwärtigen Situation war. „Da ist es ein großer Trost fest zu wissen, der Herr hat Dich dorthin gestellt. [...] Es wird aber immer wieder von Zeit zu Zeit nöthig, daß Mißlingen eintritt; denn die Unart, in dem Gelingen uns zu bespiegeln, lassen wir doch nicht. Alles nun, was Dir in Deinem Amte wiederfährt ist zunächst vom Herrn für Deine eigene Erziehung berechnet.“ Auch 1891, als Mina schon mehr als acht Jahre die Position der Vorsteherin der Anstalten bekleidete, scheint sie Caroline mit massiven Selbstzweifeln und Frustration konfrontiert zu haben, die Caroline veranlassten, die 56jährige nicht nur zu motivieren, sondern auf das Amt zu verpflichten: „Gott, der Dir ohne Dein Zuthun das Amt gegeben hat, kann Dirs auch wieder abnehmen, wens Sein Wille ist.“<sup>65</sup> Während Caroline bei ihren Söhnen berufliche Veränderungen nicht nur tolerierte, sondern auch unterstützte, wenn diese von ihrer Situation unbefriedigt waren, erschien ein Ausbruch aus der scheinbaren Prädestination Minas zur Diakonisse unmöglich. Wie Th. Fliedner im Umgang mit ihr selbst, erschienen Caroline negative Erfahrungen ihrer Tochter als Mittel Gottes, den Menschen als Geschöpf nach seinem Wohlgefallen zu formen: „Der Herr hat in seiner Weisheit u. Liebe Dir einen Pfahl ins Fleisch gegeben“<sup>66</sup>, versuchte sie die Frau über den empfundenen Mangel hinwegzuträsten. Caroline hatte Th. Fliedners Auffassung internalisiert, dass (für Frauen) Widerwärtigkeiten von Gott verordnete Notwendigkeiten waren und ein Ausbrechen aus dem System nur unter Verlust des eigenen Heils möglich war: „Zu desertiren wäre Sünde.“<sup>67</sup> Die

---

würdest, will sage, wann die Ferien beginnen. Es scheint, daß er Dich dann hier in die Cur nehmen will. Mir bist Du liebes krankes Kind, herzlich willkommen.“ Als Mina im Sommer 1870 den Wunsch hatte, zum Erlernen der englischen Sprache einige Zeit in Schottland zu verbringen, beschied Caroline negativ über dieses Ansinnen: „Ich habe Deinen Plan nach Schottland zu gehen mit Julius besprochen. Er rath bestimmt davon ab, weil Dein kranker Kopf bei englisch hören – da Du es gern lernen möchtest – schon angegriffen wird. Und ich muß sagen, daß er Recht hat; so gern ich Dir das Erlernen der eng. Sprache gönne, so ist doch jetzt nicht der richtige Zeitpunkt vorhanden“, teilte sie sie der zu diesem Zeitpunkt 35jährigen Frau mit und bewies wieder einmal ihre Bereitschaft zu unbedingter Kooperation mit bzw. Unterordnung unter den Vorsteher wie die Wahrnehmung ihrer mütterlichen Rechte nach dem Tod ihres Gatten.

<sup>64</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 26. August 1871.

<sup>65</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 25. Oktober 1891.

<sup>66</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 5. Mai 1872. Vgl. den Gebrauch derselben Terminologie durch Th. Fliedner in Bezug auf sie selbst unter FA II k a 13 1, Th. Fliedner an Caroline am 20. August 1844. Vgl. auch Carolines Brief an Mina am 4. April 1876: „Unser Leben, wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe u. Arbeit gewesen. So hast Du denn ein köstliches Leben, wenn Du es im Lichte des Wortes Gottes u. der Ewigkeit betrachtest.“

<sup>67</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. März 1868.

Realisierung eigener Wünsche war ihr selbst während ihrer Ehe nicht gestattet, Opferbereitschaft als Selbstverständlichkeit von ihr verlangt worden. Caroline hatte sich als Frau in ihr Schicksal gefügt und war ihrem Mann in der Überzeugung gefolgt, dass nur so der Wille Gottes erfüllt werden könne. Unkritisch übertrug sie diese Haltung auf ihre Tochter und schloss sich auf diese Weise einer patriarchalen Haltung an, die der Frau die Fähigkeit, für sich selbst in Verantwortung handeln zu können, absprach.

Caroline begegnete ihren Kindern mit Güte, die sie ihnen auch bei notwendigen Zurechtweisungen positiv gegenübertraten ließ: „Leider muß ich zum Jahresschluß Dir noch Dein Herz schwer machen. Ich thue es aber aus Liebe zu Dir u. Deinem Amte als eine mir auferlegte Pflicht. [...] Ich will diese Ungehörigkeit von Herzen verzeihen u. that es sofort im ersten Augenblick<sup>68</sup>“, begann und beendete sie massive direkte Kritik an Mina, die an Caroline gerichtete Post, die erst nach ihrem Tod geöffnet werden sollte, nicht nur geöffnet, sondern den Inhalt auch weitergegeben hatte. Auch ihre Söhne verschonte sie nicht vor Darlegung einer abweichenden Meinung: „Es ist mit sehr schwer geworden, meinen geliebten Friedrich durch meine Aussetzungen an seinem Blatte gewiß tief zu betrüben.“<sup>69</sup> Dennoch erfuhr sie von ihren Kindern große Wertschätzung, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein dürfte, dass sie sich nicht nur nach Kräften für jedes einzelne einsetzte, sondern auch Leistungen und Sorge der Kinder um sie nicht als Selbstverständlichkeit betrachtete, und so ihrer Dankbarkeit stets Ausdruck verlieh.

Nachdem Carolines jüngste Söhne Carl und August auf das Gymnasium in Gütersloh gekommen waren und sie damit der unmittelbaren Fürsorgepflicht enthoben war, wurde ihr Leben durch zahlreiche Reisen belebt, die häufig Dienstliches und Privates miteinander verbanden.

Ihre ausgedehnteste Reise trat Caroline Mitte Oktober 1869 als Inspektionsreise<sup>70</sup> mit ihrem Sohn Theodor an. Über Erfurt und Altdorf in Schlesien reiste sie über Wien auf der Donau nach Budapest und Bukarest<sup>71</sup>, über das Schwarze Meer nach Konstantinopel, von dort über See nach Smyrna, wo sie das Weihnachtsfest feierte<sup>72</sup>, und über Beirut nach Jerusalem, von dort weiter nach Alexandria und Florenz. Die Reise wurde maßgeblich dadurch erleichtert, dass Caroline von der Lloyd mit ihrem Sohn aufgrund der Bekanntheit der Kaiserswerther Anstalten eingeladen wurde, erster Klasse anstatt der tatsächlich nur bezahlten dritten zu reisen. An insgesamt zwölf verschiedenen Orten besuchte sie Schwestern. „Der Tag der Abreise ist immer nicht allein unruhig, sondern auch angreifend; man kann nicht aller Noth der lieben Schwestern abhelfen. [...] 7 Stationen liegen hinter uns, nur fünf noch vor uns“, teilte Caroline Mina schon am 9. Dezember 1869 aus Konstantinopel mit. Von besonderem Interesse für Caroline waren die fünf letzten Stationen, da auf diesen nicht Schwestern unter fremden Vorständen tätig waren, sondern es sich um Tochter-Anstalten Kaiserswerths handelte, mit deren Organisation sie i.A. sehr zufrieden war<sup>73</sup>. Der offizielle Charakter der Reise wurde relativiert durch zahlreiche Ausflüge, die sie mit ihrem Sohn und einheimischen Reiseführern unternahm: Von Smyrna aus besuchte sie etwa die Ruinen von Ephesus, die sie

---

<sup>68</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. Dezember 1883.

<sup>69</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 27. März 1884; ähnlich am 23. Oktober 1889. Auch empfand sie es als ihre Pflicht, ihrem Sohn Friedrich 1888 mitzuteilen, als dieser 43 Jahre alt war, mitzuteilen, dass seine äußere Erscheinung auf sie wie auf andere höchst unordentlich wirkte (FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 6. Februar 1888).

<sup>70</sup> Dem offiziellen Charakter der Reise trug Caroline v.a. mit ihren als Berichte über die Situation auf den einzelnen Stationen verfassten Briefen an den Vorsteher Rechnung. Deutlich beschränkte sie sich dabei auf die Beurteilung der Sachverhalte, die die Instruction für die Vorsteherin vorsah (vgl. FA IV a 15; Fl III, Caroline an J. Disselhoff).

<sup>71</sup> Vgl. GrFl IV g 3a, Caroline zu Weihnachten aus Bukarest an die Schwestern am 22. November 1869.

<sup>72</sup> Vgl. den ausführlichen Bericht FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. Januar 1870.

<sup>73</sup> Massive Kritik an der personellen Besetzung äußerte sie lediglich über die Schwesternkonstellation in Konstantinopel (FA IV a 15, Caroline an J. Disselhoff am 3. Dezember 1851).

nach mehrstündigem Ritt auf einem Pferd erreichte<sup>74</sup>. Der Kontakt mit fremden Kulturen war für Caroline besonders im Hinblick auf das Schicksal der Frauen von Interesse: „In der II u. III Classe sind viele Passagiere, Türken, Griechen, Perser, Tscherkessen, Beduinen, etc: Ein ganzer Harem, d.i. die sämmtlichen Frauen, Kinder, Dienstboten eines Türken; sie logiren unter einem Zelte neben dem Salon. Die armen, unwissenden Frauen schauen oft neugierig herein. Wie bedauere ich sie, die sich nicht beschäftigen können u. an meiner Arbeit u. an meiner Mütze eine kindische Freude haben. Ich wollte, ich könnte mit ihnen reden“, schrieb sie Mina auf der Fahrt von Smyrna nach Beirut und verlieh ihrer Überzeugung Ausdruck, dass sie eine angemessene Ausbildung und Arbeit als Grundvoraussetzung betrachtete, um die weibliche Existenz als befriedigend zu empfinden.

Von größtem Einfluss auf Carolines Frömmigkeit war ihr Aufenthalt in Jerusalem, wo sie mit großer Freude erwartet wurde<sup>75</sup>. Ihren Söhnen schilderte sie, wie tief sie vom einem Spaziergang vom Tempelplatz zum Ölberg berührt wurde, wo sie der Himmelfahrt Christi gedachte. Während sie in der Grabeskirche durch vieles Abergläubische unangenehm berührt wurde, verweilte sie in tiefer Ergriffenheit eine Stunde knieend in Gethsemane in Anbetung und Dankbarkeit. Dass die Reise nach Jerusalem nach dem Tod ihres Gatten tatsächlich den Höhepunkt in ihrem Leben darstellte, wird nicht zuletzt darin deutlich, dass sie noch 22 Jahre später von ihrem Aufenthalt im Heiligen Land sprach und betonte, dass dieser ihren Umgang mit der Bibel vertieft hätte<sup>76</sup>. Der positive Eindruck wurde verstärkt durch den erfreulichen Zustand der Anstalten und das erfolgreiche Wirken der Diakonissen in den Hospitälern, Unterrichtsanstalten und Waisenhäusern in Jerusalem.

Am 22. April 1870 traf Caroline mit ihrem Sohn wohlbehalten in Bremen ein, nachdem sie vor Kreta beinahe Schiffbruch erlitten hatten.

Im Februar und März 1872 reiste Caroline nach London, wo ihr Sohn Theodor 1871 ordiniert worden war und sie am 31. Januar d.J. zum ersten Mal (leibliche) Großmutter geworden war<sup>77</sup>.

1880 verbrachte Caroline mit ihrer Tochter Mina eine Woche in Hamburg bei ihrem Bruder Gustav<sup>78</sup>. Im selben Jahr besuchte sie ihren Sohn Theodor, der gerade seine Tätigkeit am Paul Gerhardt-Stift in Berlin aufgenommen hatte<sup>79</sup>. Im Juli 1882 berichtete sie ihrem Bruder Gustav: „Heute vor 8 Tagen kehrte ich von meiner 10wöchentlichen Reise heim. Ich war einige Tage in Wiesbaden u. sah unsern lieben Bruder Carl, dem es nach Umständen ziemlich gut ging. Vier Wochen brachte ich bei unserm Sohn Carl, Arzt in Monsheim bei Worms, 4 Wochen bei meinem Sohn Heinrich, Pastor zu Hundsbach bei Kirn u. 2 Wochen bei meinem Sohn Ernst, Pastor zu Cochem a./d. Mosel. Diese Ruhezeit hat mir recht wohlgethan. Ich bin mit neuen Kräften zu meiner lieben Arbeit zurückgekehrt.“<sup>80</sup> Es ist anzunehmen, dass Caroline auf dieser Besuchsreise zu ihren Söhnen u.a. sondierte, wo sie ihren Feierabend

---

<sup>74</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. Januar 1870.

<sup>75</sup> Vgl. ADK 269, Charlotte Pilz an Caroline am 1. Oktober 1869: „Wie voll Freude unser aller Herzen sind, wegen der köstlichen Nachricht, die uns Schw. Luise Beck letzte Post mittheilte, das können Sie leicht denken! Nachdem ich damals von Ihnen die Hoffnung, aber auch im selben Brief die wahrscheinliche Nichterfüllung der Hoffnung las, welche ich, nach Ihrem Wunsche, in meinem Briefe nicht erwähnen sollte, hieß es dennoch immer in meinem Herzen: „Sie kommt dennoch, die theure Mutter, sie kommt!“ Wir haben freilich noch ein gutes Weilchen zu warten, das Jahr 1870 wird inzwischen eingerückt sein, aber das thut nichts, wir haben denn die Vorfreude um so länger. In 14 Tagen also beginnt die große Reise! Hoffentlich treffen Sie diese Zeilen noch so eben zu Hause. Es ist wunder- wunderschön!“

<sup>76</sup> Die wohl authentischste Schilderung ihres Erlebens im Heiligen Land findet sich bei FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 142ff.

<sup>77</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 15. Februar 1872. Der erste Enkel starb bereits am 20. Juni, noch nicht fünf Monate alt, in London.

<sup>78</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 22. Mai 1880.

<sup>79</sup> FBB, Mina Fliedner an Carolines Bruder Gustav im Sommer 1880.

<sup>80</sup> FBB; FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina im Mai und Juni 1882.

verleben könnte und feststellte, dass es ihr unverheirateter Sohn Carl war, dem sie nicht nur nicht zur Last fallen, sondern auch noch behilflich sein konnte<sup>81</sup>.

Die Pflege intensiver Kontakte zu ihren Kindern garantierte Carolines Mobilität bis ins hohe Alter. Auch nachdem sie aus dem aktiven Berufsleben ausgeschieden und zu ihrem Sohn Carl nach Monsheim gezogen war, unternahm sie neben Reisen zu befreundeten Schwestern auf nahen Stationen und nach Kaiserswerth, wo sie stets einen Teil des Sommers zu verbringen pflegte<sup>82</sup>, regelmäßig ausgedehnte Reisen zu ihren Söhnen, die 1889 ihren Höhepunkt in einem Besuch bei ihrem Sohn Friedrich in Madrid erreichten. Zur Verdeutlichung der Bedeutsamkeit der Arbeit ihres Sohnes in Spanien und dementsprechend zum Verständnis, warum Caroline im Alter von 78 Jahren die beschwerlich Reise antrat, mag an dieser Stelle eine knappe Chronologie des Werkes beitragen, das Friedrich Fliedner im 19. Jahrhundert aufbaute und das bis heute für den Protestantismus in Spanien von zentraler Bedeutung ist<sup>83</sup>.

1869 war Friedrich Fliedner im Alter von 24 Jahren zum Osterfest nach Madrid gereist, um die „evangelische Bewegung“ kennen zu lernen und die protestantische Gemeinde zu stärken. Im selben Jahr war die bourbonische Königin Isabella II. vertrieben und eine liberale Verfassung erlassen worden, die erstmals in der Geschichte Spaniens ein gewisses Maß an Religionsfreiheit gewährte. Mit 50 spanischen Glaubensgenossen feierte Friedrich Fliedner das erste evangelische Abendmahl in beiderlei Gestalt in der Hauptstadt Spaniens. Ein Jahr später wurde er mit offiziellem Auftrag von einem 1869/70 in Berlin gegründeten „Verein[s] zur Förderung des Evangeliums in Spanien“ auf die iberische Halbinsel geschickt, um dort ein evangelisches diakonisches Hilfswerk aufzubauen. Zu diesem Zweck erwarb er 1870 50 km westlich von Madrid im Dorf El Escorial ein Ruinengrundstück, um dort ein Waisen- und Erholungsheim für Kinder evangelischer Familien, später auch eine evangelische Heimschule für verstreut in den Provinzen wohnende Kinder einzurichten. Am 8. Januar wurde die evangelische Jesus-Kirche im Stadtteil La-Latina eingeweiht. 1872 begann Friedrich Fliedner mit dem Aufbau eines evangelischen Schulwesens und nahm gleichzeitig ein Medizinstudium in Madrid auf. In rastloser Tätigkeit gründete er Gemeinden, Elementarschulen und Waisenhäuser. Mit der Einweihung des ersten evangelischen Gymnasiums „El Porvenir“ (Die Zukunft) 1897 wurde das Lebenswerk Friedrich Fliedners vier Jahre vor seinem Tod 1901 gekrönt. Neben intensiver Verbreitung von Schrifttum erreichte er den Zusammenschluss der spanischen Gemeinden zur Iglesia Evangelica Española. Noch heute hat das Fliedner-Werk in Spanien „Fundacion Federico Fliedner“ fünf Arbeitsfelder: Bis heute besteht das 1897 gegründete Gymnasium als „Nichtkatholisches konfessionelles Zentrum“ mit der Berechtigung zur Abnahme der Abiturprüfung. Neben dem Kinderheim „Casa de Paz“ (Friedensheim) in El Escorial existieren noch Buchhandlung, Versandbuchhandlung und Verlag, neben der Jesus-Kirche in der Calatrava gilt das theologische Seminar als geistliches Zentrum der evangelischen Kirche Spaniens.

Ende April 1889 reiste Caroline nach Madrid, um dort zwei Monate die missionarische Tätigkeit ihres Sohnes zu begleiten und sich der Gesellschaft ihrer sieben noch lebenden von zehn in Madrid geborenen Enkel zu erfreuen. „Dir will ich sagen, daß ich meine große Freude an den lieben Kindern habe. Ich habe mich schon ganz hier eingewöhnt u. freue mich, auch hier thätig sein zu können, [...]. Mit [...] machten Jeanie u. ich gestern eine schöne Spazierfahrt durch Madrid u. um die Stadt herum. [...] Es machte mir Vergnügen Madrid zu

---

<sup>81</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 1. Mai 1882: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie sehr Carl sich abhetzt u. abrennt, um den an ihn gestellten Anforderungen nachzukommen. Er ist gesund und im Allgemeinen froh. Ich nehme ihm eine Last ab, die ihn wahrhaft niederdrückt, indem ich ihm helfe, die Rechnungen ausschreiben. Erst seit vorgestern hat er mir erlaubt, meine Hülfe ihm zu bieten u. nun ist mir nicht bange, daß ich durchkomme.“

<sup>82</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 161.

<sup>83</sup> Vgl. v.a. FLIEDNER, W., Das Fliedner-Werk in Spanien. Fundacion Federico Fliedner, <von Kaiserswerth nach Madrid>, 2002.

sehen. [...] An Abwechslung fehlt es mir nicht<sup>84</sup>, berichtete sie nach Kaiserswerth und genau einen Monat später: „Täglich danke ich Gott, daß er mirs vergönnt hier zu weilen.“ Von einiger Wichtigkeit war für sie die Möglichkeit, ein paar Tage im Waisenhaus in El Escorial verbringen zu können<sup>85</sup>.

Im folgenden Jahr erlebte Caroline bei ihrem jährlichen Aufenthalt in Kaiserswerth die Einführung ihres Sohnes Heinrich als Seminarleiter<sup>86</sup>, bevor sie im September d.J. nach Zipsendorf bei Meuselwitz in Sachsen reiste, um die Arbeitsstätte ihres ältesten Sohnes kennen zu lernen und sich wie bei ihrer Reise nach Spanien zahlreicher Ausflüge mit ihren Enkeln und dem Wirken ihres Sohnes erfreute<sup>87</sup>. Bis zu ihrem Tod blieb sie auf diese Weise jedem ihrer Kinder herzlich verbunden<sup>88</sup> und hoffte, das geistige Band zwischen den Familienmitgliedern festigen zu können. Am 15. Oktober 1891, genau sechs Monate vor ihrem Tod, besuchte sie in Frankfurt in Begleitung ihres Sohnes Carl noch eine Ausstellung für elektrische Anlagen, deren Exponate sie mit großem Interesse für neue wissenschaftliche Entdeckungen betrachtete<sup>89</sup>.

Überschattet wurde Carolines Witwenschaft v.a. durch Krankheiten ihrer Kinder. Die Position als Vorsteherin erlaubte es ihr, sich flexibel von der Arbeit freizumachen und für die Familie einzustehen, wenn ihr die Notwendigkeit zu diesem Schritt unbedingt gegeben schien. Dabei verstand sie es geschickt, Privates mit Dienstgeschäften zu verbinden und so den Eindruck zu vermeiden, aufgrund familiärer Verpflichtungen nicht in der Lage zu sein, ihren Amtsgeschäften umfassend nachzukommen<sup>90</sup>.

1866 waren ihre ältesten Söhne Theodor und Friedrich als Felddiakone nach Böhmen gezogen und hatten sich bei der Arbeit in Choleralazaretten tödlicher Gefahr ausgesetzt.

1870 zogen ihre Söhne Ernst und Heinrich von Erfurt aus in den deutsch-französischen Krieg<sup>91</sup>. Obgleich Caroline nicht völlig hinter der Entscheidung ihrer Söhne stand, ließ sie sich überzeugen, dass das von beiden verfolgte Theologiestudium letztlich nicht die offizielle Rekrutierung verhindern würde, der die beiden durch eine freiwillige Meldung im Juli 1870 zuvorkamen. Die Sicherheit, dass Gott an ihren Kindern seinen Willen werde geschehen

---

<sup>84</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 9. Mai 1889.

<sup>85</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 165f. Zwischen 1563 und 1584 hatte Philipp II. von Spanien leicht oberhalb des Dorfes ein großes Kloster bauen lassen. Wann immer der Monarch die Bauarbeiten des Klosters verfolgen wollte, bewohnte er ein großes Haus im Dorf, dessen Ruinen es Carolines Sohn gelungen war zu erwerben. Sein Arbeitszimmer hatte er in einem Raum eingerichtet, der wohl auch von Philipp II. als Arbeits- und Empfangsraum genutzt worden war. Ist dies zutreffend, so leistete Friedrich Fliedner genau an dem Ort einen maßgeblichen Beitrag zum Wiederaufleben des Protestantismus in Frankreich, an dem der König etwa 300 Jahre zuvor die Dekrete zur Verbrennung der Ketzer unterzeichnet hatte. Diesen Umstand empfand Caroline als Vorsehung Gottes.

<sup>86</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 166.

<sup>87</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an Louise Disselhoff am 29. September 1890 und an Mina Fliedner am 15. Oktober 1890.

<sup>88</sup> Bis auf August, wie es scheint, der ihr wie erwähnt bereits 1874 großen Kummer bereitet hatte und zu dem nach seiner Hochzeit 1882 kaum Kontakt bestanden zu haben scheint.

<sup>89</sup> FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 167; FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 25. Oktober 1891. Neuen Errungenschaften stand sie grundsätzlich aufgeschlossen gegenüber: „Für die vortrefflichen, früher nie geahnten Verkehrs- u. Verbindungsmittel unsrer Zeit bin ich sehr dankbar“, teilte sie ihrer Tochter am 14. November 1886 mit. In seiner Beschreibung des letzten halben Lebensjahres, der Krankheit und des Todes Carolines stellt ihr Sohn Carl den Besuch der elektrischen Ausstellung als letzten Höhepunkt in ihrem Leben dar, zu dem sie genötigt werden musste, da sie fürchtete, ihrem Sohn und ihrer Gesellschafterin Tilly durch ihre alterbedingte Langsam- und Schwerfälligkeit zur Last zu fallen (FLIEDNER, C., Mutter 1, FA IV c 17).

<sup>90</sup> Vgl. z.B. GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 1. Juni 1871. Den Bericht über die glückliche Heimkehr ihres im deutsch-französischen Krieg an Typhus erkrankten Sohnes, dessen Pflege sie übernommen hatte, verband sie mit einer ausführlichen Schilderung der Situation der Straßburger Diakonissen-Anstalt, die sie auf der Hin- und Rückreise aus Frankreich besucht hatte. Auch die Rückreise von einem Besuch bei ihrer in Hannover zur Kur weilenden Tochter Riechen verband sie mit Besuchen bei in Bielefeld, Minden, Rheda und Hamm tätigen Schwestern (FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 21. Dezember 1871).

<sup>91</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. September 1870.

lassen, in den sie sich in jedem Fall fügen würde<sup>92</sup>, ließ sie ihre Entscheidung akzeptieren: „Ich glaubte, nicht mehr widerstehen zu dürfen.“ Während der 20jährige Heinrich den Strapazen des Krieges gewachsen war, fürchtete sie, die Disposition des 21jährigen Ernsts sei letztlich nicht geeignet, um im Krieg zu bestehen. Beinahe erleichtert reagierte sie aufgrund dessen auf eine Verwundung im Januar 1871, die ihn ins Lazarett brachte: „Ernst’s Wunde, auf die der Herr die Hand gelegt hat, war eine Wohlthat für ihn; denn den schweren Dienst, den er seit 15/1 wieder hatte, hätte er während der ganzen Zeit nicht ertragen, wie Heinrich es konnte. O, wie freundlich u. gnädig ist der Herr!<sup>93</sup>“ Auf den Frieden und damit die Heimkehr ihrer Söhne hoffend<sup>94</sup>, erzielte sie im März die Nachricht, dass Ernst am Typhus erkrankt sei. Umgehend veranlasste sie eine in einem Lazarett in Frankreich deutsche Soldaten pflegende Schwester, nach Pontoise bei Paris zu reisen, um dort die Pflege ihres Sohnes zu übernehmen. Als nach einigen Wochen keine wesentliche Besserung eintrat, reiste sie selbst nach Frankreich, um sich persönlich um ihn kümmern zu können. Am 26. Mai 1871 erreichte sie mit dem genesenen Ernst Kaiserswerth<sup>95</sup>.

Zur gleichen Zeit<sup>96</sup> etwa meldeten sich die ersten Zeichen einer schweren chronischen Krankheit bei ihrer Tochter Riekchen. Bereits 1865 hatte Caroline über ihre einzige leibliche Tochter bemerkt: „Ihr Herz treibt sie sehr zu mir, aber im Gefühl ihrer großen, besonders geistigen u. geistlichen Schwäche, will sie auch noch gern dort bleiben, wenn der Herr es also für sie ordnet. Sie glaubt, daß Jesus sie den besten Weg leitet, u. will sich Ihm ganz überlassen. Wie dankbar bin ich dem Herrn für diese ihre Seelenstimmung!<sup>97</sup>“ Aus diesen Sätzen eine leichte geistige Behinderung Friederikes ableiten zu wollen, wäre gewagt<sup>98</sup>. Das völlige Schweigen Th. Fliedners bei seinen Abschiedsworten an die Familie legt jedoch ebenfalls nahe, dass Riekchen eine besondere Stellung in der Familie hatte, der man möglicherweise mit Ignoranz begegnete. Bis zu Th. Fliedners Tod läßt sich bei Caroline ein leicht negatives bzw. abgrenzendes Verhältnis zu der Tochter nachweisen (s.o.). Ab 1864 darf sie hingegen nach Carolines Briefen zu urteilen nicht nur als völlig in die Familie integriert gelten, sondern auch als eine ihrer engsten Vertrauten.

Der erste Hinweis auf eine über gewöhnliche Infekte hinausgehende Erkrankung Riekchens findet sich 1871, als Caroline Riekchen zu einer Kur nach Borkum begleitete. Leider bleibt es in Carolines Briefen, wie bei diversen anderen Problemen, über die Art der Erkrankung der zu diesem Zeitpunkt 25jährigen Frau bei Andeutungen: „Riekchen liegt viel zu Bett<sup>99</sup>“, teilte sie Mina mit, die sie um Ablösung bei der Pflege bat, da sie selbst in Kaiserswerth nicht länger entbehrt werden konnte. Die Wahrung unbedingter Diskretion erschien als Gebot, das in ihren vagen Andeutungen zur Natur der Krankheit ebenso wie in ihren Bitten in den Briefen an ihre Tochter Mina „Sprich zu Andern möglichst wenig von ihr<sup>100</sup>“ deutlich wird – mit dem

---

<sup>92</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 29. Juli 1870: „Gott wird sie am Leben erhalten, oder zu einem seligen Tode bereiten; [...]“ Am 19. Dezember 1871 schrieb sie: „Die Zuversicht, dass Ernst u. Heinrich an dem Platze sind, wo sie nach Gottes Willen zur Zeit sein sollen, macht mein Herz sehr getrost.“

<sup>93</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 31. Januar 1871.

<sup>94</sup> Ebd.: „Nach dem ersehnten Waffenstillstand kommt gewiß der Friede.“

<sup>95</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 1. Juni 1871.

<sup>96</sup> Vgl. FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 31. Oktober 1876: „Es hat dem Herrn gefallen, meinem Herzen eine tiefe Wunde zu schlagen: meine theure Tochter Riekchen ist nach 5 ½ jährigem schweren Leiden von Ihm in die himmlische Heimath gerufen.“ Folglich hatte sich die Krankheit der Tochter etwa zum Zeitpunkt ihrer Rückkehr aus dem Lazarett in Frankreich eingestellt.

<sup>97</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 22. Februar 1865.

<sup>98</sup> Die Legitimität der Herstellung eines Zusammenhangs zwischen dem Gesundheitszustand Riekchens als Erwachsene und einer Meldung Carolines über einen Unfall in ihrer frühesten Kindheit erscheint heikel. Dennoch sei Carolines Mitteilung zitiert: „Unser kleines Riekchen ist durch die Unvorsicht von Lisette u. unserer Mina vorgestern von Lisetten’s Bett gefallen. So viel der Arzt wahrnehmen kann, hat sie keine Verletzung erhalten“ (FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 2. November 1846).

<sup>99</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 26. August 1871.

<sup>100</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. Oktober 1871.

Verweis „Näheres darüber einmal mündlich<sup>101</sup>“ trug Caroline der Tatsache Rechnung, dass auch bei schriftlicher Mitteilung an Familienmitglieder nicht auszuschließen war, dass unerwünschte Informationen an die Öffentlichkeit drangen. Einerseits wuchs Caroline ab 1864 mit dem Tod ihres Gatten tiefer in die Diakonissen-Gemeinschaft hinein, andererseits wurden familiäre Belange verstärkt aus dem Anstaltsleben herausgehalten. Offenbar war Riekchen zeitweise nicht in der Lage zu gehen, zu stehen oder zu sitzen. Der Aufenthalt auf Borkum brachte ebenso wenig Besserung wie zahlreiche andere Kuren. Fünf Jahre folgten zwischen Hoffen und Bangen. „O, das arme Schaf! Du glaubst nicht, wie weh mir mein Herz thut, wenn ich an ihre Schmerzen u. das Schwere ihres Lagers denke. Möchte unter diesen Leiden ihre Seele den Gewinn haben, den der treue Herr ihr zugedacht. Nach ihrem Briefe kann ich – dem Herrn sei Dank – in dieser Beziehung das Beste hoffen. Der Herr lasse sie in der schweren Glaubensprobe beharren! Die Hoffnung auf Genesung erleichtert manches“, schrieb sie am 7. Oktober 1871 an Mina. An den Aufenthalt in Borkum schloss sich eine Heilbehandlung in Kaiserswerth an, die Caroline aufgrund ausbleibenden Erfolgs abbrechen ließ und sich damit den Zorn des Anstaltsarztes zuzog. In Hannover hoffte sie einen Mediziner gefunden zu haben, der helfen konnte. Doch der mehrmonatige Aufenthalt, bei dem Caroline sie mindestens zweimal besuchte, brachte letztlich nicht den erhofften Erfolg: „Ich darf noch hoffen, daß der Herr sie mir genesen wieder zurückführt, wie vor einem Jahre meine beiden Söhne aus Frankreich. Seine Wunder sind der Zunder, dran der Glaube Funken hängt. Daß sie schwer, schwer krank ist, weiß ich. Ich sehe nicht auf das Sichtbare, am wenigsten auf den Arzt; wenn Jesus sie aber anrührt, so wird sie gesund, u. er kann durch Vermittlung des Arztes auch helfen, wenn er will<sup>102</sup>“, drückte Caroline ihr alleiniges Vertrauen auf Gottes heilendes Eingreifen aus. Zwischendurch schien es, als sei Riekchen auf dem Weg der Besserung, so dass Caroline statt ihrer ihren Sohn Theodor in London besuchte<sup>103</sup>. Nach dem Aufenthalt in Hannover kehrte Riekchen nach Kaiserswerth zurück. Gelegentliche Aufenthalte in Salem unterbrachen ihr Lager in Carolines Haus. Im April 1873 organisierte Caroline für sie einen Kuraufenthalt in einem Privathaus in der Schweiz, der weder von durchgreifendem Erfolg noch von Verschlechterung ihres Zustands gekrönt war. Dasselbe galt für einen Aufenthalt in Madrid, zu dem Caroline Riekchen im Juni schickte. „Der Herr, der die arme Riekchen so sehr schwer prüft, segne sie reichlich aus seinem Heiligthum. Das ist ja sein guter u. gnädiger Gotteswille; denn welchen er lieb hat, den strafet u. züchtigt er<sup>104</sup>“, suchte sie der andauernden Krankheit bei Ende dieser Kur einen positiven Sinn zu geben. Noch im gleichen Jahr wurde sie in der Barmer Mädgeherberge „von einer Frau behandelt in ganz einfacher Weise“. Zu dem physischen Leiden, welches die junge Frau zeitweise völlig ans Bett gefesselt hatte, kam offensichtlich ein nervliches hinzu: „Während Riekchen hier wieder aufs Tiefste körperlich u. gemüthlich angegriffen war, so daß das Hüsteln von Ernestine im Nebenzimmer, wodurch diese nicht erwachte, das Bellen eines Hundes sie um die ganze Nachtruhe brachte, hat sie jetzt vortrefflich geschlafen“, berichtete Caroline von den Anfangserfolgen der Kur in Barmen. Frühling und Sommer des Jahres 1874 gaben Anlass zu der Hoffnung, dass eine bedeutende Besserung eingetreten war. Mit dem körperlichen Befinden hatte sich auch die mentale Disposition gebessert<sup>105</sup>. Als „erträglich“ bezeichnete sie den Zustand, der das Befinden Riekchen 1875 charakterisierte. Im August unternahm sie sich einmal mehr einer Kur und suchte im Oktober Hilfe in Neuwied, wo sie so

<sup>101</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina in einem nicht genau datierten Brief 1873.

<sup>102</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 21. Dezember 1871.

<sup>103</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Februar 1872.

<sup>104</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 16. August 1873.

<sup>105</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 17. November 1874. Am 4. Januar 1875 schrieb sie an ihren Bruder Gustav (FBB): „Mein armes Riekchen kämpft mit großer Energie gegen ihre Krankheit, u. im Allgemeinen nicht ganz ohne Erfolg. Es kommen mitunter Rückschritte, im Ganzen aber geht u. sitzt sie etwas mehr. Sie hat einen gar schwachen Körper. Sie ist aber unausgesetzt geduldig u. meistens heiter.“

weit hergestellt wurde, dass sie nicht mehr liegen mußte<sup>106</sup>. Im Sommer 1876 verschlechterte sich Riekchens Gesundheitszustand: „Bei Riekchen war ich Mitte voriger Woche; sie war sehr elend. Zu meiner Freude erhielt ich gestern Abend die Nachricht, daß die Krampf-Schmerzen nachgelassen haben u. daß sie die 3 letzten Nächte gut schlief“, meldete Caroline Mina am 13. August 1876. Im September wurde sie bei den Gemeinde-Diakonissen in Elberfeld behandelt, wo im Oktober zu der chronischen Erkrankung ein Nervenfieber kam. Am 15. Oktober reiste Caroline nach Elberfeld, wo sie Zeuge des endgültigen Verlusts der Besinnung Riekchens wurde: „In der Nacht [...] die ich bei Riekchen war [...] u. erkannte, daß die Besinnung schwand u. sie Nervenfieber hatte, wo ein Strom von Thränen mein betrübtes Herz erleichterte, ward mir als durchgreifender Trost das Wort gegeben: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches u. ein ewiges Leben.“<sup>107</sup> „Es hat Gott gefallen, am 27. ds. Mts. Abends 10 Uhr meine jüngste Tochter Riekchen in die Wohnungen des Friedens heimzunehmen. Nachdem er sie durch jahrelanges, schweres Leiden von den irdischen Banden gelöst hatte, ist sie schlafend hinüber gegangen, ohne des Todes Bitterkeit zu schmecken“, teilte sie den Schwestern am 29. Oktober später mit<sup>108</sup>. Ebenso wie beim Tod Th. Fliedners waren es ihr Trost und ihre Gewißheit, dass sie „vom Herrn in die himmlische Heimath geführt [ward] um, [...] für ewig zu genesen.“ Dem uneingeschränkt positiven Verhältnis zu ihrer Tochter entsprach jedoch, dass sie sie anders als ihren Mann, der in ihrem Leben eine durchaus ambivalente Rolle gespielt hatte, trotz des Bewusstseins nur temporärer Trennung innig betrauerte: „Am 27 Octbr: wird es 1jährig, daß der Herr mein geliebtes Riekchen von mir hinweg in sein himmlisches Reich nahm. [...] Ich blicke ihr oft mit Sehnsucht nach; aber ich gönne ihr die Erlösung von allem Uebel, u. lasse mein Herz trösten durch den Glauben“, teilte sie sich am 16. Oktober 1877 einem Bruder mit<sup>109</sup>. Schmerz bereitete ihr das Unrecht, das sie an ihrer Tochter begangen zu haben meinte und das zu begleichen sie im Diesseits keine Möglichkeit mehr hatte – ob sie damit die skurrile Behandlung meinte, die Riekchen bis 1864 erfuhr, muss offen bleiben<sup>110</sup>. Keinerlei Analogien finden sich zu Th. Fliedner, wenn Caroline über Riekchen feststellte: „Mein geliebtes Riekchen entbehre ich zwar oft; doch weiß ich, daß es ihr wohlgeht u. ich sie nicht für ewig, sondern nur für eine Spanne Zeit verloren habe.“<sup>111</sup> Den Nachlass der jungen Frau

<sup>106</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. November 1875.

<sup>107</sup> FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 25. November 1876.

<sup>108</sup> AKD 3, Todesanzeige und Brief an die Schwestern vom Heimgang der Tochter Friederike 1876. Am 25. November 1876 teilte sie Schwester Marie Burger detaillierter mit (FA IV b1), worauf sich ihre Hoffnung der ewigen Rettung ihrer Tochter gründete: „Der Herr tröstet mein Herz besonders durch ein Tagebuch von Riekchen, worin sie schon in den Jahren 64-66 ihren Durst nach Gott so ergreifend ausspricht u. in welches sie während ihrer letzten Wochen in Salem, wo sie so ungemein litt, noch mit Blei schrieb, wodurch mir ein so klarer Einblick, wie nie in einem Gespräche, in ihre kämpfende u. durch den Glauben siegende Seele gewährt ist. [...] Ich habe die Gewißheit, daß Riekchen eine begnadigte Sünderin ist u. jetzt zu denen gehört, die aus großer Trübsal gekommen sind u. ihre Kleider gewaschen u. helle gemacht haben im Blute des Lammes, vor dessen Stuhl sie nun steht mit weißen Kleidern angethan u. Palmen in ihren Händen, ewig im Lobpreis ihres Erlösers.“

<sup>109</sup> FBB. Ähnlich FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 7. Juni 1877: „An mein geliebtes Riekchen denke ich mit immer größerer Ruhe. Ich gönne ihr, daß der heiße Kampf geendet ist, u. freue mich auf baldiges Wiedersehen.“

<sup>110</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 28. Oktober 1878: „An mein liebes Riekchen denke ich nicht ohne Sehnsucht, nicht ohne Schmerz; doch freue ich mich, daß sie es besser hat, als sie es hier haben könnte. Ich traue dem Blute Christi zu, daß es mich auch von meinen Sünden gegen Riekchen wäscht u. hoffe auf die Vatergüte Gottes, die uns in einem glückseligen Zustand wird zusammenführen.“ Ähnliches stellte sie über ihren nach 5 ½ jähriger Ehe 1876 verwitweten Sohn Theodor fest (FA IV b1, Caroline an Marie Burger am 25. November 1876): „Der Tod meiner Schwiegertochter hat [...] meinem Sohn eine tiefe, schmerzlich blutende Wunde geschlagen. [...] Theodor hat seine Frau auf den Händen getragen, u. sie sagte ihm ganz zu. Trotzdem wird er, auf seine Ehe zurückblickend, Sünden finden um deren Vergebung er bitten wird, u. deren der Herr ihn versichern wird.“

<sup>111</sup> Vgl. auch FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 10. Dezember 1866: „[...]so ist es dennoch für uns, die wir noch im Leibe wallen, tief einschneidend u. schmerzlich verwundend, wenn der Herr unsere Theuren uns

verteilte sie ebenso gewissenhaft unter den Familienmitgliedern, wie sie dies mit den persönlichen Gegenständen ihres Gatten getan hatte<sup>112</sup>.

Schon im Dezember 1876 erschütterte neues Leid Carolines Leben. Ihr als Pfarrvikar in Rengsdorf tätiger Sohn Ernst erkrankte schwer. Obgleich die Diagnose Rheumatismus zunächst nicht außergewöhnlich beunruhigend zu sein schien, verschlechterte sich sein Zustand innerhalb von zwei Wochen so stark, dass Caroline, als sie am 30. Dezember mit ihrem Sohn Carl zu ihm reiste, ihn besinnungslos und phantasierend antraf. „Der Rheumatismus warf sich aber aufs Herz u. ward lebensgefährlich“, lautete das Untersuchungsergebnis. Das Delirium erklärten die Ärzte damit, dass „der gehemmte Herzschlag stark war und auf das Gehirn wirkte.“<sup>113</sup> Am 6. Januar 1877 schrieb sie Mina: „Nicht anders kann ich sehen, als daß ich am Sterbebette meines geliebten Ernst sitze. [...] Jetzt stellt der Herr uns auf die Probe, liebe Mina. Mit unserm geliebten Ernst reißt er ein Stück von meinem Herzen, was dem ohnehin noch wunden Herz um so weher thut. Jetzt gilt es in Wahrheit zu sprechen: „So nimm nun meine Hände u. führe mich“ u. dem Herrn seine Bitte zu erfüllen: „Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz u. laß Deinen Augen meine Wege wohlgefallen.““ „Innerlich hatte ich dem Herrn das Opfer gebracht“<sup>114</sup>, leitete Caroline einen Tag später ihre Mitteilung der Wendung der Situation ein. „Jetzt ist mirs, als hätte ich den Sohn vom Herrn wieder empfangen, vielleicht für die Zeit meiner Wallfahrt“, gab Caroline ihre Hoffnungen weiter, die jedoch erst zwei Monate später zur Gewissheit wurden<sup>115</sup>. Einen weiteren Tag später traf ihr in der Schweiz arbeitender Sohn Theodor ein, um Abschied von seinem Bruder zu nehmen. Die Stabilisierung des Zustands von Ernst gestattete es, ihn am 12. Januar nach Neuwied zu transportieren, wo bessere Pflege des Kranken gewährleistet war und die Gemeinde Diakonissen den Fließern ihre eigenen Räumlichkeiten zur Verfügung stellten<sup>116</sup>. Carolines unbedingter Bereitschaft, den Tod des Sohnes als Ratschluß Gottes zu akzeptieren, korrespondierte ihre Freude und ihre Dankbarkeit gegenüber Gott, als das Schicksal sich wandelte: „Der Herr wird’s versehen. Er hat ja bis hither so herrlich geholfen“, teilte sie Mina am 24. Februar 1877 mit, als Ernst trotz zeitweiliger Schwankungen erstmalig das Bett verlassen konnte und ein endgültiger Aufwärtstrend bei seiner Gesundheit zu konstatieren war.

Krankheit und Tod bedeuteten für Caroline tiefe Einschnitte in das Familienleben. Leidende durften sich ihres vollen Mitgefühls gewiss sein. Ungleich schwerer als der Verlust eines Menschen, dessen ewigen Heils sie gewiß war, wog indes etwas anderes: „Ach [...] einen so tief einschneidenden Schmerz, wie ich ihn um August trage, habe ich nie erlebt. Ich müßte erliegen, wenn nicht der Glaube an die Hirtentreue Jesu mich aufrecht hielt. Welch eine bittere Täuschung an diesem Sohn, der – ehe er auf die Universität kam<sup>117</sup>, zu so schönen Hoffnungen Veranlassung gab! [...] In meinem Jammer tröste ich mich ein wenig an meinen wohlgerathenen Söhnen; doch kann ich den August nicht fahren lassen. Jesus wird ihn auch nicht fahren lassen.“<sup>118</sup> Wieder gebot Caroline ihre absolute Diskretion in Briefen letztlich

---

entrückt, indem er sie aus der Zeit u. Sichtbarkeit hinwegführt“, erklärte sie Trauer trotz des Bewusstseins ewiger Rettung eines Menschen.

<sup>112</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 22. Dezember 1864 und 15. Dezember 1876. Bizarr mutet die Selbstverständlichkeit an, mit der Caroline den Nachlass Th. Fließers und Rieckhens zu Weihnachten als Geschenke an den Rest der Familie verteilte.

<sup>113</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 1. März 1877.

<sup>114</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. Januar 1877.

<sup>115</sup> Vgl. FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. Februar 1877: „Dreimal habe ich in diesen 5 Wochen, welche ich bei Ernst bin, seinen Tod vor Augen gesehen u. ihn dem Herrn hingegeben, u. immer nahm ich ihn wieder aus Gottes Hand.“

<sup>116</sup> GrFl IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 1. März 1877.

<sup>117</sup> Sein Theologiestudium hatte August in Göttingen aufgenommen und studierte u.a. bei Carolines Bruder, dem Orientalistikprofessor Ernst Bertheau, Hebräisch und Arabisch (FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 29. Januar 1874).

<sup>118</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 17. April 1874.

Schweigen über die Ursache des außergewöhnlichen Kummers, den ihr Sohn August bereite – von der Aufrichtigkeit der Hervorhebung desselben ist auszugehen, sofern sich Caroline nach 1864 in anderen Zusammenhängen nicht des Superlativs bediente. Als wahrscheinlich erscheint mir, dass der zu diesem Zeitpunkt erst 19jährige August sich weltanschaulich von dem abgewandt hatte, was für Caroline Grundlage ihres Lebens war. Auf ihrem Sterbebett, dessen Zeitpunkt nicht zuletzt einer Eskapade Augusts zu verdanken sein dürfte, gewährte sie in einem ihrem Sohn Carl diktierten Schreiben an ihren Sohn Friedrich in Spanien Einblick in das Problem des Sohnes. Die Wurzel des Übels schien ihr in einem 1872 auf August verübten nächtlichen Überfall zu liegen, bei dem dieser einen Schlag auf den Kopf erhalten hatte. Die folgende Besinnungslosigkeit in Verbindung mit einer heftig blutenden Kopfwunde schien Caroline Grund für die Ausbildung einer „Manie bezüglich des weiblichen Geschlechts“. Nach Außen führte Caroline das Geschehen darauf zurück, dass August „zu jung und unreif auf die Universität<sup>119</sup>“ gekommen war. Ihrer Überzeugung gemäß „Unsere Kinder sind von Gott uns geliehene Güter u. wir haben sie nach Kräften für Ihn zu erziehen<sup>120</sup>“, musste sie sich für die Entwicklung des jüngsten Sohnes mitverantwortlich sehen. Noch fünf Jahre zuvor, als die beiden jüngsten Söhne bereits das Güterloher Gymnasium besuchten, hatte Caroline betont: „In jedem Briefe schreiben Carl u. August wie glücklich ihre Confirmationsstunden sie machen.<sup>121</sup>“ Als sie 1870 die Sommerferien in Kaiserswerth verbrachten, hatte Caroline noch festgestellt: „An Carl u. August hier habe ich Freude.<sup>122</sup>“ Etwa zweieinhalb Jahre später bemerkte sie über den Sprössling: „August ist außerordentlich vergnügt: Er scheint sich als primus omnium sehr wohl zu gefallen. [...] Nach August's Zeugniß hat er im letzten Vierteljahr sehr fleißig gearbeitet; aber er hat eben zu viel nachzuholen. Auch er ist recht vergnügt. Er hat sein Mutterhaus außerordentlich lieb; das ist gut; auch ist sein leichtsinniges Vergnügtsein noch besser als völlige Entmuthigung. Der Herr wird sich auch seiner erbarmen, u. hat sich seiner schon erbarmt; denn er hat jedenfalls einen Fortschritt zum Bessern gemacht u. hat einzelne mich recht erfreuende Eigenschaften.<sup>123</sup>“ Das 1874 Geschehene bleibt völlig im Dunkel. Caroline tat alles in ihrer Kraft stehende, um den Sohn wieder in die gewünschte Bahn zu lenken. In erster Linie bediente sie sich der Autorität ihrer älteren Söhne, die ihn zunächst ein Jahr<sup>124</sup>, danach in den Ferien aufnahmen und unter deren Einfluss er sich im Sinne Carolines zu stabilisieren schien: „August ist sehr lieb. Er sieht sehr wohl u. heiter aus. Wie dankbar bin ich dem Herrn, der ohne mein Zuthun, dann als ich es am wenigsten erwartete, Bahn gebrochen hat. Ihm übergebe ich mich u. die Meinigen ferner.<sup>125</sup>“ In Basel, in der Nähe von Riehen, wo Theodor ab Beginn des Jahres 1876 als Pfarrer tätig war, setzte August ein Jahr später im Sommer 1875 sein Studium der Philologie und Theologie fort. Bei einem Besuch in Riehen klagte August Caroline, „wie großen Kampf er jedesmal beim Anblick junger Mädchen durchzukämpfen habe<sup>126</sup>“ und erregte durch dieses Bekenntnis das tiefe Mitleid seiner Mutter. Ohne Caroline oder Geschwister darüber in Kenntnis zu setzen, wechselte August von einer philologischen Laufbahn in die theologische. Caroline, die dieses Vorhaben wohl nicht grundsätzlich unterstützt hätte, wagte angesichts

<sup>119</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. November 1875.

<sup>120</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 4. Januar 1875.

<sup>121</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Februar 1869.

<sup>122</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 24. Juli 1870. Ähnlich am 29. Juli 1870.

<sup>123</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 29. Dezember 1872.

<sup>124</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. November 1875. Nachdem August einige Wochen in der Schweiz bei seinem Bruder Theodor verbracht hatte, veranlasste Caroline ihren Sohn Friedrich, der seit 1870 in Madrid wirkte, sich seiner anzunehmen. In Madrid verbrachte August ein Jahr, erwarb Spanischkenntnisse und unterrichtete, bis er im Sommer 1875 seine Studien in Basel fortsetzte.

<sup>125</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 17. August 1878.

<sup>126</sup> FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 25.

vollendeter Tatsachen keine Einwände mehr zu erheben, obgleich sie es als Sünde an der Heiligkeit des Pfarramtes betrachtete<sup>127</sup>.

Nur wenige Daten der Biographie August Fliedners legen nahe, dass seine Entwicklung nicht die von Caroline gewünschte Richtung nahm, obschon er zunächst als Pastor in Kirn, dann als Schuldirektor in Berlin nicht erfolglos war: 1882 heiratete er eine sieben Jahre jüngere Frau, mit der er einen Sohn hatte und von der er sich 1892 trennte und geschieden wurde<sup>128</sup>. 1928, im Alter von 74 Jahren, heiratete er eine 22jährige Frau, mit der er 1930 zum zweiten Mal Vater wurde.

Wenngleich der 1853 geborene Carl nicht durch extreme Ereignisse die Aufmerksamkeit erregte, scheint auch er nicht wie die vier älteren Söhne Carolines ihre Weltanschauung geteilt zu haben. „Er hat als der alte Carl auch noch seine alten Fehler; aber ich halte dafür, daß er aus der Wahrheit ist u. einst die Stimme seines Heilandes vernehmen wird<sup>129</sup>“, teilte sie Mina knapp drei Jahre nach ihrer Übersiedlung nach Monsheim mit. Als er ihr einen besonders schönen Geburtstag bereitet hatte, schrieb sie: „Gott lohne ihm diese Liebe, indem er ihm Gnade zur Buße u. zum Glauben schenkt.<sup>130</sup>“ Das Empfinden seines Bemühens, ihr ihren Lebensabend angenehm zu gestalten bei dem gleichzeitigen Überzeugtsein seiner ewigen Verlorenheit ließ es ihr spätestens ab 1886 als missionarischen Auftrag erscheinen, bei Carl in Monsheim wohnen zu bleiben: „Meinem lieben Carl aber muß ich mich widmen. Er ist so arm u. könnte so reich sein! Was er liest sind Zeitungen, was er hört, weiß ich nicht. Seine Seele müßte verschmachten, wenn der Herr nicht auf mir verborgenen Wegen sie kümmerlich nährte, bis er sich sehnen wird nach den reichen Gütern Seines Hauses u. wie wir getränkt wird, wie mit einem Strom. Unaufhörlich bete ich darum u. der Herr sagt: „Amen!“<sup>131</sup>“ Die Äußerungen Carolines kurz vor ihrem Tod legen nahe, dass die erhoffte Wendung der inneren Haltung ihres Sohnes tatsächlich eintrat: „Ach Tilly, wenn Carl gestorben wäre, das wäre unendlich viel leichter zu ertragen gewesen, als jetzt dieses<sup>132</sup>“, teilte sie ihre Gedanken unmittelbar nach Erhalt der Nachricht der Trennung ihres Sohnes August von seiner Frau mit. Ein Höhepunkt in Carolines Feierabend war zweifelsohne das 50jährige Jubiläum der Diakonissen-Anstalt im Herbst 1886. Von ihrer Lungenentzündung erst kurze Zeit genesen, reiste sie wie zahlreiche Repräsentanten aus Politik und Gesellschaft schon am 16. August zu den am 22. und 23. September stattfindenden Feierlichkeiten nach Kaiserswerth. Als Vorsteherin a.D. und eine der Wenigen, die das Werk zu diesem Zeitpunkt 40 Jahre lang begleitet hatten, war sie natürlicher Mittelpunkt des Fests, was ihr persönlich eher unangenehm war<sup>133</sup>. Am Ende des ersten Festgottesdienstes wurde Caroline als Anstaltsmutter eine Summe von 7.575 Mark, die von den Diakonissen der evangelischen

---

<sup>127</sup> FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 22f.

<sup>128</sup> Caroline berichtete einem Bruder über einen vierwöchigen Aufenthalt Augusts mit seiner Braut in Kaiserswerth im Sommer 1881 (FBB, Caroline an einen Bruder am 12. Juli 1881). Auffallend ist, dass Caroline keine positiven Worte über die Braut ihres Sohnes fand, wie dies für ihre anderen Schwiegertöchter üblich war.

<sup>129</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 21. Januar 1886. Es findet sich auch keine Erwähnung, dass Caroline und ihre Gesellschafterin Tilly bei ihren sonntäglichen Kirchgängen von Carl begleitet wurden.

<sup>130</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 8. Februar 1886.

<sup>131</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 14. November 1886.

<sup>132</sup> FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 16. Auch die Mahnung, die Caroline am 5. April, zehn Tage vor ihrem Tod, an ihren Sohn richtete, den Namen Gottes nicht häufig zu gebrauchen, da dies „nach dem bekannten Wort der Schrift nicht ungestraft bleibe“ (ebd. 20), legt nahe, dass sie die Geisteshaltung ihres zweitjüngsten Sohnes grundsätzlich so einschätzte, dass er Anrecht an jener Welt habe.

<sup>133</sup> Vgl. die Terminologie im Bericht über die Feierlichkeiten im Armen- und Krankenfreund 38 (09-12 1886) 134: „die Diakonissenhäuser [...] bildeten sie doch gewissermaßen den engsten Kreis in der großen Diakonissenfamilie, welche sich hier um die Anstaltsmutter, Frau Pastor Dr. Fliedner, versammelte“; FLIEDNER, F., Caroline Fliedner 162; FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 7. August 1886. Bereits im Vorfeld des Ereignisses bat Caroline um normale Behandlung ihrer Person, was eine gewöhnliche Unterbringung als Gast im Mutterhaus, Bedienung nur durch eine Magd, nicht durch eine Schwester und Speisen aus der Küche des Mutterhauses bedeutete.

Kirche aus ihren Mitteln zusammengelegt worden war, zu freier Verwendung überreicht. Eine gleich große Summe hatten die Schwestern des Kaiserswerther Mutterhauses gesammelt und dem Vorsteher kurz vor dem Jubiläum als „Carolinestiftung“ zum gleichen Zweck übergeben. „Wir bitten nun den Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins, diese Stiftung annehmen und gestatten zu wollen, daß sie dem Andenken unserer geliebten Mutter zu Ehren den Namen „Carolinestiftung“ trage<sup>134</sup>“, hatten die Schwestern in der Stiftungsurkunde gebeten und damit die bleibende Wertschätzung Carolines bewiesen. Am folgenden Tag versammelten sich nach der Predigt etwa 1.500 Menschen im und um das zum Kaiserswerther Pfarrhaus gehörende Gartenhaus, das als Wiege der Diakonissen-Arbeit gilt. Nach einer feierlichen Rede überreichten die älteste Diakonisse und die amtierende Vorsteherin Caroline als Anstaltsmutter die Schenkungsurkunde, nach der das Gartenhaus Eigentum des Rheinisch-Westphälischen Diakonissenvereins wurde<sup>135</sup>. Die Mittel für den Erwerb des Hauses waren ebenfalls von der Kaiserswerther Schwesternschaft aufgebracht worden und Pfarrer und Presbyterium der Ortsgemeinde hatten, indem sie den Kauf des zum Pfarrhaus gehörenden Gartenhauses genehmigt hatten, die große Bedeutung desselben für die Kaiserswerther Einrichtungen anerkannt. Am Nachmittag nach einem weiteren Festgottesdienst und der Einsegnung von 27 Schwestern wurde Caroline ein Schreiben der Kaiserin überreicht. Zugleich wurden ihr und der dienstältesten Magd Kaiserswerths durch den Präsidenten des Oberkirchenrates die goldene Dienstmedaille auf Bewilligung des Kaisers hin verliehen, die Caroline als Anerkennung des Segens deutete, den Gott auf das Werk gelegt hatte<sup>136</sup>.

Persönlich freute Caroline sich, dass sich ihre neun noch lebenden Kinder vollständig zum Festakt in Kaiserswerth einfanden und auch ihr betagter Bruder Ernst Bertheau aus Göttingen angereist war<sup>137</sup>.

Mit dem Tod Th. Fliedners war Caroline einerseits von der Last der Sorge um ihren Mann befreit, andererseits musste sie die alleinige Verantwortung für die Entwicklung ihrer überwiegend noch unmündigen Kinder übernehmen. Die Berichte über ihre Gesundheit legen nahe, dass sie rasch von den Strapazen der letzten Ehejahre regenerierte. Ein psychosomatischer Zusammenhang ist nahe liegend, sofern sie selbst ihren Mann als den „Gegenstand“ in ihrem Leben bezeichnet hatte, „an dem das Leben meines wider Gott streitenden Ichs am meisten offenbar wird.“<sup>138</sup> Mit Th. Fliedners Tod starben Carolines innere Kämpfe, Gottesliebe und menschliche Liebe traten außer Konkurrenz. Caroline wurde frei von der durch Selbstmitleid verursachten, ungewollten Fixierung auf die eigene Person zu einem uneingeschränkten Dasein für andere: Intensiv nahm sie ab 1866 an dem Schicksal ihrer Hamburger Familie Anteil und tröstete bei Krankheit und Tod, indem sie auf die biblischen Wahrheiten verwies, die ihr selbst nach dem Tod ihres Gatten Hoffnung im Leben und Sterben waren. Das Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Familie suchte sie nach Kräften zu fördern. Obgleich ihr mit dem Tod Th. Fliedners ipso iure die Vormundschaft für ihre unmündigen Kinder übertragen wurde, nahm sie ihre Aufgaben primär im emotionalen Bereich wahr: Postalisch pflegte sie engen Kontakt zu den auswärtigen Familienmitgliedern, lud stets nach Kaiserswerth ein, übernahm selbstverständlich die Pflege, wenn eines ihrer Kinder erkrankt war und leistete keine grundsätzliche Opposition, wenn ihre Söhne

---

<sup>134</sup> Der ARMEN- UND KRANKENFREUND 38 (09-12 1886) 144f.

<sup>135</sup> Ebd. 148-155.

<sup>136</sup> Vgl. den ausführlichen Bericht im ARMEN- UND KRANKENFREUND 38 (09-12 1886) 167f. Das Schreiben der Kaiserin lautete: „Indem Ich Ihnen aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums das beifolgende Andenken übersende, wünsche Ich nicht bloß Ihren persönlichen Dienst zu ehren, sondern auch dem Mutterhause selbst einen Beweis Meiner Anerkennung zu geben. Gottes reichster Segen möge ihm immerdar zuteil werden. Baden-Baden, den 15. September 1886. Gez.: Augusta.“

<sup>137</sup> Vgl. FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 161ff.

<sup>138</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 4. Juni 1848.

Entscheidungen trafen, mit denen sie nicht übereinstimmte. Ihre jüngeren Söhne suchte sie in die Sphäre der älteren zu bringen und sie gelegentlich deren Leitung zu unterstellen, da die Persönlichkeiten Letzterer noch stärker von ihrem Vater geprägt worden waren und Caroline so indirekt nachhaltige positive Wirkungen von ihrem Einfluss erwarten durfte. Wesentlich stärker lenkte Caroline selbst ihre Töchter in ihr adäquat erscheinende Richtungen und ging so konform mit der zeitgenössischen Auffassung, dass Frauen in erster Linie berechtigt waren, emotionale Aufgaben in der Familie wahr zu nehmen und ihre Töchter anzuleiten, um sie zu befähigen, die von der Familie für sie als wünschenswert empfundenen Aufgaben wahrzunehmen.

## 2. „Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“<sup>139</sup> 1. Kor 15, 55 – Frömmigkeit und Tod Carolines

Der Tod Th. Fliedners hatte ebenso große Auswirkungen auf Carolines Frömmigkeit wie auf ihr Privatleben: Ihre Anfechtungen, die häufig aus ihrem Empfinden einer Konkurrenz zwischen ihr selbst und Gott in Bezug auf die Zeit ihres Mannes resultiert hatten, schwanden<sup>140</sup>. Th. Fliedners Tod hatte ihr Gottesverhältnis geklärt, da sie ab diesem Zeitpunkt nichts mehr daran hinderte, Gott den unbedingten Primat in ihrem Leben einzuräumen und das auszuführen, was sie meinte als seinen Willen erkannt zu haben. Folglich gelangte Caroline erst durch das Sterben ihres Gatten zu einem uneingeschränkt positiven Gottesverhältnis. Das Ringen um Selbstverleugnung wurde abgelöst durch ein tiefes Bewusstsein der eigenen Erlösung und der Vergebung der Sünden<sup>141</sup>, das zu Hoffnung auf ewiges Leben berechtigte.

An die Stelle von Unzufriedenheit trat Dankbarkeit über ihre Lebenssituation und gegen Gott<sup>142</sup>, die zu zeigen Caroline „durch unablässiges Ringen nach der Heiligung, durch rechte Treue im Berufe“<sup>143</sup> strebte. Nach dem Tod ihres Gatten war Caroline in der Lage, seiner Erfahrung „Je mehr man dankt, desto mehr bekommt man zu danken“<sup>144</sup> zu folgen. „Ich bin nicht werth all des Guten, was mir der Herr thut“<sup>145</sup>, bekundete sie immer wieder ihre grundsätzliche Lebenseinstellung. Als zentrales Motiv, das sie als unbedingte Verpflichtung zu Dank empfand, erwähnte Caroline bis kurz vor ihrem Tod ihre Arbeit: „Der Arbeit giebt es gar viele, u. es ist große Gnade, daß der Herr sie uns vertrauet u. uns dazu stärkt.“<sup>146</sup> Ebenso schrieb sie Verhalten ihrer Kinder, das sie als wünschenswert empfand, stets der Führung Gottes zu. In Zusammenhang mit ihrem 71. Geburtstag stellte sie fest: „Wenn ich auf mein langes Leben zurücksehe, so erscheint es mir kurz, aber voll von Erweisungen der Güte Gottes, so daß ich mit Jacob spreche: „Herr, ich bin viel zu gering aller Treue u.

<sup>139</sup> Caroline an Fräulein v. Linden am 3. März 1892 (vgl. FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 14).

<sup>140</sup> Obgleich Caroline Altersbeschwerden als Anfechtungen bezeichnete (vgl. etwa FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 22. Juli 1883), mit denen auch sie konfrontiert war, bedeuteten diese jedoch keine existentielle Belastung ihres Verhältnisses zu Gott. Physischen Schmerzen konnte sie mit dem Verstand beikommen, was bei den Anfechtungen während ihrer Ehe nicht möglich gewesen war.

<sup>141</sup> Vgl. FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 11. An ihre Nichte Käthy schrieb Caroline wenige Monate vor ihrem Tod: „Mein allerhöchstes Gut ist die Sündenvergebung. Ohne sie möchte ich an meinen Tod nicht denken, darum flehe ich täglich: „Mein Gott mein Gott, ich bitt’ durch Christi Blut, mach’s nur mit meinem Ende gut.““

<sup>142</sup> Zu der uneingeschränkt positiven Lebenshaltung vgl. auch die Schilderung ihres Sohnes FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 159f. Die Verheißung Jes 46, 4 „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten“ betrachtete Caroline an sich selbst besonders im Hinblick auf die Sorge ihrer Kinder um sie für sich erfüllt.

<sup>143</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Februar 1869.

<sup>144</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 17. November 1886.

<sup>145</sup> So z.B. FBB, Caroline an einen Bruder am 6. Dezember 1877; ähnlich an ihre Tochter Mina am 8. Oktober 1883 (FA IV a 14 vol 2).

<sup>146</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 5. Dezember 1864; vgl. z.B. auch FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 14. Januar 1887: „Immer wieder danke ich dem Herrn dafür, daß ich keine Langeweile habe.“

Barmherzigkeit, die Du an mir gethan hast.“ Dieser getreue Gott u. Vater in Christo hat mich getragen bis ins Alter, bis ich grau ward.<sup>147</sup> Auch ihre Familienmitglieder suchte sie stets zu Dank zu verpflichten: „Bis hirher hat der Herr geholfen. Er stand Dir treulich zur Seite in den Tagen des Leidens, schenkte Dir des Leibes Gesundheit u. Kräfte u. viele Freude in Deinem Berufe u. in Deiner Familie. Du wirst mit Paul Gerhardt preisen: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, Sollt' ich Ihm nicht dankbar sein?“<sup>148</sup> Auch das Empfinden abnehmender Kräfte konnte sie mit Zufriedenheit hinnehmen: „Die Hauptsache ist, daß der Herr mir den Glauben stärkt u. ich mich, auf Sein Verdienst u. Sein Wort bauend, freue auf die Ewigkeit, auf das Paradies<sup>149</sup>“, schrieb sie zu Beginn des Jahres 1891. Kurz vor dem letzten Jahreswechsel, den sie erlebte, blickte sie dankbar auf das Jahr zurück und dem kommenden entgegen: „Wie so manche schwere Plage wird vom Satan hergeführt, die mich durch meine Lebetage niemals hat bisher berührt. Wir haben kein besonderes Herzeleid in unserer großen Familie erfahren u. auch in unserer großen Anstalt hat Gott viele Sünden vergeben u. zugedeckt. [...] Mit Ihm treten wir in das neue Jahr u. wollen Seiner Aufforderung folgen: „Fürchte Dich nicht; glaube nur!“<sup>150</sup> Knappe zwei Monate vor ihrem Tod schrieb sie: „Ich sitze in aller Stille daheim u. freue mich des vielen Guten, das ich täglich, stündlich genieße.“<sup>151</sup> Carolines Lebenseinstellung war grundsätzlich positiv. Jeder Situation gewann sie etwas Gutes ab, Negatives findet sich an keiner Stelle in ihren Briefen<sup>152</sup>. Freude hatte Caroline in ihrem Feierabend besonders an der Natur, deren Erwachen im Frühling ihr Sinnbild für jene Welt war, die dem Menschen erst beim Ausscheiden aus der Zeitlichkeit voll erkennbar wurde: „Nun gehen wir wieder dem lieben Frühjahr entgegen. Wie köstlich ist es anzuschauen, wenn der Herr seinen Odem ausbläst u. die Gestalt der Erde erneuert! Was für Wunder der Macht u. Liebe Gottes werden wir noch in der obern Welt, unserm rechten Vaterhause, schauen, zu welchem unser erstgeborener Bruder Jesus uns den Eingang erworben hat durch bitteres Leiden u. Sterben!“<sup>153</sup> In der Natur erkannte sie ebenso wie in den Geboten, dass Gott sie für den Menschen geschaffen hatte, um ihn sein Wesen erkennen zu lassen. Unorthodox war infolgedessen ihre Auslegung von Mt 19, 6-9, indem sie ihren Bruder Gustav, der sich von seiner Frau getrennt hatte, 1882 vor einer Wiedervereinigung mit ihr warnte und ihn erinnerte: „Früher hat sie sich doch ungemein lieblos u. rücksichtslos gegen Dich benommen.“<sup>154</sup> Besonders die Möglichkeit, auch nach dem Ausscheiden aus dem Amt der Vorsteherin nicht völlig passiv bei einem ihrer Söhne verbringen zu können, erfüllte sie mit Zufriedenheit<sup>155</sup>.

Wie bereits früher war für Caroline das Gebet Mittel zur Regelung der Probleme, auf die sie nicht unmittelbar Einfluss nehmen konnte. Fürbitte für erkrankte Personen gehörte ebenso dazu wie Gebet um Bewahrung ihrer Angehörigen auf Reisen oder das Gedeihen der

---

<sup>147</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 12. Februar 1882. Vgl. auch FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 9. Oktober 1884: „Wie reich u. gesegnet waren die letzten Wochen meines Lebens! Den Winter werde ich noch davon zehren. Für mein jetziges Heim habe ich auch zu danken u. ich thue es. Die Stille hier u. das Bewußtsein, meinem lieben Carl zu dienen sind mir köstlich.“

<sup>148</sup> FBB, Caroline zum 70. Geburtstag an ihren Bruder Ernst am 20. November 1882.

<sup>149</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Januar 1891.

<sup>150</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. Dezember 1891.

<sup>151</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 19. Februar 1892.

<sup>152</sup> Vgl. auch FLIEDNER, C., Mutter 12 (FA IV c 17).

<sup>153</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 8. März 1881. Die Natur erlebte Caroline stets positiv: „Es ist hier kalt geworden u. Heute ists sogar stürmisch. Die Landleute klagen. Mit dem Wetter machts der liebe Gott selten Jemand recht; dennoch beschert es uns Jahr aus, Jahr ein unser tägliches Brot“ (FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 26. Juli 1883).

<sup>154</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav im Juli 1882.

<sup>155</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina im April 1883: „Immer besser gewöhne ich mich an das Leben, wie es meinen meisten Altersgenossen im glücklichen Falle beschieden ist.“

Anstalten<sup>156</sup>. Sie war sich bewusst, dass Gebet nicht notwendigerweise die Erfüllung ihrer Wünsche bedeuten musste: „Gott wird sie am Leben erhalten, oder zu einem seligen Tode bereiten; das ist meine feste Überzeugung<sup>157</sup>“, schrieb sie in Bezug auf ihre Söhne Ernst und Heinrich, die in den deutsch-französischen Krieg gezogen waren. Caroline war bereit, den Willen Gottes zu akzeptieren – egal, was er für sie bedeutete: „Das [i.e. das Leiden ihrer Tochter Riekchen] ist ja sein guter u. gnädiger Gotteswille; denn welchen er lieb hat, den strafet u. züchtigt er<sup>158</sup>“, gab sie mit dem Verfasser des Hebräerbriefes (12, 6) auch dem Menschen unverständlichen Widerwärtigkeiten einen positiven Sinn. Als sie ihren Sohn Ernst auf dem Sterbebett glaubte, fügte sie sich aufgrund dieses Bewusstseins willig in Gottes Ratschluss: „Jetzt stellt der Herr uns auf die Probe, liebe Mina. Mit unserm geliebten Ernst reißt er ein Stück von meinem Herzen, was dem ohnehin noch wunden Herz um so weher thut. Jetzt gilt es in Wahrheit zu sprechen: „So nimm nun meine Hände u. führe mich“ u. dem Herrn seine Bitte zu erfüllen: „Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz u. laß Deinen Augen meine Wege wohl gefallen.“ [Spr 23, 26]<sup>159</sup>. In Widerwärtigkeiten fügte sie sich in der Überzeugung, dass Gottes Ratschluss höher als menschliche Vernunft war, dem Bewusstsein, dass er nichts geschehen lassen würde, was tatsächlich zu ihrem Schaden wäre: „Ich bitte Euch erstens mir zu glauben, daß ich nicht aus Kreuzesflucht, sondern mit der innern Gewißheit von dem Herrn selbst in Gnaden aus dem Amte entlassen zu sein, dasselbe in seine Hände zurückgegeben habe<sup>160</sup>“, erklärte sie den Schwestern ihr Ausscheiden aus dem Amt, wozu sie durch abnehmende geistige und körperliche Kraft veranlasst worden war. „Daß der Herr wiederum zwei Arbeiterinnen von uns nahm, ist schmerzlich. Doch was direct vom Herrn kommt erträgt sich leichter, als das Schmerzliche, was direct aus der Sünde kommt<sup>161</sup>“, zeigte sie ihre Bereitschaft, ihre Haltung unbedingter Akzeptanz aller Dinge, die Menschen wiederfahren, die sie dem Reich Gottes zuordnete, auch auf die Anstalten auszudehnen. Nach dem Tod Th. Fliedner lässt sich bei Caroline eine völlige Unerschrockenheit vor dem Tod, zunehmend sogar Sehnsucht nach dem Ende der irdischen Existenz und systematische Vorbereitung derselben nachweisen: „Meine lieben Kinder machen mich durch ihre Geschenke nur zu reich, u. so fruchten meine Bemühungen wenig durch zeitiges Aufräumen Euch ein lästiges Aufräumen bei meinem Tode zu ersparen<sup>162</sup>“, bedankte sie sich 1872 für ihre Weihnachtsgeschenke. Positive Ereignisse, wie das immer seltener werde Zusammensein vieler Familienmitglieder, riefen Assoziationen hervor, die über diese Welt hinauszeigten<sup>163</sup>. Einerseits war der Tod Voraussetzung für das Eintreten in die ewigen Gemeinschaft mit Gott<sup>164</sup>, andererseits bedeutete er für sie die Befreiung von der Gebundenheit an die Materie,

<sup>156</sup> In der Lebensbeschreibung seiner Mutter zog FLIEDNER, F., Carolina Fliedner 157, für die Zeit nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst eine Analogie zwischen Mose und Caroline, die beide zum Fortbestand ihres „Volkes“ beitrugen, indem sie betend vor Gott für es einstanden.

<sup>157</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 29. Juli 1870. Dank empfand sie über die sich scheinbar abwendende Gefahr im Januar 1871: „Es war mir immer so, als schenkte mir der Herr die beiden noch für dieses Leben; doch durfte ich nicht darüber reden.“

<sup>158</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 16. August 1873.

<sup>159</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 6. Januar 1877.

<sup>160</sup> GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 28. Februar 1883.

<sup>161</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 29. März 1886.

<sup>162</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. Dezember 1872. Am 21. Dezember 1885 (FA IV a 14 vol 2) schrieb sie: „Ueber meinen wenigen Nachlaß habe ich schon vor Jahren etwas aufgeschrieben.“

<sup>163</sup> Vgl. z.B. FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 19. Mai 1885: „Was war das doch für ein nettes Zusammensein! Ach Mina, was wird es sein, wenn wir Alle zusammenkommen in dem obern Vaterhause u. Alle völlig sind in der Liebe!“

<sup>164</sup> Die Vorstellung des Zeitpunkts des Eintritts in die ewige Gemeinschaft mit Gott bleibt bei Caroline offen: Leichname betrachtete sie als „entseelt“ (z.B. FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 27. Juni 1849). Zum Tod ihrer Tochter Riekchen schrieb sie den Schwestern demgegenüber: „Die Leiche ist nach Kaiserswerth gebracht, und wird morgen auf unserem trauten Kirchhof als ein Weizenkorn eingesenkt zum großen Tag der Auferstehung“ (GrFI IV g 3a, Caroline an die Schwestern am 29. Oktober 1876). Offensichtlich war Caroline unentschieden bezüglich des Eintritts in die ewige Gemeinschaft mit Gott. In Übereinstimmung mit dem

die Befreiung von Sünde, Leid und Schmerzen<sup>165</sup>: „Sie [i.e. eine Schwester] sah in ihrem Sarge gar lieblich aus, wie eine wahre Himmelsbraut. Solche Todesfälle, von denen wir so sicher wissen, daß sie allem Leid entrücken u. unsere Theuren zur Vollendung gebracht haben, beruhigen unsere gläubigen Herzen.<sup>166c</sup> Die Aussicht auf den Tod ließ sie das Diesseits ertragen: „Ach, die Erde hat viel Schmerz, Tod u. Geschrei! Aber die Aussichten in die verklärte Welt sind so überschwänglich herrlich, daß sich Alles Ihre ertragen läßt.<sup>167c</sup> Zunehmende körperliche Gebrechen ließen den Tod als Erlösung erscheinen: „Dein Brief [...] hatte mich so vollständig auf die Nachricht [...] vorbereitet, daß ich nur Gott danken konnte, der unsern lieben Bruder Ferdinand erlöst hat von allem Uebel u. ihn nun schauen läßt, was er geglaubt hat. Wir kommen bald nach. Wer möchte bei dem alternden Leibe u. bei den vielen Unvollkommenheiten hienieden immer auf Erden bleiben!<sup>168c</sup> „Wie unaussprechlich herrlich wird's dort oben sein, wenn dieser Zeit Leiden – die doch oft so schwer u. lange unser Herz ängstigen – nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden<sup>169c</sup>“, schrieb Caroline Mina nach der Erinnerung an den 37. Geburtstag ihrer Tochter Riekchen. Die Vergegenwärtigung alles Guten, das sie genoss, konnte sie letztlich nicht über die Unvollkommenheit des irdischen Daseins hinwegtrösten. Besonders der Schmerz über die zeitliche Trennung von Familienangehörigen durch den Tod war Grund, sich aus dieser Welt zu sehnen.

Zeiten der Krankheit und des Leides erschienen ihr als Notwendigkeit, um den Menschen auf die ewige Gemeinschaft mit Gott vorzubereiten, da ihr der Mensch nur in diesen Zeiten seiner eigenen Sündhaftigkeit gewahr zu werden schien. Die Erkenntnis der Sünde betrachtete Caroline als Voraussetzung, um die Gemeinschaft mit Gott schon im irdischen Leben zu suchen und Buße zu tun, was Bedingung für den Eintritt in die Gemeinschaft mit Gott beim Austritt aus der Zeitlichkeit war<sup>170</sup>.

Mit dem Tod Th. Fliedners fühlte Caroline sich der Zeitlichkeit der irdischen Existenz bereits halb enthoben<sup>171</sup>, was nicht zuletzt in ihrer fehlenden Trauer bei gleichzeitiger inniger Verbundenheit mit ihm deutlich wird: „Ich fühle mich ihm so nahe, der Wahlspruch unserer Ehe: „Ewig Eins in Ihm!“ gewinnt nun erst für mich seine volle, tiefe, beseligende Bedeutung<sup>172c</sup>“, teilte sie ihrer Tochter nur wenige Wochen nach seinem Sterben mit. „Es wird eine Zeit kommen, wo Du dich auch dieser Trübsal rühmen kannst, weil sie Dich hinaufgehoben hat über die Erde u. Dich näher gebracht hat zu den Geistern der vollkommen Gerechten<sup>173c</sup>“, schrieb sie ihrem Bruder im Kondolenzbrief zum Tod seiner ältesten Tochter. Der Tod von Menschen, mit denen eine enge Verbindung bestanden hatte und deren ewigen Heils Caroline gewiss war<sup>174</sup>, ermöglichte Partizipation an jener Welt, in die der Mensch erst

---

Glaubensbekenntnis erwartete sie die Vereinigung mit der Auferstehung der Toten am jüngsten Tag, ging jedoch davon aus, dass mit dem physischen Tod der Beginn einer neuen Existenzform eintrat.

<sup>165</sup> Vgl. z.B. FBB, Caroline an einen Bruder am 16. Oktober 1877. Über ihre zu diesem Zeitpunkt bereits ein Jahr toten Tochter Riekchen schrieb sie: „[...] ich gönne ihr die Erlösung von allem Uebel, u. lasse mein Herz trösten durch den Glauben.“ Zum schweren Schicksal einer Schwester äußerte sie sich am 30. April 1883 gegenüber ihrer Tochter Mina: „Je größer ihr Leid ist, desto mehr soll sie sich auf die himmlische Herrlichkeit freuen, die so unaussprechlich groß ist, daß auch der hohe Grad ihres Leidens nichts ist, im Vergleich zu demselben.“

<sup>166</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 21. Dezember 1871.

<sup>167</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 23. Januar 1869.

<sup>168</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 5. Mai 1881.

<sup>169</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. August 1883.

<sup>170</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 22. Dezember 1885.

<sup>171</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 6. Mai 1881: „Gott stärke Dich zu diesem Gange [i.e. das Begräbnis ihres Bruders Ferdinand] u. lehre uns Alle bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir das Herz schon jetzt dahinein schicken, wo wir ewig zu sein wünschen.“

<sup>172</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. Oktober 1864.

<sup>173</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 10. Dezember 1866.

<sup>174</sup> Das war sie keineswegs bei jedem: „Mein Bruder Hermann in Norwegen ist am 18ten October gestorben. [...] so daß die Seinigen Gott dankten, als der Tod diesem Leiden ein Ende machte. Gottes Barmherzigkeit

mit dem eigenen Tod voll eintreten würde. Aus dem Empfinden der Nähe zu ihren verstorbenen Angehörigen resultierte das Gefühl ausgesprochener Gottesnähe: „Täglich habe ich viel zu danken. Das beste ist, daß ich einen offenen Zugang zum Gnadenthron habe.“<sup>175</sup>

Der Tod hatte für Caroline keinen Schrecken und war das Ereignis, das sie mit ihren geliebten Verwandten wieder vereinigen würde. Spätestens ab den 70er Jahren erwartete sie das Ende ihres irdischen Lebens: „Wenn Du vom Altwerden u. Hinübergehen in die obere Heimath schreibst, verstehe ich wohl, weil ich auch so fühle.“<sup>176</sup> Sechs Jahre später schrieb sie: „Wie nahe ist der Tod uns gerückt in den letzten Monaten u. wie herrlich ist es, sich als ein Eigenthum des Todes-Ueberwinders zu fühlen. [...] Der Herr wird es auch mit Dir u. mir wohl machen.“<sup>177</sup> Auf gesundheitliche Beschwerden ihres Bruders Gustav eingehend stellte sie fest: „Das ist recht beschwerlich u. auch eine Mahnung an das Scheiden von hier. Bei solcher gewissen Aussicht können wir uns denn besonders des lieben Osterfestes freuen. Christus hat dem Tode die Macht genommen u. Leben u. unvergängliches Wesen an das Licht gebracht. Durch sein Evangelium. Also hat Gott die Welt geliebt auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“<sup>178</sup> „Es wird ihm jetzt unaussprechlich wohl sein; denn Jesus Christus, an den er glaubte u. von dem zeugte, erfüllt sein Wort: „Wo Ich bin, da soll Mein Diener auch sein“<sup>179</sup>“, reagierte sie auf die Todesnachricht ihres Bruders Carl, der aufgrund mehrerer Schlaganfälle bereits mehrere Jahre pflegebedürftig gewesen war.

Caroline war bereit aus dem irdischen Leben zu scheiden und freute sich auf das Sein bei Gott und die Vereinigung mit den ihr lieben Entschlafenen. Allein der Gedanke an den Prozess des Sterbens beunruhigte sie: „Es ist sehr tröstlich für uns, daß unsere lieben Geschwister so stille u. ohne Grauen entschlafen sind. Der Herr wird es auch mit Dir u. mit mir wohl machen.“<sup>180</sup>

Zu Beginn des Jahres 1891 scheinen Carolines Kräfte stark nachgelassen zu haben, da sie den Wunsch hatte, ihren 80. Geburtstag in aller Stille zu feiern. Unruhe fürchtete sie. „Ich habe völlig genug mit dem Bewußtsein, daß meine Kinder mich lieben, an mich denken u. für mich beten“<sup>181</sup>, deutete sie am 4. Januar 1891 den Rückzug aus dem aktiven Feierabend an. „Werde ich noch nach Kaiserswerth kommen?“ fragte sie sich selbst kurz vor dem geplanten Antritt ihrer alljährlichen Reise im April. „Am liebsten möchte ich dort sterben. Doch wie Gott will.“<sup>182</sup> Caroline verbrachte den Sommer in Kaiserswerth und kehrte am 8. Oktober 1891 nach Monsheim zurück<sup>183</sup>. Obgleich sie am 15. Oktober 1891 die elektrische Ausstellung in

---

reicht weiter als unsere Gedanken, auf sie hoffe ich für meinen lieben armen Bruder“, schrieb sie Mina am 30. Oktober 1864 (FA IV a 14 vol 1).

<sup>175</sup> FA IV a 14 vol 2, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. April 1883.

<sup>176</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. November 1875.

<sup>177</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. Juli 1881.

<sup>178</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Gustav am 26. März 1883.

<sup>179</sup> FBB, Caroline an ihren Bruder Ernst am 9. Juni 1886.

<sup>180</sup> FBB, Caroline an einen Bruder am 12. Juli 1881.

<sup>181</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 4. Januar 1891. Freilich berichtete sie dennoch begeistert über den Besuch dreier auswärtiger Söhne an ihrem Geburtstag (Caroline an ihre Tochter Mina im Februar 1891).

<sup>182</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 26. April 1891.

<sup>183</sup> Zu diesem Zeitpunkt beginnen die umfangreichen Aufzeichnungen ihres Sohnes Carl „Unserer geliebten theuren Mutter letztes halbes Lebensjahr, Krankheit und Tod“, die er einen Monat nach dem Tod Carolines für seine Geschwister mit den Worten abschloss: „Meine lieben Geschwister! Hiermit schließe ich diese Erinnerungen aus den letzten Erden-Tagen unserer unvergeßlichen unvergleichlichen Herzens-Mutter. Dieselben für Euch aufzuzeichnen war mir eine liebe heilige Pflicht, mir, dem vor Euch Allen so unverdienter Maßen der köstliche Vorzug beschieden war, die liebste Mutter in meiner unmittelbarsten Nähe bei mir zu haben, genießen, hüten, und pflegen zu dürfen. Viele Thränen sind freilich dabei geflossen, so daß öfter Pausen gemacht und einzelne Seiten wieder neugeschrieben werden mußten und manche halbe und ganze Nacht in bitterm Weh und innerster Gemüthsbewegung darüber schlaflos vergangen ist, da die frische Wunde, wieder und wieder aufgerissen, um so nachhaltiger blutete; und dennoch war es mir so süße beseligende Arbeit für den Einsamen und Verlassenen ausschließlich der theuren einzigen Mutter gedenken, ganz in ihr holdes, herziges, hohes,

Frankfurt besuchte und sie vom 21. bis 24. Oktober eines Besuches ihres Sohnes Ernst erfreute, lassen die nach ihrer Rückkehr nach Monsheim verfassten Briefe spätestens ab dem 25. Oktober 1891 das Bild einer den Tod erwartenden Frau entstehen. „Im Ganzen habe ich über mein Befinden nicht zu klagen. Doch fühle ich täglich das Alter u. seine Schwäche [...] Heute machte ich den Fehler, daß ich gleich nach dem Mittagessen mit Tilli ging, ohne vorher auszuruhen, [...]. Da ward mir der Athem so schwer u. ich fühlte mich so erschöpft von dem kleinen Wege, daß ich kaum wieder nach Hause kommen konnte. Ich stütze mich auf des Herrn Wort u. bin getrost. Wer möchte wohl immer hier bleiben? Es ist Gnade, daß uns hinnieden der Weg zum Lebensbaum verschlossen ist u. daß wir, dem Leibe nach von Erde genommen, wieder zur Erde werden. Der Herr weiß die rechte Zeit u. die rechte Weise. Ich übe mich, alle Tage bereit zu sein<sup>184c</sup>“, schrieb sie im Oktober 1891. „Man wünscht mir nicht den Tod, ich wünsche ihn mir auch nicht, sondern freue mich der Verheißung, daß wir leben und nicht sterben sollen. Ohne den Glauben daran, kann man kein frohes Alter haben<sup>185c</sup>“, schrieb sie im Februar an eine Schwester. Dennoch nahm sie in gewohnter Weise lebhaft Anteil am Anstaltsleben in Kaiserswerth und dem Ergehen ihrer Familie. Der letzte Brief, den sie am 11. März 1892 an ihre Tochter Mina schrieb, erwähnt mit keinem Wort ihre eigene Situation bzw. Beschwerden, die neben allgemeiner Schwäche in häufigem Schwindel bestanden<sup>186</sup>, sondern beschäftigt sich inhaltlich ausschließlich mit der Sorge um ihren schon mehrere Wochen an einem Magenleiden laborierenden Sohn Carl<sup>187</sup>. Die Gewissheit Frieden mit Gott zu haben, ließ sie die Anzeichen ihres nahen Todes, die wachsende Schwäche, mit Ruhe hinnehmen: „Doch Gott läßt die Sonne freundlich vom Himmel scheinen, wir wissen uns in Seiner Vaterhand. Er thut uns täglich viel Gutes und bereitet uns zu unserm himmlischen Erbe. Er ist die Liebe u. hat uns lieb, wie Seine Kinder. O, Seligkeit! [...] Mir geht es sehr gut.<sup>188c</sup> Die letzten Monate des Jahres 1891 vergingen Caroline bei zahlreichen Besuchen schnell. Das Weihnachtsfest verlebte sie in aller Stille mit ihrer Nichte Tilly und ihrem Sohn Carl. Obgleich sie durch ein Geschenk aus Hamburg, eine Fotografie ihres Elternhauses, an Jugend und Kindheit erinnert und durch zahlreiche Geschenke ihrer Kinder

---

herrliches Wesen tief sich versenken zu dürfen. In diesem Weh – und Wonne – vollem Werk vereint mit mir laßt uns Alle um so enger uns aneinander schließen als einer solchen Mutter stets würdiger werdende Kinder. In innigem, von Grund des Herzens kommenden Danke für Alle Eure mir so unzählige Male, zumal in letzter Zeit, bewiesene treue und zarte Liebe bin und bleibe ich allezeit Euer Euch unverbrüchlich liebender Bruder Carl Fliedner. Monsheim den 15. Mai 1892.“ Das Zitat macht deutlich, dass das umfangreiche Textstück hagiographischer Tendenzen nicht entbehrt und entbehren will. Dennoch scheint der Autor um Authentizität bemüht, was v.a. in der völligen Kongruenz seiner Schilderung der Empfindungen Carolines am Ende des Jahres 1891 und dem Tenor, den Carolines Briefe in dieser Zeit erkennen lassen, deutlich wird. Bemüht, die eigene Erinnerung zu objektivieren, sah Carl Fliedner zum Zweck des Abfassens des Nachrufs zahlreiche Briefe Carolines an Schwestern und Angehörige durch (z.B.: „So hob sie in einem am 21. December geschriebenen Briefe rühmend hervor, daß sogar heute, am kürzesten Tage des ganzen Jahres, ihr warmes gemüthliches Zimmer voll Vogelgesang und Sonnenschein sei“). Unmodifiziert wird wiedergegeben, was Caroline ihrer Tochter Mina am 21. Dezember 1891 (FA IV a 14 vol 3) schrieb. V.a. der Bezug auf die Briefe Carolines an Mina, die heute noch vollständig zur Verfügung stehen, beweist, dass Carl Fliedner nicht redigierte. Einerseits aufgrund der Echtheit der Erinnerung, andererseits, weil keine direkteren Erinnerungen zum Tod Carolines überliefert sind, erscheint die wissenschaftliche Verwertung des Textes gerechtfertigt. Wenn keine anderen Nachweise angeführt werden, sind die Informationen zum letzten Lebensabschnitts Carolines dem Nachruf ihres Sohnes Carl (FA IV c 17) entlehnt.

<sup>184</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 25. Oktober 1891. Ihr Sohn Carl erwähnt in seinem Bericht über das letzte halbe Lebensjahr seiner Mutter den 25. Oktober 1891 als das Datum, bei dem die Schwäche Carolines zum ersten Mal für Außenstehende sichtbar wurde (FA IV c 17).

<sup>185</sup> Zitiert nach FLIEDNER, C., Mutter 11 (FA IV c 17).

<sup>186</sup> Dies teilte sie lediglich einer Schwester mit, die an demselben Gefühl litt (vgl. FA IV c 17, FLIEDNER, C., Mutter 13).

<sup>187</sup> Vgl. zu diesem Thema auch ausführlich FLIEDNER, C. Mutter 10f (FA IV c 17). Caroline fürchtete, ihr Sohn werde noch vor ihr sterben und plante, falls das Befinden sich nicht bessere, ihren alljährlichen Sommeraufenthalt in Kaiserswerth ausfallen zu lassen, um ihrem Sohn behilflich sein zu können.

<sup>188</sup> FA IV a 14 vol 3, Caroline an ihre Tochter Mina am 9. November 1891.

erfreut wurde, war ihr die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit, bewusst, dass das Weihnachtsfest möglicherweise ihr letztes sein würde. Ihr gesundheitlicher Zustand war so stabil, dass sie zwischen Weihnachten und Neujahr einen mehrstündigen Spaziergang unternehmen und den Sonntag nach Weihnachten die Kirche besuchen konnte. Den Jahreswechsel erlebte sie zum ersten Mal seit ihrer Übersiedlung nach Monsheim wachend im Kreis der Familie. Ohne besondere Vorkommnisse begann das neue Jahr. Caroline beschäftigte sich weiterhin pausenlos mit Küchen-/ Handarbeiten, Lesen und Briefeschreiben. Als Beweis ihrer Rüstigkeit erschien ihr selbst ihre Fähigkeit, bis ins hohe Alter zahlreiche Briefe zu verfassen: 131 zählte sie selbst noch in den drei Monaten des Jahres 1892, die nicht zuletzt ihre Geistesklarheit bis ins hohe Alter beweisen. Als die Witterung wieder milder war, verließ sie häufig das Haus, um kurze Spaziergänge zu unternehmen, bei denen sie stets von einem Wagen begleitet wurde, den sie bei Ermüdung besteigen konnte. Zu ihrem letzten Geburtstag wurde sie vom 25.-27. Januar von ihrem Sohn Ernst besucht. Am 16. März zeichnete sie ihre testamentarischen Bestimmungen auf und ordnete am folgenden Tag ihren Nachlass. V.a. über den Verbleib der ihr gehörenden Bilder verfügte sie unter genauer Aufzählung derselben detailliert. Am 19. März schrieb Caroline Abschiedsbriefe an ihre Hausgenossen Carl und Tilly. Dennoch wies zu diesem Zeitpunkt noch nichts auf den unmittelbar bevorstehenden Tod hin.

Am 29. März kehrte vormittags überraschend Carolines jüngster Sohn August in Monsheim ein. Carolines Freude war zunächst groß. Während Carl, der seinen Bruder empfangen hatte, bis zum Mittagessen seine Arbeit in der Praxis fortsetzte, unterbreitete August Caroline jedoch eine Katastrophe. Durch einen außergewöhnlichen – vermutlich sexuellen – Fehltritt war er gezwungen worden, sein Pfarramt niederzulegen und sich auch von seiner Frau zu trennen. Möglicherweise waren für die gesamte Familie Fliedner nachteilige Veröffentlichungen über das Geschehen in Zeitungen zu befürchten. Augusts Wunsch, seinen Hausrat, Frau und Kind in Monsheim unterzubringen, schlug Caroline ab und riet ihm, in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Diesen Wunsch wies August entschieden zurück: „In dem gleichen Maaße aber, in welchem A. an einer Manie in geschlechtlicher Beziehung leidet, krankt er auch an einer Manie ungemessenen Hochmuthes und Starrsinns“, lautete Carolines vernichtendes Urteil auf diese Reaktion. Er wollte nach Osten, und Caroline konnte diesen Wunsch nur insofern beeinflussen, als er ihren Rat annahm, zu seinem Bruder Theodor nach Zipsendorf in Sachsen zu gehen. Bald nach dem gemeinsamen Mittagmahl reiste der Gast dorthin weiter.

„Wie aber einen Augenblick Tilly und nachher auch A. aus dem Zimmer gegangen waren, warf Mutter mit gerungenen Händen in geradezu herzerreißenden Jammer sich an meine Brust, und erzählte mir weinend die vorliegenden Facten“, schildert Carl die spontane Reaktion Carolines auf die Nachricht. „Nach A.’s Abreise blieb ich fast den ganzen Nachmittag und Abend in intemem Zwiegespräch mit Mutter. Dieselbe war gänzlich zerschlagen. In der Nacht von Dienstag den 29. März auf Mittwoch den 30. März schlief Mutter keine Minute. Einzelne Worte Mutters waren: „Mein armes Minchen [Ehefrau Augusts]“ „mein armes Fritzchen [Sohn von Minchen und August]“.“ Noch am 29. März legte Caroline schriftlich ihren Wunsch nieder, ihre Kinder möchten mit Veröffentlichungen über ihr Leben nach ihrem Tode möglichst karg sein. Am Morgen des 30. März weckte sie nach durchwachter Nacht ihre Nichte Tilly und rief sie an ihr Bett: „Es ist halb sechs Uhr, jetzt will ich Dir etwas sagen. Wenn Du jetzt Carl weckst, dann sage ihm: Minchen solle zu ihrem Bruder Fritz in der Nähe von Gladbach gehen mit ihrem Söhnchen und ihm dort Haus halten, sie kann dazu ja auch ihre Möbel theilweise gebrauchen. Ich werde ihr tausend Mark senden oder ich will besser die Summe gar nicht nennen. Jeden Monat werde ich ihr hundert Mark geben und für sie und Fritzchen sorgen, daß sie nicht zu kurz kommt.“ Am 30. März reiste Carl zu seinem Bruder Ernst nach Manubach. Caroline äußerte sich am Abend erleichtert darüber, dass das Geschehene mit Ernst hatte besprochen werden können.

Am Morgen des 31. März erlitt Caroline bei ihrer Morgentoilette einen Herzschlag (der Beschreibung nach würde heute vermutlich ein Apoplexie diagnostiziert): „Sie fühlte eine eisige Kälte in das Innerste ihres Herzens eindringen und gleichzeitig eine Starre sowie ein Lähmungsgefühl auf der ganzen linken Seite bis in den linken Fuß hinunter.“ Zu der herbeigeeilten Tilly sagte sie: „Es ist eine Ohnmacht, oder ich sterbe. Grüße alle meine Kinder und meinen A. Sage ihm ich würde mit ihm beim Herrn, der ihn retten will, zusammentreffen. Ich vergebe ihm Alles. Grüße meine lieben Diakonissen. Jawohl, ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich scheiden werden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. A. soll sich hüten vor dem Geiz. Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels. Der Mensch lebt nicht davon, daß er viele Güter hat. In meinem Kasten sind Papiere, ich habe Alles geordnet. Ihr werdet darin Euch zurecht finden. Auch ist etwas Geld noch darin. Du ziehst mir mein Todtenkleid an. Käthy (die am 1. April nach Monsheim kommen wollte) [eine Nichte] kann Dir dabei helfen. Für Minchen wird gesorgt werden. Die Zinsen sind noch nicht fällig. Es ist aber vorgesehen für besondere Fälle, da kann das Kapital angegriffen werden, es muß aber dann eine Vorstandssitzung statt finden.“ Als sich zeigte, dass Caroline sich zumindest etwas erholte, sagte sie auf erleichterte Reaktionen ihrer Nichte hin: „Ja, wie Gott will, es geschehe sein Wille. Sonst wäre es ein schöner Tag gewesen zum Abscheiden, heute vor 64 Jahren war mein Confirmationstag im Jahre 1828.“ Caroline selbst stellte einen direkten Zusammenhang zwischen dem traurigen Anlass des Besuchs ihres Sohnes und ihrem gesundheitlichen Ergehen her. „O Herr schenke mir himmlische Geduld“, bat sie, während sich ihr Befinden so weit gebessert hatte, dass sie im Bett sitzen und ihre Nichte Tilly ihr vorlesen konnte. Am Abend des 31. März kam ihr Sohn Ernst nach Monsheim, am folgenden Morgen traf Heinrich aus Kaiserswerth ein. Am 2. April wurde Caroline das Aufstehen gestattet. Ihr Sohn Heinrich ermutigte sie, einen Festgruß zum 50jährigen Jubiläum des Kaiserswerther Waisenhauses zu diktieren. Zwischen 10 und 12 Uhr abends traten erneut „bedrohliche Anfälle äußerlicher Herzschwäche“ auf. Wieder schien sich ihr Zustand zu stabilisieren, doch schon am Morgen des 4. April traten neue Schwächenanfälle auf und sie klagte über großes Kälteempfinden, das sie nach dem Abendmahl verlangen ließ. Wieder beschäftigte sie das Schicksal ihres jüngsten Sohnes: „Grüße A. von mir und sage ihm, daß ich ihm vergebe. Vielleicht dient mein Tod dazu, daß er wahre Buße thut. Vergieb Du ihm auch“, bat sie ihren Sohn Carl am Nachmittag. Ihr bereits abgereister Sohn Heinrich kehrte nach Monsheim zurück. Während sie sich von ihrer Nichte Lieder vorlesen ließ, erwartete Caroline bei klarem Bewusstsein in Ruhe ihren Tod. Fürchtend, ihr Lager werde sich länger als es ihr selbst wünschenswert erschien hinziehen, bat sie am 6. April zur Unterstützung der Pflege durch ihre Nichte um Sendung einer Diakonisse aus Kaiserswerth. Hoffnung auf nachhaltige Besserung ihres Befindens wechselte ab mit weiteren Schwächenanfällen. Rational wog Caroline noch die Möglichkeiten ab, einerseits ihrem Sohn August zu helfen und ihn der Integration in die Familie zu versichern ohne ihr Ansehen zu beschädigen. Durch das Vorlesen von Liedern und Büchern sowie Gebet ließ sie sich von ihrer kontinuierlich zunehmenden Schwäche ablenken. Am 13. April erschien ihr Sohn Ernst in Monsheim, den man zunächst nicht mehr zu ihr lassen wollte und dem nur auf ihren eigenen Wunsch für wenige Minuten ein Besuch an ihrem Bett gestattet wurde. Am Morgen des 15. April, Karfreitag, sagte sie zu ihrer Nichte: „Ach Tilly wie schrecklich ist es, nicht leben und nicht sterben zu können!“ Nach dem Mittagessen las Carl Caroline zahlreiche für sie eingetroffene Briefe vor. Den Nachmittag über wurde sie von ihrer Nichte und der Diakonisse versorgt. Gegen Abend trat eine rapide Verschlechterung des Zustands ein, die ihre Betreuerinnen Carl von einem Patienten zurückrufen ließen. Mittel, von denen man Kräftigung ihres Zustandes erhoffte, lehnte sie ab und nahm sie nur gezwungenermaßen aus der Hand ihres Sohnes. „Grüße Alle, auch A.“ trug sie ihm auf. Die Nähe des Todes war allen bewusst, als sie weiter rief: „Jesu, du bist für mich gestorben! Mach es leicht, hilf mir sterben!“ Wenige Momente später schlief Caroline gegen viertel vor acht Uhr abends in Anwesenheit ihres Sohnes, ihrer

Nichte und der Diakonisse ein. Die Angehörigen bereiteten Caroline nach ihren persönlichen genauen Anweisungen auf die Trauerfeier vor. Am Morgen des folgenden Tages wurde der geschmückte Leichnam fotografiert, Formalitäten erledigt und Traueranzeigen mit dem Wortlaut versandt:

„Gestern, am Charfreitage, Abends 8 Uhr entschlief, in festem Glauben an ihren Erlöser, sanft und schmerzlos nach 14tägigem Krankenlager unsere theure heißgeliebte Mutter, Großmutter, Schwester, Schwiegermutter und Tante: Caroline Fliedner geb. Bertheau, Wittwe des Pastor Dr. theol. Theodor Fliedner von Kaiserswerth in ihrem 82. Lebensjahre. Monsheim Charsamstag den 16. April 1892. Im Namen der trauernden Hinterbliebenen: Dr. Carl Fliedner. Monsheim, Charsamstag den 16. April 1892. Die Trauerfeier findet am Ostersonntage Nachmittags ½ 4 Uhr im Trauerhause statt und im Anschluß hieran die Überführung der Leiche zum Bahnhofs behufs Beerdigung in der Heimath.“

Zahlreiche Gäste reisten nach Monsheim, um von der aufgebahrten Leiche Abschied zu nehmen. Am Nachmittag wurde der Sarg vor Beginn der Trauerfeier geschlossen. Im Sterbezimmer hielt der Pfarrer eine Ansprache, bevor der Leichnam in einem großen Zug aus dem Trauerhaus an den Bahnhof transportiert wurde. Am Morgen des 18. April erreichten Carl Fliedner, Tilly und die zur Pflege nach Monsheim gereiste Diakonisse Calcum, von wo der Sarg auf einem Leichenwagen von den zu Fuß folgenden Söhnen und Enkeln Carolines nach Kaiserswerth eskortiert wurde. In der „Leichencapelle“ wurde der Sarg wieder geöffnet. Am Nachmittag wurde im Kreise der bereits in Kaiserswerth eingetroffenen Familienangehörigen eine Andacht gehalten. Nachdem dies am folgenden Morgen wiederholt worden und auch Carolines zweitältester Sohn aus Madrid eingetroffen war, wurde der Sarg geschlossen und von den Söhnen in die Kirche getragen. Am Nachmittag fand die offizielle Trauerfeier<sup>189</sup> statt.

„Am Karfreitag, abends 8 Uhr, hat der Herr unserer treuen, heissgeliebten Mutter, Schwiegermutter und Grossmutter, der verwittweten Frau Pastor D. Caroline Fliedner geb. Bertheau, das sehnliche Verlangen ihres Herzens erfüllt, und sie nach einundachtzigjähriger Pilgrimschaft und nach langer, opferfreudiger und reichgesegneter Arbeit im eigenen Hause, wie im Hause ihres Gottes heimgelufen, um ihm forthin vor seinem Throne zu dienen Tag und Nacht. Die Hinterbliebenen. Monsheim, Kaiserswerth, Zipsendorf, Madrid, Manubach, Steinhöfel, am Karsamstag 1892. Die Beerdigung wird am Dienstag, den 19. April, nachmittags drei Uhr, in Kaiserswerth stattfinden“, hatten ihre Kinder zur Beerdigung eingeladen. Sie wurde von Carolines ältestem leiblichen Sohn Theodor mit der Lesung einer Kombination alttestamentlicher Trostworte, dem 130. Psalm und 1. Kor 15 eröffnet. Nachdem er die Einleitung mit Gebet beendet und die Gemeinde gesungen hatte, hielt der Präses der rheinischen Provinzialsynode und Mitglied des Kaiserswerther Vorstandes, Pfr. Kirchstein, die Gedächtnispredigt, in der er ihre entscheidenden Stationen und Verdienste für die Diakonissen-Anstalt Revue passieren ließ und sie als Verpflichtung ihrer Nachkommen und der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Anstalten zur Fortsetzung der Arbeit deutete. Nach einem Lied der Gemeinde folgte eine Rede des Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, D.W. Baur, der Caroline als Prototypen der protestantischen Frau im diakonischen Amt hervorhob.

Nach abermaligem Gesang der Gemeinde wurde der Sarg von Carolines Söhnen aus der Kirche getragen. Bevor er in die Erde gesenkt wurde, segnete J. Disselhoff Caroline zur letzten Ruhe.

Der Tod Carolines wurde als einschneidendes Ereignis für die Diakonie empfunden. Als „letzte des Geschlechts, das den Grund gelegt hat zu den Werken der evangelischen Krankenpflege, die jetzt den Stolz des evangelischen Deutschlands, ja der ganzen evangelischen Kirche bilden, ist von uns geschieden, ist eingegangen zu ihrer Ruhe“, fasste

---

<sup>189</sup> Vollständig abgedruckt sind Reden und Ablauf der Trauerfeier im ARMEN- UND KRANKENFREUND 44 (03/04 1892) 47-60.

Pfr. Kirschstein in seiner Gedächtnispredigt die Bedeutsamkeit ihres Todes zusammen, mit dem eine Epoche in der Geschichte der Diakonissen-Anstalt zu Ende zu gehen schien, obgleich sie bereits neun Jahre zuvor das Amt der Vorsteherin niedergelegt hatte.

In den folgenden Tagen trafen unzählige Beileidsschreiben<sup>190</sup> aus allen Schichten der Bevölkerung, vom Haus der Hohenzollern über Größen in Politik und Wirtschaft bis hin zu Knechten und Mägden in Kaiserswerth ein, die unterstrichen, dass Caroline gleichermaßen von der Anstaltsgemeinde wie von der Öffentlichkeit quasi als pars pro toto der Diakonie betrachtet worden und durch ihren Tod eine Lücke entstanden war, die eine Ära zu Ende gehen ließ. Berichte heutiger Nachkommen Carolines, in denen Verwandte, die Caroline noch unmittelbar erlebt haben, von der Ahnin berichteten, stimmen ausnahmslos darin überein, dass Carolines Aura durch die Attribute „Licht und Liebe“ charakterisiert wurde. Denselben Eindruck hinterließ sie in der Öffentlichkeit. „Die äußere Einfachheit ihrer Erscheinung konnte die Würde und Hoheit ihres Wesens nicht verbergen. Man hatte den Eindruck, als ob man einer Fürstin, aber einer Fürstin im Reiche der Liebe, gegenüberstehe. Es thut immer wohl harmonischen Menschen zu begegnen, und hier, wo klarer Verstand und warmes Gemüth in solchem Einklange standen, und wo den Grundton die Liebe gab, die nicht das Ihre sucht, empfand man in seltenem Grade die Weise, die von einem begnadigten Wesen ausgeht“, führte ein Arzt in seinem Kondolenzschreiben aus und fasste damit treffend den Tenor dessen zusammen, was die unterschiedlichsten Menschen in ihrer Trauer um Caroline ausdrückten. Passend erscheinen angesichts dessen die Paulusworte, die Caroline selbst als Inschrift ihres Grabsteins ausgewählt hat (1. Kor 15, 10a):

**„Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“**

### 3. Zusammenfassung

Th. Fliedners Tod 1864 veränderte gleichermaßen die Situation der Anstalten wie der Familie, so dass Carolines Verantwortung für Letztere dauerhaft stark zunahm. Zeit, sich dem Gefühl der Trauer über den Verlust ihres Gatten hinzugeben, blieb Caroline nicht. „Es liegt auf der Hand, daß ein berufsloses Leben bei unserer Neigung zur Selbstsucht viel mehr Elend uns bringt, als eine tüchtige Arbeit, die uns von dem elenden Ich abzieht<sup>191</sup>“, lobte sie selbst den Vorzug rastloser Beschäftigung vor der Möglichkeit des Rückzugs in Meditation. Die im familiären Bereich anfallenden Aufgaben bewältigte sie in stummem Zwiegespräch mit ihrem Gatten und wurde der Doppelbelastung, der eigenen Familie vorzustehen und die Anstalten verantwortlich zu leiten, durch geschickte Verknüpfung familiärer Erfordernisse mit beruflichen Verpflichtungen gerecht.

Ihre Fähigkeit, ihren Söhnen Eigenständigkeit und –verantwortlichkeit einzuräumen und selbst hinter ihre Kinder zurückzutreten ohne unkritisch sämtliche von ihnen getroffene Entscheidungen zu akzeptieren, garantierte ihr uneingeschränkte Anerkennung bei ihren Kindern. Da der im 21. Jahrhundert restriktiv anmutende Umgang mit ihren Töchtern (besonders Mina) nicht aus dem zeitgenössischen Rahmen des 19. Jahrhundert trat, scheint sie sich ebenfalls ihrer vorbehaltlosen Akzeptanz erfreut zu haben. Caroline blieb auch nach Th. Fliedners Tod der klassischen Rollenaufteilung verpflichtet, indem sie nicht etwa versuchte, Einfluss auf die Berufswünsche der Söhne zu nehmen, sondern darauf vertraute, dass sie den Wünschen ihres Vaters folgen würden. Nur bei den Töchtern ging die Erziehung in Konformität mit dem zeitgenössischen Frauenbild über affektive und moralische Einwirkung hinaus und dauerte lebenslang an.

Caroline blieb in aufopferndem, selbstlosem Dasein für ihre Kinder zeitlebens affektiver Mittelpunkt der Familie. Völlige Selbstlosigkeit sicherte ihr gleichermaßen die Sympathien ihrer Kinder wie die der Anstaltsgemeinde bis weit über ihren Tod hinaus. Der Tod Th.

---

<sup>190</sup> AKD 3.

<sup>191</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 30. März 1866.

Fliedners war für Caroline in mancher Beziehung von befreiender Wirkung, da sie nur durch ihn von einseitiger Fixierung auf die Person des Gatten gelöst und von Eifersucht auf sonstig von ihm verbrachte Zeit befreit wurde. Als Manifestation fehlender Selbstverleugnung, Gebundenheit an das Ich, die eigene Person, hatte Th. Fliedner Carolines Widerwillen gegen seine Aktivitäten gedeutet, an denen sie keine Partizipationsmöglichkeiten hatte. Mit seinem Tod starb die Person, deren Gegenwart Caroline während 21 Jahren am meisten begehrt und dementsprechend die zahlreichen Abwesenheiten vielfach als Affront gegen die eigene Person empfunden hatte. Th. Fliedner war zu keinem Zeitpunkt bereit gewesen, sich auf Kompromisse und Rücksicht gegenüber seiner Frau einzulassen. Als probates Mittel war ihm erschienen, Carolines Resistenzen gegen seine Reisen zu sublimieren, indem er sie als Charakteristikum eines gestörten Gottesverhältnisses deutete, was Caroline im Lauf der Ehe auch internalisiert hatte. An die Stelle von Aufbegehren gegen die als von Gott gegeben scheinende Situation trat stummes Ertragen.

Th. Fliedners Tod änderte diesen Zustand grundlegend und schuf die Voraussetzung für ein grundsätzlich neues, positives Gottesverhältnis. Gott wurde zum ungeteilten Mittelpunkt von Carolines Leben. Intensives Gebet war nunmehr nicht mehr primär das Instrument, mit dem sie ihre Anfechtungen zu überwinden suchte, sondern es sicherte ständigen Kontakt zu Gott und stärkte ihre Handlungsfähigkeit in Anstalten und Familie, da sie sich nur in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes agierend zu aktivem Handeln legitimiert empfand. Ihre Lebenssituation wurde ihr Grund zu Dank gegenüber Gott und auch Widerwärtigkeiten nahm sie im Vertrauen darauf dankbar hin, dass Gott auch in der menschlichen Ratio unverständlicher Weise zum Besten des Menschen handeln werde. Die Gewissheit der Vergebung ihrer Sünden berechtigte sie in Übereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnis zu Hoffnung auf Auferstehung und ewiges Leben. Der Tod war das Ereignis, das sie mit ihren bereits verstorbenen Nächsten wieder vereinigen würde. Ohne Schrecken setzte sie sich früh mit der Möglichkeit ihres nahen Todes auseinander. Durch das Bewusstsein, dass einige ihrer nächsten Verwandten mit dem Tod bereits in jene, von Sünde und Endlichkeit freie Welt bei Gott eingegangen waren, fühlte sich Caroline selbst der Gebundenheit an die Diesseitigkeit halb enthoben. Der Tod, war ihre Überzeugung, würde diesen Zustand zu seiner Vollendung bringen. Ruhig konnte sie aus diesem Grund ihr Ende bei bis zum Schluss, außer allgemeiner Schwäche, guter Gesundheit vorbereiten.

Vermutlich ausgelöst durch große Aufregung aufgrund einer familiären Tragödie erlitt Caroline am 31. März 1892 einen Schlag, der sich mehrfach wiederholte und an dem sie 15 Tage später an ihrem Alterswohnsitz bei einem ihrer Söhne in Monsheim bei Worms starb. Ein Schatten wurde insofern auf ihr lange ruhig und freudig erwartetes Ende der irdischen Existenz geworfen, als ihr bewusst war, ihren jüngsten Sohn in verzweifelter Lage zurückzulassen ohne helfen zu können. Trösten konnte nur die Hoffnung, dass Gott auch dieses Kind die ihr zuteil gewordene Heilserfahrung machen lassen werde.

In unzähligen Kondolenzschreiben drückten Menschen aus allen gesellschaftlichen Kreisen ihre Trauer um Caroline aus und bewiesen die Hochschätzung, die ihr gleichermaßen am Hof der Hohenzollern wie von einfachen Knechten und Mägden entgegengebracht worden war. Mit der Vereinigung der „Würde einer Fürstin mit der Demuth einer Magd Christi“<sup>192</sup> in ihrer Person hat die zweite Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth Menschen von unterschiedlichster Herkunft von der Idee der Diakonie begeistert und eine entscheidende Grundlage dafür gelegt, dass der Gedanke praktischer Nächstenliebe bis heute als soziale Dimension gemeindlich-kirchlicher Leitungsverantwortung existiert.

---

<sup>192</sup> BANDAUF, A., Diakonissin 12.

## VI. Epilog

„Meine lieben Kinder! Seid mit der Veröffentlichung von Mitteilungen über mein Leben, die ihr glaubt nicht unterlassen zu sollen, möglichst karg. Ich rühme mich hochofrennt der Hoffnung auf Barmherzigkeit.

Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf unsern allerheiligsten Glauben durch den heiligen Geist und betet und behaltet euch in der Liebe Gottes und wartet auf die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben.

Auf Wiedersehen! Niemand wird fehlen. O Wonne!

Eure Mutter Caroline Fliedner.

Monsheim, den 29. März 1892.“

Die Bitte, die Caroline Fliedner geb. Bertheau 17 Tage vor ihrem Tod schriftlich niederlegte, ist ihren knappen Lebensbeschreibungen, die von Kaiserswerther Publikationsorganen unmittelbar nach ihrem Tod veröffentlicht wurden, gleichsam entschuldigend vorangestellt. Die Hochschätzung Caroline Fliedners in den diakonischen Einrichtungen Kaiserswerths stellte lange Zeit die Legitimität einer detaillierten Lebensdarstellung grundsätzlich in Frage. Der Kontext der Niederschrift des Wunschs legt indes nahe, dass es ein spezifisches, als familiäre Tragödie empfundenes Ereignis war, das Caroline Fliedner wünschen ließ, dass nach ihrem Tod so wenig wie möglich Privates über sie veröffentlicht werde und sie nicht einem grundsätzlichen Anliegen Ausdruck verlieh um etwa Konformität mit dem Ideal christlicher Demut zu erreichen wie Mariane v. Rantzau<sup>1</sup>.

Die Pietät gegenüber dem Subjekt der Untersuchungen scheint den Versuch der Erstellung einer wissenschaftlichen Biographie über Caroline Fliedner gestattet zu haben, die spätestens seit der umfangreichen Darstellung Friederike Fliedners durch Anna Sticker 1961 ein Desiderat der Forschung darstellte: Zwar leitete Letztere als erste Frau Th. Fliedners die Diakonissen-Anstalten sechs Jahre als Vorsteherin und gilt damit berechtigt als Mitbegründerin des Werkes, doch beeinflusste Caroline Fliedner den Auf- und Ausbau der Diakonissen-Anstalt über 40 Jahre in nicht minder großem Maß und leistete einen wesentlichen Beitrag zur Konsolidierung der Einrichtungen.

Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Person Caroline Fliedners geb. Bertheau wurde einleitend das Ziel der Arbeit darin festgelegt, im Rahmen einer geschlechtergeschichtlichen Untersuchung Frauen als „Subjekte des Handelns“ sichtbar zu machen. Neben der Einordnung der Protagonistin in den historischen und sozialen Kontext des 19. Jahrhunderts galt der Erforschung der Beziehung der Geschlechter, i.e. der Reproduktion oder möglichen Opposition gegen die klassischen Rollen, im sozialen Protestantismus eben solches Interesse wie der Untersuchung der Religiosität Caroline Fliedners. Bei der zweiten Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth lassen sich in mehrerer Beziehung die Schwierigkeiten der Situation der Frau im Kontext des 19. Jahrhunderts sowie das Heikle ihrer heutigen Beurteilung zeigen.

Geboren in einer sozial hoch stehenden Hamburger Familie, wurde Carolines Erziehung bei Amalie Sieveking in jeder Beziehung richtungweisend für ihren späteren Werdegang. Zunächst erwarb sie bei ihr Kenntnisse und Fertigkeiten, die weit über den Rahmen dessen hinausgingen, was in bürgerlichen Kreisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für ein Mädchen als adäquat und notwendig empfunden wurde. Diese Ausbildung befähigte sie grundsätzlich, einer beruflichen Tätigkeit nachzugehen und ein von Familie oder einem Ehepartner unabhängiges Leben zu führen. Darüber hinaus überlagerte die religiöse Unterweisung Amalie Sieveking ihre primäre religiöse Sozialisation in einem rationalistischen Elternhaus: Caroline wurde hier zum ersten Mal mit der Theologie der Erweckungsbewegung konfrontiert, mit der sie sich zunehmend identifizierte. Nach Ende des

---

<sup>1</sup> Vgl. RÖPER, U., Mariane v. Rantzau 9.

Unterrichts hatte sie, wie sich bei Antritt einer Stelle als Erzieherin wenige Jahre später zeigte, internalisiert, was das Leben des Christen zuerst ausmachte und zu Hoffnung auf eine postmortale Existenz berechnete: Nach Bekehrung und Wiedergeburt, den Elementen, die das geistliche Leben des (erweckten) Christen quasi initiierten, trat der Mensch in den nie abgeschlossenen Prozess der Heiligung ein, das sich v.a. in der völligen Aufgabe von Eigenliebe, selbstverleugnendem sozialem Engagement und Dankbarkeit über die eigene Situation manifestierte. Das Streben nach Heiligung entbehrte insofern nicht einer gewissen Ambivalenz, als dem Begriff genau das inhärent war, was als weibliche Qualität schlechthin im 19. Jahrhundert postuliert wurde und Aufbegehren gegen die eigene Situation paralytierte: Im profanen Bereich wurde die Bereitschaft zur Selbstverleugung ausschließlich von der Frau verlangt, was in der Theologie der Erweckungsbewegung insofern eine Sublimierung erfuhr, als die Fähigkeit zur Selbstverleugung hier als Postulat des göttlichen Willens erschien – wenn es im geistlichen Bereich auch gleichermaßen an Mann und Frau herantrat.

Caroline wurde insofern zum Opfer der Vorstellung der Selbstverleugung, als diese sie bereits vor ihrer Heirat in Situationen verharren ließ, die sie grundsätzlich als unerträglich empfand. Das Heraustreten aus diesem Zustand hätte sie als Aufgeben im Ringen um ein rechtes Gottesverhältnis und als Scheitern desselben deuten müssen, dessen Erreichung und Aufrechterhaltung spätestens seit ihrer Konfirmation ihr zentrales Anliegen war.

Im Verlauf ihrer pädagogischen Tätigkeit gelang es ihr allmählich, eigene Wünsche und Vorstellungen zu sublimieren Konformität mit dem zu erreichen, was Gottes Wille zu sein schien. Ein nicht minder großes Maß an Fähigkeit, die eigenen Wünsche hinter das zurückzustellen, was Gott von ihr zu fordern schien, verlangte die Annahme der Position der Oberaufseherin für eine Station im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus. Mit diesem Schritt gelang Caroline – freilich unbewusst – die bedingte Lösung von der klassischen Rollenaufteilung, da sie mit Kompetenzen ausgestattet wurde, die eine Frau im 19. Jahrhundert kaum erhalten konnte.

Trotz ihrer Qualifikationen und ihrer erreichten Position blieb sie der Vorstellung des 19. Jahrhunderts verhaftet, dass sie erst als Ehefrau und Mutter Erfüllung erfahren könne: Ihr größter Wunsch blieb – überdies gut lutherisch – die Gründung einer eigenen Familie. Die Caroline in vielen Bereichen zugestandene Entscheidungsfreiheit ließ es jedoch fraglich erscheinen, ob sie bereit sein würde, sich durch das Eingehen einer Ehe einem Mann bedingungslos unterzuordnen. Doch schon die erste Annäherung an Th. Fliedner zeigte, dass sie auch in Bezug auf die Ehe das traditionelle Rollenverständnis internalisiert hatte.

Als „Gehülfinn“ ihres Gatten fand sie in Übereinstimmung mit den zeitgenössischen Codices und der Theologie der Erweckungsbewegung, die das Haupt der Ehe im Mann sah, seit Beginn der Brautzeit ihre Bestimmung und indizierte damit ihre kognitive Bereitschaft, lebenslang den Direktiven Th. Fliedners zu folgen.

Während sie ihren Mann leidenschaftlich liebte, postulierte der jedoch spirituelle Liebe. Konflikte waren vorprogrammiert. Carolines Bedürfnis, sich fast ausschließlich über ihren Mann zu definieren, verband sie mit Ansprüchen an seine Person, die kaum als einer Frau angemessen empfunden worden sein dürften und deren Legitimität v.a. ihr selbst mehr als fraglich war. Trennungen, die die zahlreichen Dienstreisen Th. Fliedners mit sich brachten, empfand sie als Affront gegen die eigene Person. Nicht das zu bewältigende Arbeitsaufkommen der Vorsteherin, das als seine Stellvertreterin in Zeiten ausgedehnter Dienstreisen massiv anstieg, war es, das Caroline zu erdrücken schien. Vielfach erscheint die Arbeit eher als Instrument zur Ablenkung von den Folgen der selbst auferlegten Selbstverleugung. In physischer Nähe fand sie, was sie von einer Ehe erwartete, während ihr Gatte das Motiv der geistigen Einheit bemühte. Caroline, die bereit war, sich in allen sonstigen Belangen ihrem Mann unterzuordnen, opponierte massiv: Ihre Forderung nach Zweisamkeit, von ihr letztlich begriffen als unbedingte Einheit der Ehegatten und Aufgehen ihrer Person in der ihres Mannes, war mehr als der Zeitgeist der Frau zugestanden. Pointiert

ausgedrückt war Caroline insofern auf eine Art und Weise emotional durchaus emanzipiert, indem sie intuitiv auf das Recht drang, ihre Wünsche ebenso zu realisieren wie Männer. Kognitiv war sie dagegen der Zeit und der Theologie verhaftet, die Frauen jegliches Recht zur Opposition absprachen.

Und auch Th. Fliedner war nicht bereit, von der Verfolgung seiner Ziele abzurücken und den Bedürfnissen Carolines zu entsprechen. Ironischerweise empfand er gerade das als wünschenswert, was man von Caroline hätte erwarten können: Eine Frau, die bereit war, in eigener Verantwortung Entscheidungen zu treffen und ihre Fähigkeiten von seiner Person unabhängig gleichermaßen in Ehe und Familie wie in die Anstalten einzubringen. Da alle Versuche, Caroline dies klar zu machen, scheiterten, sah er sich dazu gezwungen, sein Anliegen zu sublimieren: Da ein Leben nach dem Willen Gottes nach wie vor Carolines Anliegen war, musste sie Trennungen von ihrem Mann in dem Moment akzeptieren, in dem es ihm gelang, sie als göttliche Notwendigkeit darzustellen und damit ihren ohnehin vorhandenen Eindruck zu verstärken. In Krisen stürzten sie ihre eigenen Empfindungen und eine derartige Ausdeutung der Situation durch ihren Mann, da sie sich emotional lange Zeit nicht in der Lage sah, ihre Ressentiments gegen Trennungen von ihm zu rationalisieren – Selbstliebe trat in Konkurrenz zu Gottesliebe, was zu einem Gefühl der Verworfenheit und des Scheiterns des eigenen Lebensentwurfs führte. Caroline drang nahezu zwanghaft darauf, ihre Eigenständigkeit und –verantwortung aufzugeben, um Th. Fliedner ständig das Gefühl zu vermitteln, sie sei ohne ihn nicht handlungsfähig.

Carolines Aufbegehren erreichte 1848 einen Höhepunkt. Ab diesem Jahr erscheinen die ihr von ihrem Gatten suggerierten Konsequenzen ihrer Opposition akzeptiert: Bei zumindest partiell gebrochener Vitalität gelang es ihr immer erfolgreicher, die eigenen Bedürfnisse hinter Entscheidungen zurückzustellen, die Th. Fliedner als Notwendigkeiten für die Anstalten und Ausführung göttlichen Willens betrachtete. Starke Empfindungen verschloss sie sich weitgehend und versuchte das auszuführen, was Th. Fliedner und die Anstalten von ihr als Vorsteherin verlangten. Ein Mensch, „der aufhörte zu lachen u. zu weinen, u. ein vom Frieden Gottes erfüllter Gleichmuth sei“<sup>2</sup> schien ihr die Geisteshaltung zu charakterisieren, die die irdische Existenz erträglich machte. Häufige schwere Erkrankungen Th. Fliedners, die den Tod ab 1847 jederzeit als möglich erscheinen ließen, trugen zu einer wachsenden Todessehnsucht bei. Dabei internalisierte sie die Haltung, die ihr Mann von ihr erwartete. Sie akzeptierte die ihr so verhassten Reisen und empfand Gefühle der Einsamkeit als Zeichen ihrer Sündhaftigkeit und zu starken Gebundenheit an diese Welt. Als Konsequenz setzte sie ihre Hoffnungen auf eine postmortale Existenz und jenseitige Erfüllung ihrer Wünsche. Bei aller Rücksichtslosigkeit Th. Fliedners gegenüber Caroline wäre es ungerechtfertigt, Caroline einseitig als „Opfer“ ihres Gatten zu deuten: Wäre Th. Fliedner nämlich dem Bestreben seiner Frau, sich ausschließlich an ihn zu binden, entgegengekommen, hätte dies zu einer totalen, freiwilligen Entmündigung Carolines geführt, die sie nach seinem Tod nicht das Werk in seinem Sinne hätte fortführen lassen können.

Carolines Erwartungen an ihre Ehe sind charakterisiert durch Ambiguität und Ambivalenz. Freiwillig gab sie ihre Unabhängigkeit auf und drängte förmlich nach Unterordnung unter Th. Fliedner. Dieser wünschte jedoch gerade eine Frau, die anders als die Mehrzahl der bürgerlichen Frauen im 19. Jahrhundert bereit und in der Lage war, Verantwortung zu übernehmen und (freilich in seinem Sinn) zu entscheiden. Gleichzeitig tendierte Caroline dazu, ihren Gatten in seiner Freiheit unangemessen einzuschränken.

Eine frappierende Parallele zur Ehe der Fliedners findet sich bei der von der Recke-Volmersteins<sup>3</sup>: 1827 heiratete Graf Adelbert von der Recke-Volmerstein Mathilde Gräfin von

---

<sup>2</sup> FA IV a 1 vol 2, Caroline an Th. Fliedner am 7. August 1849. Am 12. Oktober 1845 (FA IV a 1 vol 1) hatte Caroline demgegenüber noch geschrieben: „Ich weiß, er wird es [...] wohl machen [...] u. wie wird dann am Ende unser Mund voll Lachens u. unsere Zunge voll Rühmens sein!“

<sup>3</sup> Vgl. VIERTTEL, G., Mathilde Gräfin 187-216.

Pfeil. Wie Caroline bereits in von Jugend auf mit der Theologie der Erweckungsbewegung vertraut, trat Graf von der Recke 1826 nach einer mehr als flüchtigen Bekanntschaft mit einem Heiratsantrag an sie heran. 1819 hatte er zusammen mit seinem Vater Philip das erste deutsche Rettungshaus in Overdyck bei Bochum für verwaiste und verwahrloste Kinder und 1822 ein weiteres in Düsselthal bei Düsseldorf gegründet. Wie Th. Fliedner stellte Graf von der Recke schon früh klar, dass die „Liebe“ zwischen den Eheleuten „keine individuelle, sinnliche Anziehung zwischen den Brautleuten, sondern eher eine geschwisterliche, entsexualisierte [sein sollte], die ihren Bezugspunkt in Gott hat.“<sup>4</sup> Man meint geradezu den Namen der von der Recke-Vormersteins durch den der Fliedners substituieren zu können, wenn VIERTEL, G., in der Lebensbeschreibung der Gräfin feststellt: „Will Mathilde – so Adelberdts Belehrung – seine Zuneigung, Treue und Achtung dauerhaft erwerben, möchte sie ihn glücklich machen, so muß sie ihr „höchstes Glück“ bei Christus suchen. Nur aus der Einheit mit Christus kann ihre Liebe zu ihm erwachsen, Gefühle sind nicht ausschlaggebend für ihre Verbindung. [...] Keinen Gedanken verschwendet er an ihre künftige Ehegemeinschaft, geschweige denn an einen familiären Privatraum, wie ihn seine Braut sich vielleicht erträumt. Nur seine eigenen – sprich: die dem Willen Gottes entsprechenden – Bedürfnisse und die seiner Anstalt vereinnahmen sein Denken und sind zu befriedigen. [...] Die ihr zuge dachte Rolle ist jedoch keine passive, nicht die der Unterwürfigen, vielmehr weist er ihr einen eigenständigen Arbeitsbereich zu, der nicht annähernd mit dem traditionellen, auf die Familie beschränkten, zu vergleichen ist. [...] Ganz offensichtlich sucht der Graf eine ebenbürtige, selbständig denkende und handelnde Partnerin, eine Art Ergänzung für seine Persönlichkeit und sein Werk, das dem Bau des Reiches Gottes auf Erden dienen soll.“

Die zahlreichen Entsprechungen legen nahe, dass die rein theologische Deutung der Ehe durch Th. Fliedner innerhalb der Erweckungsbewegung keineswegs singulär, vielmehr ein durchaus repräsentatives Beispiel für die unterschiedlichen Erwartungen der Geschlechter an das Zusammenleben von Mann und Frau im 19. Jahrhundert im religiösen Konservatismus war.

Im Gegensatz zu der klassischen Rolle, die Caroline in ihrer Ehe zumindest partiell zu übernehmen suchte, mutet ihr Umgang mit ihren Kindern modern an: Keinerlei Probleme bereitete ihr die Vereinigung ihrer tagfüllenden beruflichen Aufgaben als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt und der Mutterschaft. Selbstverständlich übertrug sie die Sorge für die Kinder auf ein Kindermädchen. Auch die Niederkunft war für sie nicht mit Schrecken verbunden, wie dies bei bürgerlichen Frauen vielfach der Fall war. Jedem Kind stand sie uneingeschränkt positiv gegenüber und betrachtete es als Verstärkung des Bandes zwischen ihr und ihrem Gatten: „Ein ganz Kleines, Unbekanntes, Ungenanntes, doch Geliebtes, das sich immer viel rührt, wenn ich recht warm an Dich denke, grüßt Dich mit mir tausendmal“<sup>5</sup>, teilte sie ihrem Mann einen Monat vor der Geburt ihres zweiten Sohnes mit. Als Geschenk Gottes begriff sie jedes Kind als Verantwortung, dessen Förderung auch rigide erzieherische Maßnahmen unerlässlich machte. Als berufstätige Frau fand sie im privaten Bereich mehr als die traditionell der Frau zugeschriebene Aufgabe der sanften emotionalen Einflussnahme auf die Kinder: Sie erzog sie mit aller Härte wie es offiziell dem Familienvater vorbehalten war. Dabei orientierte sie sich gleichermaßen am bürgerlichen Leistungsethos wie an der Theologie der Erweckungsbewegung. In seltsamem Gegensatz zu ihrer eigenen unkonventionellen Erziehung erscheint die Behandlung ihrer Töchter. Ihr Umgang mit ihnen unterschied sich grundsätzlich von dem mit ihren Söhnen, indem sie besonderen Wert auf die Förderung spezifisch weiblicher Fähigkeiten gelegt zu haben scheint, die Geschlechtertypologie des 19. Jahrhunderts auf diese Weise reproduzierte und damit einen Beitrag zur Konsolidierung der untergeordneten Stellung der Frau leistete.

---

<sup>4</sup> Ebd. 194.

<sup>5</sup> FA IV a 1 vol 1, Caroline an Th. Fliedner am 7. Mai 1845.

Carolines Frömmigkeit wurde während ihrer Ehe maßgeblich von Th. Fliedner determiniert, wenn er auch nicht grundsätzlich neue Voraussetzungen schaffen musste, sondern an gemeinsame Überzeugungen anknüpfen konnte: Als Haupt der ehelichen Gemeinschaft unterstellte Caroline sich selbstverständlich auch seiner geistlichen Vormundschaft und vertraute darauf, dass er sein höchstes Ziel ebenso in der Erfüllung des Willens Gottes fand wie sie es seit ihrer Jugend hatte finden wollen. Vergleichbar dürfte es den Frauen ergangen sein, deren Weg ins Mutterhaus führte. Meist bereits lange vor der Entscheidung für ein Mutterhaus mit erwecktem Denken vertraut, war ihnen ebenso wie Caroline bewusst, dass die Bereitschaft zu innerweltlichem Verzicht Grundvoraussetzung für das Leben eines Christen war, das selbstverständlich auch in einem Schwesternverband verlangt wurde. Das verhängnisvolle Zusammenspiel von Anerkennung männlicher Autorität und der Akzeptanz der Notwendigkeit von Verzicht war es, das Caroline, wie vermutlich vielen Diakonissen, ein Ausbrechen aus dem schier unerträgliche Ansprüche stellenden System unmöglich erscheinen ließ. Die Identifikation der Pläne ihres Gatten mit dem Willen Gottes erstickte Opposition gegen seine Aktivitäten im Lauf der Jahre. Th. Fliedner hatte an Caroline stets den Anspruch gestellt, sein Handeln als Mann uneingeschränkt zu unterstützen. Religion diente lediglich als moralische Verstärkung dieses Anspruchs. Obgleich sich bei Caroline nicht das nachweisen lässt, was als genuin „weibliche Frömmigkeit“ postuliert wird, führte diese Überzeugung doch zur Annahme einer Wesenshaltung, die dem Mann aufgrund der Identifikation seiner Willenserklärungen mit dem Willen Gottes uneingeschränktes Verfügen über sie ermöglichte und sie zu der stets dienst- und opferbereiten Diakonisse formen ließ. Die Erfahrung des völligen Ausgeliefertseins in göttlichen Ratschluss und die allmähliche Internalisation der Notwendigkeit dieser Erfahrung ließen Caroline der ihr unterstellten Schwesternschaft überzeugend vermitteln, dass Passivität die einer Diakonisse einzig angemessene Haltung sei. Auf diese Weise reproduzierte sie in ihrer Funktion als weisungsbefugte Vorsteherin die Dichotomie der Geschlechter – ohne freilich Th. Fliedner darin zu folgen, den Schwestern ihre Wünsche als den Willen Gottes zu präsentieren.

„Zu desertieren wäre Sünde<sup>6c</sup>“, gab Caroline ihrer (Stief-)Tochter Mina, Diakonisse, ihre Überzeugung weiter, dass eine Flucht aus der Diakonissen-Anstalt, gleich welche Opfer das Verharren erforderte, ein unwiderrufliches Vergehen gegen Gottes Willen war – in ähnlicher Weise hatte Th. Fliedner sie nach den ersten fünf Ehejahren von der Unsinnigkeit eines ähnlichen Ersuchens überzeugt. Auf diese Weise folgte Caroline als Vorsteherin Th. Fliedner in seinem Denken weit über seinen Tod hinaus bis zu ihrer Amtsniederlegung 1883.

Carolines Frömmigkeit zeichnete ihre Amtswahrnehmung vor. Die Akzeptanz aller Entscheidungen ihres Gatten, die in dem Moment unkritisch wurde, in dem es ihm gelungen war, sie völlig davon zu überzeugen, dass er in allem Handeln dem Willen Gottes folgte, verlangte sie auch von den Schwestern: Schließlich standen sie wenn auch nicht in ehelichem so doch in einem ähnlichen Verhältnis wie sie als Vorsteherin zum Vorsteher, da sie ihm durch die Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung ebenso untergeordnet waren, wie Caroline ihre eigene Position sah. Durch den Aufbau des Mutterhauses nach dem Vorbild der bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert war die Vorsteherin wie die (bzw. als) Mutter in allen den Haushalt und die Schwestern betreffenden Fragen weitgehend autonom.

Zur Stärkung ihrer Handlungsfähigkeit wurden ihr 1849 „Sitz und Stimme“ in der Direktion der Anstalten verliehen und sie wurde dem Vorsteher koordiniert, doch auf ihre Amtswahrnehmung blieb dies ohne greifbare Auswirkungen – konsequent, möchte man sagen, denn die Stärkung ihrer Handlungsfähigkeit zielte ja direkt darauf, ihren Mann in Bezug auf Reisen unabhängiger zu machen und ihm ein noch höheres Maß an Freiraum einzuräumen: Wenn er wusste, dass er in Kaiserswerth in seinem Sinne vertreten wurde, konnte er die seiner Frau so verhassten Reisen nach Belieben ausdehnen, ohne sich auf

---

<sup>6</sup> FA IV a 14 vol 1, Caroline an ihre Tochter Mina am 2. März 1868.

Notwendigkeiten beschränken zu müssen. Unter diesem Aspekt erscheint Carolines Ignoranz ihrer bemerkenswerten Autonomie als Mittel, subversiv gegen die Situation zu opponieren, die der Erfüllung ihrer Bedürfnisse diametral entgegenstand. Problematisch wurde dieser Umgang mit Kompetenzen in dem Moment, in dem sie nach Th. Fliedners Tod an diesem Habitus festhielt, den Gedanken der Koordination explizit aus ihrer Instruction ausschied und auf diese Weise bis weit über ihren Tod hinaus die Unterordnung der Vorsteherin unter den Vorsteher festlegte.

Caroline übertrug direkt das auf die Diakonissen, was von ihr selbst verlangt wurde: Unbedingte Loyalität zum Mutterhaus, gleich welche persönlichen Opfer es erforderte, erscheint als oberster Anspruch, den sie an jede Schwester stellte (vermutlich erschien ihr dies ebenso als Notwendigkeit, dem Willen Gottes zu entsprechen, wie das Zurückstellen ihrer eigenen Wünsche in Bezug auf Th. Fliedner). Ein einziges Mal, in ihrer beinahe legendären Verpflichtung der Diakonissen auf die Kleiderordnung 1848, bediente sie sich sogar – dem Umgang Th. Fliedners mit ihr selbst folgend – des Motivs des göttlichen Willens zur Disziplinierung der Schwesternschaft. Grundsätzlich teilte Caroline die Auffassung Th. Fliedners, dass die Interessen des Individuums dem Wohl der Anstalten unterzuordnen seien. Die Realisierung eigener Wünsche von Schwestern war nur innerhalb enger Grenzen möglich, da die Vermittlung des äußeren Eindrucks von Homogenität der Anstalten war von Beginn an von zentraler Wichtigkeit. Dabei verstand Caroline es, dem Postulat der „Mütterlichkeit“ der Vorsteherin umfassend gerecht zu werden und auf die Schwesternschaft weniger erzieherisch als gemütsbildend zu wirken. Im Verlauf ihrer 40 Jahre langen Amtszeit gelang es ihr, bei den Schwestern umfassende Anerkennung zu erwerben. Einerseits gewiss durch ihr im Lauf der Zeit immer stärkeres Bemühen, individuelle Interessen der Diakonissen zu berücksichtigen, andererseits, weil sie letztlich die Erfahrungen der Schwestern umfassend teilte, ihnen im Kampf um Selbstverleugnung nicht nachstand und so als Prototyp der dienst- und opferbereiten Diakonisse Glaubwürdigkeit gewann.

Auch auf der anderen Seite, im Vorstand der Anstalten, war es ihre Konformität mit dem zeitgenössischen Rollenbild, die sie höheres Ansehen erreichen ließ, als hätte sie sich nicht den Konventionen der Zeit verpflichtet gewusst: „Wenn wir schwierige Fragen in den Sitzungen des Vorstandes zu entscheiden hatten, dann schwieg sie lange; wenn sie aber ihr Schweigen brach, dann waren ihre Wort zu klar, ihre Gründe so schlagend, die Lösung der Schwierigkeiten, die sie riet, so einfach, daß wir alle zustimmten“<sup>7</sup> hob ein Mitglied des Kaiserswerther Vorstandes bei seiner Gedächtnisrede am 19. April 1892 hervor.

Der Tod Th. Fliedners 1864 markiert gleichermaßen im geistlichen wie im profanen Leben Carolines einen entscheidenden Einschnitt – bei ihrer Wahrnehmung der Aufgaben als Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt folgte sie dagegen der eingeschlagenen Richtung. Th. Fliedners Tod beendete quasi ihren Kampf um Selbstverleugnung: Kein menschliches Bedürfnis war nach diesem Zeitpunkt stark genug, um es ernsthaft in Konkurrenz zur Erfüllung des göttlichen Willens treten zu lassen und Caroline so in Aporien zu stürzen. An die Stelle des Ringens um ein rechtes Gottesverhältnis trat auf diese Weise das Bewusstsein der eigenen Erlösung und Dank über die eigene Situation. Ihr Privatleben nach 1864 ist gekennzeichnet von bemerkenswerter Aktivität, zahlreichen Reisen und häufigen Besuchen ihrer Kinder in Kaiserswerth und – nach ihrer Übersiedlung zu ihrem Sohn Carl – in Monsheim. Das Ansehen der Familie Fliedner trug gleichermaßen wie ihre verblüffende finanzielle Situation dazu bei, dass Caroline sich nach Th. Fliedners Tod erstaunlicher Privilegiertheit erfreute. Typisch weibliches Selbstverständnis wird erneut v.a. bei ihrer unterschiedlichen Behandlung der Kinder deutlich. Indem sie ihren Töchtern entschieden weniger Freiräume zur Entfaltung eigener Interessen einräumte, erteilte sie ihrer Erziehung

---

<sup>7</sup> AKD 86, Mutter Fliedner zum Gedächtnis 21f.

bei Amalie Sieveking zugunsten des Typus' der Diakonisse in gewisser Weise eine entschiedene Absage.

Obleich Caroline Fliedners Biografie dezidiert aus dem zeitgenössischen Rahmen heraustritt, sie vor und nach ihrer Heirat exponierte Positionen bekleidete und ihr weitgehende Unabhängigkeit eingeräumt wurde, blieb Caroline Fliedner letztlich dem Frauenbild ihrer Zeit verhaftet, das dem weiblichen Geschlecht wenig Mitsprachemöglichkeiten einräumte. Auch ihre Interaktion mit den Geschlechtern zeigt, dass sie trotz grundsätzlich anderer Voraussetzungen die Konventionen akzeptierte und perpetuierte.

#### Zeittafel

1699	Samuel Bertheau, Urgroßvater Caroline Fliedners, verläßt wie viele seiner protestantischen Glaubensgenossen Frankreich. In Hamburg versucht er sich eine neue Existenz aufzubauen.
2. Hälfte 18. Jh.	Aufstieg der Familie Bertheau in die führenden Hamburger Kreise.
1805	Heirat von Henry August Bertheau, Weinhändler, und Anna Carolina Timmermann.
1806	Besetzung Hamburgs durch napoleonische Truppen. Ende der Hochkonjunkturphase. Die Bertheaus werden vom finanziellen Niedergang der Stadt mitbetroffen.
26. Januar 1811	Caroline Bertheau wird als neuntes Kind H.A. Bertheaus und viertes Kind dessen zweiter Frau geboren.
1814	Ende der napoleonischen Besatzung. Wie einem großen Teil der wirtschaftlichen Elite Hamburgs gelingt es den Bertheaus nicht, an die vorherige wirtschaftliche Situation anzuknüpfen.
1820	Caroline wird Amalie Sieveking zur Erziehung übergeben und kommt aus einem rationalistischen Elternhaus stammend erstmals in Kontakt mit der Erweckungsbewegung, von der sie nachhaltig geprägt wird.
31. März 1828	Konfirmation Carolines. Ende des Unterrichts bei Amalie Sieveking, mit der sie jedoch weiterhin intensiv verkehrt.
01. Juli 1831	H.A. Bertheau verunglückt tödlich und läßt die Familie in bedrängter finanzieller Lage zurück.
Nov. 1831	Caroline tritt eine Stelle als Erzieherin auf einem Gut im holsteinischen Depenau an.
1839	Wechsel der Stelle auf ein Gut im holsteinischen Lehmkuhlen. Caroline erwägt den Eintritt in die Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth als Probeschwester, die ihr aus den Jahresberichten bekannt ist. Sie gibt den Gedanken jedoch nach Beratung mit ihrem Seelsorger Franz Claudius auf. Im selben Jahr ersuchen die Hamburger Behörden Amalie Sieveking im Zuge der Bemühungen um Verbesserung der Situation in den Krankenhäusern um Übernahme der Oberaufsicht für die weibliche

- chirurgische Station des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses. Amalie Sieveking lehnt ab und empfiehlt statt ihrer Caroline Bertheau.
- 1840 Caroline nimmt die Stelle unter dem Eindruck an, daß dies der Wille Gottes über ihrem Leben sei und kehrt im April nach Hamburg zurück, bevor sie am 4. Mai die Oberaufsicht für die weibliche chirurgische Station des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses übernimmt.
- Februar 1843 Th. Fliedner reist nach Hamburg um Amalie Sieveking im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. zu bitten, Vorsteherin des vom König persönlich in Berlin geplanten „Institut[s] zur Ausbildung evangelischer barmherziger Schwestern“ zu werden. Amalie Sieveking lehnt erneut ab und empfiehlt einmal mehr Caroline Bertheau, die Th. Fliedner am 20. Februar im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus aufsucht, um sich einen Eindruck von ihren Fähigkeiten zu verschaffen. Am 22. Februar kehrte er zurück und legt ihr die Doppelfrage vor, ob sie bereit sei, als Vorsteherin nach Berlin zu gehen oder als seine Frau nach Kaiserswerth zu kommen. Am 27. Februar gibt Caroline Th. Fliedner spontan ihr Jawort und stellt sich damit der Herausforderung, die Verantwortung für seine drei Kinder aus erster Ehe zu übernehmen und zugleich Vorsteherin der rasch expandierenden Diakonissen-Anstalt zu werden.
15. April 1843 Caroline erhält die Entlassungspapiere vom Allgemeinen Krankenhaus. Als Anerkennung für ihre Leistungen wird ihr eine goldene Denkmünze überreicht.
29. Mai 1843 Trauung von Caroline Bertheau und Th. Fliedner in der Hamburger Kirche St. Georg durch J.W. Rautenberg, einen der Führer der Hamburger Erweckungsbewegung.
- Juni 1843 Ende des Monats treffen Caroline und Th. Fliedner in Kaiserswerth ein, nachdem sie auf ihrer Hochzeitsreise mit verschiedenen Arbeitsfeldern der Diakonissen vertraut gemacht worden ist.
12. März 1844 Geburt Theodor Fliedners jr.
10. Juni 1845 Geburt Friedrich Fliedners.
04. Aug. 1846 Geburt Friederike Fliedners.
22. Juli 1847 Geburt und Tod Gustav Fliedners.
- Okt. 1848 Caroline verpflichtet die Schwestern in fataler Nähe zur Märzrevolution auf die allgemein verbindliche Kleiderordnung.
17. Januar 1849 Geburt Ernst Fliedners.
07. Juni 1849 Caroline erhält Sitz und Stimme in der Direktion der Diakonissen-Anstalt. Darüber hinaus wird ihre Instruction dahingehend modifiziert, daß sie dem Inspector als Vorsteherin in bestimmten Bereichen koordiniert ist.

09. Juni 1849 – 06. Okt. 1849 Th. Fliedner bringt vier Diakonissen nach Pittsburgh, wo am 22. Juli ein Diakonissen-Krankenhaus eingeweiht wird.
17. Aug. 1850 Geburt Heinrich Fliedners.
17. März 1851 – 26. Juni 1851 Th. Fliedner bringt vier Diakonissen nach Jerusalem, wo am 04. Mai ein Diakonissenhaus eingeweiht wird.
30. Aug. 1853 Geburt Carl Fliedners.
31. Juli 1854 Geburt August Fliedners.
- Juli / Aug. 1856 Caroline reist psychisch und physisch erschöpft zur Kur nach Badenweiler, von dort aus weiter in die Schweiz.
14. Nov. 1856- 23. Mai 1857 Th. Fliedner reist zwecks Heilung seines Lungenleidens nach Ägypten.
04. Oktober 1864 Th. Fliedner stirbt im Alter von 64 Jahren und hinterläßt Caroline mit sieben unmündigen Kindern.
- Okt./Nov. 1864 Caroline verpflichtet die Schwesternschaft in zwei Briefen verbindlich auf das Mutterhaus und stellt dies gleichermaßen als Gebot gegenüber Gott wie gegenüber Th. Fliedner dar. Ihre Rolle findet sie seit dem Tod ihres Gatten in der Pflege und Förderung des Einheitsgefühls der Schwesternschaft.
- Okt. 1869 – April 1870 In Begleitung ihres Sohnes Theodor reist Caroline in den Orient, um verschiedene Stationen zu inspizieren. Ein mehrwöchiger Aufenthalt in Jerusalem, den sie zur Meditation nutzt, wird zum Höhepunkt ihrer Witwenschaft.
27. Okt. 1876 Carolines Tochter Friederike stirbt nach 5 ½ jährigem Leiden am Nervenfieber.
28. Februar 1883 Caroline setzt die Schwesternschaft in einem Rundschreiben von ihrer Amtsniederlegung in Kenntnis.
- März 1883 Caroline siedelt zu ihrem einzigen noch unverheirateten Sohn nach Monsheim beim Worms über, verbringt jedoch jeden Sommer mehrere Monate in Kaiserswerth.
- 22./23. Septbr. 1886 Anlässlich der Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum der Diakonissen-Anstalt wird Caroline die goldene Dienstmedaille auf Bewilligung des Kaisers hin verliehen.
- April – Juni 1889 Caroline reist nach Madrid, um dort zwei Monate den Aufbau des Werkes ihres Sohnes Friedrich in Spanien zu begleiten.
15. April 1892 Caroline stirbt an den Folgen eines Herzschlages im Hause ihres Sohnes

Carl in Monsheim.

19. April 1892      Caroline wird an der Seite Th. Fliedners in Kaiserswerth beigesetzt.

## VII. Quellen- und Literaturverzeichnis

### 1. Quellen

#### **Familienarchiv Bertheau Besigheim (FBB):**

BERTHEAU, J., Die Familie Bertheau. Eine protestantische Familie in Châtellerault. Vorfahren und Verwandte von Samuel Bertheau fils, 1983

-: Die Bertheaus in Hamburg, 1989

BERTHEAU, P., Der Großvater, Korntal o.J.

-: Caroline Fliedner, Korntal 1940

-: Über Hermann Bertheau \*1800 und dessen Familie im 19. Jahrhundert, Korntal o.J.

-: Die Großmutter, o.J.

FLIEDNER, C., geb. Bertheau zwischen 1832 und 1891 an verschiedene Brüder

#### **Familienarchiv Bertheau Osnabrück (FBO):**

BERTHEAU (Hg.), Briefe an Carl Bertheau, stud.theol. in Halle Mai 1825 bis 1827, Hamburg 1994

BERTHEAU, C., Predigt vom letzten Sonntag des Jahres 1839, Hamburg 1839

BERTHEAU, C., an ihren Bruder Carl am 21. November 1831 und 26. Mai 1839

BERTHEAU, J., an Bertha Frauenknecht am 11. März 1840

BERTHEAU, P., Das Fieber der Hugenotten in Frankreich, Lyon 1628

#### **Familienarchiv Fliedner Hamburg (FFH):**

RAUTENBERG, J.W., Traupredigt für Caroline Bertheau und Theodor Fliedner vom 29. Mai 1843, Privatbesitz Irmela Fliedner, Hamburg

Stammbaum Bertheau / Timmermann

#### **Archiv Kaiserswerther Diakonie (AKD):**

3:

-: Journal von 1847, Aufzeichnungen von Caroline Fliedner

-: Briefe von Caroline Fliedner an Julius Disselhoff betr. Orientreise 1869/70

-: Briefe zum Ausscheiden aus dem Vorsteherinnen-Amt von Caroline Fliedner 1883

-: Referat von Caroline Fliender für die Vorsteherinnen aller Diakonissen-Mutterhäuser auf der Generalkonferenz 1881

-: Briefe zum Tode von Caroline Fliedner geb. Bertheau 1892 (Schwesternbriefe / Briefe von Mutterhäusern

-: Caroline Fliedner: Heimgang, Gedächtnisschriften, Namenslisten usw. 1892

-: Briefwechsel mit Schwestern Sophie Wagner

-: Beileidsbriefe zum Tode von Schwester Sophie Wagner 1886

-: Briefwechsel mit Maria Sophie Neese geb. Hermann 1846

-: Briefe von Caroline Fliedner an alle Schwestern

12: Haus-/ Kleiderordnung 1845-1901

86:

-: Instruktionen für die Vorsteherin der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth von 1849, vom 6. Februar 1865, 27. Februar 1883

-: Instruktionen für den Inspector und Pfarrer der Diaconissen-Anstalt zu Kaiserswerth vom 6. Februar 1865

269: Auslandsstationen Jerusalem / Talitha. Briefe von Charlotte Pilz 1853-1903

316: Breslau Diakonissenmutterhaus Bethanien 1849-1895. Briefe von Diakonisse Marie Schäfer an die Vorsteherin Caroline Fliedner 1850-1865. 1866-1890

o. Sign.:

-: Protokoll Buch des Rheinisch-Westphälischen Diakonissen Vereins o. Sign.

-: Protokoll Buch der Conferenzen des Innern Rathes der Diakonissen o. Sign.

### **Gründungen Fliedners (GrFl):**

- IV: Mutterhaus Vorprobe-Schwestern 1852-1863
- 0: Außenstation Berlin Charité. Akten 1842-1871. 1873-1892. Briefe Caroline Fliedners an die Charité-Direktion
- g 3a: Briefe der Mutterhausleitung II. Julius Disselhoff und Caroline Fliedner 1864-1883
- i 1a: Grundgesetze des Diakonissenvereins 1846
- i 3: Gedruckte Anhänge I-IV der handschriftlichen Hausordnung FA II Fc
- i 3<sup>2-7</sup>: Haus-Ordnung und Dienst-Anweisung für die Diakonissen
- p: Außenstation Jerusalem / Talitha: Briefe an Charlotte Pilz 1866-1901  
Briefe von Caroline Fliedner an an Charlotte Pilz 1870-1876

### **Fliedner Archiv (FA):**

II:

- Fb 1: Instruktion für den Inspektor und ersten Pfarrer
- 2: Instruktion für die Vorsteherin
- 3: Arbeiten der Vorsteherin
- 4: Instruktion für die Probemeisterin
- 5: Instruktion für die Lehrschwester
- 6: Instruktion für die Pfortnerin
- 7: Instruktion für die Ordnerin
- 8: Tagesordnung der Diakonissen und Lehrerinnen
- 9: Tageordnung der Pflegerinnen
- 10: Regeln für die Probepflegerinnen
- 11: Regeln für die Stationsschwestern
- 12: Instruktion für die Pflegerin der Station der kleinen Kinder
- 13: Instruktion für den Knabensaal 1845
- 14: Krankenordnung für die männlichen Kranken
- 15: Regeln für die Behandlung der Kranken
- 16: Regeln für die Nachtwache
- 17: Instruktion für die Pflegerinnen in Betreff gestorbener Kranken
- 18: Instruktion für die erste Seelenpflege der Kranken
- 19: Instruktion für den Krankenwärter
- Fc Hausordnung und Dienstanweisung für die Diakonissen (handschriftlich)
- 1: Zur Hausordnung; Hausordnung und Dienstanweisung 1839ff
- 2: Material zur Hausordnung
- 5: Kleiderordnung für die Diakonissenanstalt
- Fg 4: Personalsachen. Heiraten von Schwestern 1841-1864
- Mb 5: Ehestands-Lied

IV: Nachlass Caroline Fliedner geb. Bertheau

a. Briefwechsel der Familie

1. Caroline Fliedner, geb. Bertheau an Theodor Fliedner  
vol. 1: 1840-1846  
vol. 2: 1847-1849  
vol. 3: 1850-1864
2. Caroline Fliedner, geb. Bertheau an ihre Schwiegermutter Caroline, geb. Heinold 1843-1847

3. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Schwägerin Katharina Fliedner 1855-1872
4. Caroline Fliedner geb. Bertheau an Louise Münster 1877-1882
5. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Nichte Mathilde Fliedner 1892
6. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Sohn Georg
7. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Sohn Ernst 1868-1878
8. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Sohn Heinrich  
vol. 1: 1864-1878  
vol. 2: 1879-1892
9. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Sohn Carl 1869-1892
10. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Sohn August 1870
11. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Söhne Ernst, Heinrich, Carl und August 1863-1871
12. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Tochter Luise Disselhoff, geb. Fliedner 1848-1887
13. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Kinder 1857-1878
14. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Tochter Mina  
vol. 1: 1843-1878  
vol. 2: 1882-1885  
vol. 3: 1886-1892
15. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Schwiegersohn Julius Disselhoff 1869-1890
16. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Schwiegertochter Sophie, geb. Kampmann 1873-1878
17. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihre Schwiegertochter Minna, geb. Kreidel 1880-1890
18. Caroline Fliedner geb. Bertheau an ihren Bruder Ernst 1832-1887
19. Carl Bertheau an seine Schwester Caroline Fliedner geb. Bertheau 1876
20. Ernst Bertheau an seine Schwester Caroline Fliedner, geb. Bertheau 1876
21. Gustav Bertheau an seine Schwester Caroline Fliedner geb. Bertheau 1876
22. Therese Bertheau an ihre Schwester Caroline Fliedner geb. Bertheau 1846-1876
23. Therese Bertheau an ihren Bruder Ernst Bertheau 1840

b. Briefwechsel mit Schwestern, Mitarbeitern und Freunden

1. Caroline Fliedner geb. Bertheau an verschiedene Empfänger:
 

Elise Averdieck	1843-1888
Sophie Gräff	1857-1891
Friederike Kühnendahl	1856
an die Schwester	1864-1891
2. Briefe an Caroline Fliedner geb. Bertheau
 

Eleonore Benninghaven	1852
Franz Claudius	1840-1849
Amalie Dönhoff	1852
Sophie Klein	1861
Wilhelm Löhe	1858
Margarethe Miege	1848
Amalie Richter	1853
Auguste Schepeler	1855-1856
Amalie Sieveking	1840
Friederike Smigilsky	1857

v. Steinbach 1848  
Henriette Vinke 1861

- c. Papiere und persönliche Erinnerungen
1. Geburtsurkunde 1843
  2. Papiere über die Tätigkeit im Allgemeinen Krankenhaus Hamburg – St. Georg
  3. Aufzeichnungen und Bilder vom Allgemeinen Krankenhaus Hamburg – St. Georg
  4. Luisenorden 1866-1892
  5. Reisepaß 1889
  6. Witwenversorgung 1856-1892
  7. Stammbuch
  8. Zeichnung von Eppendorf bei Hamburg
  9. Wünsche der Kinder zu Geburtstagen und Weihnachten 1856-1868
  10. Geburtstagswünsche von Schwestern 1869-1891
  11. Geburtstagswünsche der kranken Knaben der Kinderstation
  12. 25jähriges Jubiläum 1868
  13. Rechnungsbücher 1883-1892
  14. Aufzeichnungen über letzte Tage, Tod und Begräbnis 1892
  15. Nachlaß Caroline Fliedner geb. Bertheau
  16. Biographische Aufzeichnungen
  17. Carl Fliedner: Unserer geliebten teuern Mutter letztes halbes Lebensjahr, Krankheit und Tod. 15. Mai 1892

**Fliedneriana (Fl):**

III 60b: Friederike Fliedner: Bemerkungen zu der Instruktion für die Vorsteherin

**Staatsarchiv Hamburg (StAH):**

Familienarchiv Sieveking III, I B 47 - I B 60

BERTHEAU, F.R., Chronologie zur Geschichte der geistigen Bildung und des Unterrichtswesens in Hamburg von 1831 bis 1912, Hamburg 1912

Der ARMEN- UND KRANKENFREUND. Eine Monatsschrift für die Diakonie der ev. Kirche. Zugleich Organ des Rhein.-Westf. Diakonissenvereins, Jg. 1 1849- Jg. 44 (03/04 1892)

Direktion der Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth (Hg.), 90 Jahre Kaiserswerther Diakonissen-Arbeit. Denkschrift zum 90. Jahresfest des Mutterhauses, Kaiserswerth 1926

DISSELHOFF, J., Jubilare. Denkschrift zur Jubelfeier der Erneuerung des apostolischen Diakonissen-Amtes und der fünfzigjährigen Wirksamkeit des Diakonissen-Mutterhauses

Zu Kaiserswerth a.Rhein, Kaiserswerth 1886

FLIEDNER, G., Theodor Fliedner. Durch Gottes Gnade Erneurer des apostolischen Diakonissenamtes in der evangelischen Kirche. Sein Leben und Wirken Bd. III, (Urkundenbuch), Kaiserswerth 1912

-: Diakonissen-Liederbuch, Kaiserswerth <sup>7</sup>1897

JAHRESBERICHT über die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth vom Jg. 1 1836 – Jg. 57 1892

KAISERSWERTHER VERBAND (Hg.), Diakonissenbuch, Kaiserswerth 1935

KLÖNNE, F., Ueber das Wiederaufleben der Diaconissinnen der alt-christlichen Kirche in unsern Frauenvereinen, Leipzig 1820

SIEVEKING, A.W., Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift, Leipzig 1854

## 2. Sekundärliteratur

- ADLER, D., Die Wurzle der Polaritäten. Geschlechtertheorie zwischen Naturrecht und Natur der Frau, Frankfurt / New York 1992
- AHRENS, G., Neuansatz zwischen Franzosenzeit und Großem Brand. Chronik der Jahre 1810 bis 1842, in: SCHÜTT, E.CHR. (Hg.), Die Chronik Hamburgs, Dortmund 1991
- ALBISETTI, J.C., Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century, Princeton 1988
- ALLEN, A.T., Feminism and Motherhood in Germany, 1800-1914, New Brunswick 1991
- ANDEREGG, J., Schreibe mit oft! Das Medium Brief von 1750 bis 1830, Göttingen 2001
- ANTON, A.A., Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 1995
- ARIÈS, PH., Geschichte der Kindheit, München / Wien 1975
- AUBIN, H. (Hg.) etc., Geschichte des Rheinlandes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart Bd. 1, Essen 1922
- BAASCH, E., Geschichte Hamburgs 1814-1918, Bd. 1, Gotha- Stuttgart 1924
- BAASNER, R. (Hg.), Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis, in: ders., Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999
- BADINTER, E., Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München / Zürich 1981
- BANDAU, A., Zwölf Jahre als Diakonissin, <sup>3</sup>1882
- BARCLAY, D.E., Anarchie und guter Wille. Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie, Berlin 1995
- BARRELET, TH., Zur Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde in Hamburg. Zur Erinnerung an die Einweihung der neuerbauten französisch-reformierten Kapelle am 25. September 1904, in: Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins, Band XII, Heft 7/8 (1904)
- : Das Liebeswesen der Diakonie in der franz.-reformierten Gemeinde zu Hamburg 1686 1750, Magdeburg 1906
- BAUBÉROT, J., Die protestantische Frau, in: DUBY, G. / PERROT, M. (Hg.), Geschichte der Frauen Bd. IV, Frankfurt / New York 1994
- BAUER, F., Geschichte der Krankenpflege. Handbuch der Entstehung und Entwicklung der Krankenpflege von der Frühzeit bis zur Gegenwart, Kulmbach 1965
- BAUMANN, R., Zwölf Jahrhunderte Weinbau und Weinhandel in Württemberg, Schriften zur Weingeschichte 33 (1974)
- BAUMANN, U., Protestantismus und Frauenemanzipation in Deutschland 1850-1920, Frankfurt / New York 1992
- BECHER, U.A.J., Geschichte des modernen Lebensstils. Essen – Wohnen – Freizeit – Reisen, München 1990
- BECKMANN, H., Evangelische Frauen in bahnbrechender Liebestätigkeit im 19. Jahrhundert, Elisabeth Fry – Amalie Sieveking Friederike und Karoline Fliedner Florence Nightingale, in: Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte 20 (1927), 26-56
- BENAD, M., Alltag, Wahn und Frömmigkeit. Zum Problem christlicher Lebensführung im 17. Jahrhundert, in: STÄHLI, H.-P. (Hg.), Wort und Dienst, Jahrbuch der kirchlichen Hochschule Bethel, N.F. 22, 1993, 131-163
- BEHNKEN, I., SCHMID, P., Religion in Tagebüchern von Frauen – zwei Fallstudien, in: KRAUL, M. / LÜTH, CHR., Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation

- und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996
- BENRATH, G.A., Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815-1888. Ein Überblick, in: GÄBLER, U. (Hg.), Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Göttingen 2000
- : Art.: „Erweckung / Erweckungsbewegungen“, in: TRE X, Berlin / New York 1982
- BERDING, H., Die Reform des Zollwesens in Deutschland unter dem Einfluß der Napoleonischen Herrschaft, Göttingen 1980
- BERGEMANN, H.G., Staat und Kirche in Hamburg während des 19. Jahrhunderts, Hamburg 1958
- BERGER, E., Frühmodernes Krankenhaus und „Pflegeversicherung“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Instrumente städtischer Armenfürsorge?, in: LABISCH, A. / SPREE, R. (Hgg.), „Einem jeden Kranken in einem Hospitale sein eigenes Bett“. Zur Sozialgeschichte des Allgemeinen Krankenhauses in Deutschland im 19. Jahrhundert, Frankfurt / New York 1997
- BERNDT, H., Die Frau als Trösterin. Christliche Ursprünge moderner weiblicher Sozialberufe, in: ANSELM, S., BECK, B. (Hg.), Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins, Berlin 1987
- BESIER, G., Religion, Nation, Kultur. Die Geschichte der christlichen Kirchen in den Gesellschaftlichen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts, Neukirchen-Vluyn 1992
- : Das Lutherthum innerhalb der Preußischen Union (1808-1918). Ein Überblick, in: HAUSCHILD, W.-D. (Hg.), Die lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten, Gütersloh 1991
- BEULEKE, W., Die landsmannschaftliche Gliederung der drei hansestädtischen Réfugiésgemeinden, in: WAGNER, H. W. (Hrsg.), Hugenotten in Hamburg, Stade, Altona  
Tagungsschrift zum deutschen Hugenottentag Obersieckle, Braunschweig 1976, 22-28
- BEUYS, B., Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Hamburg 1980
- : Die Pfarrfrau : Kopie oder Original ? in : GREIFFENHAGEN, M. (Hg.), Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Stuttgart 1984
- BEYREUTHER, E., Geschichte der Diakonie und inneren Mission in der Neuzeit, Berlin 1983
- BIELER, A., Konstruktionen des Weiblichen. Die Theologin Anna Paulsen im Spannungsfeld Der Weimarer Republik und nationalsozialistischer Weiblichkeitsmythen, Gütersloh 1994
- BIRNSTIEL, E., „Dieu protège nos souverains“. Zur Gruppenidentität der Hugenotten in Brandenburg-Preußen, in: HARTWEG, F., JERSCH-WENZEL, ST. (Hgg.), Die Hugenotten und das Refuge: Deutschland und Europa. Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin Bd. 74, Berlin 1990, 107-128
- BISCHOFF, J. E., Die Taufnamen der Eltern und Kinder in der französisch-reformierten Kirchengemeinde Wilhelmsdorf. Ein Beispiel zum Wandel religiöser Tradition bei Hugenotten und Hugenotten-Nachkommen zwischen 1694-1703 und 1792-1803, Zeitschrift für bayrische Kirchengeschichte 58 (1989), 179-187
- BLANKERTZ, H., Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Wetzlar 1982
- BLASIUS, D., Bürgerliche Rechtsgleichheit und Ungleichheit der Geschlechter. Das Scheidungsrecht im historischen Vergleich, in: FREVERT, U. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988
- : Friedrich Wilhelm IV. 1795-1861. Psychopathologie und Geschichte, Göttingen 1992
- BLOCHMANN, E., Das „Frauenzimmer“ und die „Gelehrsamkeit“. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland, Heidelberg 1966
- BLUHM, L. / MEIER, A. (Hgg.), Der Brief in Klassik und Romantik. Aktuelle Probleme der

- Briefedition,
- BOCK, G., Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 2000
- BÖHNING, K., Der Weinhandel in Baden, Mannheim / Leipzig 1914
- BOHL, R., Die Sonntagsschule in der Hamburger Vorstadt St. Geort (1825-1853), in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgischer Geschichte 67 (1981), 133-175
- BOROWSKY, P., Die Restauration der Verfassungen in Hamburg und in den anderen Hanse-Städten nach 1813, in: HERZIG, A. (Hg.), Das Alte Hamburg (1500-1848/49). Vergleiche – Beziehungen, Hamburg 1989
- BRANDENBURG, I. U. K., Hugenotten. Geschichte eines Martyriums, Leipzig 1990
- BRAUN, L., Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite, Berlin / Bonn 1979 (Nachdruck der 1901 in Leipzig erschienen Auflage)
- BREMER BÜRGER, Ueber das Verhältniß der freien Hansestädte zum Handel Deutschlands, Bremen 1821
- BRICKA, J., Erweckung und Separation. Die Geschichte der Erweckungsbewegung im Blick auf die Entstehung der evangelisch-lutherischen Freikirche im Elsaß und in Frankreich, Oberursel 1996
- BROKMANN-NOOREN, CHR., Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert. "Gelehrtes Frauenzimmer" und "gefällige Gattin", Oldenburg 1994
- BRYANT, M., The Unexpected Revolution. A Study in the History of the Education of Women and Girls in the Nineteenth Century, London 1979
- BUDDE, G.-F., Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in Deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840-1914, Göttingen 1994
- DAUPHIN, C., Alleinstehende Frauen, in: FRAISSE, G. / PERROT, M. (Hgg.), Geschichte der Frauen Bd. 4, Frankfurt / New York 1994
- DAUR, G., Von Predigern und Bürgern. Eine hamburgische Kirchengeschichte von der Reformation bis zur Gegenwart, Hamburg 1970
- DEGEN, J., Art.: „Fliedner“, in: TRE XI, Berlin/New York 1983
- DENEKE, TH., Das Allgemeine Krankenhaus St. Georg in Hamburg nach seiner baulichen Neugestaltung, Leipzig / Hamburg 1912
- DESSEL, J., MOGK, W., Hugenotten und Waldenser in Hessen-Kassel. Schriftenreihe der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel 1978
- DETZLER, W.A., Seeds of Missiology in the German Erweckungs (1815-1848), in: Journal Evangelical theological society 38 (1995), 231-239
- DINGES, M., Frühneuzeitliche Armenfürsorge oder Sozialdisziplinierung? Probleme mit einem Konzept, in: Geschichte und Gesellschaft 17 (1991), 5-29
- DIRKSEN, V (Hg.), Ein Jahrhundert Hamburg 1800-1900, München 1926
- DISSELHOFF, P.D., Wegbereiter Christlicher Krankenpflege, Berlin-Dahlem 1936
- DÖRING, L., Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit, Leipzig 1917
- DUBIEF, H., Art.: „Hugenotten“, in: TRE XI, Berlin/New York 1986
- DUCHHARDT, H., Die Konfessionspolitik Ludwigs XIV. und die Aufhebung des Edikts von Nantes, in: ders., Der Exodus der Hugenotten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als europäisches Ereignis, Köln / Wien 1985
- EILERS, G., Hamburgs Vergangenheit. Eine Geschichte der Heimat, Hamburg 1922
- EISENBLÄTTER, W., Carl Friedrich Adolph Steinkopf (1773-1859). Vom englischen Einfluß auf kontinentales Christentum zur Zeit der Erweckungsbewegung, Zürich 1974
- ENGELMANN, W., Der Württembergische Weinhandel einst und heute, Stuttgart 1911
- ENGLERTH, S., Deutscher Weinbau und Weinhandel, dessen mögliche Konkurrenz mit dem

- französischen; und die chemische Wein-Verbesserung vom Standpunkte der Wein-Wissenschaft beleuchtet, Würzburg 1849
- ERBE, H., Die Hugenotten in Deutschland, Zweite Reihe Geschichte des nationalen Gedankens und des Nationalitätenrechts Bd. 1, Essen 1937
- ERMERT, K., Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen 1979
- EVANS, R.J., Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910, Hamburg 1996
- : Family and class in the Hamburg grand bourgeoisie 1815-1914, in: ders. / BLACKBOURN, D., The German Bourgeoisie. Essays on the social history of the German middle class from the late Eighteenth to the early twentieth century, London / New York 1991
- FEHRENBACH, E., Zur sozialen Problematik des Rheinischen Rechts im Vormärz, in: BERDING, H. ETC. (Hg.) Vom Staat des Ancien Régime zum modernen Parteienstaat, München / Wien 1978
- FELGENTREFF, R., Das Diakoniewerk Kaiserswerth 1836-1998, Kaiserswerth 1998
- : Die Anfänge der Mutterhausdiakonie, in: Pietismus und Neuzeit 23 (1997), 69-79
- FINDER, E., Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit, Hamburg 1930
- FLIEDNER, G., Theodor Fliedner. Durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissen-Amtes in der evangelischen Kirche Bd. I, Kaiserswerth 4 1892
- FLIEDNER, H., Die Kirche der Wüste. Leiden, Kämpfe und Siege der evangelischen (Hugenotten-)Kirche in Frankreich, Dinglingen o.J.
- : Siehe, ich bin des Herrn Magd, Kaiserswerth o.J.
- FLÜGEL, A., Wirtschaftsbürger oder Bourgeois? Kaufleute, Verleger und Unternehmer in der Gesellschaft des Ancien Régimes, in: PUHLE, U.-J., Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit, Göttingen 1991
- FRANCOIS, E., Die Traditions- und Legendenbildung des deutschen Refuge, in: DUCHHARDT, H., Der Exodus der Hugenotten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als europäisches Ereignis, Köln / Wien 1985
- : Vom preußischen Patrioten zum besten Deutschen, in: THADDEN, R. v., MAGDELAINE, M. (Hgg.), Die Hugenotten 1685-1985, München 1985, 198-212
- FREVERT, U., „Tatenarm und gedankenvoll?“ Bürgertum in Deutschland 1780-1820, in: BERDING, H. U.A. (Hgg.), Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution, FaM 1989
- : Frauen – Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt am Main 1986
- FUNKE, B., Der pädagogische Zweig der Diakonie am Beispiel der Kleinkinderschule in Kaiserswerth, Siegen 2001 (schriftliche Hausarbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung für die Sekundarstufe II)
- GAEBEL, K., Die Frau in der Krankenpflege, Berlin 1923
- GAGG, R. P., Hugenotten. Profil ihres Glaubens, Basel 1984
- GALL, L., Bürgertum in Deutschland,
- : Bürgertum, liberale Bewegung und Nation. Ausgewählte Aufsätze, München 1996
- GAUSE, U., Geschlecht als historische Kategorie. Was leistet eine feministische Perspektive für die Kirchengeschichte?, in: DOERING-MANTEUFFEL, A., NOWAK, K., Kirchliche Zeitgeschichte. Urteilsbildung und Methoden, Stuttgart 1996
- : Frauen und Frömmigkeit im 19. Jahrhundert: Der Aufbruch in die Öffentlichkeit, in: Pietismus und Neuzeit 24 (1997), 309-327
- : Friederike Fliedner und die „Feminisierung des Religiösen“ im 19. Jahrhundert, in: Friedrich, M. / Friedrich, N. / Jähnichen, T. / Kaiser, J.-Chr. (Hg.), Sozialer Protestantismus im Vormärz, Münster 2001

- : „Frauen entdecken ihren Auftrag“! Neue Erträge diakonischer Frauenforschung: Vom evangelischen Märtyrerinnenmodell und von der patriarchalen Familiengemeinschaft zur demokratischen Lebens-, Arbeits- und Dienstgemeinschaft, in: COENEN-MARX, C. (Hg.), Ökonomie der Hoffnung. Impulse zum 200. Geburtstag von Theodor und Friederike Fliedner, Düsseldorf 2001
- GERHARDT, M., Theodor Fliedner. Ein Lebensbild Bd. 1, Düsseldorf-Kaiserswerth 1933
- : Theodor Fliedner. Ein Lebensbild Bd. 2, Düsseldorf-Kaiserswerth 1937
- GERHARDT, U., Die Rechtsstellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankreich und Deutschland im Vergleich, in: KOCKA, J. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert Bd. 3, Göttingen 1995
- : Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1978
- GESSINGER, J., Sprache und Bürgertum. Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1980
- GESTRICH, A., Erziehung im Pfarrhaus, in: GREIFFENHAGEN, M. (Hg.), Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Zürich 1984
- GLEISS, H., Elise Averdieck als Diakonissenmutter. Der Lebenserinnerungen zweiter Teil. Nach Elise Averdiecks eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt, Hamburg 1912
- GÖTZELMANN, A., Die soziale Frage, in: GÄBLER, U. (Hg.), Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Göttingen 2000
- : Die Straßburger Diakonissenanstalt – ihre Beziehungen zu den Mutterhäusern in Kaiserswerth und Paris, in: Pietismus und Neuzeit 23 (1997) 80-102
- GÖTZ V. OLENHUSEN, I., Die Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert: Forschungsstand und Forschungsperspektiven (Einleitung), in: DIES. ETC. (Hg.), Frauen unter dem Patriarchat der Kirchen. Katholikinnen und Protestantinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart etc. 1995
- : Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, in: LUKATIS, I., SOMMER, R., WOLF, CHR. (HG.), Religion und Geschlechterverhältnis, Opladen 2000
- GOLTZ, V.D. E., Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche. Geschichtlicher Überblick mit einer Sammlung von Urkunden, Potsdam 1905
- GRAF, F.W., Art.: „Erweckung“, in: RGG I, Tübingen <sup>4</sup>1999
- GRANE, L., Die Kirche im 19. Jahrhundert. Europäische Perspektiven, Göttingen 1987
- GRESCHAT, H.-J., Art.: „Frömmigkeit I“, in: TRE XI, Berlin/New York 1983
- GROOT, K., Die Erweckungsbewegung in Deutschland und ihr literarischer Niederschlag als Gegenstück zudem holländischen Réveil, Wageningen 1933
- GROßMANN, G., Die Mitarbeit der Frau in der evangelischen Liebestätigkeit in Deutschland von 1800 bis 1928, Berlin 1928
- HABERMAS, J., Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Darmstadt <sup>4</sup>1969
- HABERMAS, R., Weibliche Religiosität – oder: Von der Fragilität bürgerlicher Identitäten, in: TENFELDE, K., WEHLER, H.-U. (Hgg.), Wege zur Geschichte des Bürgertums, Göttingen 1995
- HACHTMANN, R., Berlin 1848: eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution, Bonn 1997
- HAHN, G. ETC. (HG.), Kinder, Küche, Kleider. Historische Texte zur Mädchenerziehung, Wien etc. 1982
- HAMM, B., Frömmigkeit als Gegenstand theologiegeschichtlicher Forschung. Methodisch-Historische Überlegungen am Beispiel von Spätmittelalter und Reformation, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 74 (1977), 464-497
- HARDACH-PINKE, I., Kinderalltag. Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700 bis 1900, Frankfurt / New York 1981

- : Weibliche Bildung und weiblicher Beruf. Gouvernanten im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 18 (1992), 507-525
- : Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs, Frankfurt / New York 1993
- : Zwischen Angst und Liebe. Die Mutter-Kind-Beziehung seit dem 18. Jahrhundert, in: MARTIN, J. / NITSCHKE, A., Zur Sozialgeschichte der Kindheit, Freiburg / München 1986
- HARMS, H., Hamburg und die Mission zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Kirchlich-Missionarische Vereine 1814 bis 1836, Hamburg 1973
- HASHAGEN, J., Der rheinische Protestantismus und die Entwicklung der rheinischen Kultur, Essen 1924
- HAUPT, E., Amalie Sieveking als Gründerin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege im Hamburg, Berlin-Spandau 1932
- HAUSEN, K., Familie und Familiengeschichte, in: SCHIEDER, W. / SELIN, V., Sozialgeschichte In Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang Bd. 2, Göttingen 1986
- : Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: CONZE, W. (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976
- HEITMANN, K., Art.: « Haus Fénelon, François de Pons de Salignac de la Mothe (1651-1715) », in : TRE XI, Berlin/New York 1983
- HERRES, J., Das preußische Rheinland in der Revolution 1848/49, in: LENNARTZ, ST. / MÖLICH, G., Revolution im Rheinland. Veränderungen der politischen Kultur 1848/49, Bielefeld 1998
- HERRMANN, U., Aufklärung und Erziehung. Studien zur Funktion der Erziehung im Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland, Weinheim 1993
- HÖLSCHER, L., Die Religion des Bürgers. Bürgerliche Frömmigkeit und protestantische Kirche im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 250 (1990), 595-630
- : Bürgerliche Religiosität im protestantischen Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: SCHIEDER, W. (Hg.), Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1993
- : Secularization and urbanization in the nineteenth Century. An interpretative model, in: MCLEOD, H. (Hg.), European Religion in the Age of the Great Cities 1830-1930, London / New York 1995
- : „Weibliche Religiosität“? Der Einfluß von Religion und Kirche auf die Religiosität von Frauen im 19. Jahrhundert, in: KRAUL, M. / LÜTH, CHR., Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996
- HÖRNIG, J.TH., Mission und Einheit – Geschichte und Theologie der amerikanischen Sonntagsschulbewegung im neunzehnten Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung ihrer ökumenischen Relevanz und ihres Verhältnisses zur Erweckungsbewegung, Maulbronn 1991
- HONEGGER, C., Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850, Frankfurt / New York 1991
- : / HEINTZ, B., Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert, in: dies., Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt am Main 1981
- HOOCK-DEMARLE, M.-C., Lesen und Schreiben in Deutschland, in: DUBY, G. / PERROT, M. (Hg.), Geschichte der Frauen Bd. IV, Frankfurt / New York 1994

- HOPFNER, J., Mädchenerziehung und weibliche Bildung um 1800. Im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit, Bad Heilbrunn 1990
- HUBBARD, W.H., Familiengeschichte. Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, München 1983
- HUSSONG, F.W., Literatur und Quellen zur Geschichte der Hugenotten und Réfugiés, Berlin 1936
- JAACKS, G., „Fröhlich, tätig und anspruchslos...“. Zum Selbstverständnis der Frauen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertums-kunde 22 (1983), 63-74
- JACOBI, J., Religiosität und Mädchenbildung im 19. Jahrhundert, in: KRAUL, M. / LÜTH, CHR., Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung, Weinheim 1996
- : Zwischen Erwerbsfleiß und Bildungsreligion – Mädchenbildung in Deutschland, in: FRAISSE, G. / PERROT, M. (Hgg.), Geschichte der Frauen Bd. 4, Frankfurt / New York 1994
- JANZ, O., Kirche, Staat und Bürgertum in Preußen. Pfarrhaus und Pfarrerschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: SCHORN-SCHÜTTE, L. / SPARN, W. (Hgg.), Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts, Stuttgart etc. 1997
- : Zwischen Amt und Profession. Die evangelische Pfarrerschaft im 19. Jahrhundert, in: SIEGRIST, H. (Hg.), Bürgerliche Berufe, Göttingen 1988
- JENCQUEL, A.B., 150 Jahre Amalie Sieveking Stiftung vormals Der Weibliche (Sieveking'sche) Verein für Armen- und Krankenpflege in Hamburg 1832 – 23. Mai – 1982, Hamburg 1982
- JOUTARD, PH., 1685 – Ende und neue Chance für den französischen Protestantismus, in: THADDEN, R. v., MAGDELAINE, M. (Hgg.), Die Hugenotten 1685-1985, München 1985, 11-25
- JUNG, M.H., Der Protestantismus in Deutschland von 1815 bis 1870, Leipzig 2000
- KANTZENBACH, F.W., Die Erweckungsbewegung. Studien zur Geschichte ihrer Entstehung und ersten Ausbreitung in Deutschland, Neuendettelsau 1957
- : Geschichte des Protestantismus von 1789-1848, Gütersloh 1969
- KASCHUBA, W., Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis, in: KOCKA, J. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert Bd. 2, Göttingen 1995
- KAISER, J.-CHR., Frauen in der Kirche. Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld Von Kirche und Gesellschaft 1890-1945. Quellen und Materialien, Düsseldorf 1985
- KAYSER, R., Henri Merle d'Aubigné und die Anfänge der Erweckung in Hamburg, in: Zeitschrift für hamburgische Geschichte 30 (1929), 106-135
- : Friedrich Perthes und das religiöse Leben seiner Zeit, in: Zeitschrift für hamburgische Geschichte 25 (1924), 89-109
- KINDER, H. / HILGEMANN, W., dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Karten und chronologischer Abriß. Bd. II: Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, München <sup>20</sup>1985
- KLAES, S., Die Post im Rheinland. Recht und Verwaltung in der Franzosenzeit (1792-1815), Köln etc. 2001
- KLESSMANN, E., Geschichte der Stadt Hamburg, Hamburg 1981
- KLEINAU, E., Bildung und Geschlecht. Eine Sozialgeschichte des höheren Mädchenschul-Wesens in Deutschland vom Vormärz bis zum Dritten Reich, Weinheim 1997
- : Ein (Hochschul-)praktischer Versuch. Die „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ in Hamburg, in: KLEINAU, E., OPITZ, C. (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Frankfurt / New York 1996
- KLINGEBIEL, TH., Aspekte zur Ansiedlung von Hugenotten in den norddeutschen Territorien,

- in: HARTWEG, F., JERSCH-WENZEL, ST. (Hgg.), Die Hugenotten und das Refuge: Deutschland und Europa. Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin Bd. 74, Berlin 1990
- : Deutschland als Aufnahmeland: Vom Glaubenskampf zur absolutistischen Kirchenreform, in: THADDEN, R. V., MAGDELAINE, M. (Hgg.), Die Hugenotten 1685-1985, München 1985, 85-99
- : / JOHN, B. (Hgg.) Von Zuwanderer zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin, Berlin 1990
- KNIBIEHLER, Y., Leib und Seele, in: DUBY, G. / PERROT, M. (Hg.), Geschichte der Frauen Bd. IV, Frankfurt / New York 1994
- KOCKA, J., Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987
- KÖSER, S., Friederike Fliedner als Leitbild der Kaiserswerther Frauendiakonie, in: GAUSE, U./ HELLER, B. / KAISER, J.CHR. (Hg.), Starke fromme Frauen? Eine Zwischenbilanz konfessioneller Frauenforschung heute, Hofgeismar 2000
- KÖBLER, G., Mädchenkindheiten im 19. Jahrhundert, Gießen 1979
- KOLOKYTHA, CHR., Die Erweckungsbewegung in der evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert Und ihre Auswirkungen auf Schweinfurt, in: Schweinfurter Hefte 4 (1992), 13-22
- KOPITZSCH, F., Grundzüge einer Sozialgeschichte der Aufklärung in Hamburg und Altona, Hamburg 1982
- : Einführung: Aufklärung und soziale Frage in Hamburg, in: ders. / BRAUN, E., Zwangsläufig oder abwendbar? 200 Jahre Hamburgische Allgemeine Armenanstalt. Symposium der patriotischen Gesellschaft von 1765, Hamburg 1990
- KORDING, I.K., „Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben“, in: Beyrer, K. / TÄUBRICH, H.-CHR. (Hgg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1996
- KRAUL, M., Normierung und Emanzipation. Die Berufung auf den Geschlechtscharakter Bei der Institutionalisierung der höheren Mädchenbildung, in: JEISMANN, K.-E. (Hg.), Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Mobilisierung und Disziplinierung, Stuttgart 1989
- KRAUS, A., Die Unterschichten Hamburgs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Entstehung, Struktur und Lebensverhältnisse – eine historisch-statistische Untersuchung, Stuttgart 1965
- KROJ, K., Die Abhängigkeit der Frau in Eherechtsnormen des Mittelalters und der Neuzeit Als Ausdruck eines gesellschaftlichen Leitbilds von Ehe und Familie, Frankfurt am Main etc. 1988
- KRUMM, H., Preußens Adoptivkinder. Die Hugenotten 300 Jahre Edikt von Potsdam, Berlin 1985
- KRUMWIEDE, H.-W., Geschichte des Christentums III. Neuzeit: 17. bis 20. Jahrhundert, Stuttgart etc. 1977
- KRUSE, A.-P., Krankenpflegeausbildung seit Mitte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart etc. 1995
- KUESSNER, TH., Die Erweckungsbewegung in Hamburg im Spiegel der Briefe, Tagebücher und theologischen Schriften Amalie Sieveking, Hamburg 1986
- KÜPPER, E., Die höheren Mädchenschulen, in: JEISMANN, K.-E. / LUNDGREEN, P. (Hgg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. III 1800-1870, München 1987
- LADJ-TEICHMANN, D., Erziehung zur Weiblichkeit durch Textilarbeiten. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Frauenbildung im 19. Jahrhundert, Weinheim / Basel 1983
- LANDGREBE, P., Minoritätengruppe und wirtschaftliche Bedeutung: Zum Einfluß der

- Hugenotten auf die deutsche Wirtschaftsentwicklung, Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins e.V. XVII. Zehnt Heft 7/10, Siedte 1977
- LANGEWIESCHE, D., 1848 – ein Epochenjahr in der deutschen Geschichte? In: LANGEWIESCHE, D., Bürgertum im langen 19. Jahrhundert, Göttingen 1999
- LASCHKE, J.J., Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht so wie wir sind. Zum dialogischen Charakter von Frauenbriefen Anfang des 19. Jahrhunderts, gezeigt an den Briefen von Rahl Varnhagen und Fanny Mendelssohn, Frankfurt am Main 1988
- LEHMANN, H., Johann Wilhelm Rautenberg. Ein Beitrag zur Hamburgischen Kirchengeschichte und zur Geschichte der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts, Hamburg 1936
- LEHMANN, H., Neupietismus und Säkularisierung. Beobachtungen zum sozialen Umfeld und politischen Hintergrund von Erweckungsbewegung und Gemeinschaftsbewegung, in: Pietismus und Neuzeit 15 (1989), 40-58
- : Die neue Lage, in: GÄBLER, U. (Hg.), Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Göttingen 2000
- LINDEMANN, M., Unterschichten und Sozialpolitik in Hamburg, 1799-1814, in: HERZIG, A., LANGEWIESCHE, D., SYWOTTEK, A., Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, Hamburg 1983
- LOOCK, H.-D., „Die preußische Union, der Streit um die Kirchenverfassung 1808-1817 und Die Reaktion der brandenburgischen Landpfarrer“, in: BIRKE, A.M. / KLUXEN, K., Kirche, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Ein deutsch-englischer Vergleich, München etc. 1984
- MARSCHKE, G., Bürgerliche Leitbilder zwischen Emanzipation und Restauration. Bildung und Bürgertum zwischen Aufklärung und Historismus, FaM etc. 2001
- MATTI, W., Bevölkerungsvorgänge in den Hansestädten Hamburg und Bremen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte 69 (1983), 103-156
- MAYER, CHR., Die Anfänge einer institutionalisierten Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: KLEINAU, E. / OPITZ, C. (Hgg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt / New York 1996
- MAYER, P., Das Kommissionsgeschäft im Weinhandel, Heidelberg 1934
- McLeod, H., Weibliche Frömmigkeit – männlicher Unglaube? Religion und Kirchen im bürgerlichen 19. Jahrhundert, in: FREVERT, U. (HG.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988
- MEINERS, K., Der besondere Weg, ein Weib zu werden. Über den Einfluß von Leitbildern auf die Entwicklung der höheren Mädchenbildung seit dem 17. J., FaM / Bern 1982
- MENCK, P., Die Erziehung der Jugend zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten, Tübingen 2001
- MENDELSSOHN, M., Die Krankenpflege Bd. 2, o.A. 1902
- MERZ, H., Christliche Frauenbilder aus neuerer Zeit, Stuttgart <sup>7</sup>1926
- MITTEZWEI, I., (Hg.), Hugenotten in Brandenburg-Preußen, Studien zur Geschichte Bd. 8, Berlin 1987
- MÖLLER, K.D., Beiträge zur Geschichte des kirchlichen und religiösen Lebens in Hamburg in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, Hamburg 1926
- MOLTMANN-WENDEL, E., Menschenrechte für die Frau. Christliche Initiativen zur Frauenbefreiung, München 1974
- MORSEY, R., Der Kulturkampf. Bismarcks Präventivkrieg gegen das Zentrum und die

- Katholische Kirche, in: WEITLAUFF, M. (Hg.), Kirche im 19. Jahrhundert, Regensburg 1998
- MÜLLER, B., Spuren. Zur Geschichte der Kaiserswerther Diakonie, Kaiserswerth 2000
- MÜLLER, W., Bürgertum und Christentum, in: BÖCKLE, F., KAUFMANN, F.-X. etc. (Hgg.), Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Freiburg etc. 1982
- MÜLLER, W.G., Der Brief, in: WEISSENBERGER, K. (Hg.), Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa, Tübingen 1985
- MURKEN, A.H., Die bauliche Entwicklung des deutschen Allgemeinen Krankenhauses im 19. Jahrhundert, Göttingen 1979
- NAGEL, H., Ursprung und Sinn hierarchischer Ordnung im Krankenhaus, in: Der Krankenhausarzt 45 (1972), 9-23
- NICKISCH, R.M.G., Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. Und 18. Jahrhunderts, Göttingen 1969
- : Brief, Stuttgart 1991
- NIEMANN, D., Revolutionsfeiern und Reichsverfassungskampagne. Die Feiern zum Jahrestag der Märzrevolution in Düsseldorf, in: NORDRHEIN-WESTFÄLISCHES HAUPTSTAATSARCHIV DÜSSELDORF, Petitionen und Barrikaden. Rheinische Revolutionen 1848/49, Münster 1998
- NIEMEYER, B., Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert, in: KLEINAU, E./OPITZ, C. (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 1, Frankfurt / New York 1996
- NIPPERDEY, TH., Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1998
- : Kommentar: „Bürgerlich“ als Kultur, in: KOCKA, J. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987
- : Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918, München 1988
- NOWAK, K., Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 1995
- NUTTING, M.A. / DOCK, L.L., Geschichte der Krankenpflege. Die Entwicklung der Krankenpflege-Systeme von Urzeiten bis zur Gründung der ersten englischen und amerikanischen Pflegerinnenschule, Berlin 1910
- o.A., Das Hamburgische Allgemeine Krankenhaus, Hamburg 1830
- o.A., Frédérique et Caroline Fliedner. Fondatrices de la Maison des Diaconesses de Kaiserswerth, Tours 1927
- O'BOYLE, L., Klassische Bildung und soziale Struktur in Deutschland zwischen 1800 und 1848, in: Historische Zeitschrift 207 (1968), 584-608
- ORTH-PEINE, H.M., Bedingungen der Identitätsbildung in sozialgeschichtlicher Perspektive, Bielefeld 1984
- OTTE, H., Kirchliche Armenpflege in norddeutschen Städten zwischen Aufklärung und Erweckung: Hamburg, Braunschweig, Osnabrück, in: Pietismus und Neuzeit 25 (1999), 125-157)
- PANKE-KOCHINKE, B., Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebens-Zusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert, Pfaffenweiler 1993
- PAPE, G., Amalie Sieveking, Bielefeld / Leipzig 1926
- PAULSEN, A., Karoline Fliedner, in: Monatsblatt hg. Von der Vereinigung Evangelische Frauenverbände Deutschlands 8 (10/11 1929), 191-195
- : Aufbruch der Frauen. Dein Beitrag zum Gespräch zwischen Frauendiakonie und Frauenbewegung, Lahr 1964
- PERROT, M., Rollen und Charaktere, in: ARIÈS, PH., DUBY, G. (Hgg.), Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4, Frankfurt am Main 1987

- PHILIPPI, P., Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789-1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie, Neukirchen-Vluyn 1966
- : Art.: „Diakonie I“, in: TRE VIII, Berlin/New York 1981
- PIELHOFF, ST., Paternalismus und Stadtarmut. Armutswahrnehmung und Privatwohltätigkeit im Hamburger Bürgertum 1830-1914, Hamburg 1999
- PILLORGET, R., Die juristischen, finanziellen und familiären Auswirkungen des Edikts von Fontainebleau in Frankreich, in: DUCHHARDT, H., Der Exodus der Hugenotten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als europäisches Ereignis, Köln / Wien 1985
- POEL, E., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking. In deren Auftrage von Einer Freundin derselben verfaßt, Hamburg 1860
- PREETZ, M., Die Privilegien für die deutschen Hugenotten, in: Der Deutsche Hugenott 25 (1961), 76-85
- PRELINGER, C.M., Prelude to Consciousness. Amalie Sieveking and the Female Association for the Care of the Poor and the Sick, in: FOUT, J.C., German Women in the Nineteenth Century. A Social History, New York / London 1984
- : Die deutsche Frauendiakonie im 19. Jahrhundert. Die Anziehungskraft des Familienmodells, in: JOERES, R.-E. / KUHN, A. (Hg.), Frauenbilder und Frauen-Wirklichkeiten. Interdisziplinäre Studien zur Frauengeschichte in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert
- REBLE, A., Geschichte der Pädagogik, Stuttgart<sup>15</sup> 1989
- REITER, M., Moralische Subjektconstitution im deutschen Pietismus, in: BOSCH, H. etc. (Hg.), Der innere Staat des Bürgertums. Studien zur Entstehung bürgerlicher Hegemonie-Apparate im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1986
- REMÉ, R., Amalie Sieveking. Eine Vorkämpferin der christlichen Frauenbewegung, Hamburg 1911
- RODEGRA, H., Vom Pesthof zum Allgemeinen Krankenhaus. Die Entwicklung des Krankenhauswesens in Hamburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Münster 1977
- : Das Gesundheitswesen der Stadt Hamburg im 19. Jahrhundert: unter Berücksichtigung der Medizinalgesetzgebung (1586 – 1818 – 1900), Wiesbaden 1979
- RÖPER, U., Mariane von Rantzau und die Kunst der Demut. Frömmigkeitsbewegung und Frauenpolitik in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV., Stuttgart 1997
- ROSENBAUM, H., Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1982
- ROSENKRANZ, A., Kurze Geschichte der Evangelischen Kirche im Rheinland bis 1945, Neukirchen-Vluyn 1975
- RÜSCHEMEYER, D., Bourgeoisie, Staat und Bildungsbürgertum. Idealtypische Modelle für die vergleichende Erforschung von Bürgertum und Bürgerlichkeit, in: KOCKA, J. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987
- RUH, U., Säkularisierung, in: BÖCKLE, F., KAUFMANN, F.-X. etc. (Hgg.), Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Freiburg etc. 1982
- RUPPERT, W., Der Bürger als Kaufmann: Erziehung und Lebensformen, Weltbild und Kultur, in: HERRMANN, U., „Die Bildung des Bürgers“. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert, Weinheim / Basel 1982
- SALLWÜRK, E.V., Fénelon und die Litteratur der weiblichen Bildung in Frankreich, Langensalza 1886
- SAUERMILCH, H., Weinbau und Weinhandel an der Nahe unter besonderer Berücksichtigung der neueren Zeit, Heidelberg 1926
- SCHADEWALDT, H., Idee und Wirklichkeit des Krankenhauses im 19. Jahrhundert, in: Das Krankenhaus 63 (1971), 286-291

- SCHAPER, H.-P., Krankenwartung und Krankenpflege. Tendenzen der Verberuflichung in der Ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Opladen 1987
- SHELLONG, D., Bürgertum und christliche Religion. Anpassungsprobleme der Theologie seit Schleiermacher, München 1975
- Schering, E., Auftrag und Gestaltwerdung der weiblichen Diakonie im Spiegel des Briefwechsels zwischen Theodor und Caroline Fliedner (Kaiserswerth) und Marianne von Rantzau (Berlin), in: Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 33 (1984), 65-135
- SCHIEDER, W., Sozialgeschichte der Religion im 19. Jahrhundert. Bemerkungen zur Forschungslage, in: DERS. (Hg.), Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1993
- SCHILDT, G., Frauenarbeit im 19. Jahrhundert, Pfaffenweiler 1993
- Schlaffer, H., Glück und Ende des privaten Briefs, in: Beyrer, K. / Täubrich, H.-Chr. (Hgg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1996
- SCHLÖGL, R., Glaube und Religion in der Säkularisierung, München 1995
- : Sünderin, Heilige oder Hausfrau? Katholische Kirche und weibliche Frömmigkeit um 1800, in: GÖTZ V. OLENHUSEN, I. (Hg.), Wunderbare Erscheinungen. Frauen und katholische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn etc. 1995
- SCHLUMBOHM, J. (Hg.), Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern und Aristokraten Wurden 1700-1850, München 1983
- : Familiäre Sozialisation im gehobenen deutschen Bürgertum um 1800, in: HERRMANN, U., „Die Bildung des Bürgers“. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert, Weinheim / Basel 1982
- SCHMID, P., Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: KLEINAU, E. / OPITZ, C. (Hgg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt / New York 1996
- SCHMIDT, B., Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons (1789-1813), Bd. 1, Hamburg 1998
- SCHMIDT, J., Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert, Frankfurt / New York 1998
- SCHOEPS, H.-J., Das andere Preussen. Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelms IV., Berlin 1974
- SCHOLL, H., Glaube und Spiritualität der Hugenotten, Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins e.V. Bd. 19, Heft 1, Sickingen 1986
- SCHORN-SCHÜTTE, L./SPARN, W.(Hg.), Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts, Stuttgart etc. 1997
- SCHRAMM, P.E., Hamburg, Deutschland und die Welt. Leistung und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck, München 1943
- : Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher „Kulturgeschichte“ im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648-1948), Bd. 2, Göttingen 1964
- SCHREIBER, H., Auf den Spuren der Hugenotten, München 1984
- SCHÜTZE, Y., Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts, in: FREVERT, U. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988
- : Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“, Bielefeld 1986
- SCHULZ, A., Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, Historische Zeitschrift 259 (1994), 637-670

- : Das Bremer Bürgertum in der Umbruchszeit 1789-1818, in: GALL, L (Hg.), Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780-1820, HZ Bd. 14, München 1991
- SCHWEICKHARDT, S., Mütter der Diakonie. Aus den Anfängen evangelischer Schwesternarbeit, Stuttgart 1941
- SCOVILLE, W.C., The Persecution of Huguenots and French Economic Development 1680-1720, Los Angeles 1960
- SEIDLER, E., Grundmotive von Medizin und Krankenpflege im 19. Jahrhundert, in: Deutsche Schwesternzeitung 8 (1967), 365-368
- : Geschichte der Medizin und der Krankenpflege, Stuttgart etc. <sup>6</sup>1993
- SETHE, P., Deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert von 1848 bis 1960, München 1960
- SIEVEKING, H., Der weibliche (Sieveking'sche) Verein für Armen- und Krankenpflege in Hamburg, Hamburg 1932
- SIMMEL, M., Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert, Frankfurt / New York 1980
- SPERBER, J., Rhineland Radicals. The democratic Movement and the Revolution of 1848-1849, Princeton 1991
- STECK, W., Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Leben, in: GREIFFENHAGEN, M., Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Stuttgart 1984
- STEFFE, M.A., Die Hugenotten. Macht des Geistes gegen den Geist der Macht, Gernsbach 1989
- STEINHAUSEN, G., Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des Deutschen Volkes, Frankfurt am Main <sup>2</sup>1968, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1889
- STICKER, A., Die Entstehung der neuzeitlichen Krankenpflege, Stuttgart 1960
- : Friederike Fliedner und die Anfänge der Frauendiakonie. Ein Quellenbuch, Neukirchen-Vluyn <sup>2</sup>1963
- : Wer war Friederike Fliedner geborene Münster? Legende u. Wirklichkeit, Kaiserswerth 1966
- : Theodor Fliedner 1800-1864, Kaiserswerth o.J.
- : Friederike und Karoline Fliedner. Die Diakonissenmütter, Kaiserswerth 1951
- STIEVE, T., Der Kampf um die Reform in Hamburg 1789-1842, Hamburg 1993
- STÖKL, H., Im Dienste des Herrn. Lebensbilder christlicher Frauen. Für Deutschlands Töchter dargestellt, Leipzig 1901
- STUBBE-DA LUZ, H., Occupants – Occupés: Die napoleonische Besatzungsherrschaft in den Hansestädten (1806-1814) im Lichte eines sozialhistorischen Okkupations-Modells, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 84 (1998), 51-88
- STUBMANN, P., Hamburg, Rotterdam und Antwerpen im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1912
- SUHR, U., Amalie Sieveking oder Ein Weg in die Selbständigkeit, in: WALTER, K., Sanft und Rebellisch. Mütter der Christenheit – von Frauen neu entdeckt, Freiburg etc. 1990
- TENORTH, H.-E., Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung, Weinheim / München <sup>2</sup>1992
- THADDEN, R. v., Vom Glaubensflüchtling zum preußischen Patrioten, in: THADDEN, R. v., MAGDELAINE, M. (Hgg.), Die Hugenotten 1685-1985, München 1985, 186-197
- THOMANN, K.-D., Die Entwicklung der Chirurgie im 19. Jahrhundert und ihre Auswirkungen auf Organisation und Funktion des Krankenhauses, in: LABISCH, A. / SPREE, R. (Hgg.), „Einem jeden Kranken in einem Hospitale sein eigenes Bett“. Zur Sozialgeschichte des Allgemeinen Krankenhauses in Deutschland im 19. Jahrhundert, Frankfurt / New York 1997
- THORN, C., Zwischen wirtschaftlicher Notwendigkeit und gesellschaftlicher Integration. Zur Bedeutung des Bürgerrechts für Frauen in Hamburg im 19. Jahrhundert bis zu seiner

- Aufhebung 1864, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 83 (1997), 51-93
- TILLY, R., Unternehmermoral und –verhalten im 19. Jahrhundert. Indizien deutscher Bürgerlichkeit, in: KOCKA, J. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert Bd. 2, Göttingen 1995
- TOPPE, S., Die Erziehung zur guten Mutter. Medizinisch-pädagogische Anleitungen zur Mutterschaft im 18. Jahrhundert, Oldenburg 1993
- : Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: KLEINAU, E. / OPITZ, C. (Hgg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt / New York 1996
- TORNIEPORTH, G., Studien zur Frauenbildung. Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltorientierter Bildungskonzeptionen, Weinheim / Basel 1979
- TREIBER, H. / STEINERT, H., Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen. Über die „Wahlverwandtschaft von Kloster- und Fabrikdisziplin, München 1980
- TREPP, A.-CH., Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996
- UEBERLE, H., Der konsumorientierte Weinhandel, Heidelberg 1933
- UHLHORN, G., Die christliche Liebestätigkeit, Neukirchen <sup>3</sup>1959
- VARILLON, F., Fénelon. Geistlichen Werke, Düsseldorf 1961
- VIERTEL, G., Mathilde Gräfin von der Recke-Volmerstein geb. Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth (1801-1867), in: Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands 51 (2002), 187-216
- VON HAUFF, A., Regine Jolberg, Heidelberg 2002
- VOSS, L., Geschichte der höheren Mädchenschule. Allgemeine Schulentwicklung in Deutschland und Geschichte der höheren Mädchenschulen Kölns, Opladen 1952
- WAHL, J., Lebensläufe und Geschlechterräume im Pfarrhaus des 17. und 18. Jahrhunderts, in: SCHORN-SCHÜTTE, L. / SPARN, W. (Hgg.), Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts, Stuttgart etc. 1997
- WALKOWITZ, J.R., Gefährliche Formen der Sexualität, in: DUBY, G. / PERROT, M. (Hg.), Geschichte der Frauen Bd. IV, Frankfurt / New York 1994
- WALTER, K. (Hg.), Sanft und rebellisch. Mütter der Christenheit – von Frauen neu entdeckt, Freiburg/Basel/Wien 1990
- WANDT, H., 700 Jahre Weinhandel in Berlin 1254-1954, Berlin o.J.
- WEBER, M., Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung. Eine Einführung, Aalen 1971 (Neudruck der Ausgabe Tübingen 1907)
- WEBER-KELLERMANN, I., Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, FaM <sup>3</sup>1977
- : Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, München 1983
- WEBER-WILL, S., Die rechtliche Stellung der Frau im Privatrecht des Preussischen Allgemeinen Landrechts von 1794, Frankfurt am Main 1983
- WECKEL, U., Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter, in: KLEINAU, E. / OPITZ, C. (Hgg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt / New York 1996
- WEIGELT, H., Die Diasporaarbeit der Herrnhuter Brüdergemeine und die Wirksamkeit der Deutschen Christentumsgesellschaft im 19. Jahrhundert, in: GÄBLER, U. (Hg.), Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Göttingen 2000
- WEITLAUFF, M., Der Staat greift nach der Kirche. Die Säkularisation von 1802/03 und ihre Folgen, in: DERS. (Hg.), Kirche im 19. Jahrhundert, Regensburg 1998
- WELTER, B., „Frauenwille ist Gottes Wille“. Die Feminisierung der Religion in Amerika,

- 1800-1860, in: HONEGGER, C. / HEINTZ, B., Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt am Main 1981
- WHALEY, J., Religious Toleration and Social Change in Hamburg 1529-1819, Cambridge 1985
- WITT, U., Bekehrung, Bildung und Biographie. Frauen im Umkreis des Halleschen Pietismus, Tübingen 1996
- ZIEGLER, M., Karoline Fliedner. Aus dem Leben der zweiten Diakonissenmutter zur Kaiserswerth, Kaiserswerth 1935
- ZUR MÜHLEN, K.-H., Art.: „Luther II.: Theologie“, in TRE XXI, Berlin / New York 1991